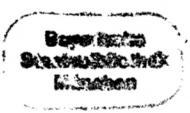
coll. epth. f. 3376

H. E. E. 217 w (1



ENGLISCH-OSTINDIEN,

NACH DEN BESTEN QUELLEN

GESCHILDERT

VON EINEM VEREINE GELEHRTER.

Ein Seesturm während der Monsoon.

CARLSRUHE, KUNSTVERLAG
1858.

A | 51 | 214

Die

Außer-Europäische Welt

oder

Jahrbuch des Wissenswürdigsten

aus der

Kunde fremder Länder und Völker.

Nach den besten vorhandenen Quellen

herausgegeben

von einem Vereine Gelehrter.

Erster Band.

Mit 24 Stahlstichen und 1 Charte.

Karlsruhe, Kunstverlag.

1858.

Buchdruckerei von Malsch & Vogel.

Englisch-Ostindien.

Nach den besten Quellen

geschildert

von einem Vereine Gelehrter.

Mit 24 Stahlstichen und einer Charte.

Karlsruhe, Kunstverlag.

1858.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

1.

Koh-i-Noor — „Berg des Lichtes" — heißt ein wunderbarer Stein, der in der großen Weltausstellung zu London Aller Augen auf sich zog. Es war ein schwarzer Demant, geheimnißvolle, dunkle Strahlen wie glühende Lichtpfeile nach allen Seiten hinschießend. Der Stein hat seine Geschichte, seine Mythen, seine symbolische Bedeutsamkeit, wie kaum ein zweiter.

Er war das Eigenthum Rundschitt-Singhs, jenes „Löwen des Sieges", der vor kaum einem Menschenalter aus der schwankenden Genossenschaft Gottgläubiger und Menschenliebender „Jünger" (Shiks) eines indischen Reformatoren (Nanek) das mächtigste Reich in Indien, das der Sikhs, herstellte. Der Stein goß einst sein Licht über den Thron des Herrschers der Shiks aus, bis vor ein paar Jahren England dem jungen Reiche ein Ende machen zu müssen glaubte. Mit dem Throne und der Krone der Shiks eroberten die Engländer auch den „Berg des Lichtes", brachten ihn nach London, wo sie ihn, als die schönste Beute Indiens, während der Weltausstellung stolz dem erstaunten Auge des im Glaspalaste zusammenströmenden Europas Preis gaben. Das ist die Geschichte Koh-i-Noors. Seine Mythen gleichen schon mehr dem geheimnißvollen Lichte seiner dunkeln Demantstrahlen. „Siehst du ihn dort?" flüsterte im Weltpalaste ein von Alter und Unglück gebeugter

dunkelhäutiger Greis, der einst einem Herrscherstamme der hellen und heißen Gefilde Indiens angehörte und der nun in den kalten und nebeligen Gassen Londons zitternd das tägliche Brod erbetteln muß, einem jüngern Unglücksgenossen zu. — „Siehst du dort den schwarzen Demant; das ist der Koh-i-Noor, der Unglücksstein, der den verdirbt, welcher ihn besitzt. Er ging von Hand zu Hand unter den Herrschern Indiens, und ihm folgte wie sein Schatten überall der Fluch, dessen Vollstrecker seit Langem die Engländer waren. Jetzt ist er endlich in die Hände der Engländer selbst gefallen." — „Der Himmel segne ihn in seinem Unglückswalten!" erwiederte der junge Gefährte des Greises, so die Gefühle aussprechend, die alle Indier beherrschen und die sich heute so furchtbar blutig geltend machen.

Aber auch seine symbolische Bedeutung hat dieser Stein. Wie Ihr ihn dort sehet, kalt und doch feuerstrahlend, werthlos und doch Millionen geschätzt, nutzlos und doch mit gierigen Blicken verzehrt — so ist er ein sprechendes Bild der Herrschaft Englands in Indien.

2.

Eine große, tief einsichtsvolle und kalt rechnende Schule englischer Politiker, die sogenannte Manchesterschule, hat schon lange offen ausgesprochen, daß die Colonien Englands nicht zum Heile, sondern zum Unheile des englischen Volkes erworben seien, und daß England aus denselben keinen Vortheil ziehe, den es nicht auf anderm Wege als dem der Eroberung und Colonisation in viel höherem Umfange ziehen könne; daß ihm im Gegentheile aus der Art, wie England colonisire, Verderben und der Untergang drohe. Wer die Geschichte der englischen Colonien, und ganz besonders die Indiens kennt, der wird zugestehen müssen, daß die Manchesterschule, wenn sie auch auf ächt englische Art sich in ihren Ansichten einseitig festrennt, doch im Wesentlichen der Wahrheit näher kommt

als alle andern politischen Parteien und nationalökonomischen Schulen Großbritaniens.

„England darf nicht stolz sein auf seine Colonisationsversuche. Mit Ausnahme der Strafcolonien und Sierra Leone, welche diesen Charakter halbwegs haben, sind alle englischen Colonien die Frucht der Eroberung", sagt ein Engländer, der einer der Grundpfeiler der Manchesterschule ist, und dessen Urtheil auch alle andern Parteien in England als Autorität gelten lassen müssen *). Die englischen Niederlassungen in Indien bekunden diesen Charakter ganz besonders, und leiden denn auch von Anfang an bis auf den heutigen Tag an den Folgen, welche hieraus nothwendig hervorgehen. Das Wesen der Eroberung besteht vor Allem darin, daß dieselbe nie zu einem festen Ziele kommt, sondern mit jeder neuen Eroberung nur einen zeitigen Halt erlangt, während dessen sie sich ein weiteres Ziel für die nächstfolgenden Schritte auf der abschüssigen Bahn steckt, ja zu stecken gezwungen ist. Die ostindische Compagnie und auch die englische Regierung sind in Indien, nachdem einmal der erobernde Charakter der indisch-englischen Besitzungen festgestellt war, gegen ihren Willen, ihre Absichten, ihre ausdrücklichen Befehle von Eroberung zu Eroberung fortgerissen worden. Nachdem die Königin Elisabeth im Jahre 1600 einer Gesellschaft Londoner Kaufherrn ein Monopol für den Handel nach allen Ländern zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Magelhänsstraße ertheilt hatte, erhielt die englisch-ostindische Compagnie im Jahre 1661 das Recht von der englischen Regierung, „mit allen nicht christlichen Fürsten und Völkern selbstständig Krieg zu führen und Friede zu schließen". Die ostindische Compagnie benutzte diese Erlaubniß so gut, daß kaum ein Jahrhundert später (1768) „der Hof der Directoren" sich genöthigt sah, seinen Befehlshabern in Indien den ausdrücklichen Befehl zugehen zu lassen, alle weitern Eroberungen einzustellen und die

*) Potter I. 127. Progresses of the Nation.

Besitzungen der Compagnie auf die Gränzen von Bengalen, Jaghire, Madras und Bombay zu beschränken. Sie sagten in diesem Befehle:

„Wenn wir erst diese Gränzen überschreiten, dann werden wir von einer Eroberung zur andern geführt werden, bis wir keine Sicherheit mehr finden als in der Unterjochung des Ganzen, und diese Unterjochung selbst würde, die britischen Kräfte theilend, uns zuletzt das Ganze wieder verlieren machen und mit unserer Austreibung aus Hindostan endigen".

So klug, so hell sehend, mit so klarem prophetischem Blicke in die Zukunft sprachen sich die Lenker der indischen Politik schon vor beinahe hundert Jahren aus; aber erst nachdem sie mehr denn ein Jahrhundert den Weg der Eroberung gegangen waren. Trotz der schönsten Befehle, der friedliebendsten Aeußerungen, trotz der mit jeder neuen Eroberung steigenden Verlegenheit der Herrscher, der verhältnißmäßig immer größern Ausgaben bei stets geringerm Einkommen, der sich stets mehrenden Schuld bei immer geringerm Gewinne ging die ostindische Compagnie gezwungen auf der Bahn der Eroberung Schritt für Schritt weiter, bis sie zum erstenmale in Afghanistan (1842) mit blutigem Kopfe zurückgewiesen wurde. Diese Niederlage selbst aber zwang die Compagnie zu neuen Eroberungen, um die Scharte auszuwetzen, den Glauben an die Unüberwindlichkeit Englands durch neue Siege wieder herzustellen. Aber es gelang dies selbst durch den Sieg über die tapfern Sikhs nur halbwegs, so daß kaum ein paar Jahre später die Einverleibung des Königreichs von Audh wieder nothwendig schien, die dann fast unmittelbar den Aufstand herbeiführte, welcher in diesem Augenblicke ganz Indien mit blutigen Kämpfen erfüllt.

3.

Wie der Geist der Eroberung den Eroberer nach außen hin zu immer neuen Eroberungen treibt, so erlaubt er im Innern der eroberten Staaten und Völker keine andere Politik als die der

kalten und rücksichtlosen Ausbeutung. Fast zu derselben Zeit, wo die Directoren der Compagnie ihren Gouverneur anwiesen, alle Eroberungen einzustellen, sprach sich der Mann, der die glänzendsten Eroberungen in Indien machen half, Lord Clive, sehr klar über den Geist aus, der sich auch in den innern Verhältnissen geltend machte. Er schrieb an die Vorsteher der Compagnie: „Sie werden leicht einsehen, daß nach Allem, was geschehen ist, die Fürsten des Hindostan schließen müssen, unsere Wünsche seien ohne Ziel. Sie haben solche Beispiele unserer Herrschsucht gehabt, daß sie bei uns Mäßigung nicht mehr für möglich halten können. Deßwegen müssen wir, wenigstens dem Namen nach, wenn auch nicht in der That, vielleicht vollkommen und ohne Rückhalt selbst Nabobs werden." — Als europäische Nabobs traten die Machthaber der ostindischen Compagnie den Indiern gegenüber, ohne andere Absicht als die, so viel Geld aus Indien zu ziehen, wie immer möglich.

Zu dem Ende wurde der Handel von ganz Indien ein Monopol der ostindischen Compagnie, und zwar sowohl der Handel Indiens nach England und Europa, als auch der Handel Englands und der ganzen Welt nach Ostindien. Das Monopol hatte die naturgemäße, überall eintretende Folge, dem Handel selbst zu schaden; so daß bald Indien und England zugleich sich durch dasselbe beengt und im Nachtheile fühlten, während die Compagnie dabei nicht so viel gewann als die Verwaltung Indiens kostete. Das englische Monopol im Bunde mit den englischen Maschinen erdrückte die indische Industrie, die beim Beginne der englischen Herrschaft noch Wunder schuf, wie sie Europa nie hervorgebracht hat. Die indischen Gewebe, die Kaschemirs haben in Feinheit und Kunstfertigkeit nie ihres Gleichen gehabt; sie gehören jetzt dem Reiche der Märchen an.

Als das Monopol des indischen Handels die Compagnie nicht nährte, machte sie auch die Haupterzeugnisse des Landes, Indigo, Thee, Kaffe und Zucker zu einem Monopol der Compagnie. Aber auch hierin fand sie nur theilweise die Mittel, welche zur Herrschaft

über mehr denn Hundert von Millionen Indier nöthig waren. Dem steigenden Bedürfnisse, der stets wachsenden Schuld gegenüber, suchten sie dann noch durch Binnenzölle ihren Schatz zu mehren; die Folge war die Zerstörung des innern Handels in ganz Ostindien, und mit der Zerstörung desselben war natürlich die Hoffnung, welche die Compagnie auf diese Zölle gesetzt hatte, vernichtet. Eine durchgreifende Besteuerung des Landbaues, die oft 50 Prozent des Gesammtertrags überstieg und nur in Folge der größten Strenge und Gewalt eingetrieben werden konnte, sollte von Neuem dazu dienen, den Finanzen der Compagnie aufzuhelfen; sie hatte nur die Folge, den einst so blühenden Landbau Indiens an der Wurzel anzugreifen, alle Landesbewohner, so weit die Macht der Compagnie reichte, der Noth und dem Elend Preis zu geben.

Dieses Fehlschlagen aller Bestrebungen der Compagnie hatte endlich die Folge, daß die Staatsmänner Englands die Compagnie selbst verantwortlich machten. Bei der Erneuerung des Freibriefs der Compagnie im Jahre 1813, wo sich herausstellte, daß die Compagnie 30 Millionen Pfund Sterling (über 360 Millionen Gulden) Schulden gemacht hatte, ohne daß sie im Stande gewesen war, den Tribut, den sie der englischen Regierung zu zahlen übernommen, abzutragen, wurde das Handelsmonopol aufgehoben oder besser auf den Gesammthandel Englands ausgedehnt. Aber das Wesen der Compagnie und ihrer Herrschaft in Indien blieb dasselbe; so daß, als 1833 die Zeit der Erneuerung ihres Freibriefes abermals kam, die englische Regierung die Compagnie als Handelsgesellschaft aufhob, und sie zugleich im Wesentlichen ihrer Herrschaft entsetzte. Neben den „Hof der Directoren" (court of Directors) wurde ein „Aufsichtsausschuß" (Board of Controls) gestellt, der, von der Regierung ernannt, alle Thätigkeit des „Hofes der Directoren" in Stille überwachte, und wo es nöthig wurde, den Hof der Directoren zu beseitigen das Recht hatte, und ihn beseitigte.

Die bedeutendſte Neuerung aber, welche bei dieſer Gelegenheit durchgeſetzt wurde, war die Ermöglichung einer wirklichen Coloniſation durch die Erlaubniß der Niederlaſſung für engliſche Anſiedler in Indien. Bis zum Jahre 1833 war die Niederlaſſung und Anſiedlung von Engländern in Indien verboten. Wunderbar iſt es jedenfalls, daß die „Colonie" Englands in Indien zwei Jahrhunderte hindurch alles Coloniſiren thatſächlich verhindern konnte. Die Folge davon iſt, daß auch heute noch, nachdem die Anſiedlung nun freilich erſt ſeit einem Vierteljahrhundert erlaubt iſt, die Zahl der Engländer in Indien ſich Alles in Allem kaum auf mehr denn 50,000 Seelen beläuft. Die Urſache, warum das Coloniſiren verboten wurde, oder wenigſtens ſo lange verboten blieb, waren die Erfahrungen, welche England in Nordamerika gemacht hatte. Man wollte verhüten, daß mächtig gewordene Anſiedler dereinſt der Compagnie die Spitze bieten könnten. Das Mittel war durchgreifend genug, aber die Folge war, daß das engliſche Element in Indien nicht Wurzel faſſen, und mit der Eroberung fortſchreiten konnte. So mußten die Engländer nothgezwungen die Stütze ihrer Macht anderswo als in den Engländern, die in Indien lebten, ſuchen. Söldner wurden unerläßlich, und da europäiſche Soldtruppen theuer waren und dem Klima kaum zu widerſtehen vermochten, ſo entſtand das Syſtem der indiſchen Söldlinge, der „Seapoys". Jeder weiß heute, wie dies Syſtem die Achillesferſe Englands in Indien war. Daß die Wunde aber, die an dieſer Stelle England geſchlagen wurde, ſo blutig und gefährlich geſchlagen werden konnte, daran ſind dennoch die ſeit 1833 im Lande ſtattgehabten engliſchen Anſiedelungen mit ihren Folgen Schuld. Dieſe engliſchen Anſiedler brachten Anſichten, Abſichten, Gewohnheiten und Bedürfniſſe mit nach Indien, welche nothwendig denen der indiſchen Compagnie und den engliſchen Herrſchern in Indien feindlich und ſtörend gegenüber treten mußten. Mit ihnen erhielt Indien eine mehr oder weniger freie Preſſe,

welche die indischen Dinge oft in dem Geiste besprach, der in England herrscht, im Geiste der Freiheit, der Menschenrechte und der Selbstregierung, während die Herrschaft Englands in Indien nur auf dem Rechte der Eroberung, auf Unterjochung und Ausbeutung ruht. Das neue englische Element in Indien ist Ursache, daß die Compagnie in Manchem dem Rufe der Menschlichkeit nachgeben mußte, was bei ihrem Wesen meist nur zum Nachtheile ihrer Herrschaft ausschlagen konnte. England hatte Nichts zur Verbesserung der Volkszustände in Indien gethan; seit ein freies, englisches Element in Indien lebt, zwang dasselbe die Compagnie, Schulen zu errichten. Anfangs waren diese fast nur auf gelehrten Unterricht im Sanscrit beschränkt; allein der freie Geist Englands forderte und erlangte endlich auch Schulen nach englichen Mustern eingerichtet, in welchen freilich nur wenige hochgestellte Indier ihre Erziehung erhielten; aber ihrer genug, um unter den Indiern eine Klasse von Leuten zu gründen, welche in Bildung und Wissen nicht hinter dem feinstgebildeten Gentleman zurückstehen. Nana Sahib ist aus diesen Schulen hervorgegangen, und wenn sein Name alle andern überklingt, so ist er unter den Zöglingen englischer Schulen in Indien sicher von Vielen, die wie er dachten und handelten, nicht der einzige Feind, sondern bis heute nur der gefährlichste, für England geworden. — Das freie englische Element in Indien hat auch die christliche Religionspropaganda dort eingeführt, durch welche alle Indier sich in ihrem Heiligsten bedroht glaubten. Daher war es so leicht, eine an und für sich so unbedeutende Sache, wie das Einwickeln von Patronen in fettgedüngtes Papier, dem Indier als eine absichtliche Verletzung seiner religiösen Gesetze und Gebräuche darzustellen und die Masse der Seapoys hierdurch mehr als durch die Knechtschaft, in der sie standen, zum Aufruhr zu reizen.

4.

Dieser Aufstand ist das nothwendige und naturgemäße Ergebniß der ausbeutenden Eroberungspolitik, welche die ostindische

Compagnie von Anfang bis auf diesen Tag befolgte. Wie der jetzt begonnene Kampf auch schließlich endigen mag, so ist er jedenfalls der Wendepunkt für alle Wechselbeziehungen zwischen Indien und Europa. Gelänge es den Ostindiern bleibend das englische Joch abzuschütteln, so würde dadurch natürlich nicht nur die Stellung Ostindiens zu Europa, sondern auch die Stellung Englands in Europa eine andere werden. England würde und kann Ostindien nur dann aufgeben, wenn seine Kraft sich an dem Widerstande Ostindiens gebrochen hat. Wahrscheinlicher aber ist, daß England noch einmal siegreich aus dem Kampfe hervorgehen wird. Aber auch dann wird für England in Indien und für Indien unter Englands Oberherrschaft eine neue Epoche anfangen.

Die Indienbill, welche Lord Palmerston dem Parlamente vorlegte, war im Wesentlichen eine Entsetzung der ostindischen Compagnie, an deren Stelle dann die englische Regierung und das englische Volk treten würden. Wir sagen absichtlich: die englische Regierung und das englische Volk zugleich; denn bei den Rechten, welche die board of controls gegenüber dem „Hof der Directoren" bereits seit 1833 besaß, hatte die Regierung alle thatsächliche Macht, während dem Hof der Directoren nur der Schein der Macht blieb. Aber dieser Schein deckte die Verantwortung der Regierung. Sobald dieser Schein von Macht nicht mehr vorhanden ist, wird Indien offen im Namen Englands regiert werden und England, sein Parlament, seine Königin, seine Regierung, sein Volk für alles, was dort geschieht, verantwortlich sein.

Bis jetzt ist Indien nur im Namen einer Handelscompagnie, durch die Beamten derselben, durch die nachgeborenen Söhne der englischen Aristocratie, nicht sowohl regiert als ausgebeutet worden. Die Compagnie und ihre Beamten, nicht aber England haben die Schätze Indiens nach und nach bis auf den Grund ausgeschöpft. Die Bereicherung einzelner Familien Englands war bis

jetzt das Hauptergebniß der Eroberung Indiens. Deßwegen war die zeitweilige Unterjochung Ostindiens durch eine englische Compagnie dennoch von einem höhern Gesichtspunkte aus für Indien ziemlich sicher kein Unglück, sondern den Verhältnissen gegenüber eher ein Glück. Indien ist das herrlichste Land der Welt; aber seine Bewohner hatten verlernt, die Naturkräfte desselben zu beleben. Ganz Indien ist mit den großartigsten Ruinen einer mächtigen Kultur übersäet, die bereits verfallen und im Hinschwinden begriffen war, als die Engländer zum ersten Male den Fuß auf die ostindische Küste setzten. Tausendjährige, nichts entscheidende kleine Stamm- und Herrscherlingskämpfe hatten die Geister verwildert, die Menschen entartet, alle Bande der Gesellschaft gelockert und zerrissen und das Geschick der Völker dem furchtbarsten Despotismus kleiner und großer, durch Weiberherrschaft und Serailserziehung selbst entnervter Tyrannen überliefert. Das Kastenwesen, wie es aus einer Reihe von Eroberungen hervorgegangen war, hatte diese Völker schichtenweise in noch festere und unzerreißbarere Banden gelegt, als selbst die des wildesten Despotismus sein können. In diesen Zuständen ging Indien der Fäulniß bei lebendigem Leibe entgegen. Und diesen Zuständen gegenüber war die Herrschaft selbst der ostindischen Compagnie eine Rückkehr zu Besserm, ein Anfang der Wiedergeburt. Wenn man bedenkt, daß England kaum ein paar Tausend europäische Söldlinge brauchte, um diese hundert und mehr Millionen Indier zu besiegen, zu unterjochen und rücksichtslos auszubeuten, so kennzeichnet das allein die Zustände in den Dingen und in den Menschen, welchen England hier begegnete.

Der Aufstand, den England in diesem Augenblicke zu bekämpfen hat, diese gemeinsame Erhebung eines großen Theils aller Indier gegen England bekundet an und für sich einen Fortschritt zum Bessern, so groß, daß davon das Indien, welchem Lord Clive gegenüberstand, kaum eine Ahnung hätte haben können. Einerlei,

ob dieser Aufstand siegreich oder besiegt aus dem jetzigen Kampfe hervorgehen wird, er wird für Indien der Anfang einer neuen Zeit sein.

Siegt England, so wird es dem Indien, das ihm so stark gegenüber gestanden, in ganz anderer Weise gegenüber treten und gegenüber stehen bleiben müssen, als die ostindische Compagnie ihm gegenüber gestanden hat. Der Kampf, der Sieg, für wen er sich entscheiden mag, wird in seinen Ergebnissen für Indien und Europa bedeutend genug werden, um Diejenigen zu rechtfertigen, die dazu beitragen wollen, die Blicke Europas auf die ostindischen Ereignisse so zu fesseln, wie die Großartigkeit der Entwickelung, die dort vor sich geht, es verdient.

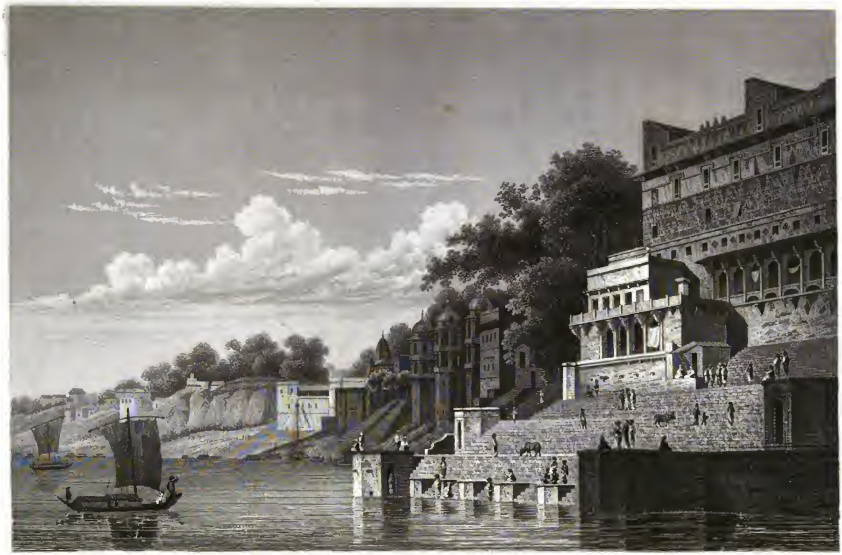
5.

Während so sich in Ostindien eine neue Zeit vorbereitet, ist auch China in Bewegung gerathen. Das „Reich der Mitte", das seine Existenz — den europäischen Theoretikern der Geschichtsphilosophie auch hierin, wie in so manchem Andern, zum Hohne — nach Jahrtausenden zählt (3000), geht wie Ostindien einer neuen Zukunft entgegen. Und wie in Ostindien, wird diese neue Zukunft von Außen nach China hineingetragen und gleichzeitig im Innern selbstständig vorbereitet. England und Frankreich stehen verbündet heute in Kanton, und Rußland schreitet gemessenen aber sichern Schrittes gegen die chinesische Mauer vor. So öffnet sich das chinesische Reich gezwungen dem Auslande und insbesondere der europäischen Kultur. China selbst und seine Zustände sind bis jetzt in ein zu tiefes und geheimnißvolles Dunkel gehüllt, als daß wir berechnen könnten, welche Folgen eine freiere Berührung zwischen China und Europa haben würde. Nur Schlaglichter erlaubten bis jetzt einen vorübergehenden Blick auf die Zustände zu werfen, welche die Zukunft Chinas in näherer Wechselbeziehung mit europäischer Kultur bedingen werden. In Californien begegnen sich die

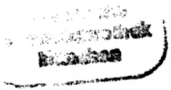
Arbeitskräfte des Nordamerikaners, des deutschen Auswanderers, des Negers und des Chinesen, und letzterer besteht dort den Wettkampf in einer Weise, daß ihm oft der Sieg über alle seine Mitbewerber zugesprochen werden muß. Diese einzige Thatsache aber bekundet, daß den Chinesen noch eine ganz andere Zukunft blüht, als die, welche ihre versteinerten innern Staatszustände denselben zu versprechen schienen.

Diese gefesselten, halbtodten Staatszustände aber scheinen auch im Innern Chinas selbst einen neuen, gewaltigen, aufweckenden und befreienden Anstoß erhalten zu haben. Das Reich der Ruhe, des Stillstandes steht einer Revolution gegenüber. Die Mandschuh-Herrschaft scheint am Vorabende ihres Sturzes angelangt zu sein. Seit zwei Jahrhunderten beherrschen die Mongolen China in der That, ohne je die Chinesen gewonnen und erobert zu haben; nur so weit ihr Schwert, ihre bewaffnete Macht reicht, geht auch die Achtung vor ihren Gesetzen und Befehlen. Der Grundsatz, auf welchem die Herrschaft in China ruht, ist — in anderer Art, wie einmal geistreich Aehnliches von Rußland gesagt wurde — „der Despotismus, gemäßigt durch das Recht der Revolution." Dies Recht wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert gegen die Herrscher Chinas erprobt, und auch die Mandschuh-Dynastie wurzelt in keinem andern Grunde. Heute sieht sie sich von einer neuen Dynastie bedroht, die oft im Namen der von ihr gestürzten, noch öfter aber im Namen einer neuen, religiösen und politischen Weltanschauung auftritt.

Hung Siu Tsiuen heißt der Führer der Revolution, welche die Mandschuh bedroht. Er tritt im Namen eines Gottes auf, dessen Sohn Christus die Welt belehrte und befreite; und er selbst nennt sich einen jüngeren Bruder seines älteren Bruders Christus, wie dieser berufen, die Welt im Namen des Einen Gottes zu belehren und zu befreien. Das Gesetz, welches die Grundlage aller andern unter diesen neuen Christen enthält, ist kein anderes, als



BENARES
AM GANGES.



die zehn Gebote des alten Teſtaments. Auch über dieſe Neuchineſen und Neuchriſten in China ſind nur Schlaglichter zur Kenntniß von Europa gekommen *), aber ſie genügen, um zu zeigen, daß, wenn die Anhänger Hung Siu Tſiuen's endlich wirklich China unter ihre Herrſchaft bringen, ganz China eine neue Geſtaltung annehmen wird und muß. Und wenn dieſe Neuchriſten bisher ſiegend halb China durchziehen, wenn ſie zuletzt die alte Hauptſtadt Chinas, Nanking, wegnehmen konnten, ſo iſt ihr endlicher Sieg faſt mehr als wahrſcheinlich, nachdem nun auch die Angriffe der europäiſchen „Barbaren" gegen Kanton den letzten Reſt des Anſehens, welches die Mandſchuh-Dynaſtie in China genoß, zerſtören halfen.

Ein halb chriſtliches China mit engliſchen und franzöſiſchen Colonien in Hongkong, Kanton und anderswo, die chineſiſche Mauer von Rußland durchbrochen — das Alles wird für die Wechſelbeziehungen von Europa und China von unberechenbaren Folgen ſein.

6.

Rußlands ganze Stellung der Welt gegenüber iſt durch ſeinen letzten Krieg eine andere geworden. Die ruſſiſchen Staatsmänner haben eine Wahrheit, die ſo alt iſt wie die Weltgeſchichte, wieder erkennen gelernt, die, daß die höhere Cultur und Civiliſation auch den Sieg auf dem Schlachtfelde bedingen. Die Ruſſen fühlen heute, daß ſie den Europäern noch nicht ebenbürtig ſind. Und die ruſſiſche Politik ſelbſt ſpricht dieſen Gedanken ſehr klar aus, wenn ſie, von den Schlachtfeldern in der Krimm heimkehrend, die Befreiung der Bauern und die Civiliſirung aller Ruſſen durch eine freiere Preſſe, eine ungefeſſelte Literatur, durch freiere Staatsinſtitutionen und leichte Verbindungswege mit allen civiliſirten Ländern ſich zur Aufgabe ſtellt.

*) Die Revolution in China. Nach Meadows: The Chinese and their Rebellions, überſetzt von J. Neumark. Berlin 1857.

Wie hierdurch eine neue Richtung für die Bestrebungen der russischen Machthaber in der innern Politik angedeutet ist, so werden die Erfahrungen des Krimmfeldzuges sie auch zu einer neuen Politik in ihren äußern Angelegenheiten treiben. Das Testament Peters des Großen ist mit dem Malakof in die Luft gesprengt worden. Rußland wird das eigentliche Feld seiner Bestrebungen in Zukunft eher in Asien als in Europa suchen, und sicher dort viel leichter und ergiebiger als hier finden. Diese Richtung wäre naturgemäß für Rußland und heilvoll für Europa und Asien selbst. Hierhin kann und sollte Rußland der Träger europäischer Kultur, der Vermittler des europäischen und asiatischen Handels werden. Eisenbahnen über Petersburg und Moskau bis zu den Gränzen Asiens, ein Telegraphendraht von den Küsten Nordrußlands nach denen Nordamerikas werden diesen Umschwung erleichtern.

Wenn die Zeichen nicht trügen, die von Zeit zu Zeit über Rußland aufsteigen, so ist schon heute der Blick des russischen Kabinets mehr nach den Gränzen Sibiriens als nach denen Polens, mehr nach China und Persien als nach Dänemark und der Türkei hin gerichtet.

Auch das wird dazu beitragen, die Verhältnisse und die Zustände der Völker Asiens, ihre Interessen und ihre Lebensweise dem gebildeten Europa näher zu bringen und dieses für dieselben lebendiger in Anspruch zu nehmen.

7.

Wenn so Asien von allen Seiten Europa näher gebracht wird, so sind in Afrika andere bewegende Ursachen thätig, die Geheimnisse dieses unerforschten Welttheils endlich ebenfalls zu erschließen. Die neuesten Reisenden haben Manches von den Siegeln gebrochen, mit welchen das Buch Afrika bis jetzt der Welt gegenüber versiegelt war. Je weniger Europa aber bis jetzt von Inner-Afrika wußte, desto größer ist die Spannung, mit welcher es den

Reisenden dorthin folgt; je gefährlicher hier die Bahn der Forscher war, je mehr von ihnen auf derselben ein Opfer ihrer Hingebung und ihres Muthes wurden, desto lebendiger ist der Willkommenruf, mit dem die denkende Welt Europas jeden aus den Wüsten und den Geheimnissen Afrikas heimkehrenden Reisenden begrüßt. Die Livingston, Barth und Andere sind für Europa wie Tauben, die mit dem Oelzweige der Verheißung heimkehren.

Ringsum an den Ufern Afrikas aber mehren sich, den geheimnißvollen Mächten und Dingen Afrikas gegenüber, die Vorposten Europas. Die französischen Besitzungen in Algier gehen Schritt vor Schritt vorwärts; die artesischen Brunnen in der Wüste Afrikas werden mehr helfen, die Schrecken und Gefahren derselben zu besiegen, als dazu einst alle Heere Roms im Stande waren. Die Zahl der europäischen Anbauer in Algier ist zwar nicht groß, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sie je sehr groß und bedeutend werden wird; aber die Zahl der Afrikaner, der Araber, die mit Frankreich in nähere Verbindung kommen, die von Frankreich Keime neuer Fortschritte in Menge nach Afrika herüberholen, ist desto größer. Doch ist die französische Kolonie hier eigentlich erst im Werden, und erst wenn die Zustände Frankreichs selbst sich einmal wieder fester und bleibender gesetzt haben, wird sich entscheiden, welche Bedeutung die Eroberung Algiers durch Frankreich für Europa und Afrika haben wird. Jetzt werden dort nur Standpunkte gewonnen, von denen einst ausgehend vielleicht für Nordafrika eine ganz neue Culturepoche herbeigeführt wird. Wie nahe aber heute schon Nordafrika durch die französische Besitzung Europa gerückt ist, das deutet klarer als alles Andere die kleine Thatsache an, daß der oft genannte Löwentödter Richard heute in London ist, um hier eine große Gesammtjagd englischer abenteuerlieben der Lords gegen die mähnengezierten furchtbaren Könige der Wüste zu veranlassen.

Unterdessen hat Egypten eine neue Bedeutung für Europa

erlangt. Wie würde ein deutscher Buchhändler in Leipzig, ein höherer Beamter in Berlin, ein Kaufmann in Hamburg verwundert aufgeschaut haben, wenn ihm noch vor zehn oder zwanzig Jahren, nach einer mehr oder minder hartnäckigen Brustkrankheit sein Arzt einfach die reinere Luft Egyptens zur vollkommenen Wiederherstellung seiner Gesundheit vorgeschlagen hätte! Heute gibt es in Kairo europäische Gasthöfe, europäische Aerzte und europäische Kranke in nicht geringer Zahl, die dorthin gehen, wie man sonst höchstens nach Nizza ging. Das ist eines der Wunder, welche die Dampfkraft hervorgebracht hat. Mit Eisenbahnen und Dampfschiffen kommt man heute von Leipzig so rasch nach Kairo, als man sonst etwa nach der Frankfurter Messe fuhr. Und wer steht dafür, daß, wenn in ein paar Jahren endlich der vielbesprochene Vorschlag eines Kanals durch die Landenge von Suez in Erfüllung gegangen ist, nicht eine Heilsquelle in Ostindien, der reine Himmel des chinesischen Südens ebenso leicht am Krankenbette eines Leipziger Buchhändlers oder eines Hamburger Kaufmanns vom Arzte empfohlen werden, wie jetzt ein Aufenthalt von ein paar Monaten im Lande der Pharaonen!

8.

Ist es nun noch nöthig, an Amerika zu denken, wenn wir das außereuropäische Weltall flüchtigen Blickes überschauen, um uns seine Bedeutung für die gebildete Welt Europas zu vergegenwärtigen! Eulen nach Athen tragen, war zu allen Zeiten ein überflüssiges Bemühen. Europa hängt durch so viele Fäden mit Amerika zusammen, daß oft in der Hütte des schlichten Landmanns in Deutschland, in Holland, in der Schweiz, in Schweden, in England nun gar, und in Irland von Menschen und Dingen, von Städten und Pflanzungen, die Tausende von Meilen weit unsere Antipoden bilden, in einer Weise, mit einer Theilnahme und mit einer Sachkenntniß gesprochen wird, wie man

ſonſt nur von den nächſten Nachbarn zu ſprechen im Stande iſt. Wem würden wir etwas Neues ſagen, wenn wir von den mächtigen und großartigen Fortſchritten Nordamerikas in ſeinem Weſten ſprächen, wenn wir an die Bedeutung der Sclavenfrage für den Fortbeſtand der Union von Nordamerika, an den Widerſpruch zwiſchen dem überfüllten Oſten mit ſeinen Knownothings, und dem einwanderungsbedürftigen Weſten mit ſeinem Kampfe gegen die Engherzigkeit dieſer letztern erinnern wollten! Kalifornien mit ſeinem Golde und ſeiner furchtbaren geſellſchaftlichen Verwilderung; — die Mormonen, die, im Gegenſatze zu den Zuſtänden von Kalifornien, was dort als geſetzloſer Auswuchs erſcheint, hier geſetzlich zu feſſeln und zur alltäglichen Lebensregel zu machen ſuchen; — die Flibuſtierzüge Walkers und der ſtets drohende Angriff auf Cuba; der Durchbruch der Meerenge von Panama, die Revolutionen in Mexiko, die Coloniſationsverſuche in Braſilien; das alles ſind faſt eben ſo gut europäiſche wie amerikaniſche Fragen, die in London und Paris, in Wien und Berlin, in Frankfurt und Hamburg, in Zürich und Trieſt oft mit eben ſo vieler Theilnahme bedacht und beſprochen werden wie in New-York und Rio-Janeiro. Europa hat das Gefühl, daß Amerika ſeine jüngere Schweſter iſt, in deren Adern Blut von demſelben Blute fließt, das ſeine eigene Pulſe treibt. Wozu da auf Amerika hinweiſen, und ſeine Bedeutung für das geiſtige Leben Europas hervorheben zu wollen, wo dieſe ſich in unſern alltäglichen Bedürfniſſen, in unſern Befürchtungen für Morgen, in unſern Hoffnungen auf die nähere oder fernere Zukunft von ſelbſt geltend macht? Von Afrika, von Aſien war bis heute ſeltener im täglichen Leben Europas die Rede, waren die naheliegenden Berührungen nicht ſo naturgemäß und überall hin offen hervortretend. Aber die neueſten Ereigniſſe in Aſien, die bevorſtehende Eröffnung eines neuen Handels und Reiſewegs über die Landenge von Suez werden ſchon in der nächſten Zeit das europäiſche Culturleben noch näher mit der alten Welt

in Verbindung ſetzen. — Doch iſt dies nicht ſchon jetzt hinlänglich der Fall? In dem Augenblicke, wo wir dieſe Zeilen niederſchreiben, bringen die eilenden Boten der Oeffentlichkeit Nachricht von einem Leichenzuge in Paris. Fremde Geſtalten, Aſiaten, Oſtindier, Perſer und Türken ziehen hier Arm in Arm mit Europäern, geſchützt durch ein Ehrengeleite der afrikaniſchen Leibgarde des Kaiſers der Franzoſen, hinter einem prunkenden Leichenwagen einher. Sie bringen die Reſte eines Jünglings zum Grabe ſeiner Mutter. Die Königin von Audh und ihr hoffnungsreicher Sohn, ſie ruhen auf dem Père la Chaise neben Börne und Beranger. So reichen Europa und Aſien über Welten hinweg ſich die Bruderhand.

Heidelberg, im März 1858.

J. Venedey.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Indien.

Indien! Dieser Name hat sogar heute noch nach so vielen Jahrhunderten der denkwürdigsten Geschichte etwas Großes und Ehrwürdiges, Unbestimmtes, Geheimnißvolles! Indien, das älteste Culturland der alten Welt, die Wiege der Glaubensdogmen, in deren Einheit, ursprünglichen Einfachheit und Größe wie in einer großen Formel alle Culte enthalten waren, denen die Völker seitdem huldigten; dieser Schauplatz der unerwartetsten, größten und wunderbarsten Ereignisse der Weltgeschichte, das Land, nach dem in der vorchristlichen Zeit die Götter, Helden und Philosophen pilgerten, welches von den ältesten Zeiten bis in unser Jahrhundert herab das Eroberziel der größten Kriegshelden: Sesostris, Darius, Alexanders, Tschengis-Chans, Timurs, Babers, Nadirschâhs, Napoleons war; ein Land, das, nachdem es zuletzt durch hundertjährige Kämpfe mit seinen Eroberern, den Engländern, hindurch gegangen war, heute wieder nach dem letzten Anlaufe gegen dieselben bezwungen zu deren Füßen liegt — ein solches Land muß nothwendig einen unendlichen Reiz für den Beobachter haben. Wir versuchen es, in den nachfolgenden Blättern dessen Geschichte zu geben und seinen gegenwärtigen Zustand kennen zu lehren; Vergangenheit wie Zukunft dieses Landes erregen im höchsten Grade das Interesse der ganzen Menschheit; die erstere enthält in ihrer Tiefe einige der ersten Züge der Weltgeschichte, und seine Zukunft wird mit jedem Tage enger mit dem Schicksal der größten europäischen Nationen verbunden. Unter zwei Gesichtspunkten, dem wissenschaftlichen und dem des geistigen Fortschrittes des Menschengeschlechtes, gehört das Studium der alten Geschichte Indiens oder der brahmanischen Welt zu den ernstesten Aufgaben des Geschichtsforschers und nimmt sein

höchstes Interesse in Anspruch. Aber auch abgesehen hiervon, wandten sich die alt gewordenen Völker des Abendlandes, von unwiderstehlichem Zauber gefesselt, stets sehnsüchtig nach dem fernen Osten, wo einst ihre Wiege stand, wo sie den phantastischen, entzückenden Traum der Kindheit träumten.

Es war kein Spiel des Zufalls oder der Laune, welche in dem ungeheuern Erdstriche, welcher sich von Kamtschakka bis zu den britischen Inseln erstreckt, von jeher zwei deutlich unterscheidbare Welttheile, Europa und Asien, erkennen ließen. Diese Besonderheit eines jeden derselben ist in seiner innern Natur, den harmonischen Verhältnissen von Clima und Boden und einer bestimmten Summe von Kräften und Bedürfnissen begründet, die einen größeren Unterschied zur Folge haben, als den eine bloße Trennung durch Meere erklären würde. Was von diesen zwei großen Erdkörpern gilt, ist nicht weniger wahr in Bezug auf die einzelnen Theile des einen derselben, wie z. B. Iran, Turan, Indien und China, von welchen jeder eine geographische und ethnographische Eigenthümlichkeit besitzt.

Indien insbesondere scheint seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der occidentalischen Völker im höchsten Grade erregt zu haben, obgleich die Geschichtschreiber, ja selbst die griechischen und römischen Geographen, mit dem Worte: Indien, Indier nur höchst unbestimmte, unvollständige Begriffe verbanden. Der oft dafür gebrauchte Name: Hindustan ist persischen Ursprungs und bedeutet: Land der Hindu oder Indier. Schwer ist es zu bestimmen, welche Gränzen die Alten diesen weiten und wunderbaren Ländern beilegten, selbst nachdem Alexander der Große den berühmten Kriegszug nach Indien unternommen hatte, und später die Handelsbeziehungen ausgedehntere geworden waren. Was jedoch ihre Geographen über die physischen Hauptzüge des Landes, seine Erzeugnisse, über seine Bewohner und die hauptsächlichen Elemente ihrer Civilisation berichteten, trifft merkwürdigerweise, im Durchschnitt möchte man sagen, mit den sanskritischen Quellen und den Resultaten neuerer Forschungen überein. Uebrigens sind die neueren Geographen selbst über die genauen Gränzen Indiens unter sich nicht im Reinen, eben so wenig wie die Philosophen, um den Völkern dieses Landstrichs den verdienten Rang anzuweisen, den sie in der Geschichte der Menschheit einnehmen. Die Poesie vergäße vielleicht am liebsten diesen ganzen Streit, um sich gänzlich unbeirrt inmitten dieser Welt von Oceanen, Bergen, Thälern, Schattenhainen und versengten Wüsten, im Reiche der Sagen und Legenden, welche geheimnißvoll damit verknüpft sind, zu bewegen.

Uebereinstimmend mit den großen Formen, welche die Natur gegeben hat, bezeichnen die ältesten indischen Geographen das Plateau des Iran, welches das Wasserbecken des Indus schließt, als die Gränze Indiens gegen Westen. Es ist dieß die hindu-persische Bergkette. Die ganze, westlich von dieser Kette gelegene Gegend, von Kabul bis zur Küste von Mekran, bildet ein ununterbrochenes Hochland von Hochebenen und Bergen; es ist dies das eigentliche Afghanistan, das sich im Norden an den Hindu-Kush, den westlichen Fortläufer des Himalaya, lehnt, gegen den Indus zu die dreifache Kette des Solimangebirges, und gegen Süden das Plateau von Beluthschistan als Gränze hat.

Sowohl vom physischen als vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Lage von Kabul die wichtigste des ganzen Orients. Hier kreuzen sich die großen Verkehrsstraßen Persiens und Indiens, Irans und Turans, oder mit anderen Worten des Nordens und Südens, Ostens und Westens von Centralasien. Was das Clima betrifft, ist Kabul ebenfalls ein Uebergangspunkt von bezeichnender Wichtigkeit, indem es eine auffallende Vereinigung derjenigen Witterungseinflüsse darbietet, welche in einem Lande, das aus Bergabhängen gebildet ist, Contraste auf dem kleinsten Raume und in der kürzesten Zeit, aber auch im grandiosesten Styl hervorbringen. Zu Kabul trifft man theilweise ein trockenes Clima wie in Persien; allein die letzten Wolken der Passatwinde dringen längs den ewigen Wällen des Himalaya und Hindu-Kush bis hierher, um hier die fruchtbaren Regen zu ergießen, von denen sie geschwängert sind; der Schnee, den die Ebenen von Hindustan nicht kennen, zeigt sich in dem Hochlande von Kabul; aber auch im Winter krönt er blos die Höhen, welche von allen Seiten seine herrlichen Thäler umgeben. Im Monat Mai befruchten daselbst frische Regen den Boden und das Frühjahr entfaltet sich wie in Europa mit dem frischen Laubwerk und den Blüthenknospen. Es gibt hier keine erstickende Hitze, wie an den Ufern des Ganges; die Luft ist rein und frisch; die Sonnenstrahlen durchdringen leicht die Atmosphäre. Der Sommer wie der Winter kommen und verschwinden schnell; der Wechsel der Jahrszeiten erfolgt rasch, aber regelmäßig. Eine Tagreise von Kabul trifft man Orte, wo niemals Schnee fällt, und zwei Stunden weiter kann man an solche gelangen, wo der Boden fast das ganze Jahr hindurch davon bedeckt ist.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß hier das östliche Asien seine Gränze gefunden hat und das westliche mit seiner Hinneigung zu

europäischem Wesen beginnt. Schaut man von diesem Uebergangspunkt aus nach Osten, so gewahrt man daselbst eine Raçe Menschen, die ausschließlich mit sich selbst beschäftigt sind und deren Civilisation und Sitten sie von dem Rest des asiatischen Continents und der ganzen übrigen Welt scheiden. Schaut man nach Westen, so sieht man vor den Augen dieser Völker, welche unbeweglich und theilnahmlos Allem zusehen, was andere Nationen erregt, Europa sogar in Asien beginnen; so sehr fällt der Contrast auf, den zwei Hälften einer und derselben Erdmasse bilden.

Historisch betrachtet, scheint die eine dieser Hälften eine anziehende, die andere eine abstoßende Kraft auf die übrigen menschlichen Raçen zu üben, eine Erscheinung, welcher wir nirgends in der übrigen Welt so großartig begegnen. Auf der einen Seite ruhige und beschauliche Gewohnheiten, Gleichgültigkeit gegen das, was sich im Auslande begibt; physische Hindernisse, natürlicher Widerwille und religiöse Motive, die die Auswanderung nicht zulassen; auf der andern stete Beweglichkeit der Menschen und ihrer Interessen, Bedürfniß fortdauernden Wechsels und Aufsuchen eines unbekannten Gleichgewichts; mit einem Worte: natürliche Contraste, sowohl im physischen wie im moralischen Sinne.

Da Kabul der Hauptpunkt unter allen den Punkten dieser doppelten Zugslinie ist, welche die physische und moralische Natur zwischen den zwei asiatischen Welten gezogen hat und zu gleicher Zeit der hauptsächlichste Kreuzungspunkt der Straßen, welche aus Centralasien her- oder zu demselben hinführen, so ergeben sich eigentlich für den aufmerksamen Beobachter die Unterschiede oder Contraste, welche wir hervorgehoben haben, von selbst; sie drängen sich aber dem Auge desselben um so mächtiger auf, so wie er einmal den Indus passirt hat.

Die Völker, die westlich von diesem Flusse wohnen, zeichnen sich durch ein tiefes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl aus, welches den meisten Völkern des äußersten Ostens gänzlich mangelt. Sie besitzen außerdem großen Muth, der durch die verhältnißmäßige Rohheit ihrer Sitten unterstützt und gehoben wird. Ihr Boden ist meist wenig bebaut; man sieht bei ihnen nicht, wie in Hindustan, große Straßen und große Pflanzungen. Den Bodenanbau trifft man bei ihnen nur stellenweise und wo dieß der Fall ist, ist die Cultur durch große Weideplätze unterbrochen, auf denen sich stets Hirten mit ihren Herden begegnen. Ihre Physiognomien drücken Härte des Gemüths aus; ihre Haut ist haarig und sonnverbrannt und sie

leben unter dem Einflusse patriarchalischer Sitten und Regierungsweisen; Gerichtshöfe, Obrigkeiten, Gesetze, Polizei und Civilisation, wie sie der Hindu erdacht oder geschaffen hat oder wie sie ihm aufgezwungen wurden, sind eben so viele ihnen gänzlich unbekannte Ideen oder Thatsachen, und doch gibt es eine gewisse Organisation und eine verhältnißmäßige Ordnung unter dieser fremdartigen Anhäufung von Halbbarbaren.

Das Clima dieser Länder ist, verglichen mit dem von Hindustan, frischer und reiner; die Natur zeigt sich daselbst unter weit malerischeren Formen. Die Gesichtsbildung und Hautfarbe nähern sich ebenso den unserigen, als sie von denen der Hindus abstechen; der Schnitt und mehr noch die Bestandtheile ihrer Kleidungsstoffe sind gänzlich verschieden von den in Hindustan üblichen. Während der Hindu weiße und leichte Gewebe trägt, begegnet man hier dunkelfarbigen Baumwollenstoffen oder Kleidungsstücken aus Leder oder Schaffellen.

Die Beweglichkeit des Geistes und Körpers, welche diesen Völkern eigen ist, bildet den vollkommensten Gegensatz gegen die Hindus, welche das Wasserbecken des Ganges bewohnen. Letztere verrathen jeden Augenblick und in ihrem ganzen Wesen die knechtische Unterwürfigkeit gegen den Willen ihres Gebieters; die erstern sind frei und erkennen keinen andern Zwang für das Freiheitsgefühl, welches sie beseelt, als die Macht und den Willen der Masse.

Eben so verschieden wie die Physiognomien der Bewohner ist auch die physische Beschaffenheit dieser Länder. Oestlich vom Indus ist der Boden eben und fruchtbar, während er auf der entgegengesetzten Seite die auffallendsten Contraste bietet. Der plötzliche Temperaturwechsel, das Ungestüm der Winde im Frühjahr und Winter sind eben so ganz gewöhnliche Erscheinungen in Afghanistan, wie gänzlich unbekannt in Hindustan. Die Terrassen, welche die Oberfläche von Afghanistan bilden, sind voll von jenen Felsenkrümmungen, Ebenen und Bergstufen, die man in den Ländern des Indus und Ganges gänzlich vermißt.

Dieser Unterschied macht sich sogar in der Pflanzenwelt beider Regionen bemerklich; die von Afghanistan nähert sich mehr derjenigen Europas, als der Hindustans; der Dattelbaum, den man in Hindustan ganz allgemein trifft, erscheint nur sehr selten zwischen den Solimangebirgen und dem Indus; darüber hinaus ist er nicht mehr zu finden. Der letzte Dattelbaum, den Reisende in der Richtung von Sindh nach Kandahar zu bemerkten, steht vereinsamt am Eingang des berühmten Bolanpasses. Weiter

oben am Indus, Afghanistan zu, geht der Dattelbaum nicht über Peschawer hinaus, während er in Iran gänzlich unbekannt ist, wo man hingegen die meisten europäischen Baumsorten findet. Die Gärten von Kabul, Kandahar, Herat sind voll davon. Die persischen Wälder weichen hierin nicht von den europäischen ab. Die Platane, welche die Umgegend von Kaschmir und ganz Afghanistan ziert, ist bei Attock am Indus wieder gänzlich verschwunden. Hauptsächlich von diesem Punkt aus zeichnet sich die physische Beschaffenheit von Hindustan deutlicher ab; von da an trifft man, je mehr man nach Osten vorschreitet, nur noch Reis- und Weizenfelder. Jenseits des Flusses Dschelum wird die Gegend immer einförmiger. Dieselbe ist hier von einer Menge Bäche durchschnitten, die einen sanften, ununterbrochenen Abfluß nach der bengalischen Küste und dem Meere zu haben. Die Afghanen, welche in dieser Gegend zerstreut unter der übrigen Bevölkerung leben, haben ein ganz verschiedenes Aeußere von ihren Landsleuten diesseits des Indus.

Der berühmte Geograph Ritter macht die Bemerkung, daß selbst in Hindustan und noch mehr in einem Theile desselben, in Dekkan, die Bewohner der Ostküste in nichts denen der Westküste gleichen. In Malabar z. B. sind Luft, Jahreszeiten und Winde gänzlich verschieden von denen von Coromandel. Die Bewohner des erstern sind voll von Willenskraft und Lebhaftigkeit des Wesens; die des andern leben im Gegentheil in der größten Weichlichkeit und Apathie.

Das Thierreich scheint von derselben Abgränzungslinie, welche wir als zwischen Osten und Westen bestehend angedeutet haben, abhängig zu sein. So findet sich der Elephant nirgends in Vorderasien, während er in Hindustan sehr häufig ist. Zur Zeit Alexanders des Großen war er hie und da auch an den Ufern des Indus zu sehen, ist aber seitdem von da verschwunden. Nach Osten zu dringt er sogar nach China. Das Kameel ist seltener in Hindustan und acclimatisirt sich daselbst nur langsam; seine Zucht dagegen in den westlich vom Indus gelegenen Ländern ist eine Quelle großen Reichthums und der verschiedenartigsten Ergiebigkeit.

Es ist hinlänglicher Grund zur Annahme vorhanden, daß die Mehrzahl der Hindovölker seit vielen Jahrhunderten einerlei religiösen Glaubens waren, und hierbei den heiligen Büchern der Vedas gefolgt sind. Was die politischen Verhältnisse betrifft, so bestund, den Geschichtsbüchern der Brahmanen zufolge, Hindustan anfänglich aus zehn großen Königreichen, und dem entsprechen auch die zehn Hauptdialekte der alten Hindusprache.

Ungefähr zwei Tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung hätte, den Puranas zufolge, Barat-Khand vier reiche und mächtige Königreiche umfaßt. Alle andern Hindustaaten zweiten Rangs wären dem einen oder andern dieser großen Reiche tributär gewesen, und diese hätten ihrerseits zu gewissen Zeiten einen Bundesstaat unter einem Oberhaupt oder Kaiser gebildet. Diese politische Organisation und die Unabhängigkeit der Hinduraçen gingen durch mehrere aufeinanderfolgende Einfälle der Mohamedaner vom Jahr 1001 bis 1193 der christlichen Zeitrechnung verloren. Vom elften Jahrhundert anfangend, herrschte eine Eroberdynastie nach der andern über Hindustan, bis im Jahr 1525 Baber, ein Nachkomme von Timur, während des fünften Einfalls, den er in dieses unglückliche Land machte, den afghanischen Kaiser Sultan Ibrahim entthronte und die mongolische Dynastie gründete, welche, die kurze Zwischenregierung eines Usurpators, Scheer-Khan, und der Prinzen seiner Familie abgerechnet, während zweier Jahrhunderte über dieses ungeheure Reich regierte. Unter der Regierung Akbars, des Enkels von Baber, ward das Reich in Soubahs oder Statthaltereien, diese in Sircars oder Provinzen, und die Provinzen in Pargaunahs oder Distrikte eingetheilt. Die Zahl der Statthaltereien wechselte während Akbars und seiner Nachfolger Regierung. Unter dem Kaiser Aurengzeb konnte man deren zwanzig zählen, nämlich: Kabul, Kandahar, Lahore, Kaschemir, Adjmir, Multan, Delhi, Agra, Audh, Allahabad, Behar, Bengalen, Orissa, Malwa, Gudscherat, Kandeish, Berar, Aurungabad, Golconda, Bidschapur. Es war dieß die glänzendste Epoche mongolischer Herrschaft und zugleich diejenige, wo die muselmännischen Gewalthaber am einträchtigsten und energischsten auftraten. Die Periode des Zerfalls derselben hat mit dem achtzehnten Jahrhundert während der Regierung Schah-Allums, des Sohnes von Aureuzzeb, begonnen und die vollständige Auflösung des Reiches, welche auf den Einfall Nadir-Schahs erfolgte, erledigte thatsächlich den Thron von Hindustan, den hinfort England einzunehmen berufen war. Dasselbe hat die Stücke, in die der große Bau damals auseinander ging, gesammelt und denselben auf dauerhafterer Grundlage wieder errichtet. In den folgenden Blättern wird hiervon mehr die Rede sein.

Die große Fruchtbarkeit von Hindustan und die Vorzüge seines Climas sind so zu sagen sprichwörtlich geworden, jedoch ohne zureichende Gründe. Man hat auf das ganze Land bezogen, was nur von einzelnen Theilen desselben gilt; aufs Jahr, was nur von einer Jahreszeit wahr ist. Aus-

gedehnte, in den letzten Jahren von Europäern in dieser Weltgegend gemachte Beobachtungen bestätigen dieß vollkommen. Auch ist es gewiß, daß die muselmännischen Herrscher keine sehr hohe Meinung von den Vortheilen hatten, welche ihnen eine dauernde Behauptung dieser Gegenden bieten könne, und erst die Zeit und die Gewohnheit des Besitzes hat ihren Widerwillen überwunden. Nicht die Fruchtbarkeit, sondern der Mineralreichthum des Bodens und die übrigen kostbaren Erzeugnisse Hindustans, nicht die Vorzüge des Climas, sondern der Durst nach Gold und die Hoffnung der Beute waren es, die diese furchtbaren Banden verlockten. Religiöser Fanatismus, als Vorwand und Reizmittel zugleich wirkend, hat das Uebrige gethan und so Hindustan allen Schrecken der Verheerung und des Raubs überliefert. Dieselbe Beutegier war es, welche europäische Nationen: Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen in diese gesegneten Länder führte und dort Thaten erzeugte, wie sie abenteuerlicher und von größerer dramatischer Wirkung in der Geschichte keines andern Volkes zu lesen sind.

Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung.

Die Natur scheint die Gränzen Hindustans mit einer ganz besonderen Sorgfalt gezeichnet zu haben. Im Norden ist es von dem hohen Plateau Tibets durch die große Kette der Himalayagebirge getrennt, welche nach den neuesten Messungen der Europäer die höchsten und umfangreichsten der Welt sind. Oestlich und westlich ist es von den zwei großen Flüssen, dem Brahmaputra und Indus, eingeschlossen. Ueberall sonst ist Hindustan vom Ocean umgeben. Hie und da hat man unter der allgemeinen Bezeichnung: Indien auch Länder begriffen, die außerhalb der eben angegebenen Gränzen liegen, namentlich Kabul und Kandahar, die lange Zeit hindurch Provinzen des großen Mongolenreiches waren. Dieß hat jedoch nur aus geschichtlichen Gründen geschehen können, denn diese Länder gehören offenbar durch ihr Clima, die Beschaffenheit ihres Bodens, durch dessen Erzeugnisse, so wie durch die Völker, welche sie bewohnen, weit eher zu Persien und der Tartarei, als zu Indien. Hingegen findet man in den von uns oben angegebenen engeren Gränzen Hindustans eine Religion, Sprachen, Sitten,

Volksgebräuche, Erzeugnisse u. s. w., die diese Region von dem übrigen Continent Asiens streng unterscheiden und aus derselben eine gleichsam für sich bestehende Welt geschaffen haben.

Das England unterworfene Indien bildet eine Oberfläche von über 800,000 englischen Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 132 Millionen, wozu noch die Vasallenstaaten mit über 600,000 englischen Quadratmeilen und 48 Millionen Einwohnern kommen. Hindustan hat somit eine Oberfläche, die der von Europa gleich kommt. In keiner andern Epoche der Weltgeschichte und in keinem Theile der Welt, mit Ausnahme von China, war jemals eine so ungeheure Länderstrecke mit einer so beträchtlichen Bevölkerung, so verschiedenartigen Elementen der Industrie, des Handels und der Civilisation einer einzigen Gewalt unterworfen und von einem Einzelwillen beherrscht. Niemals ist ein so großes Ganze, ein so verwickeltes Regierungssystem, eine so ungeheuer ausgedehnte Herrschaft, die jedoch nicht ganz ohne alles Hoffen einer bessern Zukunft ist, das Resultat der Eroberung gewesen.

Hindustan ist wie eine im übrigen Universum für sich bestehende Welt; es erschien von jeher wie von einem paradiesischen Zauber umgeben. Hier blieben alle Wunder und Märchen lebendig, deren Erinnerung bei den Völkern der Länder des Westens fast verklungen war. Hier war die Weisheit heimisch und die bezaubernde Schönheit und die Maya der Bhagwan, die Fata Morgana, welche die Glücksgöttin den Sterblichen vorspiegelt, wurden in Indien zur Wahrheit unermeßlichen Reichthums und des glänzendsten Lebensgenusses.

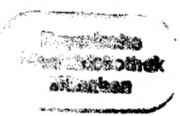
Hindustan enthält Länderstriche, die den verzehrendsten Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt sind, und wieder andere, die sich mit den Eisfeldern, die um den Nordpol liegen, vergleichen lassen. Was in andern Ländern in Bezug auf den Wechsel der Temperatur nur die Folge der größten Entfernungen ist, bringt hier ein kleiner Unterschied in den Höhegraden vom Niveau des Meeres hervor. Seine weiten Ebenen tragen jedes Jahr zwei Ernten; dieselben sind entweder mit ewigem Grün bedeckt oder von den Gluthstrahlen der Tropensonne versengt. Die Früchte der gemäßigten Zonen wachsen und reifen am Fuße seiner Berge, die fast bis zu den in das ewige Eis gehüllten Spitzen mit Tannenwäldern bedeckt sind. Die Natur hat daher in Hindustan nicht die melancholische Einförmigkeit, welche den Afrikareisenden umdüstert, noch weist sie die Steppen der Polarwelt auf. Der in Indien Reisende findet vielmehr in Bezug auf Boden-

verhältnisse und Clima die schärfsten Gegensätze, die die Natur der ganzen Erde überhaupt zu bieten vermag.

Das Herz von Indien, wenn man es so nennen mag, der Schauplatz, auf dem es die Schätze seines unerschöpflichen Reichthums entfaltet, der Boden, auf dem sich die großen mongolischen Reiche aufrichteten, umfaßt die ungeheure Ebene, die sich vom Brahmaputra bis an den Indus, von den Himalayagebirgen bis an die Kette der Vindhyaberge südwärts in einer Länge von mehr als 500 Meilen und einer mittleren Breite von 100 bis 150 Meilen erstreckt. Die Hauptrichtung dieser Ebene läuft von Südosten nach Nordwesten längs der Berge, die sie im Norden begränzen und von denen herab sich so viele große Flüsse, Quellen ihrer Fruchtbarkeit, ergießen. Außer dem Länderstrich in China, den der Yang-Tschi-Kiang und der gelbe Fluß bewässern, ist dieß vielleicht die fruchtbarste und schönste Gegend der Welt. Diese ganze Oberfläche ist, mit Ausnahme eines kleinen Wüstenstrichs, ein fortlaufender Teppich von Immergrün von unglaublicher Schönheit, über den hinweg majestätische Ströme mit kaum bemerkbarem Laufe die großartigen Massen ihrer Gewässer ergießen.

Nirgends ist der Anblick dieser großartigen indischen Ebenen von größerer Wirkung, als in Bengalen. Der Blick verliert sich daselbst in einem stets unbegrenzten Horizont, ohne auf irgend einer Erhöhung des Bodens, oder auf einem alleinstehenden Felsen verweilen zu können. Diese große Provinz wird vom Ganges durchströmt, dessen Wassermasse mit jedem Schritte zunimmt und der in der Regenzeit eine große Fläche mit seiner befruchtenden Flüssigkeit bedeckt. Indem die Sonne der Tropen diesen üppigen, wohlbewässerten Boden mit ihren Gluthstrahlen durchdringt, ruft sie eine fast unglaubliche Vegetationspracht darauf hervor, und schafft zur Erntezeit ein Meer von Aehren und Grün, das von den milden Winden der Tropen hin und her bewegt wird. Nördlich vom Ganges besitzt das Königreich Audh, dessen Boden fast unbemerkbar gegen die Berge zu ansteigt, ein frischeres und gesunderes Clima und bringt verschwenderisch die kostbarsten Erzeugnisse von Europa und Asien hervor.

Auf dieser ungeheuern Fläche werden erzeugt: der Reis, das Hauptnahrungsmittel der Asiaten; der Zucker, den eine lange Gewohnheit zu einem Bedürfniß der ersten Nothwendigkeit gemacht hat; das Opium, das einen so wichtigen Ausfuhrartikel nach China bildet; der Indigo, der kostbarste aller Farbstoffe, und in den trockensten Strichen die Baumwolle,


Bayerische
Staatsbibliothek
München

1 DSCHUMNA MUSJID　　DELHI.　　2 DER PALAST

:its in

Tultur
)e, wo
henden
. dieſer
)ngeln,
;lichem
kt ſind
· grau=

Regen=,
Juni
Kälte,
treten
Clima
wovon
Regen=
ıchmal

errſcht
ſiſchen
uf der
·, von
e von
weſten
3 zur
;anzen
ießt.
:lichen
a den
:l die
neuen
lang

während des furchtbarſten Donners herabſtürzen.

Schluchtenwege, die durch Erderſchütterungen entſtanden, oder welche der Fall der Gewäſſer in dem dichten Urwald geſchaffen hat, werden

1 DSCHUMNA MUSJID. DELHI. 2. DER PALAST.

die von jeher allen Asiaten zur Bekleidung diente, wie sie bereits in Europa einen großen Theil aller andern Gewebe verdrängt hat.

Es gibt jedoch auf dieser großen Ebene einzelne Striche, deren Cultur durch stete politische Umwälzungen zurückgehalten wurde, oder solche, wo die Natur, im Zusammenwirken steter Feuchtigkeit und einer glühenden Sonne, stark genug war, die Mühen des Menschen zu vereiteln. In dieser durch nichts zu beschränkenden Freiheit schuf sie die indischen Tschongeln, Sumpfgegenden, die in der größten Ausdehnung von undurchdringlichem Schilfe, Wäldern von Bambus und dem wilden Feigenbaume bedeckt sind und in denen der sogenannte bengalische Tiger, das gefährlichste und grausamste aller Thiere, zu hausen gewohnt ist.

Die Hindus unterscheiden hauptsächlich drei Jahreszeiten: die Regen-, die kalte und warme Zeit. Die Regenzeit beginnt gewöhnlich im Juni und endigt im Oktober. Von November bis Februar herrscht die Kälte, von März bis Ende Mai die Hitze. Wie auch in andern Ländern treten jedoch hierin häufige Abweichungen ein. Auch kann man das Hindu-Clima in zwei Jahreszeiten, in die gesunde und ungesunde, unterscheiden, wovon die erstere im November beginnt und bis zur Zeit der periodischen Regengüsse dauert, während die ungesunde die ganze Regenzeit über manchmal und sogar noch darüber hinaus anhält.

Die Passatwinde. Obgleich dem Aequator weit näher, herrscht in Indien keine so beträchtliche Hitze vor, wie in Arabien und im persischen Meerbusen. Diesen Vorzug verdankt es den Passatwinden, die auf der ganzen Oberfläche des Landes während sechs Monate des Jahres, von Südwesten nach Nordosten zu, während der andern sechs Monate von Nordosten nach Südwesten wehen. Die Windrichtung von Südwesten äußert sich am auffallendsten. Von der afrikanischen Küste an bis zur Halbinsel von Malacca erstreckt sich ihre Wirkung, indem sie den ganzen Raum, der zwischen beiden Punkten liegt, mit Regenströmen übergießt.

Ein europäischer Reisender beschreibt die Wirkung dieser südwestlichen Windströmungen wie folgt: Die indische Regenzeit hat nicht etwa den Charakter der wohlthuenden Regen, womit unser grauer Himmel die schmachtende Erde erquickt; es sind das vielmehr Wasserbäche einer neuen Welt, die mit einer unwiderstehlichen Macht Stunden, ja Tage lang während des furchtbarsten Donners herabstürzen.

Schluchtenwege, die durch Erderschütterungen entstanden, oder welche der Fall der Gewässer in dem dichten Urwald geschaffen hat, werden

alsdann zu eben so vielen reißenden Strömen, die Alles mit sich fortwälzen. Die Elemente treiben alsdann ihr Spiel mit der Kraft, dem Muth und dem Scharfsinne des Menschen; in diesem Zustande ist er dem Insekte gleich, das einige Augenblicke lang ohne Resultat und ohne Aussicht der Rettung dagegen ankämpft, bis es der Strom erreicht und wie das Laub des Baumes in seinen Strudel zieht.

Halten wir dieser Schilderung diejenige der schönen Jahreszeit aus der Feder desselben Reisenden entgegen:

„Wie wollüstig ist die erste Stunde des Tages in der Tropenzone! Wie rein und balsamisch die Luft, wie unendlich anmuthig sind die Morgenstunden! Die vollkommene Bläue des Himmels spiegelt sich in den Wassern. Hier allein fühlt man den ganzen Reiz dieser Zephyre, von denen man aufs Angenehmste umweht ist, die uns bis zur Trunkenheit liebkosen und in unserer Erinnerung das wohlthuendste Gefühl zurücklassen. Welch bis dahin ungekanntes Entzücken, welch unglaubiges Staunen empfindet man, wenn man zum erstenmal seinen Fuß auf die Küste der Tropenländer setzt! Wie tief haftet in der Seele des gefühlvollen Menschen das erste Bild, was er von den Wundern der Aequinoctialwelt in sich aufgenommen hat!" A. v. Humboldt sagt hierüber: „Es ist etwas so Großartiges und Mächtiges in dem Eindruck, den die indische Natur macht, daß man nach einem Aufenthalt weniger Monate glaubt, eine lange Reihe von Jahren daselbst zugebracht zu haben. In der That erscheint hier Alles neu und wunderbar. Inmitten dieser Felder, in der Dichtigkeit dieser Wälder, verwischen sich fast alle Erinnerungen an Europa; denn es ist hauptsächlich die Vegetation, die den Charakter der Landschaft ausmacht; sie ist es, die auf unsere Einbildungskraft durch ihr Massenhaftes, den Contrast ihrer Formen und den Glanz ihrer Farben einwirkt. Je kräftiger und neuer die Eindrücke sind, desto mehr schwächen sie frühere Vorstellungen. Die Kraft derselben gibt ihnen den Anschein der Dauer. Das Licht und das Magische der Atmosphäre verherrlichen unter dem zauberhaften Himmel des Südens selbst die schmucklose Erde. Die Sonne verbreitet daselbst nicht blos ihr Licht, sondern sie färbt auch die Gegenstände, umgibt sie mit einem leichten Dufte, der, ohne die Durchsichtigkeit der Luft zu hindern, die Töne viel harmonischer macht, die Wirkungen des Lichtes mildert, und über der ganzen Natur eine Ruhe verbreitet, die auch in unsere Seele einzieht."

Im Süden Hindostans tritt die südwestliche Windrichtung in der

Regel in den ersten Tagen des Monats Juni ein und wird um so bemerklicher, je mehr man sich gegen Norden begibt. Das Herannahen der Passatwinde kündigt sich meist durch Wolkenmassen an, die aus dem indischen Ocean aufsteigen und ihre Richtung nach Nordosten zu nehmen, indem sie sich dem festen Lande zu immer mehr verdichten. Nachdem der Himmel einige Tage hindurch bedeckt gewesen, mehren sich gegen Abend die Anzeichen des nahenden Sturmes, und die Regenzeit tritt meist während der Nacht ein. Dieselbe kündigt sich durch so heftige Donnerschläge an, wie man sich in gemäßigten Zonen keine Vorstellung machen kann. Sie beginnt mit starken Windstößen und gleich darauf mit einer ungeheuern Regenfluth. Während mehrerer Stunden folgen sich die Blitzstrahlen fast ununterbrochen. Sie erleuchten den Himmel und übergießen die Wolken mit einem blendenden Schimmer; ihr Widerschein bedeckt die Spitzen der Berge, um plötzlich die ganze Natur in der tiefsten Dunkelheit zu lassen, bis neue Blitze zucken und Alles mit der glänzendsten Tageshelle erleuchten. Während dieser ganzen Zeit läßt sich ferner Donner vernehmen, der in Zwischenräumen in so furchtbaren Schlägen erschallt, daß auch der Stärkste sich beklommen fühlt. Mit seinem Aufhören ist die ganze Natur stumm; man vernimmt nichts als das unaufhörliche Geräusch des Regens, der in stets stärkeren Fluthen sich ergießt, und der Ströme, die davon angeschwollen sind und ihre Ufer überschreiten. Den darauf folgenden Tag bietet die ganze Natur einen traurigen Anblick. Der Regen fällt fortwährend in solcher Menge, daß man kaum einige Schritte vor sich hin sieht; die schäumenden Wasser führen alles mit sich, dem sie in ihrem Laufe begegneten und überschwemmen weithin die Felder.

Dieser sündfluthartige Regen hält mehrere Tage an, bis sich endlich der Himmel aufhellt und die Natur wie durch eine Zaubergewalt verjüngt zeigt. Vor den Stürmen der letzten Tage war die Erde von der Sonne versengt; außer im Bett der Flüsse war keine Spur von Grünem sichtbar gewesen; kein noch so leichter Wolkenzug hatte die stete Heiterkeit des Himmels getrübt. Die ganze Atmosphäre war von einem feinen Staube angefüllt, durch den hindurch sich die Sonne in ihrer breiten und rothen Scheibe, wie zur Zeit unserer Herbstnebel, darstellte; ein Wind, so heiß, als käme er aus einem Ofen hervor, machte selbst im Schatten alle Gegenstände erglühen; aber einige Tage, ehe die Passatwinde wehten, hatte sogar dieser glühende Luftzug einem noch drückenderen Zustand der Atmosphäre Platz gemacht. Aber heute, da die erste Wuth des Sturmes

gebrochen ist, bedeckt sich die Erde wie durch Zauberhand mit einer frischen und bewunderungswürdigen Vegetation, die Flüsse treten in ihre gewohnten Ufer zurück und entsenden ihre befruchtenden Gewässer in die Landschaften; die Luft ist rein und entzückend, am Himmel ziehen sich leichte Wolken hin und die ganze Natur scheint neu belebt. Von da an folgen sich die Regengüsse in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen einen ganzen Monat hindurch, um im Juli wieder stärker zuzunehmen; im dritten Monat nehmen sie bemerklich ab. Im September werden sie noch seltener und verschwinden endlich, ganz wie sie gekommen sind, unter Stürmen und Blitzleuchten.

Dieß ist der Verlauf der Regenzeit im größeren Theil von Indien; man darf aber nicht vergessen, daß sie nicht überall genau in derselben Epoche beginnt und daß, je mehr man sich vom Meere entfernt, desto mehr die Regenmassen sich vermindern. Sie sind in der Nähe des Meeres, aus dem die Wolken aufsteigen, die sich auf dem festen Lande wieder vertheilen, am stärksten. Aus diesem Grunde sind solche mehr oder weniger stark, je nachdem die Provinzen dem Meere näher oder ferner liegen, oder je nach der Beschaffenheit ihres Bodens; denn die Hochgebirge, welche den Wolkenzug aufhalten, sind die Ursache, daß in den dieselben umgebenden Ländern weniger Regen fällt, als es der Fall wäre, wenn der Wolkenzug seine freie Bahn gehabt hätte.

Religion — Kastenwesen.

Die Religion der Hindus, das heißt die Brahmanische, war im Prinzip ein bloser Monotheismus *), der in der Folge, und vermöge der dem Menschen natürlichen Anlage, seine Ideen durch äußere Zeichen, seien es nun Namen oder Bilder, zu formuliren, in Vielgötterei ausartete. Diese Religion hat ihre Grundlage in den vier heiligen Büchern der Vedas, welche zur Zeit der Geburt Mosis, oder 1300 Jahre vor Christi Geburt, entstanden sein sollen. Diese Vedas sind in der alten Sanskritsprache geschrieben, die so verschieden von der heute üblichen ist, daß nur die gebildetsten Brahmanen sie verstehen.

*) Glaube an einen Gott.

Diese heiligen Bücher des Brahmaismus lehren an vielen Stellen: „Es gibt nur einen Gott, das höchste Wesen, den Herrn der Welt, die von ihm geschaffen ist.“ Eine der merkwürdigsten Stellen dieses Buches lautet:

„Die Engel versammelten sich um den Thron des Allmächtigen und stellten in Demuth die Frage an ihn, wer er sei und er antwortete ihnen: Ich bin von aller Ewigkeit her gewesen und werde in alle Ewigkeit seyn; ich bin der erste Grund von Allem, was sowohl im Osten, als im Westen, sowohl im Norden als im Süden, in der Höhe wie in der Tiefe geschieht; ich bin der Inbegriff von Allem und älter als Alles; ich bin die Wahrheit, die Durchdringung, die Reinheit, die Klarheit, das Licht der Lichter, die Erhaltung wie die Zerstörung, der Anfang wie das Ende, mit einem Worte: die Unermeßlichkeit.“ Die drei großen Attribute des Allmächtigen: Schaffen, Erhalten und Zerstören wurden mit dem Namen: Brahma, Wischnu und Schiva bezeichnet. Auf diese Weise wurde aus dem einen Gotte eine Dreieinigkeit, und jeder dieser Götter fand seine bestimmten Anhänger, je nachdem der Geist des einen oder andern derselben mehr von der schaffenden, erhaltenden oder zerstörenden Macht überwältigt wurde.

Wischnu und Schiva stiegen, der Tradition zufolge, unter verschiedenen Gestalten auf die Erde herab, um sich bei mehreren Acten der Geschichte der Menschheit zu betheiligen. Dieß nannte man Avatar oder Menschwerdung. Wischnu that es neunmal und Schiva zweimal. Da man nun jedem solchen Avatar einen neuen Namen beilegte, so hatte man schon elf neue Gottheiten. Einmal bei dieser weiteren Zahl angelangt, mußte dieselbe stets mehr zunehmen, und so wurden nach und nach die Helden, die Wohlthäter der Menschen, die Elemente, ja sogar die Flüsse vergöttert; gegenwärtig ist die Zahl der Hindugötter eine fast unbegrenzte.

Man muß jedoch in diesem Lande zwei Culte unterscheiden: den der Priester und den des Volkes. Der letztere artet in vollständige Götzendienerei aus, während der erste auf den Dogmen der Vedas und dem Glauben an einen Gott beruht; allein die Brahmanen sagen, es gebe einen Schatz, ein Heiligthum des Tempels, das man nicht den Blicken der Massen blosstellen dürfe. Sie lassen ihnen daher die Götzen, die zu den Sinnen sprechen, das heißt, einen mehr materiellen Cultus, der Ruhe des Gewissens und die Heiterkeit der Seele in den Stürmen des Lebens

verleiht. Aus diesem Grunde beschränken sich die Brahmanen darauf, blos den Theil der Vedas zu erklären, welcher von der Seelenwanderung handelt und die Grundlage der ganzen Hindumoral bildet. Die Vedas lehren, daß das Glück und Unglück, welches uns auf dieser Welt befällt, nur die Belohnung oder Strafe für die Tugenden oder Laster eines früheren Erdelebens sind. Neben diesen verschiedenen indischen Existenzen werden die Gerechten, je nach ihren Verdiensten, Tausende von Jahren des Glücks in den Himmeln genießen, oder eben so langen Qualen in der Hölle ausgesetzt sein. Die Hoffnung der Seligkeit ist selbst dem Schuldigsten unbenommen; hat er seine Verbrechen durch hundertjährige Qualen, durch lange Seelenwanderungen gesühnt, so steigt er wieder auf der Leiter der Wesen empor, um in den Himmel zu gelangen, wo er des höchsten Lohns, den die Guten hoffen können, theilhaftig werden kann, nämlich, am Busen Gottes zu ruhen. Aus diesem Lehrsatz der Seelenwanderung und des Lohns oder der Strafe im Jenseits erklären sich so viele Erscheinungen im moralischen Leben der Hindus, die sonst schwerverständlich wären, wie z. B. die Gleichgültigkeit gegen den Tod bei einem Volke, das, physisch betrachtet, so feige ist.

Es gibt in der ganzen Welt kein Land, wo die Religion das Ansehen genießt, wie, dem Anschein nach, in Hindustan. Jede Stadt, jedes Dorf hat seine Tempel jeder Art, von der Nische an, welche kaum groß genug ist für das Götzenbild, welches sie beherbergt, bis zur Pagode mit hohen Thürmen, langen Säulenhallen und geräumigen Höfen. An allen diesen Orten sieht man stets Massen von Anbetern, die das geheiligte Bild mit Blumensträußen bedecken, oder ihm einzelne Blumen und Früchte darbringen. Die Ufer des Flusses oder des künstlichen Wasserbehälters, neben dem der Tempel steht, enthalten Treppengeländer, die bis an den Wasserspiegel herabreichen. Vom frühen Morgen an sind dieselben von einer Menge bedeckt, welche hier ihre durch die Religion vorgeschriebenen Waschungen vollbringt. Den Tag über erschallen in den Tempeln Gesänge der Gläubigen. Das Auge des Neugierigen verweilt namentlich mit Vergnügen auf den anmuthigen Gestalten der Frauen, die sich zur Anbetung drängen. In den Straßen, die häufig von Andächtigen in langen Zügen, unter dem Schalle von Trommeln und Musik durchzogen werden, ergehen sich Brahmanen mit ernster und strenger Miene. Diese Züge enthalten heilige Bilder, die unter Traghimmeln vorangetragen werden, berghohe Wagen, die berühmte Tempel darstellen.

Sind auch alle diese Gegenstände von den einfachsten Bestandtheilen, so sind sie doch geschmackvoll ausgestattet und verleihen der Scene etwas außerordentlich Belebendes und zugleich Großartiges.

Fern von Städten, an einsamen Orten, findet man Tempel, sei es nun an den Ufern der Flüsse, oder in tiefen, abgelegenen Thälern oder auf den Hügeln der Berge. In der Tiefe der Wälder sind es zinnoberroth bemalte Steine, Blumensträuße, die an Baumzweigen hängen, oder kleine Fahnen, welche aus dem Laubwerk hervorstehen, die dem Wanderer die Heiligkeit des Orts anzeigen.

Was die Bekehrung der Hindu zum Christenthum betrifft, so war das Vorurtheil der Kasten von jeher ein fast unübersteigliches Hinderniß derselben. Bei den Kasten der Parias, Sudras, Wayfias waren die Bekehrungen am häufigsten; dieß hat seinen Grund darin, daß die erstere, weil die verachtetste, alles dabei zu gewinnen, die letzteren aber, bei dem Verluste der ihrigen, wenig zu verlieren haben. Die Gewißheit, ihre ganze Stellung in der Gesellschaft dadurch zu verlieren, daß sie bei Annahme des Christenthums aus ihrer Kaste gestoßen werden, womit ein Zerreißen aller ihrer Familienbande verbunden ist, läßt viele Hindu auf der Grenze zwischen Heidenthum und Christenthum innehalten; sie gehören nicht mehr dem ersteren an und wagen nicht, zu dem zweiten überzugehen. Unpartheiische Beobachter behaupten, daß auf 100 Millionen Hindu höchstens 200 bis 300 Bekehrungen auf das Jahr zu rechnen seien, und daß neun Zehntheile dieser geringen Zahl dem Katholicismus zu gute kämen.

Die in Hindustan neben dem Brahmaismus verbreitetste Religion ist der Islam; derselbe zählt gegen 20 Millionen Bekenner daselbst.

Der Norden Hindustans war die einzige Gegend dieses Landes, wo der Islam fruchtbaren Boden fand; die Pathanen oder Afghanen, welche einst in der Geschichte Indiens eine so große Rolle spielten, nahmen denselben an; überall sonst und im übrigen Hindustan machte er keine Fortschritte.

Es konnte nicht fehlen, daß die Heere der tartarischen oder afghanischen Eroberdynastien, selbst diejenigen, welche nur vorübergehende Einfälle in Indien machten, daselbst eine große Zahl Mohamedaner zurückließen, die über einem schönen Clima und reichen Boden ihr eigenes Vaterland vergaßen. Auf der andern Seite mußten die mohamedanischen Prinzen, welche Throne in Hindustan besaßen, natürlich suchen, Kriegsleute ihrer Raçe und ihrer Religion dahin zu ziehen, da diese ihnen mehr

Vertrauen einflößten und auch besser die Mühseligkeiten des Krieges ertragen konnten, als die entarteten Indier. Dieß veranlaßte von jeher Schaaren persischer, afghanischer, arabischer oder tartarischer Abenteurer, in Indien ihr Glück zu versuchen, wo sie sicher waren, Verwendung zu finden und später sich häuslich niederlassen zu können.

Kastenwesen. Der Schlußstein der gesellschaftlichen Ordnung in Hindustan ist die Kasteneintheilung, welche alle heiligen Bücher des Brahmaismus als Glaubensartikel behandeln; denselben zufolge schuf Gott viererlei Menschen für eben so viel Kasten. Die erste, die der Brahmanen, schuf er aus seinem Kopfe; dieselbe hat den Zweck, das Menschengeschlecht zu leiten und zu erleuchten; die zweite schuf er aus seinen Armen (Khatry); es ist die der Khatryas, die es zu vertheidigen haben; die dritte aus seinem Bauche (Wayssias), mit der Bestimmung, für die Ernährung des Menschen zu sorgen; die vierte, welche aus seinen Füßen (Sudras) hervorging, hat den andern zu gehorchen und sie zu bedienen.

Nicht alle Brahmanen mußten Priester sein, aber alle Priester Brahmanen. Dazu gehörte nicht unbedingt die persönliche Würdigkeit; mit dem Amte war aber die Heiligkeit verbunden. Das Gleiche ist nicht in der Hierarchie aller Religionen der Fall, obgleich es sich hie und da auch in einer andern als der brahmanischen vorfindet. Dem Brahmanen war in den meisten Fällen geboten, alle Berührung mit den Kasten, die unter der seinigen standen, zu vermeiden. Die Vorschriften, welche für die religiöse Laufbahn eines Brahmanen galten, waren zahlreich, streng, aber auch zugleich sehr thöricht. Sein Leben war in vier Perioden eingetheilt, wovon die letzte allein von Büßungen und Kasteiungen befreit war; stete Betrachtung war dafür vorgeschrieben. Die Vorrechte dieser Kaste waren sehr ausgedehnt. Sie allein besaßen das Recht, die Vedas zu erklären, oder auch nur sie zu lesen. Unter gewissen Beschränkungen stand Letzteres auch den zwei nächstfolgenden Kasten zu. Da diese Bücher die Quelle der Hindureligion waren, so genoß der Brahmane das ausschließliche Vorrecht religiöser Erleuchtung. Da zugleich das öffentliche Recht aus derselben Quelle floß, so konnte der Richter folgerichtig nur aus der Klasse genommen werden, die unbeschränkt solche lesen durfte, und das Vorrecht wie die Gewalt besaß, die Gesetzgebung in Anwendung zu bringen. Da ferner alle Krankheiten als die Wirkung der Sünde betrachtet wurden, so schrieben die Vedas auch die einer jeden Krankheit angemessene Heilmethode vor, folglich war der Brahmane zugleich auch Arzt. Den andern Kasten war es zur Pflicht ge-

macht, derjenigen der Brahmanen mit der größten Demuth zu begegnen. Ein Sudra, also ein Mitglied der untersten Kaste, mußte sich jeder noch so schmählichen Behandlung, die ihm ein Brahmane angedeihen ließ, unterwerfen, sich sogar geehrt fühlen, wenn ihn dieser nur beachtete, ja sogar, wenn er ihn züchtigte. Die Wayßias mußten den Brahmanen Geschenke machen und darauf sehen, daß es ihnen an nichts mangelte. Die Khatryas hatten Partei für sie zu nehmen und sie mit ihrem Leben zu vertheidigen. Jedes Glied einer andern Kaste, das einen Brahmanen mit Gründen der Rede schlug, war einer Geldstrafe unterworfen. Einen Brahmanen zu tödten galt als Verbrechen, das nicht zu sühnen war. Selbst Könige durften sie nicht tadeln, sondern mußten ihnen auf jede Weise entgegenkommen, selbst wo sie Unrecht hatten. Ihre Personen und Eigenthum waren steuerfrei; hatten sie etwas nöthig, so durfte es ihnen Niemand, dem sie es forderten, verweigern. „Denn dieß zu thun ist gegen das göttliche Gesetz." Beging ein Brahmane das größte Verbrechen gegen das Gesetz, ja gegen die Natur, so büßte er nicht mit seinem Leben; aber jede noch so kleine Verletzung der Vorschriften seiner Kaste war den strengsten Strafen unterworfen. Sie hatten sogar Gewalt über die Götter, ihnen etwas zu verweigern, galt sogar für einen Gott als gefährlich. Der zweiten Kaste, der Khatryas oder der militärischen, gehörten Könige und Statthalter an, obgleich nicht selten in den frühesten Zeiten diese Würden von den Brahmanen eingenommen wurden. Die Brahmanen waren eifersüchtig auf diese Kaste; die Eifersucht war aber gegenseitig. Die dritte waren die Wayßias oder die Kaste der Handelsleute, die Handel und Ackerbau zu treiben hatten. Diese Kaste war zahlreicher als die beiden ersten zusammengenommen Der vierten, der dienenden, gehörten die Sudras an. Diese mußten bei den Brahmanen den Dienst als Knechte verrichten; gelang ihnen dieß nicht, so waren sie auf die Khatryas oder Wayßias angewiesen; schlug auch dieß fehl, so mußten sie sonst ihre Ernährung suchen, so gut es ging. Verschiedene englische Schriftsteller sprachen die Ansicht aus, daß die Leibeigenen des mittelalterlichen Feudalsystems in Europa viel übler daran gewesen wären, als die Sudras, deren persönliche Freiheit und Eigenthum wenigstens als unverletzlich galten. Zu was war aber einem Sudra dieser „Vorzug" nütze, wenn er mit der Ueberzeugung aufwuchs, daß er kein moralisches Recht besaß, Eigenthum zu erwerben; daß das Streben darnach sogar sündhaft sei; daß er als Knecht geboren sei und in allen Dingen dem gemäß handeln müsse, und

daß sogar seine Hoffnung eines bessern Lebens im Jenseits von seiner Treue im Dienste des Brahmanen abhänge? Keine Klasse Menschen war jemals entwürdigter, sowohl was das irdische Leben als das jenseits des Grabes betrifft. Unterwerfung unter jede Art harter Behandlung und Verachtung war die Tugend, welche ihnen am meisten eingeprägt wurde so daß auf jedem Schritt, den er von der Wiege zum Grabe that, der Sudra durch die Hindureligion zu einem in jeder Beziehung entwürdigten Wesen gestempelt war. Die Vedas durften in seiner Gegenwart nicht gelesen werden und es war „Entweihung, ihn mit deren hehren Lehren bekannt zu machen". Tödtete Jemand einen Sudra, so wurde er mit einer Geldbuße, oder sonst mit einer Strafe belegt, wie wenn er einen Hund umgebracht hätte.

Dieses Institut der Kasten entfremdet den Menschen seinem Nächsten und verschließt die Quellen des öffentlichen Wohlwollens. Während es dem einen Theil der Gesellschaft das Vorrecht schrankenloser Willkühr verleiht und dem Verdienstlosen den Mantel der Heiligkeit umhängt, schützt es ihn vor den Folgen noch so schändlicher Handlungen. Einen andern Theil derselben Gesellschaft verurtheilt es dagegen zu hoffnungsloser und ewiger Entwürdigung ohne alle Aussicht der Rettung. Kaum scheint es möglich, ein System zu ersinnen, das besser darauf berechnet wäre, allen Interessen des Lasters zu dienen und diejenigen der Tugend zu vernichten.

Verrichtungen, Erwerbszweige, überhaupt Arbeiten jeder Art, welche der Gesetzgeber der frühesten Zeit kannte, wurden von ihm unter die verschiedenen Kasten vertheilt und den Mitgliedern einer jeden derselben zugewiesen, wobei jedoch dem einer höheren, der von dem Geschäftskreis der seinigen sich nicht zu ernähren im Stande war, ein gewisser Spielraum blieb, sich einen Arbeitszweig aus der unmittelbar unter der seinigen stehenden Kaste zu erwählen. Dieser Wechsel durfte aber niemals umgekehrt statt haben: ein Glied einer unteren Kaste durfte niemals nach den Verrichtungen einer höheren streben.

Um diese Abgrenzungen bleibend zu gestalten, war die Mischung der Kasten durch die Vereinigung der Geschlechter streng verboten. In diesem Punkte mußte jedoch die Natur über das Gesetz die Oberhand gewinnen. Die Mischung blieb nicht aus; die Vereinigung hatte hie und da statt und es wurden Kinder daraus geboren, die keiner Kaste angehörten. Die ursprünglich der Eintheilung zu Grunde liegende Idee hatte jedoch in dem

Grade Wurzel gefaßt, daß man ohne Nachtheil für die bestehende gesellschaftliche Ordnung auch Platz für diese Ausschreitungen fand; ja noch mehr, daß dieselben dazu beitrugen, das System, worauf die ganze Einrichtung beruhte, zu entwickeln und zu vervollständigen. Gewisse Künste, Industriezweige, Gewerbe, zur Zeit der ersten Kasteneintheilung noch unbekannt, waren mit den Fortschritten der Gesellschaft entstanden und zur Nothwendigkeit geworden. Man kam nun auf den Gedanken, diejenigen Personen, welche der Mischung der alten Kasten ihr Dasein verdankten, in neue Klassen zu theilen, und jeder dieser Klassen die Pflege irgend einer neuen Kunst, den Betrieb dieses oder jenes Gewerbes oder neuen Industriezweiges anzuweisen, bis daraus so viel neue Klassen entstunden, als neue Erwerbszweige vorhanden waren, indem man jedem dieser Zweige eine gewerbliche Einrichtung gab, wie sie etwa im Mittelalter die Zünfte in Europa hatten.

Anfänglich bestimmte man die Zahl dieser Mittel- oder Mischungsklassen nur auf 36; es ist aber leicht begreiflich, daß es nicht dabei blieb. Nachdem einmal das Prinzip der Kasteneintheilung angenommen war, mußte der geringste, noch so zufällige Umstand hinreichen, einer neuen Klasse Leben zu geben, die sich von da an bleibend erhielt, so daß die Zahl derselben stets zunahm und daß man heute noch deren immer mehr entdeckt, je tiefer man in Hindustan vordringt. Die verachtetste Klasse ist diejenige der Parias, die aus der Vereinigung der vierten (Sudras) mit dem weiblichen Theil der höheren Klassen hervorgegangen ist. Man betrachtet diese Klasse nur mit Abscheu und zwingt sie, außerhalb der Städte und Dörfer zu wohnen, die sie nur betreten dürfen, um die Leichname ihrer daselbst verstorbenen Mitglieder zu holen, oder um Verbrecher hinzurichten; kurz, man verwendet sie nur zu Diensten, die man als unreine und entehrende ansieht. — Da die Kasteneintheilung unbestreitbar das wichtigste Element der indischen gesellschaftlichen Ordnung bildet, so müssen wir noch etwas länger dabei verweilen.

Wenn auch heute das indische Gesetz und die öffentlichen Sitten die Kasten weniger scharf von einander abgrenzen, als in früheren Zeitaltern, was nämlich die denselben zugetheilten Beschäftigungen oder Erwerbsmittel betrifft, so scheinen dagegen die Vorschriften, wie sich dieselben äußerlich gegen einander zu verhalten haben, strenger geworden zu sein. Eine jede Abweichung hiervon zieht den Verlust der Kaste nach sich, was dem bürgerlichen Tode gleich kommt. Der Unglückliche, welcher in diesem Falle

sich befindet, verliert das Erb- und Vertragsrecht, und wird überhaupt vor Gericht nicht zugelassen; die größere Härte besteht aber darin, daß ihn die Gesellschaft überdieß noch ausstößt. Er darf sich nicht mehr im Hause seines Vaters sehen lassen; seine Verwandten müssen jeden Verkehr mit ihm aufgeben und er entbehrt des Trostes der Religion in diesem Leben, wie jeder Hoffnung von Seligkeit im künftigen. Uebrigens, den einzigen Fall ausgenommen, daß Jemand schauderhafte Verbrechen verübt hätte, kann man stets seine verlorene Kaste wieder erwerben, indem man sich strenge Bußen durch Fasten, häufigere Waschungen und sonstige religiöse Verrichtungen auferlegt, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß der Volksgeist den Verlust der Kaste an und für sich als eines der größten Uebel betrachtet.

Den Vorstellungen der Hindu zufolge adelt der Kriegerstand in der Art, daß Mitglieder verschiedener Kasten, die sonst streng von einander geschieden sind, neben einander dienen können, ohne gegen ihre Kasten zu verstoßen; sie dürfen aber niemals in Gemeinschaft essen, und haben überhaupt in Betreff der Wahl der Speisen, welche sie genießen, eine Menge meist höchst sonderbarer Vorschriften zu befolgen, wenn sie nicht ihrer Kaste verlustig gehen wollen.

So z. B. darf der Krieger, welcher einer vornehmen Kaste angehört, während der Fahrt auf Flüssen oder der hohen See nichts von der Schiffskost oder überhaupt von keiner Kost, welche er nicht selbst, ohne daß Jemand zugegen war, zubereitet hat, genießen, sondern muß sich ausschließlich mit gedörrtem Reis und den Specereien begnügen, die er mit sich gebracht hat. Bei den Sikhs ist die Kuh heilig; das Leben einer Kuh retten, gilt bei ihnen als eine gute Handlung, die den Mord eines Brahmanen sühnt; eine Kuh umbringen, ist ein Verbrechen, das man nur dadurch büßt, daß man während dreier Monate sich harte Entbehrungen auferlegt und eben so lang eine Herde hütet. Ueberhaupt darf der Hindu, seiner Religion nach, kein lebendes, noch so unbedeutendes Thier beschädigen.

Die Vorurtheile des Hindu machen es ihm zur strengsten Regel, daß er die Berührung eines Jeden vermeide, der nicht von seiner Kaste ist, sei er nun Christ, Muselmann oder Hindu; namentlich alles, was von einem Europäer berührt worden ist, erregt seinen sowohl physischen als moralischen Widerwillen. Der Grund hiervon ist in unserer weißen Farbe zu suchen, womit er den Begriff des Aussätzigen verbindet. Es ist ihm ferner zur Pflicht gemacht, seine Mahlzeit ungesehen von Jedermann, namentlich

von Jemand, der einer andern Kaste angehört oder nach seinen Begriffen unrein ist, zuzubereiten und ebenso zu genießen. Die britisch-indische Regierung ließ in den letzten Jahren den Versuch machen, dieses Vorurtheil zu bekämpfen, und zwar — in den Gefängnissen. Man ordnete für sämmtliche Züchtlinge gemeinschaftliche Mahlzeiten an. Eine und dieselbe Kost wurde für alle zubereitet und allen, ohne Unterschied der Kaste, zugetheilt. Der Versuch fiel unglücklich aus; in allen Gefängnissen, wo derselbe angestellt wurde, brach die Empörung aus; Blut floß in Strömen. Man gab zwar von Seiten der Regierung trotzdem nicht nach, aber die Züchtlinge rächten sich, indem sie den Hungertod wählten. Ueberall, wo die Behörden unbeugsam blieben, entstanden große Lücken unter den Brahmanen und Khatryas; die Parias allein, deren Kaste nichts zu verlieren hat, blieben leben, indem sie von der gebotenen Kost genossen.

Ein muselmännischer Schriftsteller der neueren Zeit, der die Hinduverhältnisse aus der Erfahrung seines ganzen Lebens kennt, sucht die Gründe auf, welche die letzte indische Empörung veranlaßten und sieht sie in Folgendem: Der Hauptgrund ist in dem Kriege des Jahres 1833 gegen Kabul zu suchen. Die Hindus gingen nur mit Widerwillen über den Indus, da nach dem Ausspruche eines der alten Kaiser von Delhi die Hindureligion jenseits des Indus nicht mehr existirt. Was aber die Unzufriedenheit noch vermehrte, war die Unmöglichkeit, wegen des kalten Climas die üblichen Bäder zu nehmen, und ferner die Bekleidung mit Schafpelzen, welche die Offiziere den armen, vom Frost gequälten Soldaten austheilten; die Sepoys, obgleich sie wohl wußten, daß sie durch Berührung einer Thierhaut ihre Kaste verlieren würden, schlugen die Pelze keineswegs aus, beklagten sich auch nicht einmal, sondern verbissen ihren Unwillen, erstlich aus Furcht vor den Offizieren, und dann aus Furcht vor den Afghanen, welche ein aufrührerisches Heer leicht besiegt haben würden. Das Rachegefühl der Sepoys wurde bei der Rückkehr nur noch größer, da die übrigen Hindus nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten, weil sie auf dem Feldzuge in Afghanistan ihre Kaste verloren hätten. Die Mohamedaner ihrerseits waren auch unzufrieden, weil man sie gegen ihre Religionsbrüder geschickt hatte; sie rühmten sich, absichtlich immer vorbeigeschossen zu haben.

Eine andere Gelegenheit, wobei die übertriebenen Vorurtheile der Hindus schwer gekränkt wurden, war die Gründung von Hospitälern für die Soldaten; diese Vermischung der Kasten und Religionen war in ihren

Augen ein Gräuel. Man muß nämlich wissen, daß ein Hindu nicht nur nicht mit einem Muselmann zusammen ißt, sondern auch nicht mit 99 andern Hindus unter 100. Denn nicht blos, daß ihre Kasten streng geschieden sind, sondern jede einzelne, z. B. die der Brahmanen, zerfällt noch in einige Dutzend Unterabtheilungen, von denen keine mit einer andern in Berührung kommen darf. Dieser religiöse Fanatismus geht oft so weit, daß sie lieber Hunger leiden, als ihre Kaste verlieren, indem sie mit einem Andern zusammen essen.

Kommt ein Brahmane aus dem Hospital oder dem Gefängnisse, so ist er überzeugt, seine Kaste verloren zu haben, und wird mit seiner ganzen Familie ein Feind der Regierung. Es ist rein unmöglich, die Vorurtheile der Hindu in Nichts zu verletzen; was man auch thun möge, sie suchen und finden darin immer eine Verletzung ihrer religiösen Satzungen.

Altindische Regierungsform. — Anfang und Entwicklung der englisch-ostindischen Compagnie.

Was wir von der indischen Regierungsform aus den frühesten Zeiten wissen, ist in den heiligen Büchern Menus enthalten. Die Grundlage des Staats bilden, denselben zufolge, die Kasten und die darin ausführlich geschilderten Verhältnisse, in denen diese vier Klassen zu einander stehen *). Die älteste Regierungsform, welcher wir bei den alten Indiern begegnen, war, so weit unsere Kenntniß von derselben reicht, weniger eine eigentliche Willkührherrschaft, als was sich mit den Worten: staatliche Obergewalt bezeichnen läßt. Der König stand an der Spitze des Staates und war von bürgerlichen und militärischen Räthen umgeben, deren Gewaltsbefugniß jedoch rein von ihm verliehen ward. Dieser König oder dieses Oberhaupt war jedoch in diesen heiligen Büchern für Ausschreitungen seiner Gewalt mit Körper- oder Geldstrafe bedroht, ohne daß darin die Art und Weise bezeichnet oder der Gerichtshof benannt ist, der ihn zur Strafe zieht. Hiernach muß man sich die Kirche als den obersten

*) Siehe über die Kasten den vorstehenden Abschnitt.

Gerichtshof vorstellen. Entstand Unzufriedenheit unter dem Volke mit des Königs Regimente, so dachte man sich die Priesterschaft als Vollstreckerin seines (des Volkes) Willens; stimmten Priesterschaft und Volk mit einander überein, so mußte der Monarch beiden gegenüber machtlos sein, die seltenen Fälle abgerechnet, wo die Kriegerklasse es mit dem Monarchen gegen beide hielt. Auf diese Weise war der Einfluß der Priesterschaft dem Throne entgegengesetzt, während er ihn in Wirklichkeit stützte; indem er dem Anschein nach dessen unbegrenzte Gewalt aufrecht erhielt, schränkte er sie thatsächlich ein. Es war natürlicher Gegensatz, gleichzeitig aber das Bedürfniß der Uebereinstimmung vorhanden. Nothwendiges Ergebniß dieses Verhältnisses mußte ein Despotismus sein, der durch moralische Einflüsse und die priesterliche Gewalt (Imperium in imperio) gemäßigt ward. Eine der Statuten des Buches, das man sich als von Gott eingegeben dachte, bestimmt, daß der Monarch stets einen Priester als ein Glied seines Haushalts um sich habe. In der That sind die Gesetze, welche dasselbe für das Regiment des Monarchen vorschreibt, eben so umfassend und bindend gegeben, wie diejenigen, welche vom Leben und dem Gehorsam des Volkes handeln. Daraus, daß solche und in so großer Zahl den Schutz der Person des Monarchen gegen Gift, Dolch, Strang u. s. w. zum Gegenstand haben, ist der Schluß erlaubt, daß, während die Theorie seiner Willkührherrschaft vielleicht nicht offen bekämpft ward, diejenigen seiner Unterthanen, welche sich durch dieselbe in ihren Rechten gekränkt glaubten, solche nicht als geheiligt genug betrachteten, um sie nicht durch blutige Mittel zu bekämpfen und sich an der Person des Königs selbst zu vergehen.

Oertliche Besonderheiten, große natürliche Trennungen und Ursachen, die sich heutzutage nur unvollkommen nachweisen lassen, theilten die Bewohner von Indien in verschiedene staatliche Gemeinschaften unter einer größeren Zahl von Oberhäuptern ab, aber die Beziehungen des Monarchen, des Krieger- und Priesterstandes wie des Volkes zu einander blieben überall im Wesen die gleichen, und die Politik für einheimische wie für auswärtige Angelegenheiten dieselbe. Die Vorschriften der heiligen Bücher Menus wurden von allen gleich geachtet; sogar ehe die Gesetzprinzipien, welche dieses Buch später enthielt, ihre Ausarbeitung erhalten hatten, waren sie schon die Hauptelemente in dem politischen Leben aller indischen Staaten. Unter den politischen Lehren, welche diese heiligen Bücher den Souveränen geben, war auch die enthalten, daß sie suchen sollen, Uneinig-

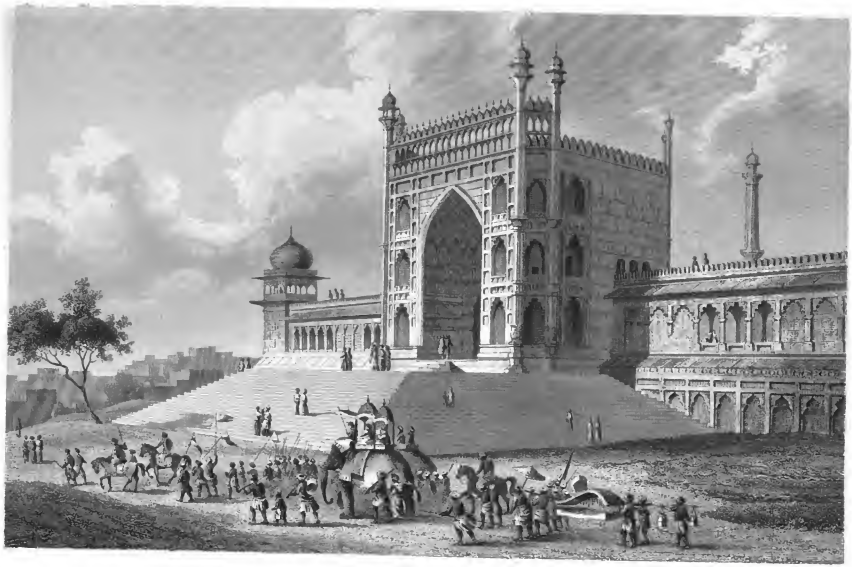
keit unter ihren auswärtigen Feinden zu nähren. Diese Vorschrift erhielt in ihrer Befolgung eine weite Ausdehnung. Trachtete ein Prinz nach dem Gebiet eines andern, so erklärte er denselben zu seinem Feinde, und befolgte im Namen der Religion den ihm von dem heiligen Buche gegebenen Rath, indem er am Hofe und unter den Unterthanen seines friedlichen Nachbarn, der vielleicht sogar sein Alliirter war, Zwietracht und Uneinigkeit auf jede Weise nährte; möglicherweise entfaltete er seine verwerflichen Künste selbst gegen Jemand, der gleichzeitig ähnliche Mittel gegen ihn anwandte. Dadurch ward die auswärtige Politik der einheimischen Herrscher zu allen Zeiten zu einer sehr verderbten. Treulosigkeit war stets ihr Charakter. Wo Verträge gehalten wurden, geschah es nicht aus Ehrlichkeit, sondern weil es der Vortheil so erheischte.

Nach zwei Jahrtausenden schlechter Regierung und Unterdrückung, und nachdem alle Gräuel der Fremdherrschaft durch die Einfälle der Mohamedaner über dieses Land gekommen waren, begannen europäische Nationen auf der indischen Halbinsel zu Handelszwecken Factoreien anzulegen. Die Engländer waren nicht die ersten in diesen Unternehmungen, aber die entschlossensten und ausdauerndsten. Bereits im Jahr 1486 hatten die Portugiesen unter Bartholomäus Diaz über das Cap der guten Hoffnung den Weg nach Indien gefunden. Gestählt für Anstrengungen aller Art im Kampfe gegen die in den Süden ihres Landes eingedrungenen Mauren, bewährte diese Nation in ihren Unternehmungen gegen Indien eine Größe, die, leider! seitdem verloren gieng. Der erste europäische Eroberer Indiens war der große Alfonso Albuquerque, ein Mann, wie die Weltgeschichte an Charakterfestigkeit, Tapferkeit und geistiger Größe wenige aufzuweisen hat. Gestachelt durch die Erfolge der Portugiesen erschienen gegen das Jahr 1600 die Holländer, die damals für die erste Seenation der Welt galten, ebenfalls in Indien, wo sie Niederlassungen gründeten, die heute noch blühen und den Grund zu dem großen Handelsverkehre und Reichthume dieser Nation legten. Diese beiden Nationen sollten jedoch fortan, sowohl in Indien als Europa, durch die Engländer in Schatten gestellt werden.

Anfang und Entwicklung der englisch-ostindischen Compagnie. Am 31. Dezember des Jahres 1599 gewährte die Königin Elisabeth einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche 68,000 L. zusammengeschossen hatten, Corporationsrechte unter der Firma: der Gouverneur und die Compagnie londoner Kaufleute behufs des Handels in Ostindien. Die ersten

Digitized by Google

keit
in il
Gebi
folgt
Rath
Nachl
keit a
Künst
anwa
zu al
Chara
keit, s
J
und n
Moha
Nation
zulegen
aber d
hatten
Hoffnun
aller Ar
Mauren
eine Gri
oberer J
Weltgesch
aufzuweis
gegen das
der Welt
die heute
und Reich
fortan, so
gestellt we
Anfe
nie. Am
einer Gese
hatten, Co
pagnie lon



DSCHUMMA MUSJID.

Anfänge der indischen Abenteurer (so nannte man bis ziemlich tief in unsere Zeit herab die Entdecker und Rheder, welche auf gewagte Geschäfte ausgingen) waren sehr beschränkt, und man hätte nicht denken sollen, daß der Vorsprung den andern handeltreibenden Nationen abgerungen werden würde. Auf 15 Jahre erhielt in dem königlichen Incorporationsbereiche die Gesellschaft das Monopol des ostindischen Handels; zum Betriebe ihrer Geschäfte sollte sie 24 Mitglieder unter einem Gouverneur auf die Dauer eines Jahres ernennen. Auf die erste Reise gingen vier große und ein kleines Schiff mit 28,000 L. Geld und 6,000 L. Waarenwerth an Bord. Unter Jakob I. war es leicht, Monopole erneuert zu erhalten, und so sah sich auch die ostindische Compagnie 1609 schon im Besitz eines der Zeit nach unbeschränkten Vorrechtes; nur wollte, wenn daraus dem Staatswohle offenbar Schaden erwachse, die Regierung das Recht haben, drei Jahre nach deßfallsiger Aufkündigung die Privilegien aufzuheben.

Drei Jahre nach dieser Vervollständigung des Freibriefes, 1612, verwandelte sich die Gesellschaft in eine Actiengesellschaft, wobei je 500 L. Kapital eine Stimme gaben. Im Auf und Nieder des Verkehrs blieben jedoch die Einkünfte der indischen Abenteurer immer noch hoch genug, um ihre Actien zu den gesuchtesten Geldanlagen zu machen. Die zwei Punkte, wo sich der englische Handel in Ostindien zuerst fixirte, sind Orte, die jetzt so gut wie gar nicht genannt werden, Bantam auf Java und Surat an der Ostküste. Letzterer Ort war damals der Hauptshafenplatz für die nach Mekka pilgernden Mohamedaner Hindustans, und in so weit kein schlechtgewählter Stapelplatz, allein die Nachbarschaft der Portugiesen gab Jahr aus Jahr ein zu Streitigkeiten Anlaß und zu Bantam erschwerten die Holländer das Aufkommen. Gerade von dem Jahre, wo in England die große Rebellion beginnt, wurde die dauernde Freiheit der Nation datirt; 1649 faßte die ostindische Compagnie an der westlichen Seite der Halbinsel von Vorder-Indien Fuß. Neben der portugiesischen Factorei San Thome ward mit Bewilligung eines benachbarten Nabobs das Fort St. George erbaut, neben dem sich bald die aufblühende Stadt Madras erhob. Das Häuschen eines französischen Missionärs und sechs Fischerhütten bildeten den Anfang der Präsidentschaft von Madras. Zwanzig Jahre später erhielt König Karl II. von Portugal die Insel und Stadt Bombay als Mitgift seiner Gemahlin, Katharina von Braganza. Die Portugiesen machten eine Zeit lang Schwierigkeiten, ehe sie den Besitz

wirklich übertrugen. Als es endlich geschehen war, merkte die englische Regierung bald, daß für sie aus der weit entlegenen Besitzung kein Gewinn zu ziehen war. Man zog es deßhalb vor, die neue Erwerbung der englischen Compagnie nach den Regeln des gewöhnlichen englischen Freigutsystems zu übergeben. Dieß war der Anfang der Präsidentschaft von Bombay, aber weder Bombay noch Madras konnte und kann sich an Bedeutung mit dem Delta des Ganges messen, dem Eingange in das Herz von Bengalen, wo die indische Fruchtbarkeit sich selbst übertrifft und die großen Wasserstraßen in die weit entlegenen Hinterländer des Ostens abzweigen. Auch hier waren Portugiesen und Holländer schon vorangegangen, und der unter der Restauration besonders aufblühende Unternehmungsgeist Englands führte auch die Schiffe der Compagnie die Bai von Bengalen hinauf an die hundert Mündungen des heiligen Stromes. Am Hugly, einem der Arme des Ganges, fand sich neben der portugiesischen und holländischen auch eine englische Factorei vor; aber die Rivalen waren hier wieder zu nahe und Streit mit den Eingebornen kam hinzu. So entschlossen sich denn die Engländer, 25 englische Meilen weiter abwärts am nämlichen Flusse eine neue Anlage zu machen. Neben dem Dorfe Chuttanutty entstand, was seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Kalkutta genannt wird, zuerst allmählig unter dem Schutze der Kanonen des Forts William zum Städtchen, dann zur Stadt heranwachsend, bis sie zur Hauptstadt des ostindischen Reiches und dem Centralpunkt des englisch-ostindischen Handels ward. Zunächst wohnte die Compagnie dort noch auf fremder Scholle, denn der Großmogul hatte den Grund und Boden nur verpachtet, nicht verkauft. Ueberall aber, zu Bombay, Madras und Kalkutta, betrug das der Compagnie angehörige oder verliehene Land stets nur wenige Quadratmeilen. Jedoch die Stützpunkte waren gewonnen, von denen aus das ganze indische Erdreich bewegt werden sollte.

Mittlerweile waren die Geschicke der Compagnie in der Heimath von dem buntesten Wechsel gewesen. Seit der Restauration hatten sich die Gewinnantheile der Gesellschaft ungeheuer gehoben. Im Jahre 1676 erhielt jeder Actionär als Dividende neun Actien zum Belauf der ursprünglich von ihm besessenen. Von diesem so verdoppelten Kapitale wurden während fünf Jahren durchschnittlich 20 Prozent Zinsen jährlich bezahlt. Während noch 1664 die Actien auf 70 Prozent standen, war ihr Preis 1677 auf 245 gestiegen, 1681 auf 300, und einzelne Verkäufe sollen zu 500 Prozent abgeschlossen worden sein.

Diese ungeheuern Steigerungen scheinen zum Verkauf gereizt zu haben, denn mit dem Fortschreiten der Prozente verminderte sich die Zahl der Actionäre. Die ganze Gesellschaft bestand am Ende aus wenigen reichen Kaufleuten Londons, so daß fünf Personen den sechsten Theil, vierzehn Personen den dritten Theil aller Actien besaßen. An der Spitze dieser Größen stand Sir Josiah Child, der sich vom Ladenjungen zum Eigenthümer von 20,000 Pfd. Sterling Renten und zum Schwiegervater des Herzogs von Beaufort aufgeschwungen hatte und dessen Verwandte und Schützlinge die Compagnie-Aemter in Leadenhallstreet und in den ostindischen Factoreien fast monopolisirten.

Aber die politischen Stürme Englands rissen auch die ostindische Compagnie mit in ihren Strudel; bis dahin waren die Hauptleiter der Gesellschaft Whigs gewesen, glühende Patrioten für die protestantische Sache und gegen den katholischen Thronfolger. Allein Sir Josiah Child fand es zur rechten Zeit, wie er glaubte, angemessen, sich dem Hofe und den Tories zuzuwenden, wo sein Ansehen und sein Geld sehr willkommen waren. Karl der Zweite war so gnädig, ein Geschenk von 10,000 Pfund Sterling von der Compagnie anzunehmen; der Thronfolger wollte seinem Bruder an Generosität nicht nachstehen und nahm die gleiche Summe. Dem Beispiele der Herren folgten die Diener, und ostindische Shawls und Diamanten glänzten an den Großen und Schönen von Whitehall. Die Whigs warfen sich dagegen auf die Seite aller Derer, welche gegen die Compagnie klagten, und hier standen alle unternehmungslustigen Rheder, die nicht zur Gesellschaft gehörten, voran; aber in den letzten Jahren Karls des Zweiten und unter Jakob dem Zweiten hatte die Compagnie so viel Macht, als der König Gewalt. Neue Freibriefe gaben ihr das Recht, mit den nichtchristlichen Reichen des Ostens Krieg zu führen und Frieden zu schließen und jeden Engländer, der sich ohne besondere Erlaubniß in ihren Ansiedlungen vorfände, gefangen nach Europa zu schicken. So stand die Compagnie am Vorabend der großen Revolution von 1688.

In Folge derselben adoptirte das englische Parlament mehrfach freisinnigere Grundsätze hinsichtlich der ostindischen Compagnie und ward dadurch der Weg zu der großen Machtentwicklung gebahnt, zu der solche nach und nach gelangte. Ein berühmter englischer Geschichtschreiber *),

*) Mill in seiner persischen Geschichte.

der zugleich ein genauer Kenner indischer Verhältnisse ist, drückt sich hierüber wie folgt aus:

„Während wir im ersten Jahrhundert der Geschichte der ostindischen Compagnie reichliche Proben ihrer Mißregierung finden, begegnen wir ebenso einem kühnen Unternehmungsgeiste und entschlossener Ausdauer, welche kein erlittener Verlust zu stören, keine Gefahren zu brechen im Stande waren. Diesem Geiste, den der Besitz ausschließlicher Privilegien geschaffen hatte und fortwährend nährte, muß der endliche große Erfolg zugeschrieben werden. Er war es, der trotz der herbsten Unglücksfälle sie stets mit den heißesten Hoffnungen künftiger großer Gewinne beseelte; war dadurch auch hie und da Gelegenheit gegeben, ihren Ruhm durch Handlungen der Gewalt und Ungerechtigkeit, gegen diejenigen verübt, welche das Monopol angriffen, zu beflecken, so wurden doch dadurch, sowohl im Handel als im Kriege, Erfolge geschaffen, welche dem Charakter der englischen Nation nur Ehre brachten."

Der Entscheidungskampf fällt in die Jahre **1744 — 1761**; es war derjenige, wo Engländer und Franzosen um die Obergewalt über Indien stritten. Die Berührung einer unbekannten Welt durch die alten Culturvölker Europas muß stets auf denkende Menschen eine unbezwingliche Anziehungskraft ausüben; wie um so mehr, wenn zwei große europäische Nationen, wie die Engländer und Franzosen, auf den Schlachtfeldern des fernen Ostens sich begegnen, und dort ihre Kräfte um eines solch unendlich wichtigen Zweckes willen im Kampfe messen.

Es wird daher nöthig, daß wir den Leser ausführlicher mit diesem Gegenstand bekannt machen.

Der Glanz, der die portugiesische Herrschaft in Indien während des sechszehnten Jahrhunderts umgeben hatte, war schnell erbleicht. Die Handelsmacht der Holländer war mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts im Sinken begriffen; überdieß hatten sie das Festland Indiens verlassen, um sich auf den Archipeln seiner Meere festzusetzen. So schienen die Engländer freies Feld für ihre Bestrebungen zu haben; die Geschäfte ihrer Handelsgesellschaft blühten. Verkäufe indischer Produkte, welche in London bewerkstelligt wurden, ergaben für ein einziges Jahr die für die damaligen Verhältnisse ungeheure Summe von zwei Millionen Pfund Sterling, als der im Jahr **1744** in Europa ausgebrochene Krieg die Gesellschaft auf einmal mit einem Gegner in Berührung brachte, der furchtbarer war, als alle bisherigen.

Frankreich, das sich auf der Bahn der Länderentdeckungen und der

Entwicklung des Seehandels von den andern Völkern hatte überflügeln lassen, war übrigens nicht ganz unbeweglich geblieben während der Bewegung, die gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Geist der europäischen Raçe eine Richtung gegen die Meere gab. Indien selbst beschäftigte schon sehr früh die unternehmendsten Köpfe in den Seestädten Frankreichs. Bereits im Jahre 1503 ließen einige Kaufleute von Rouen ein Geschwader ausrüsten, das Handelsverbindungen in den indischen Meeren anknüpfen sollte. Allein die Unternehmung scheiterte und die dahin abgesandten Schiffe kehrten niemals wieder. Weitere Versuche waren kaum glücklicher, selbst nicht ein größerer, der im Jahr 1642 gemacht wurde und mit einer Niederlassung auf der Insel Madacasgar endigte. Diejenige französische Gesellschaft, welche große Erfolge in Indien erzielte, um sie rasch wieder einzubüßen, kam erst 1664 unter dem Ministerium Colbert zu Stande.

Solche gab die Niederlassung auf Madagascar wieder auf, und richtete ihr Hauptaugenmerk auf Pondichery. Als der Bruch zwischen England und Frankreich entstund, hatte letzteres auf dem Festland von Indien nur diese eine Besitzung, aber sie war in sehr blühendem Zustande, wohl befestigt und es gehörte noch eine gewisse Strecke Landes, welche dieselbe umgab, hinzu. Allerdings besaß Frankreich außerdem noch einige kaum nennenswerthe Factoreien zu Mahe, Kerikal und Chandernagor in Bengalen. Bei Ausbruch des Krieges, 1741, scheint nun die französische Gesellschaft große Anstrengungen gemacht zu haben, um die indischen Meere als neutralen Boden gelten zu lassen; während sie aber dieß auf diplomatischem Wege in Europa zu erreichen bemüht war, war es einem englischen Geschwader, unter Commodore Barnett, das in den indischen und chinesischen Meeren, in den Meerengen von Sonda und Malacca kreuzte, gelungen, eine Anzahl französischer Schiffe zu kapern, wodurch der Krieg unvermeidlich wurde. Labourdonnais, ein Mann von großem Talent und unermüdlicher Thätigkeit, der sich aus dem unteren Dienste der Marine zu dem höchsten Range emporgeschwungen hatte, war damals Gouverneur der Inseln von Frankreich und von Bourbon. In Folge seiner Bemühungen waren diese Inseln, fast ohne alle Unterstützung von Frankreich, sehr blühende Niederlassungen geworden. Labourdonnais befand sich in Frankreich, als der Krieg ausbrach. Beiden, der Gesellschaft und der Staatsregierung, schlug er sogleich vor, die Besitzungen des Feindes in Indien anzugreifen. Von beiden theils zurückgewiesen, theils im Stiche gelassen, unternahm er auf eigene Faust und mit fast wunderbar geschaffenen Mitteln

einen Angriff auf Madras, die damalige Hauptstadt der englischen Besitzungen in Indien, überhaupt die wichtigste Niederlassung, welche bis dahin von Europäern gegründet worden war. Die Bevölkerung derselben betrug damals mit der unmittelbaren Umgebung 250,000 Seelen, worunter 300 Europäer, wovon jedoch nur 200 Soldaten. Die Festung capitulirte. Geheime Instruktionen, welche Labourdonnais besaß, untersagten ihm ausdrücklich, irgend einen Platz oder eine Factorei, deren er sich bemächtigt habe, besetzt zu halten. Die Capitulation lautete daher dahin, daß der Platz sogleich nach der Einnahme gegen Lösegeld wieder zurückgegeben würde.

Diese Bestimmung des Capitulationsvertrags mißfiel seinem Vorgesetzten, dem damaligen General-Gouverneur der französisch-indischen Besitzungen, Dupleix, im höchsten Grade. Dieser Mann, der sich durch seltene Geisteskraft auf diesen hohen Posten geschwungen hatte, träumte den Besitz von ganz Indien, und um denselben zu erreichen, zunächst die Vertreibung der Engländer von der Küste von Coromandel. Ihm mußte daher die Herausgabe von Madras sehr ungelegen kommen, die er also auch mit allen möglichen Mittel verzögerte und gänzlich zu hintertreiben suchte. Labourdonnais berief sich auf sein gegebenes Ehrenwort; er wurde jedoch festgenommen und nach Frankreich geschafft, wo er zwei Jahre und zwei Monate in der Bastille gefangen saß. Kaum daraus entlassen, starb er.

Der Umstand, daß Dupleix sich, der Capitulation entgegen, in Madras festsetzte, war Veranlassung für ihn, das dazu gehörige Fort St. David anzugreifen, was sich noch fortwährend hielt. Dessen Belagerung wurde durch ein Ereigniß ausgezeichnet, das in den Annalen der indischen Kriege Epoche macht. Der Nabob von Arcot, ein Bundesgenosse der Engländer, hatte seinen Sohn an der Spitze eines Heeres von 10,000 Mann abgesandt, um den Versuch einer Wiedereroberung von Madras zu machen. Die Franzosen hatten blos 1,200 Mann, um die Stadt zu vertheidigen, zögerten aber trotzdem keinen Augenblick, den Angreifern entgegenzurücken. Ihre vorzügliche Mannszucht und die Geschicklichkeit ihrer Geschützbedienung verschafften ihnen jedoch einen vollkommenen Sieg über die große Uebermacht. Früher hatten die Portugiesen wohl hie und da durch ihr Beispiel bewiesen, was eine Handvoll Europäer über die undisciplinirten Horden eines asiatischen Heeres vermöge; allein ihre Siege waren fast vergessen; Franzosen und Engländer hatten sich vielmehr seitdem wieder gewöhnt, den Großmogul als einen großen und mächtigen Herrscher zu betrachten,

gegen den jeder Widerstand, der mit so schwachen Kräften, wie sie den Europäern zu Gebot stunden, versucht würde, sich als vollkommen nutzlos erweise. Der Sieg Dupleix's brach diesen Zauber der großmongolischen Macht und die Offiziere beider Nationen zogen daraus eine Lehre, die sie fortan zum Schaden aller eingebornen Fürsten zu benützen verstanden. Nach verschiedenen Wechselfällen des Glücks im Kampfe um Madras zwischen Engländern und Franzosen traf die Nachricht in Indien ein, daß in Europa der Friede zwischen beiden Ländern geschlossen worden und daß in Folge dessen Madras den Engländern zurückzugeben sei. Die beiden Nationen nahmen daher jetzt wieder in Indien dieselben Stellungen ein, wie vor dem Kriege.

Anstatt die Ruhe in Indien wieder herzustellen, diente jedoch dieser Friedensvertrag nur dazu, den Kreis der militärischen Operationen zu erweitern; denn, da jede der beiden Mächte beträchtliche Streitkräfte daselbst zu ihrer Verfügung hatte, so lag das Streben nahe, sie passend zu verwenden. Die Ereignisse des letzten Kriegs hatten das Geheimniß der Schwäche der indischen Regierungen gelehrt und gewissermaßen die Bahn der unbegränzten Hoffnungen für Gründung eines großen Reiches in diesem reichen und prachtvollen Lande geöffnet. Man hatte jetzt die Politik der indischen Fürsten kennen gelernt, die von jeher darin bestund, nur das Interesse des Augenblicks zu verfolgen und stets die Parthei des Stärksten zu ergreifen. Auch darf man nicht vergessen, daß die Thronfolge nirgends in Indien durch ein Gesetz bestimmt ist. Beim Tode eines indischen Fürsten treten daher seine Söhne, Enkel, Neffen und selbst sogar entferntere Verwandte mit Ansprüchen auf den Thron auf, und suchen sie durch Waffengewalt geltend zu machen. Es war dieß zunächst der Fall beim Tode des mächtigen Nabobs von Dekkan und des von Carnatik. Dupleix, der französische Gouverneur, begriff sogleich, daß, wenn es ihm gelänge, zwei seiner Schützlinge unter den Hinterlassenen dieser Nabobs auf die zwei größten Throne der indischen Halbinsel zu setzen, welchem Unternehmen er sich gewachsen glaubte, er der wahre Gebieter dieser großen Länderstriche würde. Das Glück war ihm auch hierin günstig. Einer seiner Unterbefehlshaber, d'Auteuil, erstürmte mit seltener Tapferkeit an der Spitze von blos 2,400 Mann, worunter nicht mehr als 200 Europäer, das von 20,000 Feinden besetzte Lager des Nabobs von Dekkan. Sie drangen bis zu ihm vor, wie er, auf einem Elephanten sitzend, inmitten seiner Reiterei und umgeben von Fahnen, die im Winde flatterten, mit

lauter Stimme seine Truppen zur Tapferkeit ermahnte. In diesem Augenblick schoß ihm ein Soldat eine Kugel durchs Herz und mit seinem Falle war das Schicksal dieses Thrones entschieden.

Der zweite Plan Dupleix's, der mit dem Throne des Carnatik, gelang ebenfalls in demselben Moment, wo er nahe daran war, zu mißlingen. Nazir-Dschong, Nabob des Carnatik, stand an der Spitze von 100,000 Mann einem Häuflein von 800 Europäern und 3000 Sepoys mit 10 Kanonen gegenüber, und die Franzosen begannen bereits dieser ungeheuern Uebermacht zu weichen, als der Verrath sich im Lager des Nabobs zeigte, und derselbe von seinen eigenen Leuten erschossen ward. Ihm ward sogleich der Kopf abgeschnitten und derselbe, wie es in solchen Fällen in Indien üblich ist, zu den Füßen des Siegers gelegt.

Ehe der Tag sich neigte, konnten Indien und die Welt ein Schauspiel betrachten, wie sie es kaum je gesehen hatten, nämlich einen Herrscher über ein Reich, so groß wie drei der größten Königreiche Europas, und 35 Millionen Unterthanen zählend, alles durch die Gnade eines blosen Fremdlings, der nicht lange vorher aus einem andern Welttheil herübergekommen war, und kaum 1000 Mann zur Verfügung hatte, um solche Wunder zu verrichten. Man bewundert vielfach England, daß es die große Aufgabe zu lösen verstehe, aus einer Entfernung von 4000 Meilen mit wenigen Hundert Civilbeamten und einigen Tausend Mann Soldaten seine unermeßlichen indischen Besitzungen zu beherrschen. Wenn hierin etwas bis dahin Unerhörtes, Keckes und Geniales liegt, so muß man anerkennen, daß die Ehre hiervon einigermaßen Dupleix gebührt, der zuerst den Schleier, der über den Dingen der indischen Herrschaft lag, zu lüften verstanden hatte.

Der neue Nabob des Carnatik wußte seinen Dank für die Hülfe der Franzosen nicht besser zu bezeugen, als indem er Dupleix zum Nabob aller der Länder machte, die südlich vom Kistnah liegen, das heißt, von einem Ländergebiete, dessen Oberfläche der von Frankreich gleichkommt. Er fügte noch andere Würden oder persönliche Vorrechte hinzu, unter andern auch das, daß derselbe einen Fisch auf seinen Fahnen anbringen lassen durfte, was nur den vornehmsten Personen des Reiches zustund. Allein dieser große Mann vergaß darüber, daß sein Ehrgeiz oder seine Eitelkeit auf solche Weise befriedigt wurden, nicht die Interessen seines Landes oder der Handelsgesellschaft, welcher er vorstund. Unabhängig von der persönlichen Macht, die ihm als Nabob zugefallen war, hatte er dafür gesorgt, daß die Compagnie einen an Pondichery,

Karikal und Masulipatam gränzenden Länderstrich erhielt, dessen jährliche Rente sich auf 950,000 Franken belief. Auf diese Weise faßte die Compagnie als anerkannte Souveränin Fuß auf einem Theil der Halbinsel, während sie den andern als oberste Vermittlerin in Abhängigkeit hielt. „Von dem bloßen Nennen Eures Namens wankt der Thron des Groß-Moguls!" hatte ein indischer Höfling an Dupleix geschrieben.

Während so die französische Macht in Indien im Wachsen war und die englische in Schatten stellte, enthüllte das Schicksal den Mann, der berufen war, die seiner Nation dauernd zu begründen. Es war dieß Clive, später Lord Clive von Plassey.

Clive hatte einige Jahre als Civilbeamter im Dienste der englischen Compagnie zugebracht. Aus der Amtsstube war er das erste Mal in den Militärdienst übergegangen und hatte bei mehreren Feldzügen seinen in Hülfsmitteln und Entwürfen fruchtbaren Geist, schnellen Blick und einen kalten Muth bewiesen, wie er großen Charakteren eigenthümlich ist. Nachdem er bei den Belagerungen von Pondichery und Devicottah mitthätig gewesen war, vertauschte Clive das Schwert wieder mit der Feder. Allein die verzweifelte Lage der englischen Macht rief ihn noch einmal zu den Waffen. Von jetzt an erzielte er unter den schlimmsten Verhältnissen Erfolge, wie sie nur immer von der größten militärischen Fähigkeit zu erreichen waren. Allein nach kurzer Zeit zwang ihn der Zustand seiner Gesundheit, die Wiederherstellung derselben in Europa zu suchen, von wo er später mehrmals zurückkehrte, um die englische Herrschaft in Indien stets fester zu begründen.

Einem solchen Manne stand immer noch als ebenbürtiger Gegner Dupleix gegenüber. Allein der Stern Dupleix's war dem Erbleichen nahe. Diejenigen, welche den Nutzen aus den von ihm gemachten Eroberungen ziehen sollten, waren gleichsam erschrocken davon. Ein Reich, von der Größe Preußens, in voller Souveränität besessen, ein zweites, noch fünf oder sechs Mal größeres Reich unter der Herrschaft eines Mannes, der sein Schützling war, — Alles dieß war zu viel für eine Gesellschaft von Handelsleuten und Speculanten, die es sich vielleicht jetzt schon zum Vorwurf machten, von Indien als von einer Henne geträumt zu haben, die goldene Eier lege. Sie wichen zurück, als sie sahen, daß der Vogel, den sie hatten brüten lassen, eine Königskrone in seinen Griffen trug. Statt einfach eine armselige Niederlassung in Pondichery zu verwalten, hatte ihm der Krieg und die Eroberung als das einzige Mittel geschienen,

den französischen Niederlassungen eine feste Grundlage zu geben und sie der kümmerlichen Existenz zu entreißen, in der sie stets von der Laune oder der Habgier des ersten besten Nabobs abhingen, der selbst allen Wechselfällen der Unbeständigkeit ausgesetzt war, die alle indischen Gewalten von jeher so rasch nach einander verzehrten.

Allein seine Gegner, sowohl im eigenen als fremden Lager, wollten es anders. Das Kabinet von Versailles, wie die französisch-indische Compagnie waren bereit, sowohl Dupleix als alle französischen Eroberungen zu opfern, und es kam dem entsprechend ein Friede zu Stande, welcher der französischen Herrschaft in Indien bis auf die kleine Colonie Pondichery den Todesstoß versetzte. Dupleix ward zurückberufen, um sich zu verantworten. Faßt man den Friedensvertrag vom Jahr **1754** ins Auge, so gelangt man zur Frage, was aus Indien geworden wäre, wenn Dupleix, indem er auf seine Eigenschaft als Agent der französischen Compagnie verzichtete und derselben genaue Rechenschaft über sein Wirken gab, sich auf eigene Faust in den Ländern zu behaupten gesucht hätte, welche ihm persönlich vom Nabob des Carnatik zum Danke für seine Dienste verliehen waren und worin ihn der Großmogul förmlich bestätigt hatte. Wie dem nun auch sei, die Uneigennützigkeit und die Vaterlandsliebe, welche Dupleix beseelten, flößten ihm eine edlere Handlungsweise ein. Er kehrte nach Europa zurück, um noch 9 Jahre daselbst zu verleben, bis er, geschwächt durch Kummer und Sorgen, ins Grab sank.

Eroberung Bengalens durch Clive.

Während Frankreich und die französisch-indische Compagnie so die Dienste Dupleix's vergalten, sandte England Clive mit dem Grade eines Oberstlieutenants im Dienste des Königs und mit dem Range eines Gouverneurs des Forts Sanct David dahin zurück. Bengalen sollte jetzt die ganze Gewalt der englischen Waffen empfinden.

Durch Intriguen der verschiedensten Art hatte Suraschah-Dulah die Herrschaft von Bengalen, Bahar und Orissa an sich gerissen. Kaum darin befestigt, griff er Kalkutta mit der Drohung an, die der Engländer an diesem Punkte zu beschränken, wo nicht ganz zu vernichten. Seine ersten Anstrengungen waren von Erfolg gekrönt. Stadt und Festung wurden übergeben, nachdem die Engländer ihre daselbst befindliche Flotte nebst ihren Schätzen geflüchtet hatten. Als der oberste Rath von Madras dieß

hörte, ward sogleich einstimmig beschlossen, daß man suchen müsse, Kalkutta wieder zu erobern, und Clive mit einer Flotte dahin gesandt. Er brauchte blos davor zu erscheinen, um Stadt und Festung wieder in Besitz zu bekommen. Zwischen den Engländern und Suraschah-Dulah kam hier ein Offensiv- und Defensivbündniß zu Stande, das den erstern nicht nur alle früher verliehenen Rechte bestätigte, sondern ihnen sogar auch noch weit größere für die Zukunft einräumte.

Die Krise des Schicksals von Bengalen nahte jedoch heran. Um Suraschah-Dulah zu stürzen, dessen Plane vielfaches Mißtrauen erregten, verband sich im Geheimen die englische Compagnie mit einem von dessen Verwandten, der nach seiner Krone strebte, Mir-Jaffir. Es war dieß eine Wiederholung der ähnlich vorher von Dupleix in Bezug auf andere Theile Indiens so glücklich ins Leben gerufenen Plane. Es kam zur Schlacht zwischen den Engländern und Suraschah-Dulah. Um die Mitte des Tags, als der Ausgang des Kampfes, der anfänglich für Suraschah-Dulah sich zu entscheiden schien, zweifelhaft ward, ließ derselbe Mir-Jaffir in sein Zelt rufen, warf dort seinen Turban zur Erde und rief dem Mir-Jaffir, der sein Mißtrauen erregt hatte, zu: er solle schwören, denselben mit seinem Leben zu vertheidigen. Mir-Jaffir kreuzte seine Arme über der Brust, warf sich vor dem Turban nieder und schwor die feierlichsten Eide. Zwei Stunden später mußte Suraschah-Dulah auf einem Kameele die Flucht ergreifen, und Mir-Jaffir betrat das Lager der Engländer, wo ihn Clive unter Umarmungen als den Nabob von Bengalen, Bahar und Orissa begrüßte.

Die Franzosen waren durch diese glänzenden Erfolge Clives trotz des allgemeinen Rückzugs, in dem ihre indische Politik noch vor Kurzem begriffen war, eifersüchtig geworden, und kündigten den Frieden, dessen Abschluß ihnen kurz vorher zu so großer Befriedigung gereicht hatte. Allein das Glück ihrer Waffen war für immer verloren. Der neue Gouverneur, Lally-Tolendal, beging aus blindem Hasse gegen England die größten Fehler. Die Franzosen mußten sich nach und nach aus allen von ihnen besessenen Gebieten zurückziehen Die Engländer griffen jetzt selbst Pondichery, die letzte französische Niederlassung an der Küste von Indien, an. Nach einer heldenmüthigen Vertheidigung ergab sich Stadt und Festung an die Engländer.

Lally ward, wie Dupleix, nach Frankreich berufen, wo er verschiedener, während seiner Verwaltung begangener Verbrechen angeklagt ward, und auf dem Schaffote endigte.

Allgemeine Lage von Indien nach Vertreibung der Franzosen.

Der charakteristische Zug dieser Periode der Geschichte Indiens, dieses Landes der Diamantminen und fabelhaften Reichthümer, ist der Geldmangel. Die europäischen Völker hatten geglaubt, sie dürften blos den Boden dieser geheimnißvollen und wunderbaren Länder betreten, um die Fabel des Königs Midas zur Wahrheit werden zu sehen. Das Auge auf den antiken Orient gerichtet, hatte das habgierige, leichtgläubige Europa den massiv goldenen und diamantenen Sonnenthron, wovon ihm die mythologische Poesie erzählt hatte, für baare Wirklichkeit gehalten. Man betastete bereits in der Phantasieerregung mit den Händen, die vor Begierde nach dem Golde zitterten, diese alten und riesigen Götter von massivem Golde, wie sie unbeweglich mit ihren Augen von Karfunkel die Schmelztiegel ansahen, wohin sie zu wandern bestimmt wurden. Kaum hatte man jedoch diese Throne zerschlagen, so sah man zu seinen Füßen statt des mit Zuversicht erwarteten Goldes nichts als Sand. Schlug man vollends diese Götter zusammen, daß sie in Stücke auseinanderfielen, so wurde der Boden mit einem Haufen Thonstücke bedeckt. Auch hier waren die Götter verschwunden, wenigstens die goldenen. Was noch blieb, war eine Erde, die man, wollte man leben, eben so wie die unserige mit seinem Schweiße anzubauen genöthigt war, und die zeitweise (wie heute noch) von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, welche in kurzer Frist ein Drittel der Bewohner dahin raffte. Die Reichthümer selbst kamen aber nur im Gefolge der Arbeit. Der Schweiß befruchtete; aus dem vergossenen Blute entstanden nur Wüsteneien und Unfruchtbarkeit. Schon seit längerer Zeit hatten die Europäer auf dem indischen Boden nichts als Blut vergossen. Aber seine Schätze — wo blieben sie denn? Unter dem drückenden Harnisch seiner Sieger floß auch sein Blut; aber es war Goldschweiß, den sie seinem Busen hatten entlocken wollen, und der wollte nicht fließen. Franzosen und Engländer konnten sich nicht an die Idee gewöhnen, daß das Gold in einem Lande fehle, in das sie von so weither blos der Durst desselben gelockt hatte. Es war zum Erbarmen, wenn man diese Handvoll Eroberer, die Armeen vernichteten und ganze Reiche zertrümmerten, jeden Augenblick durch die Kleinigkeit: den Geldmangel, in ihren Siegen aufgehalten sah. Alsdann entschädigte man sich an irgend einem armseligen kleinen Fürsten, bei dem man die Mittel zu finden hoffte, um den mächtigeren bekriegen zu können. Man ging, statt die großartigere Rolle des

Eroberers zu spielen, auf Raub aus. Der kleine Fürst, auf den man es abgesehen hatte, ließ es sich hie und da beikommen, sich zur Wehre zu setzen; fast niemals aber fand man bei ihm das Gold, was man ihm nehmen wollte. Man kam alsdann verarmt von dem Siege zurück, den man über ihn davon getragen hatte, und brachte die Ueberzeugung mit, daß der kleine Despot lieber der Zerstörung seiner Hauptstadt, der Verwüstung und Entvölkerung seines Reiches zusah, als daß er seinen Privatschatz schmälern ließ, der für ihn mehr werth war, als Hauptstadt und Königreich. Um so eifriger ward die Begierde darnach. In der Zwischenzeit ging die Gelegenheit zu größeren Thaten verloren und man begnügte sich jetzt nur noch mit einfachen Raubzügen, um mit deren Ertrag das Leben zu fristen, statt daß man großartigere Pläne verfolgte.

Dieß waren, trotz der vielfachen Enttäuschungen, die hartnäckig im Auge behaltenen Zielpunkte der Europäer. Indem man von der Idee ausgieng, daß der kleinste Winkel indischer Erde mit Gold angefüllt sei, machte die Leichtigkeit, mit der sich alle Fürsten Indiens ihrer Gebiete und ihrer Gewalten berauben ließen, die merkwürdige Hartnäckigkeit, womit alle diese sonst so freigebigen Fürsten ihre eigenen Schätze in Sicherheit zu bringen sich bemühten, nur um so verdächtiger. Daraus entstanden denn Erpressungen, Grausamkeiten aller Art, Verträge, die Niemand zu erfüllen beabsichtigte, so wie treulose Allianzen; und die Hindus vergalten Gleiches mit Gleichem. In der That, wie die Europäer auf das indische Gold rechneten, spekulirten die Hindus auf dasjenige der Compagnien. Der kleinste Rayah, dessen Hülfe man zur Bekämpfung seines Nachbarn nachsuchte, schien zu glauben, Europa sei eine unerschöpfliche Goldmine und er dürfe daher seine Freundschaftsdienste nur zum höchsten Preise verkaufen. Die Wahrheit lag darin, daß der stete Krieg niemals Reichthum erwerben ließ, und daß die Reichthümer, welche man bei Jedermann voraussetzte, nur die Habsucht herausforderten, während der gänzliche Mangel von Treue und Glauben und die stets sich wiederholenden Gewaltthätigkeiten den Wohlstand vernichteten, die Dürftigkeit und die Armuth nicht sich erholen ließen.

In dieser Lage der Dinge tritt eine neue Macht, das Königreich Mysore, und ein neuer Held, Hayder-Ali, auf die Bühne. Die Familie des letzteren stammte aus dem Penschab und war niedrigen Ursprungs. Sein Urgroßvater war ein Fakir (muselmännischer Religioser) und hatte sich in Dekkan Reichthümer gesammelt. Hayder-Ali, sein Urenkel, brachte

seine Jugend unter lauter Vergnügungen zu, bewies aber hie und da die in ihm schlummernden Fähigkeiten. Einst während der Belagerung eines Schlosses, in dem sich ein Häuptling, der gegen den König von Mysore in Waffen stand, eingeschlossen hatte, zeichnete er sich in dem Grade aus, daß man ihm nach der Einnahme desselben den Befehl über eine Schaar und die Schloßwache anvertraute. So schwang er sich immer höher, bis er Beherrscher des kleinen Staates Dindigul ward und über große Reichthümer verfügte.

An der Spitze des Reiches Mysore stand damals ein Rayah, der wohl gern regiert hätte, allein seine Minister standen ihm hierin im Wege. Diese Minister waren zwei Brüder, wovon der ältere, der stets bestrittenen Gewalt überdrüssig, solche endlich seinem jüngern Bruder Nunscheray überließ. Wie fast alle Potentaten Indiens, mit Ausnahme Hayder-Alis, fehlte es auch dem Rayah von Mysore an Geld. Während er sich gegen seine Minister auflehnte, thaten das Gleiche seine unbezahlten Truppen ihm. Hayder-Ali sah, daß der Augenblick günstig sei, um sich mit einem Male an die Spitze des Staates zu schwingen; er kam daher herbei, söhnte den Rayah mit seinem Ministerium, und die Truppen mit beiden aus, indem er es sich hohe Summen kosten ließ. Aber er erwarb sich dadurch die Rolle eines Vermittlers und Beschützers bei der obersten Gewalt und dieß genügte ihm für den Augenblick, wenn er auch nicht vergaß, sich gleichzeitig verschiedene Vortheile auszubedingen, wie z. B. die Abtretung von Gebiet und Festung von Bangalore. Hayder-Ali befand sich auf diesem Wege seines Schicksals, als die Mahratten, diese Gothen und Vandalen des Mongolenreiches, auf den unglücklichen Einfall kamen, in Mysore einzufallen (1759). Hayder-Ali ward jetzt durch das allgemeine Vertrauen an die Spitze des Heeres gerufen. Er schlug die Mahratten und zwang sie, seine Friedensbedingungen anzunehmen. Nach diesem Siege war er der mächtigste Mann im ganzen Reiche Mysore. Durch verschiedene Intriguen brachte er es nun nach und nach dahin, daß der Rayah dieses Landes ihm das Staatsruder überließ, und daß er in dessen Namen herrschte.

Streitigkeiten, die sich zwischen ihm, dem jetzigen Beherrscher des Dekkan und den Engländern wegen verschiedener Gebiete entspannen, brachten bald den Krieg zum Ausbruch. Hayder-Ali und sein Bundesgenosse Nizam-Ali von Dekkan griffen plötzlich die englischen Besitzungen im Carnatik an. Die Truppenmacht, welche solche decken sollte, erkannte im schnellsten Rückzuge

ihr letztes Heil und rettete sich in das Fort von Trincomaly, wo sie von Hayder-Ali belagert wurde. Gleichzeitig sandte Hayder-Ali seinen später berühmt gewordenen Sohn Tippo-Sahib von hieraus an der Spitze von 5000 Mann nach Madras ab, um diese Stadt und Festung zu überrumpeln. Allein dieser letzte Versuch mißlang und Tippo-Sahib führte die ihm anvertraute Heeresmacht zu seinem Vater zurück.

Während die Präsidentschaft von Madras ihn nur mit großer Mühe bekämpfen konnte, ließ die von Bengalen seine vor Kurzem in Malabar erworbenen Besitzungen in seinem Rücken angreifen. Dadurch beunruhigt und ahnend, daß für ihn noch nicht die Zeit gekommen sei, seine weiteren ehrgeizigen Plane zu verwirklichen, bot Hayder-Ali endlich die Hand zum Frieden. Nachdem solcher zu Stande gekommen war, verwandte er alle seine Anstrengungen darauf, sein großes Reich zu organisiren. Wie in Allem, bekundete er auch hierbei großes Talent und brachte sein Reich auf eine Stufe der Bildung, die England zittern machte.

Während so einzelne Theile des großen Mongolenreiches das Schicksal Hindustans erfüllen halfen, wird ein kurzer Rückblick auf die Mongolenherrschaft und ihre letzte Phase nöthig.

Der große Kaiser Aurengzeb war am 21. Februar 1707 im vierundneunzigsten Jahre seines Alters und neunundvierzigsten seiner Regierung gestorben.

Was ihm die letzten Jahre seines Lebens verbittert hatte, war die Voraussicht, daß sein Tod seinen Söhnen den willkommenen Anlaß bieten würde, sich um den Besitz seines Thrones zu streiten. Schon zu seiner Lebzeit hatte sich Mohamed, sein ältester Sohn, gegen ihn aufgelehnt und war im Gefängnisse gestorben. Kaum hatte der große Kaiser die Augen geschlossen, als der Krieg unter seinen übrigen drei Söhnen ausbrach. Schah-Allam, der älteste derselben und zugleich derjenige, der die stärkste Partei für sich hatte, war ein Mann von sanfter liebenswürdiger Gemüthsart. Um sie zu bewegen, ihre Ansprüche aufzugeben, machte er ihnen die freigebigsten Anerbietungen, aber Ehrgeiz und schlimme Rather ließen sie das Glück der Waffen versuchen. Sie wurden geschlagen; der eine derselben blieb in der Schlacht, der andere machte seinem Leben ein Ende. So bestieg Schah-Allam den Thron, zwar schmerzerfüllt, aber rein von Gewaltthat.

Dieser Fürst scheint den Vorsatz gehabt zu haben, seinem Reiche den Frieden zu geben, selbst mit Opfern, zu denen seine Vorgänger niemals

hatten vermocht werden können. So traf er ein Uebereinkommen mit den Radschputen, zu Bedingungen, welche ihm kaum noch einen Schatten von Gewalt über diese stolzen Stämme ließen. Auch den Mahratten machte er Zugeständnisse, zu denen sein Vater, obgleich zu schwach, sie zu bekämpfen, niemals zu bewegen gewesen war. Ein neuer Gegner erstand ihm jetzt in den Sikhs.

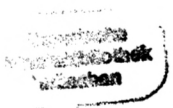
Die Sikhs waren schon zur Zeit der Herrschaft Babers, aber nur als religiöse Sekte erschienen. Ihr Oberhaupt Nanek, ebenfalls ein Mann von sanfter, träumerischer Gemüthsart, hatte, im Kummer darüber, daß so heftige religiöse Kämpfe die Hindus und Mahomedaner in zwei feindliche Lager theilten, den Versuch gemacht, eine Annäherung zwischen beiden Religionen zu Stande zu bringen. Indem er einer jeden derselben ihre hauptsächlichen Ceremonien und Grunddogmen entlieh, suchte er solche zu einem Glauben zu verschmelzen, der, wie jede derselben, das Einwirken einer höchsten Vorsehung auf die Dinge dieser Welt, so wie die Bestrafung des Guten und Bösen im Jenseits als Hauptlehrsätze enthielt. Die Zahl der Sikhs nahm rasch zu; andere Sekten schlossen sich ihnen an.

Unter der Regierung des Philosophen Akbar und seiner unmittelbaren Nachfolger hatte Niemand daran gedacht, sie zu beunruhigen; sie selbst störten in nichts die Ruhe des Reiches. Erst Aurengzeb machte sie in seinem fanatischen Eifer der religiösen Verfolgung zu den schlimmsten Feinden des Mongolenreiches. Tig-Bahadur, ihr Oberhaupt oder ihren Patriarchen hatte er festnehmen, in die Feste Gwalior einsperren und dort tödten lassen. Diese Gewaltthat änderte den Geist der bis dahin so friedlichen Sikhs, und Guru-Govind, der Sohn des Tig, schwor, sein ganzes Leben hindurch seinen Vater zu rächen. Er hielt Wort. Nachdem es ihm gelungen war, dieselben Gefühle allen den Seinigen einzuflößen, bewaffnete er sie, gab ihnen eine militärische Organisation und machte so aus einem Volke friedlicher Fakirs ein Heer beutelustiger Fanatiker. Genöthigt mit seinen ungeübten Banden den Armeen Aurengzebs, der damals im Zenith seiner Macht stund, im Felde zu begegnen, konnte er nicht mit Erfolg derselben widerstehen. Sein Heer ward auseinandergesprengt, seine zwei Söhne gefangen genommen und getödtet, er selbst fand sein Heil in der Flucht. Allein der Geist der militärischen Gesellschaft, welche ihm ihre Schöpfung verdankte, erlosch nicht mit ihm. Das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche sie zu erdulden hatten, machte sie nur um so wilder und entschlossener. Nachdem sie Jahre damit zugebracht hatten, in den Gebirgen

Digitized by Google

entschlossener. Nachdem sie Jahre damit zugebracht hatten, in den Gefilden

FUTTYPOORE SIKRI.



des Himalaya herumzuirren, benutzten die Sikhs den Tod Aurengzebs, um sich wieder den nördlichen Provinzen des Reichs zu nähern.

Ihr damaliges Oberhaupt war ein gewißer Banda, der, aus der Schule Goru-Gowinds hervorgegangen, den Namen seines Meisters annahm. Die Verwüstungen, welche damals die Sikhs anrichteten, waren um so schrecklicher, als sie vom Durst unversöhnlicher Rache eingegeben wurden. Verfolgt, wußten sie auch dießmal sich der Vergeltung zu entziehen, hielten sich aber doch für einige Zeit ruhiger.

Die Weisheit, welche Schah-Allam in allen Handlungen seiner Regierung kund gab, trug nicht wenig dazu bei, das mongolische Reich noch einige Zeit zusammenzuhalten, allein nach kaum fünf Jahren seines Regierungsantrittes starb er (1712) in seinem Lager vor Lahore.

Letzte Phase des Mongolenreichs.

Nach dem Tode Schah-Allams entspann sich zwischen seinen Söhnen, und als diese theils im Kampfe gefallen, theils umgebracht waren, zwischen verschiedenen Prätendenten ein Streit um den Thron. Dies benutzten abermals die Mahratten und verwüsteten das Reich bis an die Thore von Delhi. Gleich als ob es jedoch an innern Kriegen und äußern Einfällen nicht genügt hätte, so kam von außen noch ein anderer gefährlicher Feind hinzu, um das bereits wankende Gebäude des Mongolenreiches vollends umzuwerfen.

Seit einem halben Jahrhundert war Persien durch heftige Stürme erregt. Die Afghanen hatten aus ihren Bergen hervor sich Ispahans bemächtigt und alle Prinzen des persischen Königshauses bis auf einen, Namens Thamas, getödtet. Dieser hatte sich zu den Hirtenstämmen geflüchtet, die ihre Heerden auf den Bergflächen im Norden von Persien weiden. Diese kriegerischen Hirten nahmen sich mit Wärme der Sache des letzten Sprossen der königlichen Familie an, und bildeten so um ihn herum eine mächtige Armee. Unter ihren Anführern befand sich auch ein junger Mann Namens Nadir, der sich bald so vortheilhaft auszeichnete, daß ihm der Oberbefehl übertragen wurde. Nach verschiedenen Siegen nahm er Ispahan wieder ein und vertrieb die Afghanen vollständig aus Persien. So große Erfolge hatten den persischen Truppen mehr Vertrauen zu Nadir, als zu dem, in dessen Namen sie die Waffen trugen, eingeflößt. Hierdurch keck gemacht, ließ der ehrgeizige Hirtenanführer den Prinzen in

seinem Palaste bewachen, ohne ihn ferner an der Regierung Theil nehmen zu lassen; als ihn aber auch dieß noch nicht hinlänglich befriedigte, ließ er ihn blenden, und gab sich von da an den Namen: Nadir-Schah. Von Ehrgeiz gestachelt, begnügte sich Nadir-Schah nicht mit dem Besitze des persischen Thrones. Er fiel zunächst in das Gebiet der Afghanen ein, bemächtigte sich Kabuls und Kandahars und gelangte so an die Gränze von Hindustan. Ein Vorwand zum Angriffe des Mongolenreiches war bald gefunden, und die Heere beider, des Großmoguls und Nadir-Schahs, standen sich bald feindlich gegenüber, allein die verweichlichten Soldaten der indischen Armee konnten dem Angriff dieser Banden rauher Hirten nicht widerstehen. Die Mongolen wurden vollständig geschlagen und ihr Oberbefehlshaber fiel in die Hände des Feindes. Im Laufe der Friedensunterhandlungen lockte Nadir-Schah sogar den Großmogul selbst in sein Lager, hielt ihn daselbst zurück und drang in Delhi ein.

Es ist einiger Grund zur Annahme vorhanden, daß er Delhi nur in der Absicht betrat, um seinen Sieg mit Mäßigung zu genießen, und die Bewohner der Stadt gegen die Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten zu beschützen. Zwei Tage hindurch beobachteten die Perser allerdings die vollständigste Kriegszucht; als jedoch später sich das Gericht vom Tode Nadir-Schahs verbreitete, wagten es die Hindus, einzelne seiner Soldaten anzugreifen. Der wilde Sieger, der ohne Zweifel bis dahin einige Mühe gehabt hatte, sich zurückzuhalten, gerieth auf diese Nachricht in die heftigste Wuth und befahl, die Bewohner aller Häuser und aller Straßen, in denen man den Leichnam eines Persers finde, umzubringen. Diesem Befehle gemäß wurden vom frühesten Morgen bis zum Mittag die Straßen von Delhi mit Blut überschwemmt. Nachdem dieß grausame Beispiel gegeben war, ließ sich der Eroberer besänftigen, und so groß war die Herrschaft, welche er auf die Gemüther ausübte, daß auf seinen Befehl alle Säbel in ihre Scheiden zurückkehrten. Der Kaiserpalast ward hierauf geplündert; man fand dort baares Geld, Stoffe und namentlich Juwelen, deren Werth sich auf unglaubliche Summen belief. Seitdem sie auf den Thron von Hindustan gelangt waren, schienen die mongolischen Kaiser alle von der Leidenschaft der Ansammlung von Schätzen dieser Art beseelt gewesen zu sein, sei es nun, daß solche von Geschenken herrührten, die sie sich machen ließen, oder von Käufen oder von Beschlagnahmen; der Schatz, der auf solche Weise zusammengeflossen war, hatte niemals durch Veräußerung oder Plünderung abgenommen. Die Eroberer fuhren 35 Tage lang fort,

sich durch Drohungen, Erpressungen, kurz durch alle möglichen Mittel, die in dieser prächtigen Hauptstadt versteckten Schätze liefern zu lassen. Die niedrigste Schätzung der von Nadir und seinen Offizieren bei dieser Gelegenheit entwandten Kostbarkeiten belief sich auf nicht weniger als einen Werth von 400 Millionen Gulden, wovon wenigstens die Hälfte aus Diamanten und Goldschmuck bestand.

Nadir-Schah zeigte wenig Neigung, Hindustan zu behaupten, obgleich es zu seinen Füßen lag. Er begnügte sich mit der Abtretung von Kabul, Kandahar und den westlich vom Indus gelegenen Provinzen und verließ hierauf Indien, ohne einen einzigen befestigten Punkt besetzt zu halten, ohne einen einzigen Soldaten in diesem Lande zurückzulassen.

Es konnte nicht fehlen, daß das so geschwächte Reich den letzten Rest seines Ansehens vollends eingebüßt hatte, sogar in Rohilkund, einer Gebirgsprovinz, welche fast vor den Thoren der Hauptstadt liegt, hatten einige afghanische Häuptlinge in Verbindung mit der kriegerischen Bevölkerung des Landes einen unabhängigen Staat gegründet, der der Macht der kaiserlichen Gewalt trotzte. Zwar wurden sie einen Augenblick lang genöthigt, vor den zu diesem Zwecke vereinigten Armeen des Vezirs, Nabobs von Audh zu weichen, was sie aber nicht verhinderte, sich bereit zu halten, um die innern Unruhen, denen das Reich unter den Nachfolgern Akbars stets mehr und mehr ausgesetzt war, zu ihren Zwecken zu benützen. Während Palast-Intriguen aller Art den Thron des Großmoguls fortwährend in Gefahr brachten, und seine Macht nach außen hin lähmten, hatten die Afghanen die Provinzen von Multan und Lahore vollends erobert; nahmen die Sikhs täglich an Zahl und Kräften zu, setzten die Dschats und Rohillas ihre feindseligen Bewegungen fort, machten die Mahratten sich stündlich gefürchteter. Zwar besaß Ali-Gohar, der Sohn Alamdjirs II. noch den leeren Titel des Großmoguls; seine offenbare Bestimmung war jedoch, das Werkzeug oder der Gefangene des ersten kühnen Kriegers zu werden, der sich in den Besitz seiner Hauptstadt setzen wollte. Das mongolische Reich hatte, wenn auch nicht dem Namen doch der That nach aufgehört.

Hayder-Ali und sein Sohn und Nachfolger Tippu-Sahib.

Die interessanteste Episode der neueren Geschichte Hindustans bildet der Kampf Hayder-Alis, des Nabobs von Mysore und seines Sohnes

und Nachfolgers Tippu-Sahib. Im Bunde mit ihnen befanden sich die auf die Entwicklung der englischen Macht in Hindustan stets sehr eifersüchtigen Franzosen, welche ihr Kontingent an Mannschaft stellten, seitdem der Krieg in Europa zwischen ihrem Lande und England erklärt war. Es galt für Hayder-Ali, die Engländer aus Madras und dem daran stoßenden Carnatik zu vertreiben. Zwischen ihm und ihnen wurden mehrere heiße Schlachten, theilweise von zweifelhaftem Erfolge, geschlagen. Während die englische Macht nur mit der größten Mühe gegen ihn ankämpfen konnte, starb Hayder-Ali in seinem achtzigsten Jahre.

Ihm folgte sein berühmt gewordener Sohn Tippu-Sahib auf dem Throne und in der Fortsetzung des Krieges. Allein der Friede war mittlerweile in Europa zwischen England und Frankreich geschlossen worden, was die Franzosen geneigt machte, auch einen solchen zwischen Tippu-Sahib und der englisch-ostindischen Compagnie zu unterhandeln. Derselbe kam am 11. März 1781 zu Stande. Zum erstenmal nach einem langen Kampfe gegen einen mächtigen Feind schlossen die Engländer einen solchen nicht als Sieger, sondern als ebenbürtige Macht ab. Für sie und in diesem Momente war es eher eine Niederlage zu nennen.

Tippu-Sahib benützte die Zeit nach diesem Friedensschlusse dazu, das Land, das er beherrschte, im Ackerbau und in den Künsten vorwärts zu bringen, und er entwickelte hierin eine ungeheure Thätigkeit. Allein er liebte zu sehr den Krieg, um lange den Frieden zu ertragen. Schon im Jahr 1787 hatte er, in der Absicht, das französische Kabinet für eine Allianz gegen England zu gewinnen, eine Gesandschaft nach Versailles gesandt, die daselbst gerade zur Zeit der ersten Versammlung der Notabeln anlangte, im Drange der damaligen Verhältnisse aber nichts ausrichten konnte. Der ungünstige Erfolg dieses Schrittes schreckte Tippu-Sahib nicht ab. Durch Reizungen aller Art zwang er vielmehr die Engländer, ihm den Krieg zu erklären und sich zur Führung desselben mit dem Nizam von Hyderabad und den Mahratten zu verbünden. Man sah alsdann die drei Hauptmächte Hindustans, den Nizam, die Mahratten und die Engländer gegen ein Reich in Waffen, das kaum im Entstehen war. Es waren dieß dreierlei Civilisationssysteme, nämlich die Mahratten, die das eigentliche Hinduvolk, der Nizam, der das muselmännische Indien, und die Engländer, die das christliche und europäische Indien vertraten, welche, so verbündet, gegen einen jungen Staat, der alle drei verdunkelte, in Waffen standen. Der Feldzug ist einer der interessantesten der ganzen

modernen indischen Geschichte; reich an Waffenthaten und Erfolgen der verschiedensten Art. Der Uebermacht weichend, mußte endlich Tippu-Sahib sich in der Hauptfestung seines Reiches, Seringapatam, einschließen. Hundert Kanonen, 40—50000 Mann Infanterie und 15000 Mann Cavallerie vertheidigten dieselbe. Trotz dem war solche nahe daran, in die Hände der Engländer zu fallen, als Tippu-Sahib einen für ihn sehr nachtheiligen Frieden abschloß, der ihn neben andern Lasten der Hälfte seines Reiches beraubte. Der Generalgouverneur von Indien, Lord Cornwallis, hatte diesen Feldzug selbst geleitet und einen Frieden mit Tippu-Sahib abgeschlossen, der vielfach getadelt ward. Man warf Lord Cornwallis vor, daß er den Feind, statt sich mit ihm zu vertragen, hätte vernichten sollen, was in seiner Macht gestanden habe. In Wahrheit hatte aber Lord Cornwallis, der in europäischen Ideen von politischem Gleich- und Gegengewicht befangen war, niemals daran gedacht, den Sultan von Mysore gänzlich machtlos zu machen. Er betrachtete ihn vielmehr als nützliches Gegengewicht gegen die Macht der Mahratten und des Nizams. Seine Politik bestand darin, drei oder vier große Mächte zu schaffen, die stark genug wären, sich gegenseitig Gegenstände der Achtung und der Furcht zu sein, und den Engländern bloß die Rolle der obersten Vermittler übrig ließen. Seine Gegner erwiderten ihm, das sicherste Mittel der Erhaltung des Friedens bestehe darin, daß man seine Feinde so schwach, und sich dagegen so stark wie möglich mache. Man wies ihm nach, was England noch von den Hilfsmitteln Tippu-Sahibs zu fürchten habe, der zwar die Hälfte seines Einkommens, nicht aber die seiner Macht verloren habe, an welchen Grenzen das englisch-indische Reich gegenüber einem Manne verwundbar, dem das Kriegführen zur Leidenschaft geworden sei, und wie leicht man dem hätte abhelfen können. Die spätern Ereignisse gaben ihnen nur zu sehr Recht.

Ausgangs des vorigen Jahrhunderts hatte die englische Herrschaft große Fortschritte in Indien gemacht, zwar nicht immer solche, die das Gebiet der englisch-ostindischen Compagnie vergrößerten, aber doch Gebietsvergrößerungen nach allen Seiten vorbereiteten. England war bereits thatsächlich an die Stelle des Großmoguls getreten. Ein neues Indien, eine neue Geschichte beginnen um diese Zeit. Von allen Seiten entwickeln sich neue Machtverhältnisse, neue Personen, mit Ausnahme einer einzigen, treten auf die Bühne der Geschichte. Nur ein Mann, nur ein Reich waren noch übrig von allen, welche der Geist Mahomeds auf der alten Erde Brahmas verbreitet hatte, und die durch das Schaffen von Jahrhunderten darin Wurzel

gefaßt hatten. Dieser Mann war Tippu, dieses Reich Mysore, der eine wie das andere neuen Ursprungs und keine Zukunft versprechend. Letzte Zweige des einst so kräftigen Mongolenstammes, sollten sie nur von kurzer Lebensdauer sein und wie die Knospen, welche die letzten Strahlen der Herbstsonne hervorrufen, im ersten Winterfroste zu Grunde gehen! Unter der muselmännischen Bodenanschwemmung, welche den üppig wachsenden Reichen, womit der Boden Indiens bedeckt war, Nahrung gegeben hatte, hatte die englische Eroberung die erste Schichte weggefegt und sollte jetzt in den Mahratten das ächte Alt-Indien wieder lebendig finden, jenen in Sagen gehüllten Urgeist eines Volkes, der einst an der Wiege der Welt erwachte, das vieltausendjährige Kind, das alles vorübergehen und altern sah, ohne wie alles übrige vorüberzugehen oder zu altern.

Tippu-Sahib hielt sich nicht für geschlagen, und die englische Compagnie konnte den Krieg mit ihm abermals als nahe bevorstehend ansehen. Bonaparte befand sich in Aegypten und suchte von da aus seine Verbindung mit Tippu-Sahib herzustellen. Auch dießmal wieder schloß sich dieser, nach einigen vorausgegangenen, wenig entscheidenden Treffen in seiner Hauptstadt Seringapatam ein. Das Belagerungsheer der Engländer machte schnelle Fortschritte. Tippu, an dem Rande des Abgrunds angelangt, hatte zwar nicht seinen Muth als Krieger, aber wohl seine Geistesgegenwart als Befehlshaber verloren. Sein Umgang beschränkte sich nur noch auf Weiber, Schmeichler und Sterndeuter; er schreckte vor dem Falle zurück, den er zu thun im Begriff stand. Als die letzte Stunde gekommen war, erwachte wieder der kriegerische Geist in dem Körper, den bereits der des Anführers verlassen hatte. Er ließ seine Pistolen laden und stürzte sich damit in das dichte Kampfgewühl. In einem Graben schlug er sich Leib an Leib mit einer solchen Wuth, daß eine alte Beinwunde wieder aufsprang und er, unfähig sich auf den Füßen zu erhalten, ein Pferd verlangte. Da sein Gefolge bald theils umgekommen, theils ihn verlassen hatte, so wollte er in die Festung zurück, aber zwischen der ersten und zweiten Wallmauer erhielt er einen Schuß in die rechte Seite. Ein englisches Detaschement hielt bereits einen Ausgang besetzt, wo sich eine Masse Flüchtlinge durchdrängte. Hier war es, wo der Sultan, im vergeblichen Streben, durchzudringen, mitten im Gedränge, und während eines von innen und außen heftig unterhaltenen Flintenfeuers, eine zweite Wunde erhielt. Sein Pferd, zu gleicher Zeit mit ihm verletzt, bäumt sich und wirft ihn ab. Tippu, den einige um ihn gebliebene treue Diener

aufheben und auf eine Sänfte legen, wird zum zweitenmal durch das Gedränge abgeworfen und bleibt dießmal unter den Füßen der Lebenden und den Leichnamen der Gestorbenen liegen. Hier war es, wo ihn englische Soldaten fanden. Gelockt durch den Reichthum seines Wehrgehänges, will einer derselben es sich als Beute zueignen. Der Sultan sammelt hierauf den kleinen Rest seiner noch übrig gebliebenen Kraft und versetzt dem Soldaten einen Säbelhieb, der diesen am Knie verwundet. Der also Getroffene hält nun seinen Musketlauf an die Schläfe des Sultans, drückt los, und das Gehirn des Sultans ist gesprengt.

So endigte Tippu-Sahib, letztes Markzeichen des weiten historischen Horizontes, dessen anderes Ende die große und furchtbare Gestalt Timurs aufgerichtet zeigt. Dieses stolze und kräftige mongolische Reich, das so vielen kriegerischen Geist und Kraftfülle entfaltet hatte, endigte entkräftet, wie jene großen Ströme, die sich kaum bemerkbar im Sande verlieren. Die englische Eroberung verfuhr dabei nicht wie die andern Eroberer der Geschichte, welche mit einem Aufwand ihrer Kraft niederschmettern; sie athmete nicht den Stolz des Siegers, wohl aber die Schlauheit des Kaufmanns. Verschlagen und tükisch wußte sie sich eher einzuschmeicheln, als den Gegner zu bedrücken. So unerschrocken sie sich im Kampfe benahm, so hatte es doch fast den Anschein, daß bloß der Sieg ihr Angst einflöße, und daß sie dessen Früchte nicht zu ernten wage. Nicht ihrem Feinde war ihr Sieg tödtlich, sondern ihrem Bundesgenossen, und es war weniger gefährlich, von ihr besiegt, als von ihr unterstützt zu werden. Der Besiegte brauchte blos Tribut zu zahlen; der Bundesgenosse verlor seine Souveränität. Bei alle dem wurde der Besiegte doch entweder früher oder später, seinerseits zum Bundesgenossen, d. h. zum abgesetzten Fürsten, und zwar auf folgende Weise: Seine Niederlage hatte ihn geschwächt, die Kriegskosten für einige Zeit seine Mittel erschöpft. Seine Nachbarn benutzten alsdann diesen Zustand der Entkräftung, um wegen verschiedener, stets zur Hand befindlicher, alter Beschwerden, ihn in die Enge zu treiben. In seiner Unmacht und Verzweiflung warf ihn dieß alsdann in die Arme der Engländer, die als seine Gläubiger wegen des Tributs, den er ihnen zu zahlen hatte, sogleich auf seinen Ruf bereit waren, ihm zur Hülfe zu kommen. Dadurch ward seine Schuld nur noch größer; denn die zu beiderseitigem Nutzen geleistete Hülfe vermehrte nur noch seine eigene Schuld. Da der Tribut genau so berechnet war, daß er ihm nur das Nöthige übrig ließ, so mußte ihn diese neue Schuld zahlungsunfähig machen.

Bald häuften sich die Rückstände, und machten, Kapital zu Kapital geschlagen, das Deficit. Oft auch waren die Nachbarn nur um so eifriger darauf aus, den Staat noch mehr zu plündern, der bereits in der Auflösung begriffen war. Geschah Letzteres, so waren seine Interessen so innig mit den englischen verwebt, daß er überhaupt keine eigenen mehr zu haben schien. Die ostindische Compagnie, die sich vielleicht anfänglich nur damit begnügt hatte, ihm einen Theil seines Gebiets zu nehmen, sagte ihm alsdann: „Fürchte nichts. Da du aber eben so unfähig bist, dich zu vertheidigen, als deine Schulden zu bezahlen, so entlasse deine Armee, die dir zu nichts nütze ist, und behilf dich mit der meinigen; dafür werde ich, um ihren Unterhalt und meine Forderung zu sichern, die Verwaltung deines Einkommens übernehmen, aus dem ich dir eine Pension zusichere, indem ich dich als Nabob gegen alle deine Feinde schützen werde.“ So war alsdann der unglückliche Fürst genöthigt, sich allen Bedingungen zu unterwerfen, die es seinen Alliirten beliebte, ihm aufzuerlegen, und sah sich, während er thatsächlich noch im Besitz der Gewalt war, aus derselben verdrängt und aller seiner Gebiete, Truppen und Schätze beraubt. Auf diese Weise übte England in der Sphäre der großen Politik das Verfahren des Wucherers, der dem leichtsinnigen Familienliede zur Hülfe kommt. So ward das mongolische Reich erobert, oder glitt vielmehr, um bei dem oben gebrauchten Bilde zu bleiben, in englische Hände. Auf diese Weise richteten sich alle: der Nabob des Carnatik, der Subahdar des Dekkan, der Nabob von Bengalen, der Nabob von Audh, zu Grunde, mit alleiniger Ausnahme Tippus. Machten größere Gefahren die Entwicklung größerer Thätigkeit, Wachsamkeit und Thatkraft nöthig, so bereitete ihnen England das Ruhebett, indem es sie daran gewöhnte, sich gänzlich auf seine Macht und seinen Schutz zu verlassen. Einmal auf diesem Ruhebette, richteten sie sich davon nicht mehr auf. Das mongolische Reich beginnt wie eine Titanen-Sage und endigt wie eine Geschichtserzählung von Schwächlingen. In der That wartete auch England nicht ihren ersten Schlaf ab, um ihnen das Blut zu entziehen und die Nerven entzwei zu schneiden. Bei diesen letzten Athemzügen des Mongolenreichs versah der englische Leopard die Stelle des Vampyrs. Die, welche einmal in den Krallen des Leoparden gewesen waren und davon alle Spuren an sich trugen, fielen dem Vampyre anheim, um nie mehr sich zu erholen. Tippu allein wollte aufrecht bleiben und blieb es. Er allein wollte sich nur auf das Bett begeben, das seine eigenen Hände bereitet hatten. Es war zwar

auch ein Todbett, aber er fiel wenigstens mit seiner ganzen Gestalt darauf und überlebte sich nicht selbst. Er fiel von seiner ganzen Höhe, aber die Weltgeschichte hebt ihn empor.

Der indische Aufstand und seine Ursachen.

Es ist wahrscheinlich, daß schon seit längerer Zeit unter den Muselmännern Indiens Verschwörungen gegen die englische Herrschaft bestanden; auch sind deutliche Spuren vorhanden, daß mehrere Jahre vor dem Ausbruche des Aufstandes im Jahr 1857 in ganz Hindustan der nahende Sturm vorausgesehen wurde.

Die Einverleibung des Königreichs Audh und die fettgetränkten Patronen brachten das unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch.

Lord Dalhousie hatte als General-Gouverneur der englisch-ostindischen Compagnie im Jahr 1856 die Einverleibung des Königreichs Audh befohlen. Es war dieß eine schmähliche Verletzung der zwischen der englisch-ostindischen Compagnie und dem Königreich Audh bestehenden Verträge. Der Lord erinnerte sich wahrscheinlich der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, als er dem Könige von Audh, Sohn und Enkel „der guten und treuen Alliirten, der Krone Englands" den Vorwurf machte, er habe durch die schlechte Verwaltung seines Reiches Unruhen, welche die englischen Unterthanen des benachbarten Gebiets der Compagnie in Nachtheil versetzten, hervorgerufen. Allerdings bestand seit einigen Tagen in der Umgegend seiner Hauptstadt Luknow eine Fehde zwischen muselmännischen Fanatikern und den Brahmanen einer gewissen Pagode. Die Letztern waren von den Kindern des Propheten angeklagt, ihre Moschee dadurch entweiht zu haben, daß sie den Leichnam einer alten Katze hineingeworfen. Trotzdem, daß die Hindus läugneten, griffen die Muselmänner die Pagode an. Von beiden Theilen ward viel Pulver verbrannt und vieles Beleidigende gesagt, es blieben aber sehr Wenige auf dem Platze.

Auf einen solch geringen Anlaß hin erließ der General-Gouverneur wenige Tage darauf eine lange Proklamation, welche besagte, daß, da das Königreich Audh durch den gegenwärtigen Souverain desselben, seinen Vater und seinen Großvater, seit drei Generationen schlecht regiert werde, und da ihre Regierung ihren eigenen Unterthanen verhaßt und für deren Nachbarn beunruhigend sei, die Gesetze der Moral und Menschlichkeit es der englischen Regierung zur gebieterischen Pflicht machten, einen solchen

Zustand der Dinge dadurch zu beendigen, daß das Königreich Audh ihrem eigenen Gebiete einverleibt werde.

Allerdings hatten aus allen Theilen Indiens Unzufriedene und Flüchtlinge hier ihre Zufluchtsstätte gefunden, und darg die 59000 Mann mit einem ungeheuern Material starke Armee des Königreichs mancherlei Gefahren für die englische Herrschaft in Hindustan in sich, allein nichtsdestoweniger ist eine solche Gewaltthat durch keinen thatsächlichen, im Königreich Audh selbst stattgehabten Vorgang gerechtfertigt, sondern nur durch die Anwendung des bloßen Rechts des Stärkern erklärlich.

Aus Großmuth und zur Erinnerung an altbestandene freundschaftliche Verhältnisse wollte man zwar dem Könige einen ziemlich ansehnlichen Ruhegehalt lassen, jedoch nur unter der Bedingung augenblicklicher Folgsamkeit; den Thron sollte er ohne allen Widerspruch verlassen; fiele auch nur ein feindseliger Flintenschuß, so würde er nicht einen Cowry *) erhalten.

Diese Drohung verfehlte gänzlich ihre Wirkung bei dem armen Könige, der zu sehr Schwächling und friedliebend war, um an bewaffneten Widerstand zu denken. Mit Würde stieg er von seinem Throne herab, indem er verkündigte, er trage Bedenken, seiner eigenen Erhaltung wegen das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, er werde den Gerechtigkeitssinn des englischen Volkes anrufen, sich, wenn nöthig, zu den Füßen der Königin Victoria werfen und seine eigene Sache vor den Lords und Gemeinen von England führen.

Der König von Audh, Beherrscher eines Landes, das zu den fruchtbarsten der Erdkugel gehört, war es längst nur dem Namen nach gewesen. Seitdem die Engländer in Folge des Allianzvertrages die Steuern in seinem Lande erhoben, waren sie, nicht er, die eigentlichen Herren des Landes; ihm blieb bloß der Name und Schatten der Herrschaft. Man hatte ihm auf das Lager der Ruhe gebettet, das für ihn zum Todbette werden sollte. Die britischen Residenten an solchen indischen Höfen waren die eigentlichen Herrscher; sie achteten die Form, erlaubten sich aber mehr in der Sache; sie titulirten zwar den ehemaligen Vezir des Großmoguls, von dem er sich erst im Jahr 1760 unabhängig erklärt hatte, als Selbstherrscher des Reiches; doch behandelten sie stets dasselbe wie ein erobertes Land, und weil sie dem Aergsten den Schein des Harmlosesten verleihen

*) Ein Muschelgeld, ungefähr einen französischen Centime werth.

konnten, so nahmen sie sich selten etwas übel. So kam es, daß die Geschichte von Audh seit fast einem vollen Jahrhundert eine endlose Reihe von Reibungen und Ränken, Verwicklungen und Demüthigungen, wie von ungeheuern Geldopfern und Geschenken an die ostindische Compagnie ist, und daß der Ausweg der Einverleibung wenigstens dem Volke dieses Reiches in der Folge zur Wohlthat gereichen muß.

Eine wichtige Thatsache kommt bei Erwägung der Gründe, welche den indischen Aufstand veranlaßten, in Betracht. Die bengalische, im Solde der ostindischen Compagnie, zur Zeit des Ausbruchs desselben befindliche Armee zählte 80000 Mann (Sepoys), und hiervon waren wenigstens 70000 Unterthanen des Königs von Audh, zugleich die diensttüchtigsten Soldaten der ganzen indischen Armee. Obgleich die muselmännische Bevölkerung, der auch die gestürzte Dynastie angehört, nicht unbeträchtlich in Audh ist, so darf dieß doch eigentlich das Land heißen, wo der Hindu-Typus sich in den höhern Klassen reiner, kräftiger und tapferer, als anderswo in Hindustan erhalten hat. Aus diesem Grunde hat auch stets die indische Compagnie mit Vorliebe hier ihre bengalischen Sepoy-Regimenter anwerben lassen.

Ward allen besseren Geistern in Hindustan sofort klar, daß mit dem Verlust der übrigens bloß dem Namen nach bestandenen Unabhängigkeit von Audh die letzte Herrlichkeit und indische Größe geschwunden sei, so tritt fast um dieselbe Zeit (Dezember 1856) ein Vorgang ein, der den lange bedachten Aufstand zum Ausbruche brachte. Derselbe bestand in Folgendem:

Der Sepoy tritt in die Dienste der ostindischen Compagnie gegen die förmliche Verpflichtung derselben, ihn nichts thun zu lassen, was gegen seine Religion sei. Unter den religiösen Vorurtheilen des Brahmanen steht nun oben an, daß der Gebrauch von Ochsenfett ihn entheiligt und somit seine Kaste verlieren macht. Die Muselmänner jeder Kaste (denn die indischen Anhänger des Propheten haben bis zu einem gewissen Grade die Unterscheidungen und Gebote der Kasten ebenfalls angenommen), verabscheuen Fleisch von Schweinen auf gleiche Weise. Um diese Zeit also führte die englische Militärintendanz den, wie sie angab, dienstlich sehr nützlichen Gebrauch ein, das Papier der Patronen mit Ochsenfett tränken zu lassen; auf diese Weise fand sich der ganze für das Jahr 1857 bereitete Vorrath so beschaffen.

Das erste Regiment, dem man so getränkte Patronen austheilte, war das 19. eingeborene, damals in Garnison zu Barrakpur. Die Sepoys nahmen sogleich eine Neuerung wahr, die ihr empfindlichstes Vorurtheil verletzte, und verweigerten einstimmig die Anwendung derselben. Als sich in der ganzen Garnison die Nachricht hiervon verbreitete, ward der Unwille darüber so groß, daß die vier Regimenter, welche daselbst lagen, sogleich den Plan zu einem Aufstand aufnahmen. In der Ueberzeugung, daß, indem man sie in Kuhfett getränkte Patronen mit den Zähnen zerreißen hieß (in ihren Augen gilt die Kuh noch als heiliger denn der Ochse), man sie zwingen wollte, ihre Kasten zu verlieren und dadurch Christen zu werden, machten sie ein Komplot, das darin bestand: zur Vertheidigung ihrer Religion noch denselben Abend allgemeine Plünderung und Ermordung aller Europäer vorzunehmen, und dann solle Jeder hingehen, wo es ihm gefalle. Die Verschwörung ward dem Lieutenant Allen von einem treugebliebenen Sepoy enthüllt, wodurch noch zu rechter Zeit jenen Abend das Schlimmste verhütet ward.

Dieß geschah im Monat Januar 1857. Ein Comité ward hierauf von der Regierung niedergesetzt, daß die Beschwerden der Sepoys untersuchen sollte.

Das Resultat dieser Untersuchung bestand darin, daß man den Sepoys erlaubte, künftig die Patronen nicht mehr mit ihren Zähnen zu zerreißen, sie sollten dieselben fortan mit den Händen zerbrechen Das 19. eingeborne Regiment, das man diese Probe mit denselben Patronen machen lassen wollte, verweigerte auch dieß. Es ward nun nöthig, zur Aufrechthaltung der Militärdisciplin Strenge zu üben, und das Regiment ward am 3. April 1857 aufgelöst.

In einer europäischen Armee wäre eine einfache Regimentsauflösung eine sehr leichte Strafe, wenigstens was die Unteroffiziere und Soldaten betrifft; sie könnte eher als ein Sporn zur Auflehnung dienen, da die letztern, der Mehrzahl nach, sehr gern in ihre Heimath sich begeben würden. Für ein Sepoy-Regiment verhält sich dieß jedoch anders. Offiziere und Soldaten haben keine andere Aussicht für ihr Alter, als ihren Ruhegehalt; sie kennen kein anderes Handwerk, als das der Waffen, und da sie, als Kinder von Soldaten, kein Erbe besitzen, so bleibt ihnen und ihrer Familie keine andere Erwerbsquelle, kein anderes Existenzmittel. Nach einer Auflösung werden sie also nothwendig Straßenräuber und endigen meist am Galgen. Trotzdem aber die Sepoys des eingebornen 19. Regi-

mentes bis zu dem letzten Augenblick unter Schluchzen und herzerschütternden Klagetönen um Gnade baten, so zögerten sie doch keinen Augenblick, lieber eine Zukunft voll gewissen Elends anzunehmen, als sich dem Verlust ihrer Kaste auszusetzen. Ein anderes Regiment, das 34., erlitt wegen gleicher Widersetzlichkeit dieselbe Strafe.

Von der Ansicht ausgehend, daß entfernt von Barrakpur liegende Regimenter weniger von demselben Geist beseelt seien, vertheilte man nun diese Patronen auch in den übrigen bengalischen Stationen und denen des Nordwestens. Um der schlimmen Wirkung Zeit zu lassen, ihre Kraft zu verlieren, verlangte man jetzt von den Sepoys nicht unmittelbare Anwendung derselben, sondern daß sie dieselben bloß in ihre Patrontaschen aufnehmen sollten. Diese Ausflucht blieb ohne Erfolg; die Sepoys giengen nicht in die Falle, und wußten, was sie davon zu halten hatten, denn sie bezeigten jeden Abend dadurch ihre Unzufriedenheit, daß sie Feuersbrünste veranlaßten; heute galt es einer Kaserne, morgen einem Hospital oder abgelegenen Wohnungen. Die Brandstifter wurden niemals entdeckt, und die Truppen, welche beordert wurden, die Feuersbrünste zu löschen, kamen entweder stets zu spät, oder legten entschiedenen Widerwillen gegen das Löschen an den Tag.

Aufstand von Mirut.

Die Behörden beschlossen nun, daß weitere Versuche trotzdem um jeden Preis durchzuführen seien. Um dieß mit der wenigst möglichen Gefahr in's Werk zu setzen, wählte man hiezu weit von Barrakpur die Stadt Mirut, wo sich eine ansehnliche europäische Truppenmacht befand. Da die eingebornen Cavallerie-Regimenter noch keine Aufregung gezeigt hatten, so beschloß man, vorzugsweise sich an das 3. dieser Waffe zu wenden, um solches mit diesen Patronen manövriren zu lassen. Dieß geschah. Von 90 Mann, welche die Kompagnie zählte, verweigerten 85 den Gehorsam; sie wurden sogleich festgenommen und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches sie zu zehnjähriger Zwangsarbeit in Eisen verurtheilte.

Am 9. Mai 1857 sollte dieser Urtheilsspruch vor den versammelten Truppen vollzogen werden. Um den Sepoys jede Versuchung zum Widerstande zu benehmen, ward eine imposante Waffenmacht versammelt und furchtbare Anstalten getroffen. Europäische Truppen zogen mit geladenen

Kanonen und brennenden Lunten auf, und nahmen das widerspenstige Regiment in ihre Mitte.

Nachdem der Urtheilsspruch des Kriegsgerichts verlesen war, schritt man zur grausamen Procedur, die 85 Cavalleristen in eiserne Fesseln an den Händen und Füßen zu legen. Diese Unglücklichen hatten bis zum letzten Augenblick gehofft, der Urtheilsspruch werde nicht vom Obergeneral bestätigt werden. Als sich nun diese Hoffnung als eitel erwies, thaten sie herzdurchschneidende Schreie: „Amân! Amân! (Gnade! Gnade!), nicht wir waren unfolgsam, sondern es war das Gebot unserer Religion".

Einige europäische Offiziere dieses Regiments vergossen selbst Thränen, als sie Männer, denen man niemals etwas hatte zum Vorwurf machen können, und welche Medaillen als Auszeichnung ihres Muthes und ihrer guten Aufführung an sich trugen, solcher Verzweiflung preisgegeben sahen. Einige von ihnen hatten sich beim Oberst des Regiments um Gnade für sie verwendet, allein vergebens! Die europäische Mannszucht solle um jeden Preis aufrecht erhalten werden, war die Antwort. Die Gefangenen zogen in Ketten vor ihren Kameraden und den beiden andern eingebornen Regimentern vorüber. Tief bekümmert und erschüttert mußten diese natürlich zu sich selbst sagen: „das ist das Loos, das uns morgen, übermorgen, in einigen Tagen oder in einigen Stunden erwartet; wir müssen alle durch diese Qual hindurch, aus der wir nur niedergeschmettert, entehrt, als Parias — Christen hervorgehen! — Dagegen half kein Protestiren vor den Mündungen von Kanonen, die mit Kartätschen geladen waren. Darauf waren sie noch nicht vorbereitet. Jeder Hindu zog sich schweigend, die Wuth im Herzen, zurück.

Den Tag darauf, am 10. Mai, war Sonntag. Mit der, dem Europäer gewohnten Mißachtung des Eingebornen, hatte man jede außerordentliche Vorsichtsmaßregel versäumt. Das Gefängnißgebäude war nur von der gewöhnlichen Mannschaft besetzt und die Kolonie hatte sich sorglos den kirchlichen und häuslichen Verrichtungen des Sonntags hingegeben, als plötzlich, gegen 7 Uhr Abends, sich furchtbares Geheul hören läßt und die drei eingebornen Regimenter aus ihren Kasernen heraus sich auf das Gefängniß stürzen, indem sie alle Europäer, denen sie auf ihrem Wege begegnen, ermorden. In einem Nu sind die Gefangenen befreit, man schlägt ihre Fesseln los, setzt sie zu Pferde, und Tausende von Stimmen rufen von allen Seiten: „Delhi! Delhi!" Es war dieß zugleich Losungswort und Erkennungszeichen.

Aufstand von Delhi.

Montag, den 11. Mai um 9 Uhr des Morgens, sehen die Wachposten vor dem nordöstlichen Thore von Delhi, an der Schiffbrücke, welche über die Dschumma führt, auf der Straße von Mirut 30 Reiter in der Uniform des dritten bengalischen Regiments heranstürmen. Mann und Pferd trieften von Schweiß und schienen von einem langen Ritt ermüdet. Man ließ sie vorüber, ohne Verdacht zu schöpfen. Aber kaum hatten sie die Brücke hinter sich, als sie sich des Wachpostens versicherten und den denselben befehligenden englischen Offizier tödteten. Hierauf riefen sie die anwesenden Sepoys herbei und erzählten ihnen in äußerster Aufregung die am Samstag und Sonntag zu Mirut stattgehabten Scenen, indem sie an ihren Beinen die durch die Fesseln hervorgebrachten Male zeigten und ihre Religionsgenossen aufforderten, mit ihnen für ihre Kasten und Religion zu kämpfen. Der ganze Posten antwortete ihnen mit einem Schrei der Entrüstung und der Theilnahme und mit dem Versprechen auch den andern Insurgenten, welche noch von Mirut kämen, die Hand, zu reichen.

Die dreißig Reiter setzen sich hierauf in Bewegung dem Palaste zu. Die erste Person, welcher sie auf ihrem Marsche begegnen, ist Fraser, der englische Resident beim Großmogul, der sich in seinem Kabriolete in den Derbar (zur kaiserlichen Audienz) begab. Sie ermorden ihn, zugleich mit seinem ersten Adjutanten (dem Kapitän Douglas) und seinem ersten Sekretär (Nixon). Gleiches Schicksal hatten alle Europäer, denen sie unterwegs begegneten.

Einige Flüchtige hatten unterdessen den kommandirenden General vom Vorgange unterrichtet. Dieser ließ sofort diesen Wüthenden, welche er für viel zahlreicher hielt, das 54. eingeborne Regiment mit zwei Stück eingeborner Artillerie entgegenstellen. Diese Truppen rücken wirklich auf den freien Platz, der vor dem Palaste liegt, mit dem ernsten Vorsatze ihre Pflicht zu thun; als sie aber den Ruf „Din! Din!“ (für die Religion! für die Religion!) und die ihnen von einigen Sepoys ihres Regiments, welche dem insurgirten Posten des 54. angehörten, flüchtig gegebenen Erklärungen vernehmen, öffnet das ganze Regiment, statt, wie ihm befohlen war, auf die Rebellen Feuer zu geben, rechts und links auf beiden Seiten des Wegs seine Reihen, und läßt seine Offiziere mitten

auf der Straße stehen. In dieser Stellung sieht es mit einer schrecklichen Gleichgiltigkeit dem Gemetzel zu, das jetzt unter seinen Augen stattfindet. Die dreißig Reiter dringen nämlich sogleich in den freigelassenen Raum und strecken nach und nach mit Pistolenschüssen alle gerade anwesenden Offiziere des 54. Regiments nieder. Vom Schrecken gelähmt und ohne alle andere Vertheidigungswaffe als ihre Infanteriesäbel leistete keiner derselben, wie es scheint, Widerstand, mit einziger Ausnahme des Obersten Ripley, der zwei der Angreifer durch zwei Schüsse seiner Pistole getödtet haben soll. Nach dieser Metzelei stiegen die Reiter von ihren Pferden und durchliefen die Reihen der Sepoys unter Händeschütteln und unter Danksagungen dafür, daß dieselben sie nicht an diesen Greuelthaten gehindert hatten. Kein einziger Offizier kam durch die Hände seiner eigenen Leute um, die sich bloß damit begnügten, sie gegen die Rächer der beleidigten Religion nicht in Schutz zu nehmen. Ein Angriff der Insurgenten auf eines der Arsenale endigte damit, daß der Lieutenant, welcher daselbst die Wache hatte, dasselbe in die Luft sprengte.

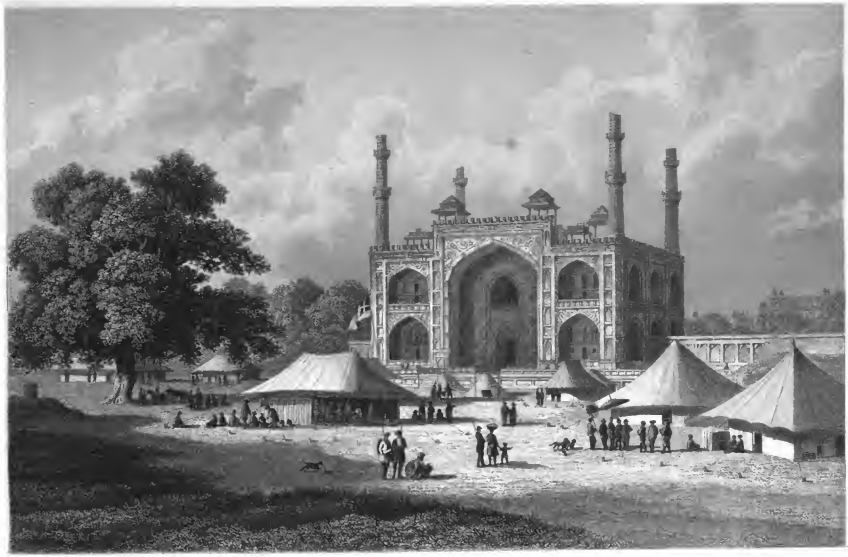
Wiederaufrichtung des Thrones der Großmongolen.

Montag, den ganzen Tag über waren die insurgirten Regimenter von Mirut stündlich in starken Abtheilungen über die Brücke gekommen, und ohne Widerstand zu finden, da keine europäischen Truppen daselbst lagen, ins Innere der Stadt gedrungen, wo sie alle wichtigeren Posten besetzten. Nachdem dieß geschehen war, bildeten die vereinigten Offiziere der eingeborenen Regimenter ein militärisches Parlament, das über die zu ergreifenden Maßregeln mit Ruhe und Takt berieth. Man sagte sich gegenseitig, daß, um gegen die englische Macht, so wie sie organisirt und entwickelt sei, mit Erfolg anzukämpfen, sämmtliche Hilfsmittel Hindustans nicht zu groß seien, und daß der Erfolg nur dann gelingen könne, wenn Hindus und Muselmänner unter derselben Fahne sich vereinigten. Bis dahin war bloß das brahmanische Kasten-Vorurtheil im Spiel gewesen; die Muselmänner waren dabei gänzlich unbetheiligt. Um sie für den Aufstand zu gewinnen, gab es nur das Mittel, daß sich sämmtliche Hindus wie Muselmänner unter der Fahne des Halbmondes schaarten und den alten Thron von Delhi wieder aufrichteten. Der Vorschlag ward einstimmig angenommen und die Ausführung des Planes war um so leichter,

GRABMAL DES GROSSMOGULS [illegible]

auf d
Gleic
Die t
und ſ
Offizi
alle a
ſelben
Ripler
haben
und di
Dankſc
gehinde
Leute 1
digten
auf ein
die We

M
von Mi
und oh
lagen,
beſetzten.
der eine
zu ergre
gegenſeiti
entwickelt
nicht zu
Hindus
dahin w
die Muſe
ſtand zu
wie Muſi
alten Thı
ſtimmig a



GRABMAL DES GROSSMOGULS AKBAR.

da durch einen Zufall, der fast wie eine Begünstigung der Vorsehung aussah, der erste Erfolg des Aufstandes die heilige Stadt Delhi und die Person des Großmoguls in die Hände der Insurgenten hatte gelangen lassen.

Der altersschwache, von den Ereignissen bis zum Tode erschreckte Großmogul gab nur gezwungen seine Zustimmung, es wurde eine Proklamation erlassen, die das Aufhören der englischen Herrschaft verkündigte; und der Großmogul ritt, umgeben von den Großen des Landes und den Befehlshabern der insurgirten Truppen durch die ganze Stadt, zum Zeichen des Wiederantritts seiner Würde. Von da an übernahm der muselmännische Theil der Bevölkerung die Mitverantwortlichkeit für den Aufstand, der nicht sein Werk war. Dieser geschlossene Bund war ein Ereigniß von größter Wichtigkeit.

Den Insurgenten standen ungeheuere Hülfsmittel zu Gebot. Das noch übrige Arsenal von Delhi war eines der reichsten der Welt und mit einem wahrhaft ungeheuern Material aller Art angefüllt, der Schatz wohl versehen; die Stadt eine wohl befestigte und von großer strategischer Wichtigkeit. Zu dem Allem gesellte sich ein König, der einen großen historischen und verehrten Namen trug und an den sich die größten Erinnerungen knüpften. Nicht leicht begann jemals eine große Nationalbewegung zur Abschüttelung fremden Jochs unter günstigeren Bedingungen und glücklicheren Aussichten.

Vor- und Rückschritte der Insurrektion.

Sobald die Muselmänner sich an der Insurrektion betheiligten, nahm sie den Charakter der Wildheit an, den sie bis dahin nicht in dem Grade gehabt hatte. Die Anführer wußten, daß eine Anzahl Europäer, denen es nicht gelungen war, während des Tages vom 11. zu entfliehen, noch in der Stadt verborgen seien; auf Veranlassung der Muselmänner fanden jetzt in allen Häusern, wo man sie vermuthen konnte, Nachforschungen nach denselben statt, um sie festzunehmen und zu tödten. Auf diese Weise wurden 48 Europäer auf die empörendste Weise hingemordet.

Ein Hauptmittel, um die gefährdete englische Macht wieder aufzurichten, war der elektrische Telegraph. Mit Blitzesschnelle gelangte die Kunde von allen diesen Ereignissen nach Lahore, Agra, Caunpur, Benares, Cal-

cutta und Bombay und überall traten intelligente Männer zusammen, um denselben die Spitze zu bieten.

Sie erkannten sogleich mit bewunderungswürdigem Takte, daß die Rettung der britisch-indischen Herrschaft von den zwei englischen Divisionen abhing, welche in den Uferstädten des Indus kasernirt waren. Bedingung war übrigens dabei noch, daß keine Gefahr von den eingeborenen Regimentern, welche in großer Zahl im Pendschab lagen, noch von der Sikhbevölkerung drohe, deren Natur sie leicht zu Unordnungen aller Art hinreißt. Es mußte daher schnell gehandelt werden — ohne alle Skrupel — ehe die Ereignisse von Delhi der Bevölkerung und den Sepoys kund wurden. Ein Kriegsrath entschied daher, daß alle eingeborenen, im Pendschab liegenden, bengalischen Regimenter sogleich zu entwaffnen und durch Sikh-Regimenter zu ersetzen seien, mitten aus dem kriegerischen Volke heraus, unter dem man sich eben befand, das eben so feindselig gegen Hindus wie Muselmänner und stets bereit ist, sich für Geld zu schlagen. In wenigen Tagen wurden alle kräftigen Männer auf solche Weise geworben.

Jetzt ging es an die Auflösung der bengalischen Regimenter, die ihre Schwierigkeit und Gefahren hatte. Zwei fliegende Kolonnen, gemischt aus Europäern und Sikhs, brachten solche jedoch schnell zu Stande. Die den Sepoys abgenommenen Gewehre wurden unter die neu geworbenen Sikh-Regimenter vertheilt.

Damit war im Grunde für dießmal die englische Herrschaft gerettet, denn aus dem von acht Millionen bevölkerten Pendschab heraus zogen die Engländer Hülfsmittel des Krieges aller Art; sämmtliche waffenfähige Mannschaft war für sie gewonnen, und was noch in den Dörfern zurückblieb, lieferte ihnen Deserteure oder verdächtige Sepoys aus, die meist sogleich gehängt oder erschossen wurden. Die Hinrichtungen begannen jetzt überall, wo englische Truppen lagen, im größten Maßstabe. Ganze Sepoyregimenter wurden bis auf den letzten Mann vertilgt.

Es folgten sich jetzt in vielen Theilen Indiens Scenen von Rohheit und Blutvergießen, über die der Menschenfreund besser den Schleier breitet. Auf der einen Seite finden Massen-Hinrichtungen Unschuldiger, die im allgemeinen Schrecken sich auf die Flucht begeben hatten und dabei aufgegriffen wurden, statt; auf der andern empören sich die meisten eingeborenen Regimenter, die das gleiche Loos fürchteten, und ermorden ihre Offiziere.

Metzelei von Caunpur*).

Bereits am 8. Juni hatten sich alle eingeborenen Truppen der Division von Caunpur empört und, ohne Gewalthätigkeiten gegen ihre Vorgesetzten zu begehen, ihre Cantonirungen verlassen, um sich ihren Brüdern in Delhi anzuschließen. Diese Truppen langten auf ihrem Zuge nach Delhi auf der ersten Station hinter Caunpur an, als sich ihnen daselbst der seitdem berüchtigt gewordene Nana-Sahib entgegen stellte. Nana-Sahib war der Adoptivsohn des letzten Peischwah, Bahi-Rao, und hätte nach altindischen Gesetzen dessen hinterlassenes großes Vermögen erben sollen. Allein dieß ward ihm von den englischen Legisten streitig gemacht; er erhielt auf vielfache deßhalb gethane Schritte bloß einen Theil desselben und das feste Schloß Bithore, am Ganges gelegen, in einer Entfernung von etwa zehn Meilen von Caunpur. Indem er die sämmtlichen eingeborenen Stabsoffiziere um sich versammelte, redete er sie mit großer Geschicklichkeit an. Er behandelte die Schonung, welche sie ihren Offizieren angedeihen ließen, als Schwäche, die sich schwer an ihnen rächen werde; setzte ihnen auseinander, daß die günstige Gelegenheit, welche sie einmal entschlüpfen ließen, sich nicht so leicht wieder finde; daß, wenn sie wirklich entschlossen seien, ihre Religion zu vertheidigen und das Reich ihrer Väter wieder zu erobern, sie alles Mitleiden von sich werfen und Greis wie Jüngling, Weib wie Kind ermorden müßten, wo ihnen solche in die Hände fielen, mit einem Worte, sie müßten das verfluchte Geschlecht ausrotten, das ihnen das Beispiel des Gemetzels gebe. „Was treibt Euch an, fuhr er fort, nach Delhi zu ziehen, während Ihr Feinde in Caunpur zurücklasset, die ihr so leicht vernichten könnt und die Euch später wie Schweißhunde verfolgen werden. Ihr müßt nach Caunpur zurück und der englischen Macht daselbst den Todesstreich versetzen; indem ihr die Schlange mitten durchhaut, rettet ihr Eure Brüder von Delhi, welche sie fressen will." Diese treulosen Worte fanden begierige Zuhörer, und Nana-Sahib ward zum Anführer gewählt.

Des andern Tages waren die 5 bis 600 Europäer, welche sich zu Caunpur in dem neugebauten Hospital verschanzt hatten, nicht wenig erstaunt, als sie die Sepoys, welche sie auf dem Zuge nach Delhi glaubten,

*) Nach Berichten eines Augenzeugen, der seine Aussage vor einem Untersuchungscomitee in Calcutta beschwor.

sich gegenüber in Schlachtordnung sahen, wie sie alle Verbindungen derselben nach außen hemmten, Batterien aufführten und sich zu der förmlichen Belagerung eines Punktes anschickten, der vor europäischen Truppen sich keine Viertelstunde hätte behaupten lassen, und, um das Unglück voll zu machen, mit Weibern und Kindern angefüllt war.

Nana-Sahib hatte sich der Stadt Caunpur zugewandt, wo er den öffentlichen Schatz in Beschlag nahm und die Zuchthäuser öffnen ließ, um 400 Züchtlinge zu befreien, die er als Werkzeuge seiner Rachsucht brauchen wollte. „Es ging alsdann", schreibt ein Augenzeuge in dem bilderreichen Styl des Orients, „in der Stadt Caunpur zu, wie wenn der Tag des jüngsten Gerichts angebrochen wäre; ich, der Verfasser dieses Tagebuchs, war gegenwärtig, wie die Sepoys, Infanteristen wie Cavalleristen, mit klirrenden Säbeln und mit Kanonen jeden Calibers im Zuge, nach der Gwat-Tola, wo das Hospital liegt, zumarschirten, sah mit meinen eigenen Augen Hindus und Muselmänner, und hörte mit meinen eigenen Ohren, wie sie auf der einen Seite riefen „„Sieg dem Rajah-Ramchund!"" und auf der andern „„Erhebt Eure Stimmen, ihr Getreuen, Allah hat die Kafirs (Ungläubigen) vernichtet!""

Aber die Kafirs waren nicht so leicht zu vernichten. In diesem leicht gebauten Hospital befand sich ein energischer Greis und entschlossene junge Männer. Nachdem das erste Erstaunen vorüber war, erwarteten sie muthig diese verächtlichen und von ihnen verachteten Banden. Während nahezu 3 Wochen, vom 9. bis 25. Juni, unterhielten ihrer gegen 250 Streiter den Kampf gegen mehr als 12,000 Feinde, denn Nana-Sahib hatte zahlreiche Banden Uebelthäter an sich gezogen. — Zwölf-, Achtzehn- und Vierundzwanzig-Pfünder spielten fortwährend auf das Hospital, das fast ganz unbeschützt war, denn zur Vollendung der Verschanzungen hatte man nicht Zeit gehabt. Die Engländer hatten, als Antwort auf dieses Feuer, bloß drei kleine Kanonen, die, mit Kartätschen geladen, anfangs große Verheerungen unter den Feinden anrichteten. Das Hospital erhielt mehr als 400 Kugeln; ein Theil des Daches fiel ein und die Belagerten hatten alsdann von der brennenden Sonne viel zu leiden, wozu später noch die Qualen des Hungers kamen. Ihre Aufopferung unter sich, der Männer gegenüber den Frauen, der Mütter gegenüber ihren Kindern, war bewunderungswürdig, aber so, wie man es in allen Ländern von edlen Charakteren erwarten darf. Was aber noch bewunderungswürdiger ist und die Engländer vor allen andern Nationen auszeichnet, das war

die Selbstverläugnung des Christen, die würdevolle wortkarge Ruhe, die sie nie verließ und nur selten von dem schnell erstickten Weinen eines Weibes unterbrochen wurde. Aber diese ruhige Würde des christlichen Helden, der dem Tode für sein Vaterland entgegensieht, als könne es Zeuge seiner Opferthat sein, und ihr zujauchzen, der Tod des Römers auf dem curulischen Stuhle, das findet sich nur noch bei den Engländern. Es gab überdieß jeden Tag eine geheiligte, eine vor allen erhabene Stunde, wo die Wenigen, welche vom Kampfe ausruhten, sich zum Abendgebet um den ehrwürdigen Kaplan versammelten. Die Worte desselben wurden hie und da durch eine Kugel unterbrochen, die, durch die Mauer fahrend, einen Knieenden zu Boden warf. Der also Verwundete (es war zuweilen eine Frau oder ein Kind) wurde in den nächsten Raum getragen und das Gebet ruhig fortgesetzt bis zur letzten Bitte an Gott, „für unsere theuern Brüder und Schwestern, welche hier den Tod für's Vaterland gestorben sind." Und jeder grüßte alsdann den Priester — morituri te salutant — und kehrte an seinen Posten zurück, die Männer in die Verschanzungen, die Frauen zu den Kindern und Verwundeten.

Nach genauen Erhebungen starben während der Belagerung im Innern des Hospitals, das so zur Feste diente, gegen 150 Personen (meist Weiber und Kinder) an Wunden oder Krankheiten oder vom Einfallen der Mauern. Trotzdem wurden alle Angriffe der Belagerer stets zurückgeschlagen, und die Insurgenten fingen an den Muth zu verlieren und sprachen nochmals davon, nach Delhi zu ziehen, als eine neue Katastrophe dem Nana-Sahib Gelegenheit zu einem unedlen und leichten Triumphe gab, der mit dem Untergang der Vertheidiger des Hospitals endigte.

Es geschah Folgendes: Die eingeborne Besatzung von Futteghar war nach dem Beispiele der andern bengalischen Truppen aufgestanden, ohne jedoch sich an ihren Offizieren oder andern daselbst befindlichen Europäern irgend gewaltthätig zu vergehen, hatte sogar ihnen, für sich, ihre Weiber und ihre Kinder drei Barken, welche ihnen zur Fahrt den Ganges hinab bis nach Calcutta genügen sollten, zur Verfügung gestellt. Als diese Unglücklichen auf der Höhe von Bithore ankamen, fingen ihnen die Lebensmittel zu fehlen an und sie legten daselbst, im Vertrauen auf die Freundschaft des Nana-Sahib, an. Eilboten benachrichtigten sofort Nana-Sahib hiervon, der sich beeilte, eine Schwadron Cavallerie und zwei Kompagnieen Fußvolks dahin zu beordern, um die Flüchtigen festzunehmen, welche seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen hatten. Einhundert und sechs und

dreißig Europäer nebst Frauen und Kindern in großer Zahl wurden vor ihn geführt, der sie sämmtlich zu tödten befahl. Und so geschah es.

Mittlerweile richtete der Hunger, die traurige Nothwendigkeit, welche mächtiger ist, als der tapferste Muth, furchtbare Verwüstungen im Innern des Hospitals an, und Nana-Sahib hatte durch einige flüchtige Diener, welche sich über die Verschanzungen gerettet hatten, und einen sofortigen Tod der Verlängerung so entsetzlicher Leiden vorzogen, Kunde hiervon erhalten. Er schrieb daher dem englischen Befehlshaber, daß er die Besatzung mit allen Kriegsehren abziehen lassen wolle, auf die einzige Bedingung der Uebergabe von Caunpur hin.

Obgleich man im Innern des Hospitals das Schicksal der Flüchtlinge von Futteghar nicht kannte, waren doch die Stimmen über Annahme dieses Vorschlags getheilt. Nicht weil irgend Jemand an der Unmöglichkeit zweifelte, sich in Caunpur ferner zu halten, sondern aus einem hinlänglich gegründeten Mißtrauen in die Treulosigkeit der Asiaten, war der Befehlshaber eher geneigt, sich mit dem Säbel in der Hand einen Weg durch die Insurgenten zu bahnen. Aber er dachte an seine zwei bei ihm befindlichen Töchter, an die Frauen und Kinder, deren größerer Theil bei einem so verzweifelten Unternehmen umkommen mußte. Er verlangte daher eine Unterredung mit Nana-Sahib.

In der That näherte sich des andern Tags, den 26. Juni, Nana-Sahib, während das Feuer auf beiden Seiten schwieg, von seinem Bruder Baber-Dutt und seinen Neffen und einer starken Eskorte begleitet, bis auf Flintenschußweite den Verschanzungen, und General Wheeler, der englische Befehlshaber, kam ihm, obgleich am Bein verwundet, entgegen. Nana gab ihm die feierlichsten Betheuerungen, indem er ihm sagte: „Begeben Sie sich mit allen ihren Leuten nach Allahabad; ich werde Ihnen Schiffe dazu stellen. Wir werden Wort halten, zählen Sie auf uns!" General Wheeler erwiederte: „Schwören Sie nach dem Gebrauche Ihrer Religion und ich schwöre auf die Bibel, daß ich die Verschanzungen räumen lasse." Nana beschwor alles, was von ihm verlangt wurde, indem er hinzufügte: „Gott wird mich richten und strafen, wenn ich wortbrüchig werde. Verlassen Sie sich auf mich, ich will Sie nicht täuschen."

Nana versammelte alsdann eine Flottille von zwanzig Barken und ließ es dem General sagen als sie bereit waren, indem er hinzufügte: „Sie werden um 10 Uhr an Bord frühstücken und die Verschanzungen gänzlich um 8 Uhr räumen." — In der That kamen auch um 7 Uhr

des Morgens, den 27. Juni, die Boten Nana-Sahibs an die Verschanzungen heran, mit den Worten: „Begebet euch in die Barken, alles ist bereit.“ Die Frauen und Kinder wurden auf Elephanten an die Ufer des Flusses gebracht; die Männer begaben sich ebenfalls dahin und schifften sich ein. Als die Europäer sahen, daß das Frühstück für sie bereit war und sonst alles nach Uebereinkommen stattfand, freuten sie sich *).

Aber plötzlich erfolgt ein Kanonenschuß vom gegenüberliegenden Ufer und man schießt mit Kartätschen auf sie. Diese und andere Kanonen waren maskirt. Eine der Barken fängt zu brennen an, die andern sind sämmtlich mehr oder weniger von den Kugeln getroffen. Die Europäer, welche nicht verwundet sind, werfen sich jetzt in's Wasser. Allein die Sepoys machen auch auf die Schwimmenden Jagd; die Sowars schwimmen zu Pferde auf sie zu und säbeln eine große Anzahl derselben nieder.

Fünfzehn derartige Schiffsladungen hatten dieses Schicksal, bloß 108 Frauen und Kinder entkamen, wiewohl zum Theil verwundet, dem Gemetzel. Nana sagte: „Diese tödtet nicht, werfet sie in Kerker!“ Eine der Barken, worauf sich der General mit einer seiner Töchter befand, entkam dem Gemetzel durch schnelles Rudern. Seine zweite Tochter dagegen fiel in die Gewalt der Insurgenten und wurde von einem Sowar, in der Absicht, sie zu seiner Sclavin zu machen, entfernt; er verbarg sie in seiner Wohnung bei seiner Frau, nicht weit von der Kirche. Das Mädchen blieb daselbst bis zur Nacht, und als der Sowar betrunken heimkehrte und einschlief, nahm sie einen Säbel und hieb ihm damit den Kopf ab, ebenso seiner Mutter, seiner Frau und seinen zwei Kindern; dann gieng sie hinaus, und wie sie dabei andern Sowars begegnete, sagte sie zu diesen: „Geht hinein und sehet, wie gut ich euerm Ressaldar (Offizier) die Füße gerieben habe.“ Sie gingen hinein und sahen, was sie gethan hatte. Sie aber stürzte sich hierauf in einen Brunnen.

Von denen, welche sich in der letzten Barke flüchteten, entkamen nach entsetzlichen, von ihnen ausgestandenen Qualen, nur vier Mann.

Diejenige, in der sich der General befand, fiel ebenfalls nach einiger Zeit in die Hände der Insurgenten, und enthielt damals noch fünfzig Männer, fünfundzwanzig Frauen und drei Kinder. Alle, die sich an Bord befanden, wurden zu Gefangenen gemacht und gebunden vor Nana-

*) Worte eines eingebornen Ohrenzeugen, die für authentisch gelten.

Sahib gebracht, der die Frauen von den Männern zu trennen und letztere zu erschießen befahl. Die Engländer wurden so in Reihen aufgestellt, und die Indier stellten sich ihnen gegenüber, des Kommandos zum Feuern gewärtig, auf. Alle Frauen wurden gewaltsam von den Sepoys entfernt, mit Ausnahme der des Arztes, welche mit ihrem Gatten erschossen ward.

Nachdem der Kaplan einige Gebete hergesagt hatte, schüttelten sich die Engländer einander die Hände, und die Indier gaben Feuer. Die Opfer rollten nach allen Seiten dahin, waren aber nur verwundet und wurden vollends mit Säbeln zusammengehauen. Hierauf wurden alle Frauen und Kinder, mit Einschluß derjenigen, welche auf der ersten Barke festgenommen worden waren, im Ganzen 122, in's Hospital geführt, wo man sie anfangs hart behandelte. Nachdem Nana-Sahib jedoch von Delhi Befehl erhalten hatte, sie besser zu behandeln, ließ er ihnen reinlichere Kleider und eine bessere Nahrung geben. Es scheint nicht, daß irgend eine dieser Frauen entehrt wurde.

Als man dem Nana später die Nachricht brachte, daß eine bedeutende englische Streitmacht, unter dem Befehle des Generals Havelock, gegen ihn im Anzuge und nur noch eine Tagreise entfernt sei, gewann seine natürliche Wildheit die Oberhand, und er befahl die Ermordung der Gefangenen. Diese schienen ihr Schicksal vorausgesehen zu haben, denn sie zerrissen ihre Kleider und bedienten sich derselben, um von innen die Thüren fest zu machen, allein sie wurden gewaltsam geöffnet. Damit begann abermals ein furchtbares Gemetzel. Die Schreie der Frauen waren herzerschütternd, nach und nach ließen sie jedoch nach und machten entsetzlicher Stille Platz.

Alle Opfer wurden für todt liegen gelassen, und die Elenden untersuchten nicht einmal die Leiber, um zu sehen, ob das Leben in denselben vollkommen erloschen sei. Den Tag darauf fand es sich, daß 25 Personen bloß verwundet waren, und Todte wie Sterbende wurden zusammen in einen Brunnen geworfen und mit Erde bedeckt.

Belagerung von Delhi.

Wir gelangen jetzt an den Wendepunkt der großen Krise, die Belagerung und Einnahme von Delhi.

Eine Handvoll Männer, höchstens 3 — 4000 Europäer, beziehen kecken Muths ein Zeltlager auf offenem Felde unter den Mauern einer Stadt von 150,000 Seelen, die von einer sich stets erneuernden Garnison von

30,000 geübten Soldaten mit dem größten Artilleriepark der Welt vertheidigt wird, und halten sich daselbst während 4 Monate in der Regenzeit und unter allen Qualen der Cholera, Tag und Nacht verzweifelten Angriffen ausgesetzt. In der That, die englische Nation hat sich durch ihre heldenmüthige Ausdauer bei Belagerung dieser Stadt ein bleibendes Denkmal für alle Zeiten gesetzt.

In allen Stadien einer so langen Belagerung, und nachdem der Artilleriepark der Engländer, bestehend aus vierzig Geschützen von schwerem Caliber, aus dem Pendschab angekommen war, hatten sich die Insurgenten, deren Verluste bis dahin fortwährend sehr unbeträchtlich und deren Rückzug über die Schiffbrücke der Dschumna gesichert war, noch immer sehr wacker gehalten; allein am 16. September Morgens früh, ward das Arsenal von den Engländern mit Sturm genommen, die dort 125 Geschütze fanden. Den 17., 18. und 19. machte die Belagerung immer größere Fortschritte; endlich am 20. flüchteten sich die Insurgenten über die Schiffbrücke aus der Stadt, die sofort von den Engländern besetzt ward. Oeffentlichen Berichten zufolge wurden bei der Plünderung derselben durch die Engländer ungeheure Reichthümer an Kleinodien und Schätzen anderer Art gefunden.

Mit dem Wiedergewinn dieser Stadt war der Insurrection der empfindlichste Schlag beigebracht. Betrachtet man die Karte von Indien, so wird man vergebens, sei es vom strategischen Gesichtspunkte, oder dem des Handels eine bewunderungswürdigere Lage finden, als die von Delhi ist. An einem großen Flusse in der Verbindungslinie zweier großen Canäle (des Schah-Nehr und des Canals von Doab) gelegen, führt durch dieselbe die einzige große indische Fahrstraße und die große jedoch noch nicht ganz vollendete Eisenbahn, welche Calcutta mit Lahore verbinden soll. In ihr kreuzen sich wie eben so viele Sonnenstrahlen die 7 Haupthandelsstraßen, welche nach Persien, Rußland, China, Central-Indien, Bombay, Madras und Calcutta führen, und deuten auf dieselbe als das wahre Herz dieser großen Macht, wovon die 3 Präsidentschaftssitze Bombay, Madras und Calcutta nur die äußersten Enden bilden. Alle Vortheile, welche die Insurrection durch die Besitzergreifung dieser sowohl für Hindus als Muselmänner geheiligten Stadt gewonnen hatte, waren somit verloren; die moralische Niederlage durch den Verlust dieses Hauptsitzes der Insurrection daher nahezu eine vollständige.

Die Stadt Delhi und der Hof des Großmoguls. — Hauptmoschee von Delhi.

Wir lassen hier für den Leser eine Beschreibung der Stadt und des kaiserlichen Hofes folgen.

Delhi ist nicht allein die alte Hauptstadt der patanischen (afghanischen) und mongolischen Kaiserreiche, sondern auch die natürliche Hauptstadt Hindustans. Sie enthält die großartigste Architektur des ganzen Ostens; Paläste, Grabmäler, Moscheen und Thürme, wie sie von glänzenderem und großartigerem Effekt der Bauart nirgends sonst in der weiten Welt zu finden sind.

Ein alter Wall aus rothem Granit, der lange vor Erfindung des Schießpulvers errichtet wurde, faßt die ganze Stadt ein, welche in Form eines länglichen Vierecks gebaut ist und sieben (englische) Meilen Umfang hat. Schon lange Zeit vor dem Ausbruche des letzten Aufstandes war der Abkömmling des Großmoguls, dessen Residenz Delhi, eine bloße Puppe in den Händen der englischen Diplomaten. Von Seiten der englisch-ostindischen Compagnie erhielt er einen Jahrgehalt von 96,000 L. St., und war so in den Stand gesetzt, königlichen Aufwand zu entfalten, wenn es ihm auch an politischer Macht gebrach. Die Civil- und Militärbeamten der Compagnie behandelten ihn äußerlich mit all der Achtung, die einem gekrönten Haupte gezollt wird. Verließ der König seinen Palast, so begleitete ihn ein bewaffnetes Gefolge und ein Schwarm von Hofdienern. Ritt seine Majestät vorüber, so entblößten alle noch so hoch gestellten Europäer ihre Häupter, während er selbst dasselbe stets bedeckt hielt; die Truppen präsentirten das Gewehr und das Volk bezeigte ihm und seiner Begleitung die übliche Verehrung. Alle Gesandten oder Stellvertreter des Generalgouverneurs, die sich ihm nahten, durften dieß „vor ihrem Könige und Padischah" nur mit gekreuzten Armen, in der Stellung von Bittenden thun. Für den Bereich des Innern seines Palastes, über seine Hofdiener, gestand die Compagnie dem Könige Souveränitätsrechte zu; diese durften aber nicht weiter reichen; in der Stadt selbst zollte man ihm die einem Könige gebührende Ehrerbietung, war aber zu keinem Dienst oder Gehorsam gegen ihn verpflichtet. Die königliche Familie bestand aus 300 Prinzen und Prinzessinnen. Ein großer Theil der Prinzen ist bekanntlich während des letzten Aufstandes von den Engländern hingerichtet (gehängt oder erschossen) worden.

Der Palast des Großmoguls oder Königs, wie er in dem offiziellen Styl der englisch-ostindischen Compagnie genannt wird, liegt in einer breiten Straße in der Nähe des Flusses Dschumna. Eine sechszig Fuß hohe Mauer, deren Spitze schmale runde Thürme trägt, und mit zwei geräumigen Thorwegen versehen ist, schließt ihn ein. Das Ganze ist von rothem Granit und von einem weiten Graben umgeben. Schah Dschahan ließ ihn vor mehr als zwei Jahrhunderten, jedoch nur in leichter Bauart, aufführen. Der englische Bischof Heber, der ihn vor dreißig Jahren sah, nennt ihn eines der edelst gebauten Werke der Welt, das den Kremlin von Moskau weit übertreffe. Jeder der beiden Thorwege, die in's Innere des Palastes führen, besteht aus einem schönen gothischen Bogen, aus diesem gelangt man in eine lange Vorhalle, wie der Chorgang einer Kirche, mit einem schmalen achteckigen Hofe in der Mitte, alles aus Granit und mit schön gearbeiteten Inschriften aus dem Koran, die mit Blumen abwechseln. Am Ende dieser Arkade öffnet sich ein schmutziger, schlecht gemauerter Hof, den man nicht in Sänften passiren darf. Männer mit silbernen Stöcken empfangen den Besucher hier und führen ihn in's geheimnißvolle Innere. Derselbe gelangt jetzt durch einen zweiten Thorweg in einen zweiten Hof, wo seine Aufmerksamkeit durch einen geräumigen und glänzenden, auf drei Seiten offenen Pavillon von Marmor gefesselt wird, während die vierte aus einer schwarzen Mauer besteht, die reich mit einer Mosaik von Blumen und Laubwerk verziert ist. Dieß ist der Diwan-i-Am oder die Audienzhalle, worin der Großmogul vor alten Zeiten seinen Unterthanen Audienz zu ertheilen pflegte. Im Mittelpunkte dieses Gemaches befindet sich ein Marmorthron, etwa zehn Fuß vom Boden erhaben, mit einer Art Tisch davor, an dem der Großvezir sonst zu stehen pflegte, um die Bittschriften der Unterthanen zu empfangen und seinem Gebieter zu überreichen, der von seiner Erhöhung aus beide Palasthöfe zu übersehen im Stande war, so daß ein Höfling oder Bittsteller dem Könige seine Salams vom äußern Hofe aus machen konnte. Ueber der hinter dem Throne befindlichen Thüre, wodurch der Souverain eintrat, um seinen Sitz einzunehmen, befinden sich Mosaikbilder von Vögeln, vierfüßigen Thieren und Blumen, und im Mittelpunkte eine Darstellung des Orpheus, der vor den Thieren die Leier spielt. Daraus, wie aus andern Umständen, kann man den Schluß ziehen, daß Schah-Dschahan italienische Architekten und Künstler zu dem Baue und dessen Ausschmückung verwandte. Als Bischof Heber diese Halle vor 30 Jahren besuchte, fand er sie mit

Plunder aller Art, zerbrochenen Sänften und leeren Kisten angefüllt, während der Thron selbst so mit Taubenmist bedeckt war, daß seine Verzierung sich kaum entdecken ließ. „Wahrlich", ruft der christliche Würdenträger aus, „niemals war die Sentenz: Alles ist eitel hienieden! lesbarer geschrieben, als in den Delhier Palasttrümmern!" Spätere Besucher fanden diesen Palast in demselben Zustande der Unordnung und des Schmutzes. Neben Sänften aller Art enthielt er eine große Zahl von Bettstellen der in Hindustan üblichen Art, worin allem Anschein nach die Palastdiener zu schlafen pflegten.

Treten wir jedoch ins Innere dieser kaiserlichen Residenz! Ueber einen dritten und vierten Hof gelangen wir in die Staatshalle, oder den Divan-i-Khas. Hier pflegte der letzte alte „König" seinen Hof zu halten und solche Besucher zu empfangen, die den letzten Sprößling einer mächtigen Dynastie zu sehen kamen. Wie alle muhamedanischen Gebäude ist dieser prachtvolle weißmarmorne Pavillon drei Fuß vom Boden erhöht, und hat vorn ein verziertes Gitter. Der Boden, wo er nicht mit Teppichen bedeckt ist, zeigt eine prachtvolle Mosaikarbeit von grünem Schlangenstein, Lapis Lazuli, so wie blauem und rothem Porphyr. Die scharlachene Decke, welche früher von der Vorderseite dieses Pavillons bis in die Mitte des Hofes ausgespannt war, ist jetzt ganz verbleicht und fadenscheinig. Die Halle ruht auf massiven Säulen von weißem Marmor und deren unterer Theil ist, wie der Thron in der Audienzhalle, mit kostbarer Blumenmosaik eingelegt, während der obere reiche Goldverzierung trägt. Um den Fries läuft die berühmte Inschrift in persischen Schriftzügen, welche so lautet:

„Gibt es irgend ein Elysium auf Erden, so ist es hier!"

Das reich verzierte Getäfel ist von den Mahratten, als solche hier hausten, arg beschädigt worden. Ein Canal mit Wasser ist durch die Hälfte dieser glänzenden Halle geführt, in deren Mittelpunkt auf einer Stufe von weißem Marmor einst der berühmte Pfauenthron aufgeführt war, den mit anderer Beute vor ungefähr einem Jahrhundert der persische Eroberer Nadir-Schah von hier entführte. Durch Maueröffnungen, die hinter diesem Throne angebracht sind, genießt man eine prachtvolle Aussicht auf die breite Dschumna und die sie umgebende Landschaft.

Folgen wir nun der Beschreibung, welche Bischof Heber von seiner Audienz bei dem Könige gibt.

„Nachdem wir," schreibt er, „einen der Thorwege passirt hatten, zogen unsere Führer einen Vorhang weg und riefen in singenden Tönen:

„Seht hier den Schmuck der Welt! Die Zufluchtsstätte der Nationen! Den König der Könige! Den Kaiser Akbar Schah! Den Gerechten, Siegreichen, den Glücklichen!“ In der That sahen wir einen prachtvoll ausgestatteten, wirklich sehr hübschen Saal vor uns und uns gegenüber einen schönen offenen Pavillon von Rosenbüschen und Springbrunnen umgeben und mit farbigen Tüchern behangen. Darin befand sich eine Anzahl Volks und unter ihm der arme Abkömmling Tamerlans. Elliot, der britische Resident zu Delhi, der mich mit zwei andern Engländern begleitete, verbeugte sich hier dreimal ganz tief und wir folgten seinem Beispiele. Diese Ceremonie ward zweimal, während wir die Stufen zu dem Pavillon hinaufstiegen, wiederholt, indem die Herolde eben so oft die nämlichen Ausdrücke über die Größe ihres Herrn wiederholten. Wir stellten uns alsdann in einer Reihe rechts vom Throne auf. Elliot trat vor und sagte dem Kaiser, während er seine Arme kreuzte, leise, wer ich sei. Ich trat alsdann selbst vor, verneigte mich dreimal und brachte ein Geschenk von einundfünfzig Goldmohurs*), die sich in einer gestickten Börse befanden, auf meinem ausgebreiteten Taschentuche dar. Dieß ward angenommen und zur Seite gelegt. Ich blieb so mehrere Minuten lang stehen, während die gewöhnlichen Etiquettefragen nach meiner Gesundheit, woher ich komme und wohin ich gehe, an mich gerichtet wurden. Während dessen hatte ich Muse, den alten Herrn näher zu betrachten. Er hat ein blasses, mageres aber hübsches Gesicht mit einer Adlernase und einen langen weißen Bart. Seine Hautfarbe ist nur wenig, wenn überhaupt dunkler als die eines Europäers. Seine Hände, an denen er einige werthvoll aussehende Ringe trug, waren sehr hübsch und zart Hand und Gesicht waren alles, was ich von ihm sah, denn der Morgenkälte wegen war sein Körper so mit Shawls umwickelt, daß nur die erwähnten Theile desselben sichtbar waren.“

„Indem ich einige Schritte zurücktrat, kehrte ich mit weitern fünf Goldmohurs zurück, um sie dem Thronerben darzubringen, der zu seines Vaters Linken stand, während der Resident die rechte Seite desselben einnahm. Hierauf wurden meine zwei Begleiter auf dieselbe Weise eingeführt; nur daß ihre Geschenke weniger reich waren und daß der Kaiser sie keiner Anrede würdigte. Seine Majestät winkte mir jetzt, wieder vorzutreten, und Elliot sagte mir, ich solle meinen Hut abnehmen, den ich

*) Der Goldmohur ist 15 Rupien à 1 fl. 12, also 18 fl. rh. werth.

bis dahin auf dem Kopfe behalten hatte; worauf Seine Majestät mit eigenen Händen einen leichten Turban darauf setzte, wofür ich wieder vier Goldmohurs bezahlte. Man hieß uns jetzt abtreten, um mit den „Khetas“ oder den Ehrengewändern bekleidet zu werden, welche „die Zufluchtsstätte der Welt“ für uns bestimmt hatte. Man nahm mich daher in ein enges Gemach, das an die Zenana (den Harem) gränzte, wo ich einen schöngeblümten mit Pelz verbrämten Caftan fand, in welchen mich meine Diener steckten, während ich meine bisherige Unterkleidung beibehielt. In diesem seltsamen Aufzuge mußte ich nochmals in die Audienzhalle zurück, wo die Herolde mich mit verschiedenen Ehrentiteln empfingen und ich meine zwei Begleiter wieder fand, die sich mit keinem besondern Ankleidezimmer beehrt gesehen, sondern denen man die Ehrenkleider im Thorwege des Hofes angethan hatte. Sie schienen mir noch sonderbarer bekleidet, als ich selber; denn sie hatten ihre Hüte mit Streifen von geblümtem Gaze umwickelt und über ihre Schultern waren abgeschossene Bänder geschlungen.“

„Zum Drittenmal trat ich nun vor und brachte mein drittes Geschenk, das in einer arabischen Bibel und einem Gebetbuche in der Hindustanisprache, beide in blauem Sammet mit Gold gebunden und mit einem Tuche umschlungen, bestand, dem Kaiser dar. Er winkte mir nochmals, mich zu bücken, schlang hierauf eine Perlenschnur um meinen Hals und befestigte vornen an meinem Turban zwei glänzende, sonst aber werthlose Zierrathen, wofür ich abermals fünf Goldmohurs darbrachte. Zuletzt kündigte man mir an, daß ein Pferd als Geschenk für mich bereit stehe, für welch neuen Beweis kaiserlicher Gnade ich wieder fünf Goldmohurs zahlte. Die Ceremonie endigte damit, daß ich mich unter neun Salams verabschiedete.“

Indem sich Bischof Heber ins Ankleidezimmer begab, sandte er der Königin ein Geschenk von fünf Goldmohurs, und vertheilte noch bedeutende Summen unter die Palastdiener, welche ihn umschwärmten. Man darf aber nicht glauben, daß diese Gaben dem Monarchen oder dem Bischofe theuer zu stehen gekommen, die des erstern waren von durchaus unbedeutendem Werthe und wurden weit von denen des christlichen Würdeträgers überwogen, der sie übrigens nicht aus seiner eigenen Tasche bezahlte, sondern von der Compagnie, als deren Beamter er reiste, wieder ersetzt erhielt.

Hauptmoschee Delhi. Dieselbe ist auf einer kleinen Felsenhöhe gebaut,

zu der man vermittelst 35 Stufen, die in den Felsen gehauen sind, gelangt. Den Eingang bildet ein prachtvoller Portikus von rothem Granit, dessen Thüren von ciselirtem Kupfer sind. Die Terrasse, worauf die Moschee steht, hat 1400 Quadratmeter Oberfläche und ist von einer gothischen Säulenhalle umgeben, die durch achtwinkliche Pavillons in regelmäßigen Zwischenräumen unterbrochen wird. Im Mittelpunkt ist ein großes Becken, das durch eine Pumpe aus dem Kanal mit Wasser versehen wird. Auf der Westseite der Terrasse befindet sich die eigentliche Moschee von weißem Marmor, 261 Fuß lang, mit einem Karnis, dessen einzelne Felder arabische Inschriften in schwarzen Buchstaben haben. In's Heiligthum gelangt man über eine zweite Marmortreppe und durch drei gothische Arkaden, deren jede von einer Kuppel aus weißem Marmor überdacht ist. An den zwei Enden des Rechtwinkels befinden sich zwei Minarets, jedes 130 Fuß hoch, die durch abwechselnde Schichten schwarzen Marmors und rothen Granits mit drei Stockwerken von Balkonen auferbaut sind, und deren Spitzen, wohin man auf Wendeltreppen von 180 Stufen gelangt, große Pavillons von weißem Marmor krönen.

Wir schließen diese Skizze mit folgenden Worten eines Reisenden:

„Je mehr man in Hindustan vordringt und es mit dem übrigen Orient vergleicht, um so deutlicher überzeugt man sich, welch glänzendes Juwel die Eroberung dieses Landes der englischen Krone beigefügt hat, und welch ruhmwürdiges Werk es sein wird, den Bewohnern dieses Landes die gehörige Stelle unter den Nationen der Welt anzuweisen. Es hat nicht allein Vorzüge, welche ihm eigen sind, es ist auch unübertrefflich in dem, was es mit den andern orientalischen Ländern gemein hat. In seinen Manufakturen, seinem landschaftlichen Charakter, der Bauart seiner Städte, und in seinen Denkmälern alter Größe, in nichts wird es von den andern Theilen der östlichen Welt übertroffen. Seine ungeheuern Ebenen, mit ihren Ernten von Reis, Waizen, Senf u. s. w., sind ausgedehnter und ebenso fruchtbar, wie die von Rumelien und Aegypten. Die Eisberge Sibiriens halten keine Vergleichung aus mit den höheren Himalayagebirgen, deren stolze, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel ihre Häupter in stiller Größe gen Himmel strecken."

„Die weiten Thäler von Kaschmir und Dhun sind nicht weniger reizend als die von Samarkand, oder sogar als das weitberühmte Tempe; Benares, Delhi oder Lucknow imponiren nicht weniger als Cairo oder Konstantinopel. Die seltsamen Bögen von Orissa, und die Thürme der

Tempel von Puri und Kunarak finden ihres Gleichen nur im Cyclopenwall des Peloponnes oder in den Trümmern von Mycenä. Die Alhambra ist stolz unter den Palästen, aber unpartheiische Reisende erklären, sie werde von den Palästen Akbars in Agra und Schah Dschahans in Delhi übertroffen. Die Gräber der Mameluken sind zahlreich in der Nachbarschaft von Cairo, aber die der Könige, Priester und Großen in und um Agra und Delhi übertreffen sie weit. Die St. Sophienkirche und Solimanmoschee von Konstantinopel finden allgemeine Bewunderung; unter allen mahomedanischen Gebäuden, seien es nun Moscheen oder Mausoleen erreicht aber keines die ausgezeichnete Schönheit und wunderbare Großartigkeit des Tai-Mihal, oder der Hauptmoschee von Delhi."

Calcutta.

Der Verfasser dieser Zeilen hält es für angemessen, einer Beschreibung der ehemaligen Hauptstadt von Hindustan die der gegenwärtigen gegenüberzustellen, weil dadurch sich der Gegensatz zwischen europäischem und asiatischem Leben auf einem und demselben Boden am schärfsten ausgeprägt findet.

Die Hauptstadt von Indien, der Sitz der obersten Regierung, wie der der Verwaltung von Bengalen, ist Calcutta, eine der größten und malerischsten Städte der Welt, die den Beinamen „Stadt der Paläste" welchen man ihr in Europa und Amerika gibt, wohl verdient.

Die Entstehung von Calcutta ist bereits (Seite 50) geschildert, worden. Das Wachsthum der Stadt machte in weniger als dem Laufe eines Jahrhunderts so große Fortschritte, daß ein offizieller Bericht bereits im Jahr 1802 die Bevölkerung derselben auf 600,000 Einwohner, und die der Umgebung, auf 26 englische Meilen im Umkreise, auf zwei ein Viertel Millionen angab. So ward Calcutta nach und nach zur großen Hauptstadt eines großen Reiches.

Gegenwärtig ist der Anblick dieser Stadt wahrhaft prachtvoll, ihre Bevölkerung, Reichthum, die Zahl und Größe ihrer öffentlichen Gebäude, die Schifffahrt im Flusse, die Zunahme des Handels, der großartige Luxus reicher Eingeborner, der Europäer und der Regierung. — Alles dieß zusammen stellt eine Sphäre von Glanz dar, deren Wirkung für Jeden der die Stadt betritt, unwiderstehlich ist.

STAR DSCHHANABAD
ODER NEU-DELHI.

Tempel
wall de
ist stolz
werde
übertro
schaft v
Agra u
manmo
allen n
erreicht
artigkei

der eh
zustell
asiatis
prägt

der d
malen
welch

word
eines
im
der
Mil
stad

Bevölkern
die Schifffah
reicher Eingebo
zusammen stellt eine
der die Stadt betritt, unwiderstehlich ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Die neue Stadt Calcutta ist östlich vom Hugly gelegen, und erstreckt sich sechs Meilen längs desselben. Die Anfahrt zur See ist außerordentlich interessant, indem der Hugly einer der malerischsten Ströme von Indien ist, und die schönsten Punkte seiner Ufer sich gerade in der Nähe der großen Stadt befinden, sowohl auf der Seite, worauf die Stadt gebaut ist, als auf der gegenüberliegenden. Die Schönheit der Bäume, welche in Bengalen wachsen, tritt namentlich längs des Hugly hervor. Der Bambus, mit seinen langen und anmuthigen Zweigen; der schlank emporsteigende Palmbaum; die Pipul, die ihre grünen Blätter aus den Spalten alten Mauerwerks emportreibt; der Bäbul mit seinen goldenen Kugeln und seinem Wohlgeruche; die schöne Magnolia und verschiedene Arten der Acacia — sie alle finden daselbst ihren angemessenen Platz und werfen ihre Schatten über den glänzenden Fluß, gleichsam dem kühnen Fremdling, der die Gestade ihres Wachsthums aufzusuchen kommt, ihr „Willkomm!" zuwinkend. Landet der Wanderer irgendwo und sieht sich in der ihn umgebenden Landschaft um, so sieht er sie mit Immergrün bedeckt; denn selbst während die indische Sonne ihre senkrechten Strahlen über die Ebenen von Bengalen verbreitet, ist dieses Land so wohl bewässert, daß das Grün stets seine Frische beibehält. Alle Personen, die den Fluß passiren, sind angenehm überrascht von den Ghauts oder Landungsplätzen. Diese bestehen, namentlich da wo die Ufer steil sind, aus vielen Treppen, und mit ihrer Anlage ist viel Geschmack verbunden. Die Stufen sind breit, mit schönen Geländern. Nahebei hat man, zur Bequemlichkeit der Eingebornen, Tempel oder Pagoden errichtet, damit dieselben in ihren Booten ohne viele Mühe und Erschöpfung herankommen können, während die Sonne ihre versengenden Strahlen über Fluß, Wald und Ebene ausgießt. Die kleinen Hindutempel, sogenannte Mhots, sind meist nahe an diesen Landungsplätzen, und mehr ansprechend durch ihre Gruppirung als ihre Bauart, die die Form eines Bienenstocks hat. Die Mohamedaner haben ebenso wie die Hindus ihre Tempel den Ghauts des Hugly angebaut. In der hellen indischen Beleuchtung kann man durch das Gebüsch des Palmbaums und der Bambusstauden ihre schönen Kuppeln und Minarets glänzen sehen. Sowohl Mohamedaner als Hindus geben sich alle Mühe, die Nachbarschaft dieser tempelgekrönten Ghauts so malerisch als möglich zu machen. Die Stufen derselben sind bis an den Rand des Wassers mit wohlriechenden Blumen in den glänzendsten Farben bestreut; in die Geländer sind Kränze des doppelten indischen Jasmins und anderer hübschen Schmarotzer-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

pflanzen geschlungen. Schwimmen nun dergleichen Kränze, die entweder den falschen Hindugöttern oder zu Ehren des Propheten dargebracht sind, den Fluß hinab, so verbreiten sie weit ihre Gerüche und verschönern den Lauf des Stromes. Man ist alsdann fast von dem Glauben versucht, die Ufer des Hugly seien von Feen bewohnt, so magisch ist das Zusammenwirken der hellsten Beleuchtung, der duftendsten Wohlgerüche, der anmuthigsten Formen von Gebäuden und von Wald, wie der reichsten Abwechslung von Blättern, Blumen und Blüthen. Dieß ist der Anblick bei Tag; mit Herannahen der Nacht wird die Schönheit noch unbeschreiblicher, wenn sie auch anderer Art ist. Die untergehende Sonne wirft auf Vegetation und Fluß ihre reichsten Zierrathen. Die ersten Schatten der Nacht fallen auf unzählige Schwärme von Leuchtinsekten, die mit ihren goldenen und smaragdenen Lichtern um die Bäume spielen und am Rande des Wassers glänzen; dieß, verbunden mit den zahllosen Lichtern, welche durch das Gebüsch in den Tempeln, Pagoden und Moscheen sichtbar sind, verleiht den Nachtscenen am Hugly etwas Zauberisches.

Nähert sich der europäische Reisende Calcutta, so erblickt er es erst, wenn er in seine Nähe gelangt ist, wo es mit einem Male in vollem Glanze sich seinen Blicken darstellt. Der erste Eindruck, den die Stadt auf ihn macht, ist ein mächtiger. Die prachtvollsten Paläste und reizendsten Gärten wechseln auf eine Weise ab, die ihres Eindruckes nie verfehlt.

Calcutta und seine Nachbarschaft bilden einen so wichtigen Gegenstand, daß derselbe eine weitläufige Behandlung rechtfertigen würde. Hier ist der wichtigste Berührungspunkt der Europäer mit den Asiaten. Von hier aus entscheiden sich die Geschicke des größten Theils von Asien. Es ist der Sitz einer welthistorisch gewordenen Regierung, die, von den bescheidensten Anfängen, eine größere Fläche Landes eroberte und behauptete, als irgend ein Eroberer vor ihr, und ihre Herrschaft aller Wahrscheinlichkeit nach noch weiter über den asiatischen Continent ausgedehnt hätte, wäre sie nicht in ihrem Siegeslaufe durch die Pässe von Afghanistan, die Wüsten im Nordwesten und die Schneegefilde des Himalaya gehemmt worden.

Weit über die Gränzen der englisch-indischen Besitzungen hinaus ist Calcutta das Ideal weltlicher Macht, weltlichen Reichthums und Glanzes. In den volkreichen Städten Chinas, den Bergen von Nepaul und Tibet, unter den Birmanen, westlich und nordwestlich Teheran und Centralasien zu, an den Ufern des kaspischen, des schwarzen Meeres und des

Bosphorus, überall auf diesem ganzen großen Festlande Asiens, lauschen die Menschen begierig den ihnen fabelhaft klingenden Erzählungen von der ungeheuern Macht und den riesigen Hülfsmitteln der indischen Regierung. Von Calcutta machen sich alle diese Völker die Vorstellung einer Pracht ohne Gleichen und nie versiegenden Reichthums.

Ein Blick auf die vornehme Gesellschaft zu Calcutta hat viel Interessantes für den Leser. Wir folgen hierin den Worten eines Mannes von Welt, der, zu einem Feste eingeladen, das Lord Canning, der gegenwärtige General-Gouverneur von Indien, zur Feier seines Regierungs-Antritts daselbst gab, darüber folgenden Bericht erstattet:

„Die verschiedenen Eingänge zu dem Palast gewährten einen imponirenden Anblick, da beide Seiten der Thorwege mit zahlreichen Lampen, worin Cocosnußöl brannte, versehen waren, was mir ebenso neu war, als die chinesischen Laternen, die so geschmackvoll die Gärten von Shanghai bei Festlichkeiten erleuchten. Unter dem Hauptthorwege befanden sich gegen 200 Lakayen, in Reihen kauernd und in alle Farben des Delphins und Regenbogens gekleidet; ich weiß nicht, ob es Privatdiener oder solche waren, die zu dem Palaste gehörten; immerhin fiel mir ihre sonderbare sitzende Lage auf, wie eben so viele Pelikane an einem Meeresufer. Durch die untere Halle hindurch, an einer Menge Sepoywachen vorüber, wies man uns eine lange Treppe hinauf in den großen Empfangssaal. Ich begab mich in die äußere Halle, um den Tanz zu sehen, der bereits eine große Zahl Tänzer und Tänzerinnen vereinigte. Lord Canning, in einer steifen schwarzen Staatskleidung, stand oben am Saale vor einem Staatsstuhl, zu jeder Seite von ihm ein eingeborner Offizier, mit etwas, was ich für das Zeichen der Amtswürde hielt. Der neue Gouverneur verschwand in dem ungeheuern Lichtmeere, das zahllose Candelaber verbreiteten; Lady Canning tanzte nicht, sondern unterhielt sich, auf den königlichen Divan gelehnt, mit ihrem Gemahl und verschiedenen vornehmen anwesenden Civil- und Militär-Angestellten. Die Feierlichkeiten des Empfangs waren sehr kalt."

„Im äußern Raum empfing Lord Dalhousie, der abtretende Gouverneur, seine Freunde, erhob sich aber selten dabei von seinem Sitze, ohne merken zu lassen, daß diese Anstrengung ihm Schmerz verursache; denn physisch ist er sehr gebrechlich, aber sein Geist scheint nicht darunter zu leiden. Armer Mann, was bedeutet alle diese Größe für ihn, so lange unheilbare Krankheit an seinem Lebensmarke zehrt! — Besonderes Interesse

gewährte es mir, die Bewegungen der Staatsgefangenen und sonst ausgezeichneter Eingeborner zu betrachten, die, in die malerischen Gewänder ihrer Heimath gekleidet, einem Feste anwohnten, das ihre Sieger veranstaltet hatten. Könige, Prinzen und Rajahs, oder deren Abkömmlinge, beugten sich hier unter dem Joche, das ihnen militärische Gewalt auferlegte. Hier befand sich unter Andern der Enkel jenes großen Häuptlings Tippu-Sahib, der einst den Engländern in den fast uneinnehmbaren Pässen seines Landes und in der berühmten Festung Seringapatam so viel zu schaffen machte. Ferner Ghoolam Mohamed und sein Sohn Ferozi-Schah, die Abkömmlinge der tapfern Männer, welche vor drei Generationen der Schrecken des Dekkans waren. Hätte sein großer Ahne der ihn bekämpfenden Macht siegreich widerstanden, so wäre Ghoolam heute der mächtigste und reichste aller indischen Fürsten. Diese zwei, so eben aus England in ihre Heimath zurückgekehrt, waren in erstem Lande von gekrönten Häuptern und Peers, den vornehmsten Männern des Landes, mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden. Hier im Palaste des Gouverneurs nimmt man wenig Notiz von ihnen, und erinnert sie dadurch daran, daß sie von England einen Ruhegehalt empfangen. Ferner waren brave Sikhs aus den Gebirgspässen anwesend, jene kühnen Häuptlinge, die sich wie verfolgte Tiger wehrten, Shir Singh und Chuttur Singh, aus dem denkwürdigen Feldzug von 1848—49, bis sie der Uebermacht in den berühmten Schlachten von Killian-Wallah, Gutscherat und Rawul-Pindi erlagen. Es war zum Erbarmen, diese braven Krieger in ihren Socken durch die Säle sich bewegen zu sehen, wie sie durch jede Aufmerksamkeit sich geschmeichelt fühlten, welche vornehme Personen ihnen angedeihen ließen. Diese Prinzen waren einst Häuptlinge des Pendschab, und ihre Niederlage hatte die Einverleibung dieser großen Provinz in das britisch-indische Reich zur Folge."

„Viele dieser Prinzen und Eingebornen trugen, selbst wenn sie nicht von königlichem Geblüte waren, den Ladeninhalt manches Juwelenhändlers an sich. Perlen, Smaragde, Diamanten und kostbare Steine anderer Art von unschätzbarem Werthe blinkten im Lichte der Candelaber und wurden von den Spiegeln zurückgestrahlt; eben so kostbar waren hie und da die Gewänder der Eingebornen. Der Ball war kein kostümirter; für einen Fremden hatte er jedoch, der vielfachen, höchst anziehenden Trachten wegen, in denen sich namentlich die Eingebornen bewegten, diesen Anstrich."

„Da Calcutta eine Welthandelsstadt ist, so ist hier noch zu erwähnen,

daß seine sämmtlichen wohlhabenden Bewohner sich jeden Abend zu dem, was man in den größeren italienischen Städten „Corso" nennt, vereinigen. Für den Europäer gibt es nichts Angenehmeres, als diesen „Corso" auf der Esplanade von Calcutta; es findet sich daselbst um die Abendzeit, wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist, sämmtliche elegante Welt dieser großen Stadt in Wägen zusammen. Die Scene hat alsdann etwas außerordentlich Ansprechendes. Der Blick des Fremdlings verfolgt den Lauf des Flusses längs der Stadt über die Vorstädte hinaus und sieht ihn im Geiste, da sein Blick ihn nicht mehr weiter oben erreichen kann, wie er an den Jagdplätzen der wilden Mahratten, oder an den Palastgärten, welche sich längs seiner geheiligten Ufer hinziehen, vorüberströmt, vorüber an der schattengebenden Banyane, der Palme, Sycamore und den Cocosnußbäumen, vorüber an heidnischen Tempeln, an deren Bestandtheilen das zersetzende Clima und die Zeit nagen. Welche ungeheure Fläche durchläuft nicht dieser Strom von da an, wo er aus den Thälern des Himalaya hervortritt, bis wo er an der stolzen Metropole von Indien vorbei dem Meere zueilt! In diesen Betrachtungen stört uns die Musik der Regimentskapellen, welche sich jeden Abend in der Nähe der Esplanade hören lassen, und indem wir etwas näher kommen, finden wir die Esplanade gedrängt voll von eleganten Equipagen, die theils in langen Reihen dahin rollen, theils ungeordnet durcheinander fahren, während die darin Sitzenden wie zu einem Balle angezogen sind. Die eingebornen Großen entfalten hier einen Glanz, der nirgends sonst in der Welt zu finden ist, deßhalb weil der Asiate in der Entfaltung möglichst großen Glanzes vorzugsweise eine Befriedigung seiner Eitelkeit sucht. Der Calcuttaer ist an diesen Corso so gewöhnt, daß er lieber seine Mahlzeit oder seine Waschungen opfert, als die tägliche Vereinigung, die für ihn den Genuß der Geselligkeit mit der Wollust der erfrischenden Abendluft verbindet."

Religiöses Fest des Ramlaila.

Alljährlich im Monat Oktober findet dieses berühmte Fest statt, das die ganze Hindubevölkerung in Bewegung setzt. Dieses Fest, das so bezeichnend für die Sitten des Landes ist, bezieht sich auf eine Episode der mythologischen Geschichte Brahmas, auf die sechste und berühmteste Menschwerdung Wischnus. Die Tradition ist folgende:

Wischnu ward von Naada, Sohn des Brahma (Weltschöpfer), gezwungen, unter menschlicher Form auf die Erde herabzusteigen; unter dem Namen Rama gebar ihn die Königin von Siam. Im Alter von 15 Jahren verließ er mit seiner Frau Seeta und seinem Bruder Lukmann die väterliche Wohnung, ging über den Ganges und fing in ganz Hindustan die Lehre von der Seelenwanderung zu verkünden an. Im Laufe seiner Reisen raubte ihm Ravana oder Ravanu, König von Ceylon, seine Frau Seeta, und erst nach vielen Kämpfen und einer Belagerung, die ganz homerisch wie die Ilias und Odyssee verläuft, gelang es ihm, sie mit Hülfe einer Armee von Affen, welche von dem berühmten Affen Hanuman angeführt waren, wieder zu gewinnen. Seit dieser Zeit ist der Affe in ganz Hindustan geheiligt und gilt für unverletzlich.

Die Ceremonien des Ramlaila sind nichts Anderes, als die Versinnlichung dieses religiösen Dramas und bieten den Asiaten eine begierig gesuchte Gelegenheit, ihrer Vergnügungssucht und Schaulust Genüge zu leisten. An allen Orten in Hindustan findet dieses Fest auf gleiche Weise statt.

Die Zurüstungen an größern Orten dauern stets mehrere Wochen, während welcher Zeit die Sepoys unermüdet eine Art Festung bauen, welche Rama und Lukmann einzunehmen haben.

Gegen den Ersten des Monats sieht man vor dieser Festung nach und nach große Götzenbilder aufrichten, die von bizarren Figuren, Pferden und Elephanten aus Letten und Stroh umgeben und so beschaffen sind, daß man in ihrem Innern Pulver unterbringen kann. Der Platz vor dieser Festung wird alsdann zum Schauplatz eines kleinen Krieges, der mehrere Tage und Nächte unter fortwährendem Platzen von Petarden, und dem furchtbaren Lärm von Trompeten, Tamtams und Naobuts anhält. Jeden Tag, zur Zeit des Sonnenuntergangs, kommt eine neue Gottheit in das eine der beiden feindlichen Lager, von der ganzen Hindubevölkerung auf ungeheuern Wägen herangezogen. Der Lärm ist so im steten Zunehmen, bis endlich Ravanu selbst und zwar in Gestalt eines dreißig bis vierzig Fuß hohen Riesen erscheint, gerade so wie die andern Götzenbilder beschaffen, aber im Innern birgt er ein vollständiges Feuerwerk. Das Ungeheuer hat meist 8 bis 9 Köpfe und gewährt ein so scheußliches Bild, als es die Phantasie des Menschen nur zu erdenken und seine Hand zu schaffen fähig ist. Der Bildner hat es ebenso in Bezug auf Arme und Hände ganz nach seiner Willkühr geformt, und jede seiner

Hände schwingt eine furchtbare oder phantastische Waffe. Rama und Lukmann machen fortwährend wüthende Angriffe auf ihn; aber die Angreifer werden stets bis zum letzten Festtage zurückgeschlagen, wo alsdann die beiden Brüder, unterstützt von dem General Hanuman und seiner starken Affenarmee, die Festung wegnehmen. Diese Armee, aus einigen Hundert Masken bestehend, mit langen Schwänzen, macht einen Lärm, wie eben so viel Dämonen. Sie werden zwar auch zurückgeschlagen, bis der Tag sich für sie entscheidet. Mitten im Kugelregen fängt der Haupttrieste Ravanu Feuer und fliegt unter furchtbarem Prasseln in die Luft. Dieß sind ungefähr die aller Orten sich jedes Jahr wiederholenden Darstellungen. Man kann sich kaum einen Begriff von der Menge machen, welche dieses Schauspiel hauptsächlich am letzten Tag und in der letzten Nacht, der vom 8. auf den 9. November, anzieht, und welches ein wahrhaft prachtvolles Feuerwerk beschließt.

Von Weitem gesehen, sollte man glauben, man befinde sich in einem Lager von 100000 Zigeunern. So weit das Auge reicht, sieht es nichts als Zelte, Fähnchen, Häquereis *) und Wägen anderer Art; Gruppen von tausend Farben und Trachten mit Waffen aller Zeiten, der Lanze, dem Schild, dem Waffenrock, der Flinte mit Luntenschloß u. s. w. Die ganze Menge wogt schreiend, rauchend und Grimassen schneidend durcheinander.

Den darauf folgenden Tag wird die so eben befreite Seeta, welche von einer jungen, vor Kurzem verheiratheten Frau von 7 bis 8 Jahren (in Hindustan heirathet man bekanntlich schon in diesem Alter) dargestellt wird, im Triumphe neben ihrem Gemahl in einer Sänfte herumgetragen.

Nirgends tritt die schauderhafte Verderbniß der Hindureligion und ihre Wirkung auf die Sitten so stark hervor, als in Bengalen. Selbst die höheren Classen machen hiervon keine Ausnahme; daher die Verachtung, welche ihnen von allen gebildeten Europäern gezollt wird. Ein Europäer muß es schwierig finden, mit einem Manne umzugehen, von dem er weiß, daß er seiner Tochter den Tod gegeben, oder mit einer Frau, die ihr Kind in den Fluthen des Ganges ersäuft hat; mit Personen, die ihre kranken Eltern lebendig dem Tiger oder Alligator preisgeben, oder sonst die götzendienerischen Gebräuche einer unsinnigen Religion feiern. Ein Amerikaner schreibt hierüber aus der Nähe von Calcutta:

„Ich besuchte mehrere heidnische Tempel und besah Alles, was ich

*) Ein kleines, mit Ochsen bespanntes, zeltartiges Fuhrwerk.

beſehen durfte, und zwar genug, um einen tiefen Widerwillen vor ihrem unſinnigen Cultus zu bekommen. Es war gerade ein religiöſer Feiertag, und eine Maſſe Volks drängte ſich herbei; wir durften aber ungehindert unſern Weg forſetzen. Gegen 50 Zicklein von verſchiedenen Größen und Farben lagen bereits ohne Kopf da, und zum Schlachten eines jeden war eine Glocke geläutet worden. Irgend Jemand brachte in beſonders ſtarkem religiöſem Triebe einen jungen Büffel herbei, worüber die Freude groß war; die Glocke ſchlug ſtärkere Töne an und das Singen, Schreien und Geſtikuliren brachte eine große Unordnung hervor. Einige Prieſter drangen in mich, einen Ziegenbock zu opfern; ich lehnte es jedoch ab, da mir die ganze Ceremonie zuwider war. Was aber noch ungleich mehr meine Gefühle verletzte, waren die Ceremonien, welche in einigen der kleinern Tempel ſtattfanden. Hat man ſie einmal mit angeſehen, ſo vergißt man ſie nicht ſo leicht. Verſchleierte Frauen gingen beſtändig aus und ein. Einer der Tempel enthielt einen Hindugott, der die männliche Zeugungskraft vorſtellt, und die Feier des Linquam ſoll die weibliche Unfruchtbarkeit heilen. An gewiſſen Tagen des Jahres nehmen Hinduweiber, die nicht ſo glücklich waren, Kinder zu bekommen, ihre Zuflucht zu dieſem Tempel. Es gibt verſchiedene Götzen dieſer Art in den verſchiedenen Theilen Hinduſtans; die Hauptwirkung wird jedoch wahrſcheinlich in den Brahmanen ſelbſt liegen. Auch begab ich mich zu dem Verbrennungsplatze, und ſah, bis mich der Ekel überkam, wie ſie ihre Todten verbrennen. Der Rauch ſtieg von den letzten Reſten verſchiedener Leichname empor, und an drei andern Orten war das Feuer ſo eben erſt angezündet worden. Es iſt allgemeiner Brauch in Hinduſtan, Kranke an den Ufern der Flüſſe auszuſetzen, und ſie ſo verkommen zu laſſen; haben ſie ihren letzten Athem ausgehaucht, und beſitzen ihre Freunde die Mittel, Holz zu ihrer Verbrennung zu kaufen und den Prieſter, der die Ceremonie dabei verrichtet, zu bezahlen, ſo werden ihre Leichname auf den Scheiterhaufen gelegt, und ſo lange mit Feuerbränden bedeckt, bis ſie zu Aſche verbrannt ſind. Ekler Geſtank erfüllt die Luft. Zu allen Zeiten des Tages bringt man Leichname herbei; die rohen Aeußerungen der nackten Elenden, die den Brand anfachen, und mehr noch, wenn ſie die Leichname aufpießen, um ſie den Fremden zu zeigen, wären hinlänglich geeignet, jeden Gebildeten zu vertreiben, feſſelten nicht die Raben, Krähen und andere Raubvögel ſeine Aufmerkſamkeit, die ſich in Menge verſammeln, um das Erlöſchen des Feuers abzuwarten und das kleinſte Atom demſelben zu entreißen.

Hunderte derselben umlagern das Schauspiel, die Blicke auf die Asche gerichtet, während eben so viele sich auf den Häusern und Mauerspitzen gruppiren, um auch auf ihren Theil an der Mahlzeit zu warten. Niemand stört sie, denn dieser Vogel, der in dem schnell zersetzenden Clima Hindustans vorzügliche Dienste leistet, ist geheiligt. Sind die Ueberlebenden zu arm, die Kosten des Verbrennens zu bezahlen, so lassen sie den Körper durch die Fluth vom Ufer wegwaschen — vielleicht ehe das Leben ganz daraus entflohen ist — und er wird dann in die See geschwemmt. Ich hörte oft von Schiffskapitänen, daß an den Ankern ihrer Fahrzeuge Reste von solchen Leichnamen hängen geblieben seien, und daß, wenn man solche davon reinigte, ein pestilenzialischer Geruch dadurch entstand. Trank ich jemals das Wasser des Hugly oder genoß Fische zum Frühstück, so erregte mir der Gedanke an das, was ich gehört, stets den stärksten Ekel."

Der Tempel von Jaggernath.

Wer weiß nicht bereits von den indischen Fanatikern, die sich unter die Räder des Wagens von Jaggernath werfen, um sich von denselben zermalmen zu lassen, weil sie dadurch der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden hoffen? —

Der Name Jaggernath (Jagat Natha, Herr der Welt) ist bloß einer der tausend Beinamen Wischnus, der erhaltenden Kraft nach der brahmanischen Theologie. Der Hauptaltar dieses Gottes befindet sich in Puri, 300 (englische) Meilen von Calcutta entfernt. Dem Cultus desselben begegnet man jedoch in ganz Hindustan, und es wird behauptet, daß derselbe mehr Opfer gekostet habe, als alle Schlachten, die England jemals in Hindustan oder für dasselbe geschlagen habe. Einer der Haupttempel befindet sich auch zu Orissa.

Der zu Puri ist eine unförmliche Masse von verwittertem Granit, und bietet sonst kein Interesse, außer daß er ein Gegenstand indischer Verehrung ist; er liegt $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Seeufer. Die Gegend umher ist außerordentlich unfruchtbar; niedrige Sandhügel schließen sie ein. Von der See aus gesehen bietet der Tempel eine vorzügliche Landmarke, da kein anderer Gegenstand von Bedeutung dem Schiffer weit und breit in die Augen fällt. In der Nähe ist eine schlecht gebaute schmutzige Stadt, Puri, die eine kränkliche Hindubevölkerung schlimmen Aussehens hat, welche aber meist nur aus den dienstthuenden Priestern und andern Personen, die im Tempel beschäftigt sind, besteht. Zehn Meilen im Umkreise befindet sich der heilige

Boden von Jaggernath; wer auf demſelben ſtirbt, der iſt der ewigen Seligkeit gewiß. Mit dieſem Götzenbilde iſt, verſchiedenen, hierin gleichlautenden mythologiſchen Werken zufolge, folgende Legende verbunden: Ein Jäger Namens Augada entſandte auf der Jagd einen Pfeil, traf aber ſtatt des Gegenſtandes, den er hätte treffen ſollen, Kriſchna, der zufällig unter einem Baume ſaß, und daran ſtarb. Eine unbekannte Perſon ſammelte die Gebeine dieſer Menſchwerdung und that ſie in eine Büchſe.

Um dieſelbe Zeit hieß Wiſchnu einen König Namens Indradhuwua, der zu ihm flehte, das Bildniß von Jaggernath ſchaffen und die Gebeine Kriſchnas in deſſen Bauch thun, wodurch er ſich Erhörung ſeines Gebets erwirke. Auf die Frage des Königs, wer das Bildniß machen könne, lautete die Antwort: Biswacarma, der Baumeiſter der Götter. Der König brachte daher dieſem ſein Flehen auf ſo wirkſame Weiſe vor, daß derſelbe es unternahm, das Bildniß in einem Monate zu vollenden, vorausgeſetzt, daß er daran durch nichts geſtört werde. Er begann auch wirklich auf einer Anhöhe bei Oriſſa, die der blaue Berg heißt, einen Tempel zu erbauen, womit er in einer Nacht fertig ward; in dieſem Tempel wollte er das Bild ſchaffen. Der König war aber ungeduldiger Natur und kam bereits in den erſten 14 Tagen, um nach dem Bilde zu ſehen, was den Biswacarma ſo ärgerlich machte, daß er es unvollendet ließ. Der König ward ſehr betrübt hierüber und flehte in ſeinem Kummer Brahma um Troſt an, der ihm denſelben dadurch gewährte, daß er das Bild ſelbſt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt berühmt zu machen verſprach. Hierdurch ermuthigt, lud der König alle Halbgötter zu einer Sitzung ein, in welcher Brahma dem unvollendeten Bilde Augen gab (Seele einhauchte) und es zu einem Gotte machte. Der Sage nach liegt das Urbild in einem Teiche bei Jaggernath Kſitra, und alle drei Jahre ſollen die Brahmanen ein neues machen und mit den Gebeinen Kriſchnas anfüllen laſſen; während dieſer Tauſch vor ſich gehe, ſeien die Augen des dienſtthuenden Brahmanen verbunden, weil ſonſt das Lichtausſtrömen der geheiligten Reliquie ihn tödten würde. Das Bild, was man gegenwärtig dem Beſucher zeigt, iſt ein behauener Holzblock mit ſchauderhaften Geſichtszügen, ſchwarz bemalt, mit einer verzerrten Mundöffnung, Augen und Kopf ſehr groß, ohne Beine und Hände, ſondern bloß mit Armſtumpfen, die aber bei großen Ceremonien durch Arme aus Gold oder Silber erſetzt werden. Im Innern des Tempels baden und waſchen ihn die Brahmanen und gehen mit ihm um, gerade wie mit einem gewöhnlichen Baumſtumpfe. Die andern zwei

Götzenbilder, die seinen Bruder und seine Schwester vorstellen, sind von weißer und gelber Farbe, und jedes dieser beiden hat seinen besondern Platz im Tempel angewiesen.

Der sechszig Fuß hohe Wagen, auf dem diese Götzenbilder angebracht sind, hat die gewöhnliche Form indischer Pagoden und ruht auf einem massiven Gestell von vier oder fünf Räderreihen, die unter dem schweren Gewicht des Ganzen tief in den Boden einschneiden. Den Götzen begleiten zwei andere, nämlich sein Bruder Bubro und seine Schwester Schobodra, die auf gleich hohen Thronen sitzen. Der obere Theil der Wägen ist mit Tuch bedeckt, welches die englische Regierung liefert, hat rothe und weiße, blaue und gelbe Streifen und ist mit Wimpeln u. s. w. geziert. Die Mauern des Tempels und Seitenwände der Wägen sind mit unsittlichen Bildern bedeckt. Während der Hauptfeste, deren Feier in die Mitte Juni bis Mitte Juli fällt, werden die drei Bilder unter vielen Ceremonien und Geschrei auf die Wagen geladen, und der ganze Zug bewegt sich alsdann zu dem, was man des Götzen Gartenhaus oder seinen Landsitz heißt, in einer Entfernung von bloß 1¼ Meilen von dem Tempel; die Fahrt geht jedoch so langsam von statten, daß es gewöhnlich 3 bis 4 Tage kostet, den Weg zurückzulegen. Bei dieser Gelegenheit gibt es häufige Scenen großen Gräuels dadurch, daß Einzelne zufällig unter die Räder der Wagen gerathen, oder sich aus Selbstaufopferung darunter werfen. Die blutigen Reste der Zermalmten bleiben alsdann häufig mehrere Tage lang zur öffentlichen Schau an dem Orte liegen, wo sie ihr Ende gefunden haben.

Das Zusammenströmen von Pilgern ist hier so stark, daß man es schon in der Entfernung von fünfzig Meilen an der Menge von menschlichen Gebeinen, die auf dem Wege liegen, wahrnimmt. Manche betagte Person kommt nach Jaggernath, bloß um daselbst zu sterben, manche sterben unterwegs. Neben diesen freiwilligen Aufopferungen gibt es aber auch theils auf der Reise dahin, theils während des Aufenthaltes daselbst, vom Wetter, von schlechter Nahrung, Wasser und andern Uebeln, viel Ungemach zu ertragen. Viele kommen durch die rothe Ruhr um, die hier häufig ist, und die ganze Umgegend weist daher auch viele Menschenschädel und Knochen auf, aber die Nähe der See und der dürre Boden tragen viel dazu bei, die Ansteckung aufzuhalten, die sonst allgemein sein müßte. Sobald die Pilger den Gegenstand ihrer Verehrung erblicken, erheben sie laut ihre Stimmen und fallen zu Boden, um ihn anzubeten.

Sonst sorgte die ostindische Compagnie für Unterhaltung des Tempels,

zu welchem Zwecke sie eine Steuer von den Pilgern erhob; aber die öffentliche Meinung in England äußerte sich so laut gegen den Zusammenhang der Regierung mit einer Quelle von so viel Verderben und Verbrechen für die Körper und Seelen zahlreicher Menschen, daß man endlich dem Andringen des Publikums nachgeben und den Götzen seinen eigenen Dienern überlassen mußte.

Das muselmännische Fest des Mohorrim.

In dem voranstehenden Abschnitte war bloß von religiösen Hindufesten die Rede. Die indischen Muselmänner haben ihre eigenen Feste, die zwar ohne Zweifel weit weniger das Gefühl empören und in einer erhabeneren und reineren Religion begründet sind, aber immer mehr oder weniger (durch die Berührung mit den indischen Raçen) einen bizarren Anstrich haben.

Das Mohorrim-Fest hat den Namen von dem arabischen Monate, in den es verlegt ist. Es gilt als alljährliche Erinnerung an den Tod oder das Märtyrerthum des Hossein, eines der Enkel Mohameds. Dasselbe ist ganz verschieden von dem Ramazan. Das letztere Fest, welches dreißig Tage dauert, während welcher Zeit alle „Gläubigen" sich zwischen Auf- und Untergang der Sonne des Essens, Trinkens und Rauchens enthalten, wird von allen Classen und Sekten der Mohamedaner gefeiert. Das Mohorrim-Fest ist den Schiiten, einem der zwei großen Bruchtheile der muselmännischen Welt, eigenthümlich; der andere sind die Suniten. Zwischen diesen zwei Religionssekten besteht seit mehreren Jahrhunderten der grimmigste, unauslöschlichste Haß, der oft während dieses Jahresfestes sich Luft macht. Es dauert meist 10 Tage, obgleich manche Frömmlinge dasselbe auf vierzig verlängern möchten. Ehe wir die verschiedenen, höchst malerischen Ceremonien dieses Festes beschreiben, werfen wir einen Blick in die Geschichte des Todes von Hossein, den es verherrlichen soll.

Beim Tode Alis des Kaliphen (661 nach Christi Geburt) wurde sein ältester Sohn Hassan an seiner Stelle zum Kaliphen und Iman erwählt, mußte jedoch erstere Würde und Titel an den Befehlshaber der Armee seines verstorbenen Vaters, Moawiyah, abtreten, der somit den Thron einnahm; allein die geistige Würde, welche er als Imam, eine Art Pabst, bekleidete, wurde für unveräußerlich gehalten. Sein glücklicherer Nebenbuhler gewährte ihm einen Jahresgehalt, der ihm erlaubte, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Nachdem er 9 Jahre größtentheils

mit Gebet zugebracht hatte, wurde er auf Antrieb Yezids, des Sohnes von Moawiyah, der sich dadurch das unbestrittene Erbe des Thrones nach Ableben seines Vaters zu sichern glaubte, von seiner eigenen Frau vergiftet. Eine Zeit lang schien es Letzterem hierin zu glücken, denn er trat die Herrschaft wirklich an, machte sich aber durch seinen sittenlosen, üppigen Lebenswandel und seine Gottlosigkeit dem Volke so verhaßt, daß dasselbe Hossein, den Bruder des ermordeten Hassan, aufforderte, den Wiedergewinn seiner erblichen Rechte zu versuchen. Voran stunden in ihren Betheuerungen des Eifers für das Haus Ali die Bewohner von Cufa und Bassorah, welche Hossein eine Liste von mehr als 124000 Personen sandten, die bereit seien, für seine Sache die Waffen zu ergreifen. Angelockt durch diese hübschen Versprechungen, versammelte dieser eine kleine Zahl seiner persönlichen Freunde um sich, und begab sich mit einem Theil seiner Familie von Medina, seiner Residenz, an den von den Verschworenen bestimmten Versammlungsort. Während er so die Wüste durchzog, entdeckte der Gouverneur von Irak die Verschwörung und ließ die Anführer derselben hinrichten, was die Uebrigen so erschreckte, daß sie ihr Vorhaben aufgaben. Als daher Hossein an den Ufern des Euphrat ankam, wo er eine Armee seiner eifrigen Anhänger zu finden hoffte, stieß er auf den übermächtigen Feind. Verlassen von allen denen, welche mit ihm gereist waren, sah er sich plötzlich von den Truppen des Kaliphen umgeben, die unbedingte Ergebung forderten. Der Sohn Alis und die wenigen Personen seiner Umgebung zogen rühmlichen Untergang schmachvoller Unterwerfung vor, und waren daher entschlossen, sich auf's Aeußerste zu wehren. Nachdem sie ihr kleines Lager befestigt hatten, begaben sie sich, den Ereignissen des kommenden Tages entgegensehend, zur Ruhe. Hossein, der auf seinem Schwerte lag, träumte — erzählt die Sage — ihm erscheine Mohamed und verkündige ihm, daß sie sich des andern Tages im Paradiese wiedersehen würden. Als Hossein bei Tagesgrauen diesen Traum seiner Schwester Zinab, die ihn auf diesem Unglückszuge begleitete, erzählte, vergoß sie einen Strom von Thränen und rief aus: Ach! Mein Bruder, welch hartes Loos ist das unsrige. Mein Vater und meine Mutter sind todt; Bruder Hassan ist ihnen im Tode nachgefolgt, und noch ist das Maaß unsrer Leiden nicht voll! Hossein suchte sie zu trösten, indem er heiter von dem sprach, was er sein bevorstehendes Märtyrerthum nannte.

Als der Morgen anbrach, bestieg Hossein, geschmückt, wie wenn es zu einem Gastmahl ginge, seinen Renner, und redete seine Begleiter auf

so rührende Weise an, daß diesen rauhen Kriegern die Thränen in die Augen traten. Hierauf öffnete er den Koran und las laut den Vers: „Oh Allah! Sei du meine Zuflucht in der Noth und meine Stütze im Unglück!“ — Mittlerweile war die Zeit gekommen, daß die Soldaten Yezids zum Angriffe schreiten sollten, allein sie trugen großes Bedenken, sich an dem geliebten Enkel ihres großen Propheten zu vergreifen. „Hüten wir uns, sagten sie, unsere Hand gegen den zu erheben, den der Apostel Gottes in seinen Armen trug. Dieß Verbrechen dünkt uns eben so groß, als wenn wir gegen den Allmächtigen selbst kämpfen sollten.“ Die Befehlshaber des Kaliphen waren jedoch mit diesen Aeußerungen ihrer Leute unzufrieden und trieben sie zum Angriffe. Da diese jedoch zögerten, Männer anzugreifen, die zum Tode entschlossen schienen, so begnügten sie sich endlich, aus einiger Entfernung Pfeile zu entsenden, die bald die Begleitung Hosseins unberitten machten. Gegen Mittag bat dieser um einen kurzen Waffenstillstand, um sein Mittagsgebet verrichten zu können. Dieß ward von den feindlichen Befehlshabern zwar zugestanden, aber nur nach vielem Zögern. Als das Gebet beendigt war, ward der Kampf von Neuem fortgesetzt. Einer der Söhne Hosseins und mehrere Neffen von ihm lagen bereits todt um ihn herum, während der Rest seiner Begleiter ebenfalls entweder getödtet oder stark verwundet war; bloß er selbst war bisher verschont geblieben. Endlich ward er jedoch schwer am Kopfe verwundet. Fast ohnmächtig von starkem Blutverluste schleppte er sich an die Oeffnung seines Zeltes, und im Erguß väterlicher Zuneigung, die in diesem Moment mit unsäglicher Bitterkeit vermischt sein mußte, nahm er hier unter Liebkosungen seinen jüngsten Sohn in die Arme. Als das unschuldige Kind fragend nach seinem Vater aufsah, ward es von einem Pfeile durchbohrt.

Verzehrt von brennendem Durste machte Hossein verzweifelte Anstrengungen, die Ufer des Euphrat zu erreichen, wo ihn, während er sich zum Trinken bückte, ein Pfeil in den Mund traf. Im selben Augenblicke verlor einer seiner Neffen, der ihn zum letztenmal umarmen wollte, durch einen Säbelhieb seine Hand. Hossein, so der letzt Ueberlebende von Allen, stürzte sich hierauf unter die Feinde und erlag der Mehrzahl. Der Leichnam des unglücklichen Prinzen ward von den Offizieren Yezids auf barbarische Weise behandelt, indem sie ihm den Kopf abschlugen und dem Kaliphen übersandten. Beide, der Kopf Hosseins und die Hand seines Neffen, wurden übrigens sorgfältig aufbewahrt und ruhen in einer der heiligsten Moscheen zu Kairo, die den Namen Hossanen trägt. Eine andere

Moschee derselben Stadt beherbergt die Reste von Hosseins durch ihre Schönheit berühmter Schwester Zinab.

Der Rumpf des Märtyrers ward an der Stelle begraben, wo er geblieben war und später in ein prachtvolles Mausoleum verbracht, wo er ein Gegenstand der Verehrung der Schiiten ist. Der Ort heißt Kerbla; in seiner Nähe sind stets eine Masse Perser wohnhaft oder kommen in älteren Tagen dahin, um ihre Gebeine unfern des goldenen Doms, der die Asche Hosseins beherbergt, zur Ruhe zu bringen. Tausende von Leichnamen todter Perser aus allen Theilen Persiens werden aus gleichem Grunde alljährlich hier zur Erde bestattet.

Der Jahrestag von Hosseins Tod wird durch eine Reihenfolge dramatischer Darstellungen gefeiert, die das Andenken seines traurigen Endes verherrlichen sollen. In den großen Städten Indiens sind solche oft außerordentlich kostbar und malerisch.

Am ersten Festtage scheinen alle mohamedanischen Bewohner derselben plötzlich alle gewöhnlichen Geschäfte aufgegeben zu haben. Die Straßen sind verlassen und Jeder hält sich mit seiner Familie klagend zu Hause. Alle Art von Wohlleben, von Genuß ist verpönt. Die rauhsten Tscharpays oder Bodenteppiche ersetzen alsdann die üppigen Kissen und wattirten Matratzen, worauf sie sonst auszuruhen pflegen. Die Nahrung ist ebenso der gewöhnlichsten Art. Die feinen Speisen verschwinden von den Tafeln, und Gerstenbrod, Reis und Erbsenbrei werden dafür aufgetischt. Jeder Schmuck wird ebenso während des Festes zur Seite gelegt. Dieß sind die äußeren Anzeichen von Demuth und Trauer während der ganzen Periode des Mohorrim.

Am zweiten Tag sind die Straßen wieder belebt, aber nur durch Leute in tiefer Trauer, die sich in Prozessionen zu den Grabmälern Hassans und Hosseins begeben. Diese Grabmäler haben die Form des Mausoleums von Kerbla, wo der letztere begraben liegt, und befinden sich entweder in der Emanbarra oder in dem Hause eines reichen Muselmanns. Die Emanbarra ist ein prachtvoller Bau, der ausdrücklich für das Fest des Mohorrim errichtet ist. Jede angesehene Familie hat ihren eigenen und häufig ist das Haupt derselben darin begraben. Die königliche Emanbarra in Lucknow gilt als das schönste Gebäude dieser prächtigen Hauptstadt.

Der Trauerdienst, der bei dieser Gelegenheit verrichtet wird, ist außerordentlich ausdrucksvoll. Das Flackern von Tausenden von Lichtern,

die Entfaltung von Gold, Stickwerk und Fahnen in den lebhaftesten Farben, die Gestalten in Turban und langem Bart mit braunen und schmerzentstellten Zügen bilden eine Scene orientalischen Zaubers. Jeden Tag findet doppelter Trauerdienst statt. Der des Abends ist am zahlreichsten besucht. Gegenüber dem Grabmal ist ein etwas erhöhter Platz, den der Priester einnimmt, um in einer feierlichen Anrede an die Versammlung an den Tod der beiden Häuptlinge zu erinnern. Seinen Vortrag unterbricht er durch lautes Schluchzen, sämmtliche Zuhörer sind tief gerührt; Thränen perlen in den Augen des einen und Seufzer entwinden sich der Brust des andern. Endlich, gleichsam in instinktmäßigem Schmerzensdurchbruch, spricht die ganze Versammlung die Namen: „Hassan!" „Hossein!" aus, indem ein Jeder bei dem einzelnen Namen sich auf die Brust schlägt. Zuerst werden diese Namen leise, in unterdrücktem Tone, aber mit jeder Wiederholung lauter ausgesprochen, bis alle Räume der Emanbarra von dem Ausbruch des tiefen durchdringenden Schmerzgefühls wiederhallen. Volle zehn Minuten lang hält dieser Erguß, der nach und nach zu dem gellenden Ausdruck leidenschaftlicher Energie anschwillt, an, bis er plötzlich allgemeiner Stille Platz macht und Stillschweigen, wie von tiefer Erregung, sich wie ein Schatten über der Versammlung lagert. In diesem Stadium werden Erfrischungen herumgereicht; bevorzugten Personen ist selbst das Rauchen gestattet. Nach einer längern Pause beginnt der Trauerdienst von Neuem, und an dessen Schlusse ertönen Trauerlieder. Hierauf erhebt sich die Versammlung und zerstreut sich unter Anrufen der Namen aller treuen Anführer der Gläubigen und unter Verwünschungen der unrechtmäßigen Kaliphen.

Der berühmte Reisende Knighton erzählt: Die Bevölkerung von Lucknow behauptet den metallenen Knauf des Banners von Hossein zu besitzen und hält diese Reliquie in großem Werthe. Das Gebäude, wo derselbe aufbewahrt wird, heißt die Durgah, auf deren Plattform derselbe an einer Stange aufgerichtet ist. Am fünften Tage des Festes werden die Banner, welche bei dem Mohorrimfest gebraucht werden, dahin gebracht. Die feierlichen Aufzüge, namentlich der königliche, welche bei dieser Gelegenheit stattfinden, sind außerordentlich prachtvoll und in die Augen fallend. Der letztere wird von dem obengenannten Schriftsteller wie folgt beschrieben:

„Zuerst kamen 6 oder 8 silbergeschirrte Elephanten, deren Reiter Banner trugen, welche geweiht werden sollten, hierauf folgte eine Art

DER GROSSE OCHSE ZU TANJORE.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

von Hauptleidtragenden mit einem schwarzen Tuche, worauf sich zwei Schwerter befanden, die von einem umgekehrten Bogen herabhängen, dann kam der König selbst mit dem männlichen Theil seiner Familie. Ein Schlachtroß, Dholl-Dholl, nach dem Pferde geheißen, das Hossein ritt, als er sein Leben verlor, folgte. Ein weißer Araber von schönem Ebenmaß der Formen diente gewöhnlich zu diesem Zwecke, dessen blutige Beine und Seiten, in denen Pfeile stacken, von den Schmerzen, die es dadurch litt, Zeugniß ablegten. Ein Turban, wie ihn die Araber tragen, ein Bogen und Köcher mit Pfeilen hiengen am Sattel des Dholl-Dholl; ein schön gesticktes Satteltuch, das über ihn gebreitet ist, sticht auf angenehme Weise ab gegen die fleckenlose weiße Haut des Thieres, dessen Geschirr von massivem Golde. Prächtig gekleidete Diener begleiten mit Fliegenwedeln aus dem Schweife des Tibetochsen das Pferd. Den Schluß des Zuges bilden Schaaren von des Königs Dienern, Leibwachen zu Pferd und eine Menge Volks. Die Banner werden durch die Durgah hindurch getragen, über den heiligen Knauf gehalten und dadurch geweiht. Die Ceremonie währt den ganzen Tag über, da stets frische Massen heandrängen, von denen einige bis Mittag warten, in der Hoffnung schneller anzukommen, oder die sich sonst durch Zufall verspätet haben. Man behauptet, daß, als etwas Gewöhnliches, oft 50,000 Banner an einem einzigen Tage geweiht werden.

Sonderbarer Weise ist jedoch der Mohorrum, ein Fest der Trauer, womit Entbehrung und Wehklagen verknüpft sind, zugleich auch eine Hochzeitsfeier. Letztere findet am siebenten Tage zu Ehren der Verheirathung der Lieblingstochter Hosseins mit ihrem Vetter Cassim an demselben Tage statt, wo ihr Vater bei Kerbla fiel. Der Zug setzt sich die Nacht über nach der Emanbarra, die zu diesem Zwecke mit noch größerem Glanze ausgeschmückt ist, in Bewegung. Das schaulustige Publikum drängt sich vom frühen Abende an hinzu, um die großartigen Zurüstungen zu sehen und denkt nicht eher an seine Entfernung, als bis das Herannahen des Zuges sich durch Flintenschüsse ankündigt. Selbst dann zögert es noch, bis die aufgestellten Wächter es mit Schlägen und Peitschenhieben zum Tempel hinaustreiben.

Während die Thore geschlossen werden und die Ruhe sich wieder herstellt, ist der Zug näher gekommen. Vornen zwischen Reihen Bewaffneter werden die Hochzeitsgeschenke getragen. Diener in reichen Gewändern nähern sich mit silbernen Platten, worauf sich süße Speisen und

getrocknete Früchte, niedliche Blumenbeete und Kränze von süßem Jasmin befinden, während Feuerwerke losgelassen werden. Der Brautwagen, oft ganz mit Silber bedeckt, von Fackelträgern begleitet, folgt den Geschenken, dann kommt eine Musikbande mit dem Rest der Prozession und hält unter Freudejauchzen den Umzug durch die Halle. Die Geschenke werden alsdann neben dem Grabmal niedergelegt, um einige Tage später in einem Grabgewölbe aufbewahrt zu werden.

Aber kaum hat der glänzende Hochzeitszug seine Runde durch die Emanbarra gemacht, so nähert sich ein dagegen vollkommen abstechender anderer Zug in Trauergewändern und mit niedergeschlagenen Blicken. Die Hochzeitsfeier und der Tod Cassims erfolgten an einem und demselben Tage, und so folgt auch der Leichenzug dicht auf den Jubel der Hochzeit. Das Modell des Grabes, worin der verstorbene Bräutigam ruht, nähert sich auf einer Tragbahre, von Leidtragenden umgeben, hie und da wird ein Pferd hinter der Bahre geführt. Man denkt sich alsdann solches als den Renner Cassims, dessen gestickten Turban, Säbel, Bogen mit Pfeilen es trägt; über dasselbe hält man einen königlichen Sonnenschirm und ein prachtvolles Aftadah oder Sonnensymbol.

Nachdem auch der Trauerzug die Runde durch die Halle gemacht hat, beginnt der gewöhnliche Trauerdienst. Während dessen findet, entfernt hiervon, in dem Hofraume, ein anderer Theil der Ceremonie statt, der weit mehr nach dem Geschmack des Pöbels ist, als die im Innern der Halle umziehende Mummerei. Es hat sich nämlich daselbst eine Volksmasse aus beiden Geschlechtern und jeden Alters zusammengefunden, die, wie alle derartigen Versammlungen, sich etwas unruhig und geräuschvoll bewegt. Sie erwartet nämlich die Geldaustheilung, welche gewöhnlich mit einer Hochzeitsfeier verknüpft ist. Hierzu aufgestellte Diener werfen kleine Silberstücke in großer Zahl unter die Menge. Es ist nämlich üblich bei den Muselmännern, bei solchen Gelegenheiten ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt freigebig zu sein. Der oben genannte Knighton erzählt, daß aus Anlaß eines solchen Festes ein Nabob von Luknow über 300,000 L. St. auf Geschenke an die Armen, wie zu Tuchausschmückungen, Elephanten- und Pferdsgeschirren, die später nicht mehr in den Gebrauch kamen, verwandt habe; denn was einmal gedient hat, darf keine weitere Verwendung finden. Alles wird am Schlusse des Festes unter die Armen und Bedürftigen vertheilt, so daß es dem Pöbel nicht an Anlässen fehlt, sich für das Mohorrum-Fest zu begeistern.

Alle die oben beschriebenen Ceremonien sind jedoch nichts im Vergleich zu der Schlußscene. Der Tod beider Häuptlinge ist jetzt gefeiert, ihr Leichenzug und Begräbniß hat aber noch zu erfolgen. Für den erstern sind große Zurüstungen im Gange, während für das Begräbniß in allen großen Städten Indiens ein hierzu bestimmter Platz, der in allen seinen Theilen dem zu Kerbla ähnlich ist, seit Jahrhunderten ausersehen ist. Meist außerhalb der Stadtmauern gelegen, wird derselbe seit dem Grauen des Tages von der Volksmenge besucht. Da Hossein als Krieger starb, so geht das Bestreben dahin, dem Leichenzuge, der ihm zu Ehren veranstaltet wird, den kriegerischen Charakter zu geben. Fahnen werden geschwungen, Musikbanden spielen, Flinten- und Pistolenschüsse erfolgen, Schilder werden aneinander geschlagen, kurz, es darf nichts fehlen, was dem Ange ein kriegerisches Schauspiel versinnlicht. Die Ordnung des Zuges ist folgende: Zuerst kommen die geweihten Fahnen, welche meist von Leuten geschwungen werden, welche auf Elephanten sitzen; dann eine Bande, die Trauerlieder unharmonisch singt; der Schwertträger, rechts und links von Leuten umgeben, die schwarze Stangen tragen, an welche Fähnchen von schwarzer Seide befestigt sind, folgt den Musikanten. Dholl-Dholl kommt zunächst; ihn führen zwei Diener, während ein anderer Beamter ihm mit dem Sonnensymbol vorausgeht, wieder ein anderer den königlichen Sonnenschirm über ihn hält. Die Gruppe ist von Dienern, welche goldene und silberne Stäbe tragen, umgeben, während andere mit dreieckigen grünen Fähnchen folgen. Der Kettenpanzer, Turban u. s. w. des gefallenen Häuptlings sind alle an den Sattel des Pferdes befestigt, während oft der Eigenthümer des letztern als eine Art Hauptleidträger das Pferd begleitet. Träger von Weihrauchgefäßen, die hin und her geschwungen werden, während der Zug sich voran bewegt, folgen, und diesen der Geistliche, welcher die Trauerrede zu halten hat, mit Schaaren baarfüßiger Leidtragenden, deren Köpfe mit Spreu und Staub bedeckt sind. Das Modell des Grabmals schließt sich ihnen an, mit dem Wagen, worin sich die Volksmenge den Leichnam von Cassims Braut befindlich denkt, mit den Platten der Hochzeitsgeschenke und kriegerisch ausgerüsteten Kameelen und Elephanten. Andere Elephanten, die das Brod und die Münzen tragen, welche zur Vertheilung bestimmt sind, schließen den Zug. Die ganze Linie entlang findet fortwährendes Schießen statt, während der Trauerruf „Hassan!" „Hossein!" in Zwischenräumen unter der dicht geschaarten Menge laut wird. Ist so der zum Begräbniß bestimmte Platz

erreicht, so wird das Grabmodell mit allen seinen Begleitstücken von Früchten, Blumen, Räucherwerk und sonst kostbaren Geschenken in die hierzu gegrabene Oeffnung versenkt. Die religiöse Aufregung nimmt oft in dem Grade zu, daß die Schiiten in den ihnen begegnenden Sunniten die Mörder ihres frommen Märtyrers erblicken, und mit Wuth über sie herfallen, so daß nicht selten Blut fließt. Das Fest bildet so immer einen bedeutungsvollen Moment für die Regierung, da es zugleich aufregend gegen alle Ungläubigen und besonders gegen die Christen wirkt und leicht zu einer Auflehnung gegen die britische Regierung benützt werden kann.

Bombay.

Die unmittelbaren Besitzungen des englisch-indischen Reiches, also mit Ausschluß der bloßen Vasallenstaaten, zerfallen in vier Präsidentschaften, nämlich: 1. Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta; 2. die nordwestlichen Provinzen unter einem Vicegouverneur, der vom Oberstatthalter eingesetzt wird, mit der Hauptstadt Agra; 3. Madras, und 4. Bombay mit den gleichnamigen Hauptstädten. Einige Länder, wie das Pendschab und die Niederlassungen in den östlichen Gewässern, Pinang, die Provinz Wellesley, Singapore und Malakka, stehen unmittelbar unter dem Oberstatthalter.

Da wir oben (Seite 96) Calcutta geschildert haben, und sich das ganze politische Leben Hindustans in den drei Präsidentschaftssitzen: Calcutta, Bombay und Madras entfaltet, so drängt es uns, auch Schilderungen von Bombay und Madras folgen zu lassen, da diese Städte zu Emporien des Welthandels gediehen sind, und daher eine ausführliche Erwähnung verdienen.

Bombay ist der kleinste der drei Präsidentschaftssitze; da sein Handel aber viel bedeutender als Madras, und da es zugleich der Sitz der englisch-indischen Seemacht ist, so verdient es Erwähnung vor Madras. Die Leichtigkeit, sich hier das Material zu Seeschiffen und die geeignete Bemannung zu verschaffen, so wie das wichtige Bedürfniß, eine Seemacht im arabischen Meerbusen zu unterhalten, gaben dieser Stadt und ihrem Hafen den Vorzug vor den übrigen Seewerften Hindustans. Der Handel Bombays mit Arabien, der See von Oman und dem persischen Meerbusen ist sehr bedeutend.

Die Stadt liegt auf einer felsigen Halbinsel an der Westküste Hindustans. Baumwolle ist ihr Haupt-Exportartikel. Ihre Bevölkerung beträgt gegen 250,000 Seelen von allen Religionen: Christen, Juden, Mohamedaner, Hindus und Parsis. Der Telegraph verbindet sie mit Calcutta, das 1040 englische Meilen, und mit Madras, das 625 von ihr entfernt liegt. In nördlicher Richtung ist ihre telegraphische Verbindung mit Lahore hergestellt.

Die Hafenumgebung Bombays ist außerordentlich reizend; einzelne Reisende versichern, daß die Schönheit derselben alles Uebrige in der Welt übertreffe; sie alle schildern enthusiastisch „die Inseln, welche das Purpurdiadem des alten Oceans bilden."

In der That ist auch der Reiz der Gegend überwältigend. Der azurblaue Himmel mit seinem Wiederschein in den Wellen; die helle indische Sonne, welche ihre vollen Strahlen über Land und See ausgießt — Alles dieß, von den Verandahs derjenigen Häuser aus gesehen, von wo aus man eine Uebersicht des Ganzen genießt, bildet einen wunderbaren Effekt. Den Hafen schließen kleine Inseln ein mit Palmbäumen, deren grüne Blätter mit dem glänzend blauen Seewasser einen höchst malerischen Contrast bilden. Im Hintergrunde steigen die Landungsplätze in allen denkbaren Formen und beleuchtet in allen möglichen Farben empor, je nachdem die brennende Mittagssonne auf den strahlenden Felsen fällt, oder tiefer Schatten mit der sinkenden Nacht sich darauf lagert. Im Hafen ist den Tag über stets reges Leben; Boote aller Art führen Lebensmittel herbei; andere dienen zum Aus- und Einladen der Waaren oder zu Vergnügungsfahrten, zu welch letzterem Zwecke sie elegant, ja selbst hie und da mit Pracht ausgestattet sind.

Das erste Ding, was dem Ankömmling auffällt, sind die reich bemalten Sänften mit seidenen Vorhängen, in denen er an seinen Bestimmungsort verbracht wird. Gruppen von Kulies umringen sofort den Fremdling, um ihm ihre Dienste anzubieten, die man jedoch nur mit großer Vorsicht annehmen darf. Dieses wüste Gesindel besteht meist aus Mohamedanern, die den Christen als vortheilhafte Beute betrachten, vorausgesetzt, daß man sich derselben ungestraft versichern darf. Der erste Augenblick seiner Landung läßt den Fremdling erkennen, daß er sich in einer großen Handelsstadt befindet, namentlich beweist ihm das häufige Verladen von Baumwolle, daß Bombay das große indische Emporium dieses wichtigen Handelsartikels ist.

Die Straße, die aus dem Hafen in die Stadt führt, ist sehr schön, man hat von ihr aus den Ueberblick über die See, was sie zu einer angenehmen Promenade macht, da die Seelüfte den Körper erfrischen und das vor den Augen liegende Panorama die Seele erfreut. Jeden Abend ist diese Straße bedeckt mit Wägen und Reitern, heitern Damen und reichen Eingebornen, aus denen der bedächtige Parsi und ernste Armenier stets hervorstechen. Abseits von der Straße ist ein großer umzäunter Platz, wo die Parsis, Juden und andere Orientalen gern zu verkehren pflegen, selbst dann, wenn die Straße von Wägen und europäischen Trachten bedeckt ist und die Militärkapellen die Europäer daselbst versammeln. Die Perser und Parsis weichen einander so viel wie möglich aus; ebenso wenig sind die Parsis, welche neben den armenischen Christen die achtbarsten Orientalen Bombays sind, bei den Arabern oder den eingebornen Muselmännern beliebt. Morgens und Abends versammeln sich die Parsis auf der Esplanade, um ihren feurigen Sonnengott zu verehren, wie er über dem Horizont aufsteigt oder unter denselben sinkt. Dabei versäumen sie nicht, ihre Kinder mitzubringen, um sie in dem frommen Kultus ihrer Väter zu unterrichten. Die Frauen bleiben aber diesem Gottesdienst im Freien fern.

Die Nächte sind hier wunderbar schön. Die Sterne scheinen mit einem Glanze, den man in den nördlichen Graden nicht an ihnen kennt, und das Mondlicht übergießt die glänzende See und die dunkeln Wälder mit seinem keuschen Lichte.

Der Charakter der Bevölkerung von Bombay ist je nach der Religion verschieden.

Die Bekenner Brahmas sind daselbst intellektuell und moralisch, was sie überall sind. Sie haben zu allen mechanischen Geschäften außerordentlich viel Geschick, erzeugen baumwollene, seidene und wollene Fabrikate in hoher Vollendung und sind unvergleichliche Arbeiter in Elfenbein und Metallen. Im Allgemeinen bemessen sie aber ihre Moralität ganz nach dem Vortheil des Augenblicks; ihr Charakter ist daher auch ein Inbegriff von schlimmen Leidenschaften aller Art. Die Masse der Bevölkerung ist götzendienerisch; ihr Kultus ist voller Formen und Ceremonien; ermüdende Pilgerwanderungen und strenge Fasten wechseln mit einander ab; freiwilliger Opfertod gilt sogar hie und da als Vorbereitung auf eine ewige Seligkeit.

Die Mohamedaner, in Bombay übrigens wenig zahlreich, sind

moralisch und geistig verkommen, doch gibt es daselbst noch immer einige ehrenwerthe Bekenner des Korans.

Die Parsis oder Ghebers sind dagegen um so zahlreicher; in Bombay wie in Canton haben sie den Opiumhandel zum Theil an sich gezogen; auch befinden sich unter ihnen viele Baumwollenhändler, Bankiere und Lederhändler. Unzweifelhaft zählen aber die Feueranbeter zu den reichsten Bewohnern Bombays. Kein anderer Bewohner dieser Stadt, nicht einmal angesehene Beamte, können mit ihnen, was üppiges Leben betrifft, wetteifern; der Gouverneur allein gibt hie und da Gastmäler, welche die ihrigen an Glanz übertreffen. In den letzten 30 Jahren gelangte Einer von ihnen aus niedrigstem Stande zu der Stellung eines der reichsten Kaufleute und Kapitalisten der Welt. Sein Name ist Dschamsetschi Dschijschibhoy und sein Ruf als Kaufmann und Kapitalist drang bis nach England und an den englischen Hof, von wo er manche Ehrenauszeichnung erhielt. Seine erste Beschäftigung war der Handel mit leeren Flaschen, die er von den Hausmeistern englischer Familien anzukaufen pflegte. Durch deren Wiederverkauf häufte er rasch große Summen an, und ward so zum reichsten Manne der Präsidentschaft, vielleicht ganz Hindustans.

Ein anderer ausgezeichneter Mann dieser Sekte, Hormartschi Bumantschi, besaß vor einigen Jahren eine in vielen Beziehungen glänzendere Wohnung als der Gouverneur selbst. Jemand, der solche besuchte, beschreibt sie als sehr geräumig, geschmackvoll und auf's Reichste und Eleganteste ausgeschmückt, deren Empfangssaal und übrige Zimmer von wahrhaft fürstlicher Pracht, und schließt seine Schilderung derselben mit folgenden Worten: Als wir nach längerem Besuche uns erhoben, um von diesem Feensitze und dessen Eigenthümer Abschied zu nehmen, brachte ein Diener auf einer silbernen Platte höchst geschmackvoll zusammengestellte Blumenbouquets. Indem Hormartschi mir das schönste derselben überreichte, sprach er seine Freude aus, daß ihm dieser orientalische Gebrauch den Ausdruck des Vergnügens vergönne, welches ihm unser Besuch bereitet habe.

Vielweiberei ist selten unter den Parsis, wie überhaupt ihre Moralität weit die der Brahmanen, Buddhisten oder Mohamedaner übertrifft; auch zählen sie zu den eifrigsten Anhängern der Regierung, gegen die sie für die Sicherheit ihrer Personen, ihres Eigenthums und Handels (hierin im Gegensatz zu den abgeneigten übrigen Einwohnern) sich außerordentlich erkenntlich zeigen.

Die Schönheit der Parsis übertrifft die aller andern Bewohner Bombays; die weiblichen Geschlechts zeichnen sich durch feine Züge und anmuthiges, würdevolles Benehmen aus. Viele englische und indische Frauen mögen der liebenswürdigsten der „Sonnentöchter" an Reizen gleichkommen; im Allgemeinen sind aber schöne Frauen und Männer bei den Parsis zahlreicher als bei der übrigen europäischen oder asiatischen Bevölkerung Bombays.

Der Sage nach kamen die Parsis von Gudscherat, wohin sie von Ormuz am persischen Meerbusen ausgewandert waren, nach Bombay; die wenigsten brachten Frauen mit sich, da bloß einzelne sich herübergewagt hatten. Sie wählten daher zu ihren Frauen Mädchen von Gudscherat, und sahen dabei mehr nur auf schöne Hautfarbe, daher die Race, welche gegenwärtig Bombay bewohnt, nicht rein persisch, aber doch schöner als das Hinduvolk ist.

In dem Fort von Bombay sind zwei große Feuertempel, die jedoch den Andersgläubigen verschlossen bleiben. Sie enthalten geräumige Hallen, in deren Mittelpunkt das heilige Feuer brennt. Die Priester der Ghebers haben ganz das Aeußere der jüdischen. Sie tragen lange wallende Bärte; da diese nun häufig weiß sind, so macht dieß, verbunden mit dem farbenlosen Turban und dem weiten und weißen Oberkleide, die Erscheinung zu einer ehrwürdigen. Man achtet sie übrigens wenig; was jedoch hieran die Schuld trägt, ist schwer zu entscheiden, da ihr öffentliches Auftreten ein achtbares und die Parsis selbst ein frommes Volk sind. Man hat die Ursache dieser Verachtung schon darin gesucht, daß sie ohne Priester einwanderten und daher in ihrer Noth eine in Gudscherat eingeborne Race dazu beredeten, die priesterlichen Funktionen ihrer Religion zu verrichten. Andere glauben, daß sich die Gemüther des Volkes deßhalb von ihnen abgewandt hätten, weil es ihnen nach den Religionsgebräuchen der Parsis obliege, die Leichname der Gestorbenen zu entfernen und auf Thürmen den Raubvögeln zur Nahrung niederzulegen. Die damit verbundene Idee mag vielleicht dem Parsi sogar seinen geistlichen Hirten entfremdet haben. Der Oberpriester ist jedoch nicht der Gegenstand solcher Gefühle, sondern von der ganzen Sekte verehrt.

Zur Charakteristik des häuslichen Lebens eines reichen Hindu mag folgende Schilderung aus der Feder eines amerikanischen Reisenden dienen. Derselbe erzählt: „Ich besuchte die Wohnung der Familie und fand in den Räumen derselben alles angehäuft, worüber Reichthum und Ueppig-

keit nur immer verfügen mögen. Gemälde und Kupferstiche, Mosaiken von Rom und Porzellan von Sevres, englisches und französisches Hausgeräthe, wie überhaupt alles Indische oder Europäische, das man sich verschaffen konnte, war angekauft, um die Wohnung auszuschmücken. Die weiten, mit werthvollen Dingen aller Art angefüllten Gemächer glichen eher dem Ladeninhalt eines Londoner Pfandverleihers, als sonst etwas. Ich fand den Babu (indische Standesbezeichnung) fast nackt in seinem Schlafzimmer auf dem Boden liegend, mit der unvermeidlichen Punkah (dem orientalischen Fächer) und einer englischen Beschreibung des russischen Feldzugs in der Hand. Auch dieses Gemach war prachtvoll ausgestattet, aber die Gemälde, welche die Wände desselben zierten, thaten die schlüpfrige Geistesrichtung des Eigenthümers kund. Mit der Geographie, dem Handel und den politischen Zuständen anderer Nationen war er vollkommen vertraut; er sprach von der gegenwärtigen außerordentlichen Goldausbeute Californiens und Australiens, und wünschte zu erfahren, welche Rückwirkung solche auf den Werth des Silbers ausüben müsse; fragte, ob der australische Handel noch immer so große Verluste bringe, wie seit einiger Zeit, ob die dießjährige Baumwollenernte der vereinigten Staaten Amerikas abermals drei Millionen Ballen betrage, und ob Clipperschiffe trotz dem Frieden ihren Werth behielten. Seine Religion, sagte er, würde ihm nicht erlauben, sein Land zu verlassen, sonst würde es ihm Vergnügen machen, Nordamerika zu bereisen. Aeußerlich schien der Mann vollkommen glücklich; ehe er starb (sein Tod fand kurz darauf statt) gab er noch ein prachtvolles Natsch (indisches Fest), dessen Feier die unmoralischen Sitten der Europäer mit den üppigen und wollüstigen Gewohnheiten der Asiaten vereinigte. Er versagte sich überhaupt nichts, was er sich mit Gold verschaffen konnte. Ein gleicher Empfang ward mir von Seiten Babu Rajendur Mulliks zu Theil, dessen fürstliche Besitzungen und übriger großer Reichthum ihn vor vielen Andern auszeichnen. Babu Mullik lebt mehr als Mann von Welt, und spart ebenfalls kein Geld, um seinen Liebhabereien zu fröhnen. Je theurer ein Artikel, desto lieber ist er ihm. Vierfüßige Thiere und Vögel füllten seinen Garten, und sein Vogelhaus enthielt alles, was in den Augen des Liebhabers Werth hat, von der Mandarinenente Chinas bis zum Paradiesvogel. Bei ihm sah ich Kaschmirziegen, aus deren Wolle die prachtvollen indischen Shawls gewebt werden. Der Babu hat sehr vornehme Manieren, und ist in alter und neuer Geschichte sehr bewandert, auch spricht er das Englische sehr fließend.

Sein Vermögen war zum Theil in den Fonds der ostindischen Compagnie angelegt."

„Vor einigen Wochen veranstaltete er ein prachtvolles Natsch. Ein Zeltdach ward über seinen Hofraum gespannt, und Lichter in Laternen verbreiteten Helle über den großen, darin befindlichen Springbrunnen und den verzierten Raum. Diese Art Feste sind eine Eigenthümlichkeit Hindustans; werden sie von Königen, Prinzen oder Millionären veranstaltet, so ladet man oft Fremde dazu ein."

Madras.

Madras, der dritte der Präsidentschaftssitze ist die Hauptstadt des südlichen Hindustans und liegt im Carnatik, am Ufer der Bay von Bengalen. Die Bevölkerung von Madras und seiner Vorstädte wurde 1836/37 auf mehr als 400,000 Seelen geschätzt. Madras ist 870 englische Meilen südwestlich von Calcutta und 650 südöstlich von Bombay entfernt. Umfang und Bevölkerung dieser Stadt zählen nächst Calcutta zu den größten Indiens; Viele behaupten jedoch, daß solche in beiden Beziehungen von Benares übertroffen werde. Madras kommt jedenfalls Calcutta in politischer Bedeutung nahe, wenn auch weniger, was Unternehmungsgeist und Größe seines Handels betrifft. Dieß rührt von der Lage des Platzes her, die so unvortheilhaft ist, wie man sie nicht leicht bei einer andern Seestadt treffen kann. Selbst das Landen ist zu Madras mit vielen Schwierigkeiten und sogar mit einiger Gefahr verbunden. Eine furchtbare Brandung schlägt gegen sein Ufer, zu gewissen Zeiten des Jahrs mit solcher Gewalt, daß, wenn die Bootsleute nicht ganz behutsam zu Werk gehen, sie über Bord geschwemmt werden. Die Verbindung zwischen den Schiffen auf der Rhede und dem Ufer findet vermittelst großer Barken statt, die man Massulahboote heißt und welche drei oder vier Ruderer-paare zur Bemannung haben. Dieselben sind zeltartig bedacht zum Schutz der Passagiere. So wie sich das Boot dem Lande nähert, beobachten die Bootsleute den Schlag der Wellen und springen, indem sie das Boot so nahe als möglich dem Lande bringen, auf festen Grund, um das Boot in Sicherheit vor dem nächsten Wellenschlag zu bringen. Es gibt noch eine Art Schiffszeug, die man Catamaran heißt, und die bloß aus einem oder zwei Baumstämmen besteht, worauf der Schiffer sitzt, indem er vor- oder rückwärts rudert. Fällt er herab, was jedoch selten geschieht, so klettert er sogleich wieder auf den Catamaran hinauf und setzt seine frühere

Beschäftigung fort. Diese Leute, welche konische Mützen tragen, leisten gute Dienste bei Unterhaltung der Verbindung zwischen Rhede und Ufer, wenn solche sonst unterbrochen ist.

Ein englischer Reisender beschreibt seine Ankunft vor Madras, und die Eindrücke, die er dabei wie während seines übrigen Aufenthaltes in dieser Stadt in sich aufnahm, wie folgt:

„Den Beobachtungen des Kapitäns zufolge mußten wir uns in der Nähe der Rhede befinden, und waren bloß noch durch die Morgendämmerung verhindert, sie zu sehen. Plötzlich hörten wir Stimmen, die aus dem Meere zu kommen schienen. Indem ich über Bord sah, bemerkte ich wirklich zwei Menschen, wovon der eine auf einem sehr langen, ausnehmend schmalen, auf der Oberfläche leicht ausgehöhlten Fahrzeuge, das wie ein Weberschifflein aussah, kauerte, während der andere ganz wie ein Reiter zu Pferde darauf saß. Jeder führte ein Ruder, womit er dieses gebrechliche Ding, Catamaran genannt, wie ein Pferd lenkte. Man warf dem einen der Ruderer ein Seil zu; der Catamaran wurde in's Schlepptau genommen, und seine Bemannung war mit der Beweglichkeit zweier Affen bald an Bord. Es waren zwei gänzlich nackte Herkulesse von Erzfarbe; bloß zwischen den Beinen trugen sie ein Stückchen Leinwand (das Languti)."

„Meine Blicke wandten sich jetzt der Rhede zu. Vom Meere aus gesehen, ist der Anblick von Madras in der That ein überraschender. Die Häuser der Stadt sind von weißer und gelber Stuckatur mit Verandahs und venetianischen Jalusien. Das Material aus Seemuscheln, woraus die Häuser bestehen, macht zwar, aus der Ferne gesehen, einen sehr hübschen Effekt, blendet aber zu sehr in dem hellen Lichte eines solchen Climas. Denkt man sich nun die vielen sich längs dem Ufer hinziehenden Prachtgebäude mit ihren hohen Verandahs, ihren terrassenförmigen Dächern, weißen und schlanken Säulenhallen, Alles vom reinsten blauen Aether eingefaßt; im Vordergrunde die Brandung des schäumenden Meeres, so weit das Auge reicht, so wird man zugeben müssen, daß das Bild nicht ohne eigenthümlichen Zauber ist."

„Jetzt nahten die eigenthümlich gebauten Massulahboote, womit wir die Brandung durchschneiden sollten, die sich längs der Küste von Coromandel erstreckt, aber bei Madras furchtbarer als sonstwo ist. Bald näherten wir uns den parallellaufenden Schaumlinien, wovon eine nach der andern brausend am Gestade sich auflöst; die erste, welche so verschwindet, ist sogleich durch eine vierte ersetzt, welche sich hinter den beiden

andern gebildet hat und aus der Tiefe des Meeres mit einem furchtbaren Getöse ihren Platz bei den andern einnimmt. Die Kunst des Schiffers besteht alsdann darin, stets der Linie, die ihm entgegenrückt, senkrecht die Spitze zu bieten. Dadurch ist die Welle zerschnitten und gleitet rechts und links, indem sie alles mit Schaum bedeckt und das Schifflein emporhebt, das vor und rückwärts geschaukelt wird. Damit ist die erste Linie gebrochen. Doch jetzt erst naht die eigentliche Gefahr. Es gilt nämlich jetzt, der zweiten Linie dieselbe Spitze zu bieten! Wird dieß verfehlt und die Linie rückt seitwärts heran, so ist das Schifflein in einem Nu zertrümmert und aus dem Abgrunde, der sich gebildet hat, ragt nichts hervor, als ein Paar Leder- oder Rindenstücke, die dessen Trümmer bilden. Noch bleibt jedoch eine Hoffnung übrig. Rechts und links sieht man sich von Strohhalmen umgeben, die im Schaume zu tanzen scheinen; es sind dieß die unerschrockenen Catamarans, wahrhafte Vorboten nahender Stürme! Diese sind bereit den Verunglückten aufzufischen, wenn anders nicht die überall lauernden Haifische zuvorgekommen sind. Nachdem man viermal diese Linien mit stets gleicher Gefahr passirt hat, fühlt man sich endlich von den Ruderern in die Höhe gehoben und am Ufer niedergelegt."

„Madras ist in zwei ganz verschiedene Hälften getheilt: die weiße und schwarze Stadt. Erstere besteht aus Kasernen, Häusern mit flachen spanischen Dächern, wovon die meisten von kleinen Gärten umgeben und von den übrigen Häusern der Stadt durch Straßen mit herrlichen Baumalleen getrennt sind. Zu ihr gehören: der Palast des Gouverneurs, mehrere Kirchen und sonst durch edle Bauart hervorragende Häuser; ein Fort mit seinen Wällen und Kanonen. Im ganzen Bereich dieses Stadttheils vernimmt man das stete Toben der Brandung, das namentlich auf den Fremden im höchsten Grade nervenaufregend wirkt."

„Der schwarze Stadttheil ist nichts als ein ungeheures Dorf mit Ameisenrührigkeit. Das Auge sieht nichts als Lehmhütten, eine an die andere gelehnt, dazwischen Minarets, Pagoden, Moscheen; hier ein Viertel ganz im portugiesischen Style, dann wieder ein unter den Hütten freistehendes Haus mit Ziegeldach, das aus einem Stockwerke besteht und mit senkrechten Streifen in verschiedenen Farben bemalt ist; Alles dieß umgeben von Cocosnußbäumen, deren federbuschartige Zweige alles zu überragen scheinen, von dem Tamarinden- und Feigenbaum, deren Laubwerk Kühle gewährt. Dieser Stadttheil wird von einem erzfarbenen Volke bewohnt, das durcheinanderwogt und alle seine Verrichtungen, geschäftliche

wie häusliche, mitten in der Straße verrichtet. Darüber hinaus erstrecken sich, so weit das Auge reicht, breite, mit den schönsten Bäumen bepflanzte Alleen, mit jenen prachtvollen Wohnungen, jener langen Reihe von Palästen in dorischem, jonischem, corinthischem Style, jenen griechischen Tempeln, welche durch schöne Rasenplätze mit Einfassungen von Boskets und Blumenbeeten gegen den Lärm und Staub der Straßen geschützt sind. Das sind die sogenannten Gardens, die herrliche ländliche Umgebung von Madras."

„Die Häuser dieser Handelsfürsten von Madras und Calcutta gewähren, wenn sie für das Gastmahl des Abends erleuchtet sind, einen großartigen und prachtvollen Anblick. Die Säle an sich sind immer von den edelsten Verhältnissen. Man braucht Luft in diesem brennenden Clima; daher sind die Zimmerdecken auch sehr hoch; alle Thüren geöffnet, bloß mit einem Gazevorhang oder leichten Bambusgeflecht versehen, um die Fledermäuse abzuhalten, die mit Untergang der Sonne sich in der Athmosphäre verbreiten. Die Wände sind überall von weißem Stuck aus gestoßenen Muscheln und wahrhaft glänzend. In gewissen Entfernungen von einander hängen vielarmige Kandelaber an den Wänden; sie enthalten Gläser, worin Kokosnußöl brennt, das durch das ganze Gemach Ströme von Licht verbreitet. Die Fußböden bedeckt feines glänzendes Rohrgeflecht, das zu betreten der Fuß zögert. Mobilien aus den seltensten Holzsorten und den elegantesten Formen füllen die Gemächer, und man sieht sich von einer solchen Dienerschaar umgeben, daß man sich in einem Palaste glaubt."

„Betritt man den Speisesaal, so sieht man den Tisch fast unter der Last der darauf befindlichen Fleischspeisen zusammenbrechen, während nur einige Fuß über demselben ein großer und massiver Schirm (Punkah) wie ein großer Perpendickel hin und her schwankt. So lange sich die Gäste nicht zur Tafel gesetzt haben, bemerkt man kaum dessen Bewegung; aber von dem Augenblicke an, wo die Gäste zu Tische sitzen, setzt ihn ein Diener in Bewegung. Die dadurch veränderte Atmosphäre spielt wohlthuend um die Schläfen, und hält den Schweiß ab oder entfernt den bereits vorhandenen. Es ist dieß eine sehr große Erholung für den Gast, der bereits durch mehrere Gemächer gegangen war, und wenige Augenblicke, die man fern von ihrer Wirkung zugebracht hat, lassen sie nur um so lebhafter wieder herbeiwünschen; man findet dieses unentbehrliche Geräthe daher auch in allen Gemächern. Hinter jedem Stuhle hält sich ein Diener, den Turban auf dem Haupte, mit dichtem Bart, die Arme auf der Brust gefaltet.

Sobald man sich gesetzt hat, öffnet er sie, zu den Verrichtungen seines Dienstes bereit."

„Am Schlusse des Gastmahls bringt man den Hukah, der sogleich die Aufmerksamkeit des Fremdlings durch seine Eleganz und durch das Geräusch erregt, das dadurch entsteht, wenn Luft in das darin befindliche Wasser eindringt. Für die Raucher ist ein eigener Diener, den man Hukabadar heißt, bereit, dessen ganze Beschäftigung darin besteht, den Hukah im Gange zu erhalten und ihn überall hin zu tragen, wo sein Herr speisen will. Dieser Hukah besteht aus einer großen, innen vergypsten, metallenen, häufig auch crystallenen Glocke, die zur Hälfte mit Wasser angefüllt ist; in diese Glocke gehen zwei Röhren, wovon die eine aufrecht steht und eine silberne an dem Hukah befindliche Vorlage stützt, die andere biegsam ist und sich durch die ganze Länge eines kleinen, sehr schmalen Teppichs, worauf die Glocke ruht, bis zum Stuhl des Rauchers hinzieht. Das biegsame Rohr steckt in einer langen Spirale von Eisendraht, und ist mit Seide oder sonst einem kostbaren Stoffe eingefaßt; oben am Rohre befindet sich eine goldene oder silberne reich ciselirte Spitze."

„Ehe man raucht, gießt man stets ein wenig Rosenwasser in die Röhre. Der Godak, eine Art trockenen Teigs, den man raucht, besteht aus Rosenblättern, Kandiszucker, Opium und getrockneten Holzäpfeln; es kommt wenig oder kein Tabak hinzu. Diese Zusammensetzung würde für sich nicht brennen, man muß daher das Feuer vermittelst mehrerer Kugeln unterhalten, die aus Steinkohlenasche und Reismehl bestehen, und, einmal angezündet, stark brennen. Man bedeckt damit die Oberfläche des Godak. Ist der Tschillum (wie man das nennt, womit der Hukah angefüllt ist) gut zubereitet, so verbreitet er einen starken aromatischen Duft, der in Europa in unsern geschlossenen Gemächern vielleicht unangenehm wäre; aber in den weiten Sälen Indiens, unter dem Luftzuge des Punkah, werden die Sinne angenehm davon ergriffen."

„Es ist dieß die einzige Rauchweise, welche in Indien der Anstand erlaubt; man sieht sogar nicht selten eine Dame nach der Röhre ihres Nachbarn greifen, um einige Züge daraus zu thun. Die eingebornen Frauen, von der Prinzessin bis zur Sclavin, bringen ihre Zeit, diejenige ausgenommen, die sie zum Schlafen, zur Toilette, zum Gebete und zum Gastmahl verwenden, mit Rauchen zu, dessen Gewohnheit förmlich zur Leidenschaft wird; es entsteht dadurch ein Bedürfniß, dem man beim Erwachen, nach dem Frühstück, dem Mittags- oder Nachtmahl genügen

muß; man braucht es sogar zum Einschlafen, weil es der berauschendste aller Genüsse ist."

„Des andern Tages machte ich vor Aufgang der Sonne einen Ausflug in den schwarzen (von Schwarzen, d. h. von Hindus bewohnten) Stadttheil. Ich hatte großes Verlangen, dieses große Menschengewimmel näher zu betrachten, das ich den vorigen Tag nur vorübergehend gesehen hatte, sein vertrautes Leben wahrzunehmen, es bei seinem Aufstehen zu überraschen. Auch war ich ungeduldig, zu wissen, was eine Moschee und eine Pagode sei, Dinge, wovon ich oft gelesen, aber keinen bestimmten Begriff hatte."

„In dieser frühen Stunde schlief noch ein großer Theil der Bevölkerung, die Armen aller Classen, Künstler, Handarbeiter, Taglöhner, in der freien Luft auf Matten, meist aber auf dem bloßen Boden, jeder an der Schwelle seines Hauses. Der Turban dient den Männern, ihr Haarwuchs den Frauen zum Kopfkissen. Jeder lag so da, das Gesicht mit einem Zipfel seines Gewandes bedeckt, um sich vor dem Thau und den Insekten zu schützen. Mann und Frau sind in dasselbe Stück Zeug eingewickelt, das den Tag über der Letztern zum Unterrock, während der Nacht aber beiden als Decke dient. Oft liegen zwei bis drei Paare der beiden Geschlechter, von verschiedenen Generationen einer Familie, auf solche Weise neben einander. Mit dem Nahen des Tages richten sich diese Leiber auf, wickeln sich aus den sie bedeckenden Tüchern und die Toilette beginnt — abermals in freier Luft. Die verheirathete Frau holt Wasser herbei, womit sie Kopf und Schultern des kauernden Gatten begießt; sie wascht und reibt ihn, wird oft auch seinen ganzen Körper einölen, seine stets sehr langen Haare, die aber häufig nur einen Büschel auf dem Kopfscheitel bilden, kämmen und flechten; dann wird sie, je nachdem er Bekenner von Brahma, Wischnu oder Schiva ist, seine Stirne mit verschiedenen senkrechten oder horizontalen, weißen, gelben und rothen Linien in glänzenden Farben bemalen, womit seine Kaste bezeichnet werden soll."

„Ist diese Operation beendet, so kauert sich der Herr und Gebieter wie ein Affe auf der Schwelle seines Hauses nieder und raucht seinen Hukah. Die Frau, oder vielmehr die Frauen, da er meist mehrere hat, reinigen das Haus, bevor sie an ihre eigene Toilette gehen, und den Theil der Straße, der die Nacht über zum Schlafgemach gedient hat, dann besprengen und bestreichen sie die Wände mit Kuhmist, der in Wasser aufgelöst ist. Hiezu sind zwei Gründe vorhanden. Die Kuh ist dem Hindu

geheiligt; dieses Wasser ist also sein Weihwasser, und dann aus dem weitern Grunde der Gesundheit, da eine solche Auflösung üble Gerüche und Insekten zerstört *)."

„Endlich ertönt vom Fort des heiligen Georg ein Kanonenschuß, zum Zeichen, daß die Sonnenscheibe sichtbar ist. Im selben Augenblick werden kräftige Stimmen in der Luft laut. Von der Höhe einer jeden Moschee ruft der Muezzin die Gläubigen mit den bekannten Worten zum Gebet: La Allah il Allah, Mohamed Russel ullah! Auf deutsch: Es gibt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet."

„Ich trat unter die Gläubigen in die nächst gelegene Moschee. Dieselbe war ganz in dem einfachen und ursprünglichen Style gebaut, der seit Einführung des mohamedanischen Glaubens für den öffentlichen Kultus besteht. Voran befindet sich ein großer viereckiger Hofraum oder Platz mit einer, um mehrere Stufen erhöhten Gallerie, die drei Seiten umfaßt, in der Mitte dieses Platzes ein Bassin für die Waschungen, die stets dem Gebet vorangehen müssen, und gegenüber dem Eingange zu diesem Raume der Tempel selbst, von bedeutendem Umfange, auf Säulen ruhend, und dessen Terrassendach mit einer großen bauchigen Kuppel neben zwei andern kleineren versehen ist. Das Schiff der Moschee ist rechtwinklicht gebaut und hat in seiner ganzen Länge die Richtung nach der Kaaba, dem Grabe des Propheten zu Medinah. Diesem rechten Winkel fehlt eine Mauer, die deßhalb weggelassen ist, damit die Gläubigen während ihrer Andacht stets ihr Gesicht dem heiligen Orte zugewandt haben. An den zwei äußern Ecken der Vorderseite dieses Gebäudes erheben sich zwei Pfeiler, von dem arabischen Worte Minar Minarets geheißen. Eines dieser Minarets ist hohl und enthält eine Wendeltreppe, die auf die Platform, welche der Moschee zum Dache dient, führt. Diese Platform ist von einer mehr oder weniger reich, aber stets sehr geschmackvoll gearbeiteten Brustlehne in maurischem Style eingefaßt."

„Die Pagoden haben ebenfalls einen allgemeinen Typus. Es ist dieß ein kleiner viereckiger Tempel von der Form einer Bischofsmütze, oder vielmehr eine abgestumpfte viereckige Pyramide mit flachem Dache und sechs Seitenkapellen. Der untere Theil der Seiten dieser Pyramide ist reich in erhabener Arbeit und enthält eine Reihe von Figuren und

*) Sollte nicht gerade hieraus die Lehre der Heilighaltung der Kuh bei den Hindus entstanden sein?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

NEW YORK.

: Lingam
e Gaths
oder des
bsteigen,
reinigen
ths an=
u einer
ht man
Staube
inrein=

onen

rzen
ehe=
räsi=
hem
eier

esse
kte
en.
en
n=
n
e
e
t
t

... Thätigkeit auf;
... Welt hat die Berührung mit ihnen dem Geiste
außereuropäischer Völker eine andere, als die ureigene Richtung vorge=

MADRAS.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Digitized by Google

bizarren Gruppen, öfters von der größten Schlüpfrigkeit, wo der Lingam stets vorherrscht. Gewöhnlich befinden sich vor diesen Pagoden die Gaths oder Stufen, auf denen die Hindus an das Ufer des Flusses oder des geheiligten Brunnens, der nahe an dem Tempel gegraben ist, herabsteigen, und wo sie sich von ihren physischen und moralischen Flecken reinigen müssen, ehe sie sich an die Gottheit wenden. Wo dergleichen Gaths angebracht sind, machen die Brahmanen stets die geheiligten Gewässer zu einer Quelle von Besteuerung, die sie den Büßern auferlegen. Stets sieht man in der Nähe dieser Gaths einige dieser unglücklichen Fanatiker im Staube ausgestreckt und mit Asche bedeckt, die so durch die abschreckendste Unreinlichkeit für ihre Sünden Buße thun.

Das Christenthum und das Auftreten der westeuropäischen Nationen in Hindustan.

Die vorangegangenen Abschnitte enthielten unter Anderm einen kurzen Abriß der Geschichte Indiens und stellten in einer Schilderung der ehemaligen Hauptstadt des mongolischen Reichs, Delhi, und der drei Präsidentschaftssitze: Calcutta, Bombay, Madras, asiatisches Leben europäischem gegenüber, in einem Contraste, wie er schroffer in der Berührung zweier Völker kaum gedacht werden kann.

Der Verfasser dieses Werkes ist der Ansicht, daß das Hauptinteresse des Lesers darin bestehen müsse, wenn ihm die ersten Berührungspunkte der modernen europäischen Völker mit den Hindus nachgewiesen würden. Nicht nur, daß die Berührung einer unbekannten Welt durch die alten Culturvölker Europas stets auf denkende Leser eine unbezwingliche Anziehungskraft ausübt, das Zusammentreffen der europäischen mit den asiatischen Völkern hat auch so viel dramatisch Spannendes, daß eine Schilderung desselben stets das größte Interesse gewähren muß. Die energischen Nationen Europas — als die geistig und physisch bevorzugten unter allen menschlichen Raçen — drücken Allem, dem sie bei fremden Völkern begegnen, den Stempel ihres Wesens und ihrer Thätigkeit auf; in der ganzen weiten Welt hat die Berührung mit ihnen dem Geiste außereuropäischer Völker eine andere, als die ureigene Richtung vorge-

zeichnet; der Contrast europäischen Lebens mit asiatischem prägt sich auf jedem Schritte, den wir in den Städten thun, wo sich Europäer und Asiaten am häufigsten begegnen, so scharf aus, daß ein Nachweis der ersten Berührungspunkte gleichsam von selbst geboten ist.

So sehr auch alles, was von den ersten christlichen Kirchen in den verschiedenen Theilen der Welt erzählt wird, in Dunkel gehüllt ist, so sind doch mehrfache geschichtliche Anzeichen vorhanden, daß der Apostel Thomas, in Folge der ihm vom Heiland gegebenen Mission, seinen Weg nach Indien fand, um dort das Christenthum zu lehren, und daß er daselbst der Verfolgung der Brahmanen erlag. Es sprechen unbestreitbare Thatsachen dafür, daß das Christenthum bis gegen das neunte Jahrhundert in Hindustan in der Ausbreitung begriffen, dann aber bis um die Zeit der Landung der Portugiesen in Verfall gerathen war.

Der Venetianer Marco Polo, der Asien um das Jahr 1292 bereiste, also lange ehe die Portugiesen ihren Weg dahin fanden, berichtet, daß Christen und Mohamedaner damals sehr zahlreich daselbst waren.

Gegen das Jahr 1500 wurden, nach authentischen Berichten, allein 30,000 christliche Familien in einem einzigen Distrikte, dem von Calicut gezählt, die demnach ihren Glauben ohne alle, oder wenigstens nur durch eine höchst unvollkommene Verbindung mit dem römischen Stuhle und der übrigen Christenheit bewahrt hatten.

Diejenige europäische Macht, deren Schiffe zuerst die Straße nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum entdeckten, waren die Portugiesen.

Diese, wie die spanische Nation hatte Jahrhunderte lang kämpfen müssen, ehe es ihr gelang, die kriegerischen und fanatischen Mohamedaner zu vertreiben, welche sich in ihren Gebieten festgesetzt hatten. Das Königreich, de Barros genannt, ward mit dem für die Befreiung vergossenen Blute der Märtyrer geweiht, und weithin in die Welt erscholl durch die Thaten anderer Märtyrer sein Ruhm; denn so nennt die portugiesische Geschichtschreibung alle diejenigen, welche im Kampfe gegen die Ungläubigen ihr Leben ließen. Nachdem die Portugiesen die Mauren aus Europa vertrieben hatten, verfolgten sie dieselben bis nach Afrika. Dieser hartnäckige Kampf, der für Portugal das Bedürfniß von Seeleuten schuf, lenkte zugleich die Aufmerksamkeit seiner Könige auf das Meer, als dasjenige Feld, auf dem gleichzeitig Reichthümer, Größe und Ruhm zu erlangen waren. Diese Neigungen, unterstützt von der geographischen Lage

des Landes, das mit einem großen Theil seines Gebiets an's atlantische, bis dahin noch größtentheils ungekannte Meer grenzt, führten die Portugiesen dem Ruhme entgegen, den ihre Seezüge des 15. und 16. Jahrhunderts ihnen mit so großem Rechte erworben haben.

Den ersten Entdeckungsversuch machte König Johann an den Küsten der Berberei. Er rüstete ein kleines Geschwader zu dem Zwecke aus, die Küste von Marocco und, wo möglich, den ganzen afrikanischen Continent zu besuchen. Es gelang demselben, das Cap Non, über das hinaus die damaligen geographischen Kenntnisse der Europäer nicht reichten, zu passiren, und eine große Strecke der Westküste von Afrika zu erforschen. Jedoch gewohnt, das feste Land niemals aus den Augen zu verlieren, ließen sich die Seeleute König Johanns durch die furchtbaren Klippen des Vorgebirgs Bajador und durch die Wogen, welche sich stets an demselben brechen, einschüchtern. Aber auch so war diese Reise immer noch ein keckes Unternehmen, das den Entdeckungseifer mächtig aufstachelte, welcher bereits durch die Aufmunterungen eines Fürsten, der Seeunternehmungen so sehr liebte, wie König Johann, in hohem Grade angeeifert war. Prinz Heinrich, der jüngste der Söhne Johanns, der sich bereits seine Sporen in den Kriegszügen gegen die Barbaresken verdient hatte, widmete alle ihm zu Gebot stehenden Hülfsmittel zu diesem Zwecke. Von seiner Residenz Sagres bei Cap St. Vincent aus hielt er stets seine Blicke auf den Ocean gewandt, und sammelte alles, was die damals noch in der Kindheit befindliche Geographie und Seemannskunst ihm Nützliches in die Hände lieferte.

Der erste Seezug, bei dem er sich (1418) betheiligte, bestand nur aus einem einzigen Schiffe, das zwei Offiziere seines Hauses, Juan Gonzalez und Tristan Vaz, befehligten. Durch einen Sturm in's weite Meer getrieben, entdeckten sie die Inseln Porto Santo und darauf die Insel Madeira. Erst 15 Jahre später umschiffte Gilianez, darin glücklicher als seine Vorgänger, das Cap Bajador und bewies dadurch, daß die Befürchtungen, welche dieses Vorgebirge bis dahin eingeflößt hatte, eingebildete gewesen waren. Von da an machten die Portugiesen in Erforschung des afrikanischen Festlandes sehr schnelle Fortschritte, obgleich sie sehr lange nichts als unfruchtbare Sandwüsten entdeckten. Schließlich half ihnen jedoch ihre Ausdauer die grünen Küsten des Senegal und die von Senegambien erreichen, wo der Binnen-Handel ihnen Gold, Elfenbein und andere kostbare Waaren zuführte.

Jedes weitere Jahr führte von da an eine neue Entdeckung herbei, bis 1486 Johann II. sich zu einer größern Anstrengung behufs der Erforschung des afrikanischen Festlandes entschloß. Er gab nämlich dem Bartholomäus Diaz den Befehl über drei Schiffe, und empfahl ihm den Versuch, um die südliche Spitze dieses Festlandes herum zu fahren. Von der Goldküste aus, welche seine Vorgänger schon erforscht hatten, kam endlich Diaz längs der Küste von Guinea jenseits der Linie in Regionen, wo die heftigen Stürme der Südmeere wehen. Die Portugiesen hielten sich für verloren, als sie, nachdem sie dreizehn Tage den heftigsten Stürmen ausgesetzt gewesen, nach Osten zusteuernd, festes Land zu erreichen suchten; sie waren bereits über die südlichste Landspitze von Afrika hinausgefahren, und sahen vor sich nichts als einen Ocean ohne Grenzen. Erstaunt und erschreckt wandten sie die Schnäbel ihrer Schiffe gegen Norden und erreichten endlich eine Landspitze östlich vom Cap der guten Hoffnung. Diaz wollte jetzt die Richtung der Schiffe nördlich, der Ostküste Afrikas entlang, nehmen lassen, allein das Murren seiner Mannschaft zwang ihn zur Umkehr. Dieß verhalf ihm zur Entdeckung des Caps, das man seit so vielen Jahren vergebens gesucht hatte und das die Gränze zwischen zwei Welten bezeichnet. Noch unter dem Eindrucke des schlimmen Wetters, dem er beim Vorüberfahren ausgesetzt gewesen, nannte er es das Cap der Stürme; später, als er von seiner Reise zurückgekehrt war, nannte es jedoch König Johann, der seine Entdeckung als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft ansah, das Cap der guten Hoffnung, ein Name, welchen es bis heute behielt.

Von da an war Europa der Weg nach Indien vorgezeichnet. Noch vergiengen aber mehrere Jahre, bis ein größerer Seezug dahin zu Stande kam. Johann II. mußte zuvor bittere Reue darüber empfinden, daß er, durch üble Rathgeber hierzu veranlaßt, die früheren Anträge des großen Christoph Columbus abgelehnt hatte. Widrige Winde hatten diesen auf der Rückkehr nach Spanien von seiner glücklichen Entdeckungsreise (Okt. 1492) gezwungen, im Tajo unter den Mauern von Lissabon vor Anker zu gehen; dort konnte er die zahlreichen Trophäen seiner Entdeckung aufweisen und dadurch in der Seele des Königs lebhafte Gefühle wecken.

Erst unter seinem Nachfolger Emanuel (1495), der, wo möglich, noch einen regeren Eifer für großartige Seeunternehmungen als seine Vorgänger an den Tag legte, geschah Größeres. Indem er das Streben, an das Gestade von Indien zu gelangen, als ein glorreiches Vermächtniß

seines Vorgängers ansah, beschäftigte er sich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit einer größern Seerüstung. Diaz selbst leitete den Bau der dazu bestimmten Schiffe, um sie für die Stürme der südlichen Meere, denen er auf seinem letzten Zuge ausgesetzt gewesen, diensttüchtig zu machen. Der Oberbefehl über das Geschwader ward jedoch nicht ihm, sondern dem Vasco de Gama, einem Offizier der königlichen Flotte, übertragen, der schon als Seemann einen Ruf hatte, den die folgenden Ereignisse nur noch mehr rechtfertigten. Als die Zurüstungen beendet waren, ward Gama vor den König gerufen und erhielt von ihm in Gegenwart der ersten Hofpersonen ein seidenes Banner, worauf das Kreuz des Christusordens geheftet war, dessen erbliche Großmeisterwürde der König bekleidete. Auf dieses geheiligte Sinnbild leistete Gama den Eid, alles, was in seinen Kräften liege, zu thun, um den seiner Reise beigelegten Zweck zu erreichen. Er erhielt hierauf das Banner mit den näheren Weisungen und einem Briefe an einen gewissen geheimnißvollen indischen Fürsten mit Namen Priester Johann, mit dem er, wie man nicht zweifelte, sogleich nach seiner Landung in Indien in Verbindung zu treten den Befehl hatte. An dem Tage der Einschiffung begaben sich die Kapitäne und Matrosen sämmtlicher drei Schiffe in Masse nach dem Kloster unsrer lieben Frau von Belem, wo sie alle das heilige Abendmahl nahmen, und von wo aus sie von den Mönchen des Klosters in großer Prozession unter Zusammenströmen einer ungeheuern Volksmenge zurückbegleitet wurden.

Vasco di Gama stach am 8. Juli 1497 mit drei tüchtigen Schiffen, dem Sanct Gabriel und Sanct Raphael, wovon das eine von seinem Bruder Paul, das andere von ihm selbst befehligt wurde, und der Carabelle Berio, welche Nikolaus Coelho führte, in See. Geschichtschreiber ihrer Zeit berichten, daß die Portugiesen während der ersten Zeit ihres Zugs gegen furchtbare Stürme anzukämpfen hatten, was auch wahrscheinlich ist, da sie erst nach vier Monaten das Cap der guten Hoffnung erreichten. Tiefe und feierliche Gefühle mußten sich der kühnen Seefahrer bemächtigen, als sie am 18. November die Südspitze des afrikanischen Continents zu Gesichte bekamen. Dießmal geschah es jedoch um die Zeit der in diesen Breitegraden herrschenden schönen Witterung; ein sanfter Südwestwind schwellte die Segel und die Schiffe kamen ohne Anstrengung, wie ohne Gefahr über die Gränze hinweg, welche man sich als so gefährlich gedacht hatte. Trompetengeschmetter und laute Freudenrufe feierten

dieſes denkwürdige Ereigniß, das in der Handelspolitik Europas eine ſo ungeheure Aenderung bewirken mußte. Das feſte Land ſelbſt ſah nichts weniger als ſo abſchreckend aus, wie man ſich ſolches gedacht hatte. Lief es auch in hohen ſpitzigen Berggipfeln in die See aus, ſo waren doch dieſe Gipfel grün und bewaldet und konnte man zahlreiche Heerden darauf wahrnehmen. Vor den Schiffen entfaltete ſich der unbegrenzte indiſche Ocean.

Nach kurzer Raſt ward die Reiſe längs der afrikaniſchen Oſtküſte weiter fortgeſetzt; allein die Befürchtung, in einen großen Golf gerathen zu ſein, ließ die Schiffe wieder die hohe See gewinnen. Dadurch verfehlte Gama Sofala, das um jene Zeit an dieſer Küſte der Haupthafen für Gold und Elfenbein war. Derſelbe gelangte jedoch an den Ausfluß eines großen Stromes, an deſſen Ufern er in Seide und blaugefärbte Baumwolle gekleidete Leute fand, denen man ſich in arabiſcher Sprache verſtändlich machen konnte. Hier erfuhr man, daß gen Oſten eine weiße Nation wohne, die in eben ſolchen Schiffen, als die portugieſiſchen waren, häufig dieſe Breitegrade befahre. Dieß kündigte Gama die Nähe der feingebildeten Völker des Oſtens an, und belebte ſeine Hoffnungen.

In Melinda, einer von einem mohamedaniſchen Fürſten beherrſchten Stadt, erhielten die Schiffe einen Lootſen, der, als Eingeborner von Gudſcherat, ſie glücklich nach Indien zu ſteuern verhieß, und verließen am 26. April 1498 den Hafen von Melinda und die afrikaniſche Küſte. Es erſchien damals als ein für europäiſche Seefahrer äußerſt gewagtes Unternehmen, ein unbekanntes Meer zu befahren, auf dem ſie, auf einer Strecke von 3000 Seemeilen, nichts als Himmel und Waſſer zu ſehen bekommen ſollten. Aber ſie legten, begünſtigt durch die Südwinde, welche während der ganzen Fahrt wehten, dieſe große Strecke zurück. Endlich, am 23. Tage nach ihrer Ausfahrt von Melinda, wurde Land! gerufen. Es war aber noch nicht Calicut, ihr Reiſeziel; erſt vier Tage ſpäter erlebte Gama die Freude, es zu ſehen. Feierliche Dankesgebete wurden an den Himmel gerichtet und laute Freudenrufe der Mannſchaft trugen die Neuigkeit an's Land, daß ſich Europäer dem Geſtade Indiens näherten.

Das erſte Streben Gamas mußte ſein, mit dem Hofe von Calicut regelmäßige Verbindungen zu eröffnen und von ihm Privilegien zu erlangen, die ſeinen Landsleuten den Handel an dieſer reichen Küſte geſtatten würden. Die Mohamedaner waren zwar bereits in die Ebenen von Indien gedrungen, aber noch herrſchten auf der Halbinſel eine Menge

kleiner eingeborener Prinzen. Unter ihnen schien an der Küste von Malabar der Souverain von Calicut, der den Titel: Zamorin oder König der Könige führte, der mächtigste zu sein. Es war dieß ein abergläubischer, sonst aber ziemlich duldsamer Hindu, der die Häfen seines Reiches den Handelsleuten aller Religionen gegen einen Zoll von zehn Prozenten öffnen ließ. Uebrigens behaupteten Mauren, die aus Aegypten und Arabien nach Indien gekommen waren, das Uebergewicht des Handels in diesen Meeren, und konnten, vermöge ihrer Zahl und ihrer Reichthümer auf dem Platze Calicut Feinden oder Freunden ernste Schwierigkeiten bereiten. Um daher kein Mittel der Vorsicht zu versäumen, sandte der portugiesische Admiral zuerst den Lootsen, und zwar in Gemeinschaft eines zum Tode verurtheilten Verbrechers, den man zu diesem gefährlichen Zwecke in Portugal eingeschifft hatte, ans Land. Es entstand jedoch eine große Angst auf den portugiesischen Schiffen, als man sich nach einem Tag und einer Nacht noch ohne alle Nachricht von den gelandeten zwei Personen befand und die Wahrnehmung machen mußte, daß alle Barken der Eingeborenen sich von den Schiffen der Portugiesen so entfernt hielten, als wäre die Pest darauf ausgebrochen. Endlich erschien jedoch das ausgesandte Boot mit einer dritten Person an Bord. Die Sendboten erzählten, daß sie sich beim Landen von einer ungeheuren Menschenmenge umgeben gesehen hätten, die den europäischen Seefahrer zu sehen verlangt und zu wissen gewünscht habe, welcher Nation er angehöre. In dieser etwas kritischen Lage hatten sie einen Mauren Namens Monzaid getroffen, der angeblich aus Tunis stamme, wo er zuerst Leute ihrer Nation gesehen habe, und daß derselbe sogar den christlichen Glauben bekenne. Ebenso bezeichnend wie die Frage, welche dieser an sie richtete, war die Antwort, welche er von ihnen erhielt. Ziemlich schroff fragte der Maure, welcher spanisch verstund: „Was, beim Teufel, führt Euch hierher?" Die Antwort lautete: „Wir kommen des Christenthums wegen und um Spezereien zu laden!"

An Bord gekommen, wünschte dieser Maure Gama Glück, daß er in ein Land gekommen, in dem es Ueberfluß an Smaragden, Perlen, Rubinen Spezereien und einer Menge anderer werthvollen Waaren gebe. Derselbe Maure erbot sich auch, Sendboten Gamas an den Hof des Zamorins zu geleiten. Dieser Fürst empfing sie mit großer Artigkeit und lud Gama selbst an seinen Hof ein. Der Warnung ungeachtet, welche die Genossen seines Zuges an ihn richteten, nahm Gama diese Einladung an, und verließ, bloß von 12 Personen gefolgt, sein Schiff.

Indem Gama seinen Fuß zum Erstenmal auf die Küste von Hindustan setzte, wollte er daselbst mit so viel Glanz als möglich erscheinen. Seine Matrosen marschirten in Reihe und Glied und in Festgewändern nach dem Schalle von Trompeten, die lustige Weisen spielten. Das zu seinem Empfange aufgestellte Hofgesinde setzte ihn in eine Sänfte, welche vier Träger auf ihren Schultern mit solcher Schnelligkeit davon trugen, daß seine Gefährten, welche zu Fuß waren, nicht folgen konnten. Am Ufer eines kleinen Flusses angelangt, machten jedoch die Träger Halt, um die nachfolgende Begleitung Gamas zu erwarten, welche man an Bord zweier Barken gemeinschaftlich mit ihm einschiffte.

In Calicut angekommen ward Gama von dem Zamorin in voller Pracht orientalischen Schaugepränges empfangen und ihm die Hoffnung verheißen, daß man seine Anliegen prüfen werde. Mittlerweile hatten jedoch die Mauren, in ihrer Eifersucht über die günstige Aufnahme der Portugiesen, Alles aufgeboten, um diese bei dem Beherrscher des Landes zu verdächtigen, so daß Gama, der dieses wahrnahm, den Rückweg eiligst anzutreten beschloß. Allein er sah alle Ausgänge seiner Wohnung von der Leibwache des Zamorin bewacht; dessen Minister, der bereits von den Mauren bestochen war, bot alles auf, um Gama dazu zu bewegen, daß er seine Schiffe, die sich außen auf der Rhede befanden, näher an der Küste ankern lasse. Allein Gama erkannte hinlänglich die Absicht, die unter dieser Forderung versteckt war, und daß man, falls er derselben nachkomme, seine Schiffe zu zerstören trachten würde. Er nahm daher einen hohen Ton an und sprach die Drohung aus, daß er dem Fürsten auf die eine oder andere Weise Kenntniß von der üblen Behandlung zu geben wissen werde, deren Opfer er sei. Endlich gestattete man ihm, sich an Bord seines Schiffes zu begeben, nachdem er zuvor einen Theil seiner Waaren ausgeschifft hatte, die er unter Obhut des Diego Diaz und des Alvaro de Braga, seines Secretärs, zurückließ.

Allein Diego Diaz sah sich nun seiner Seits am Lande streng bewacht, und durfte seine Wohnung nicht verlassen. Dieß veranlaßte Gama zu Repressalien; eines Tages ließ er sechs Nairs (Offiziere der fürstlichen Leibwache) und fünfzehn andere angesehene Personen, die in einem Nachen sein Schiff zu sehen gekommen waren, an Bord festhalten. Zugleich zeigte er dem Zamorin seinen Entschluß an, diese Personen so lange an Bord zu behalten, bis Diaz freigegeben sei; als diese Drohung nicht sogleich wirkte, ließ er die Anker lichten und die Schiffe unter Segel gehen. Kaum

war dieß am Lande wahrgenommen, so sah man Diaz zu Schiffe herankommen. Gama sandte hierauf die angesehensten Gefangenen auf demselben Schiffe an die Küste zurück. Er behielt jedoch einige derselben zurück, die er durch gute Behandlung für sich zu gewinnen hoffte. Er wollte ihnen die Größe des Königreichs Portugal und den Rang, den die Führer der Expedition daselbst bekleideten, zeigen, und schmeichelte sich, daß wenn er sie nächstes Jahr wieder nach Hindustan zurückbrächte, sie den Zamorin besser für seine Nation zu stimmen vermöchten.

Diese ebenso ungerechte als unkluge Handlungsweise mußte jedoch den Zamorin zu einem unversöhnlichen Feinde der Europäer machen. In der That sah Gama in der Kürze alles gegen sich in Waffen; er beschloß daher, seine Abreise zu beschleunigen und die ungeheure See-Entfernung zurückzulegen, welche ihn von der Küste von Afrika trennte. Vorher hatte er noch eine Deputation eingeborener Christen aus der benachbarten Stadt Cranganore empfangen. Die Portugiesen nennen diese Christen in ihren Berichten die ächten Abkömmlinge derjenigen, welche der Apostel Thomas vom Götzendienste zur wahren Religion bekehrt habe. Diese Deputation beklagte sich über die Bedrückungen und Erpressungen, denen die Christen der Halbinsel von Seiten des Zamorin und der andern eingeborenen Fürsten ausgesetzt seien und suchte den Schutz des Königs von Portugal nach. Sie reichte Gama, als dem Repräsentanten seines Fürsten, einen mit Silber ausgelegten und mit drei Glocken verzierten Stab aus Zinnoberholz als ein Zeichen ihrer Ergebenheit und Huldigung mit dem Bemerken dar, daß derselbe dem letzten ihrer Fürsten zugehört habe. Am 29. August 1499 sah ihn Lissabon unter seinen Mauern landen.

Der Bericht, den er seinem Könige über den Verfolg seiner Reise erstattete, veranlaßte diesen zu dem Befehl der Ausrüstung einer neuen Flotte von 13 Schiffen mit einer Bemannung von 1200 Mann, womit man alle Seekräfte Asiens im Schach zu halten hoffte. Zum Führer des Zugs wurde Alvarez Cabral, ein sehr verdienter Offizier, bestimmt.

Am 8. März 1500 begab sich der König in das Kloster von Belem um daselbst ein Banner weihen zu lassen, das er Cabral zustellte, der den darauf folgenden Tag die Anker lichten ließ. Die Fahrt durch das atlantische Meer ward dießmal durch eine glänzende Entdeckung verherrlicht. Die Passatwinde hatten die Schiffe zu weit westlich getrieben, und Cabral sah plötzlich ein fruchtbares, reich bewaldetes Land vor sich, das sich weithin erstreckte, und zu dem neuen Festlande gehörte, welches Colum-

bus wenige Jahre zuvor entdeckt hatte. Diese Küste war die von Brasilien, welches Land von da an die reichste Colonie Portugals ward.

In Indien angekommen war Cabral natürlich sehr unruhig wegen des Empfangs, der ihm bevorstehe; allein die äußeren Anzeichen beruhigten ihn. Er begann daher damit, die Gefangenen herauszugeben, welche Gama früher mit sich nach Portugal genommen hatte; er hatte dieselben kostbar kleiden lassen, auch sonst waren sie bereit, von dem guten Empfange zu erzählen, den man ihnen in Portugal hatte angedeihen lassen. Als er hierauf eine Einladung von dem Zamorin erhielt, sich ans Land zu begeben, antwortete er, daß er hierzu bereit sei, wie auch dazu, einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit ihm abzuschließen, nur verlange er 4 Geißeln, welche er mit Namen bezeichnete, so lange er sich am Lande befinde. Der Zamorin lehnte sofort diese Forderung mit dem Bemerken ab, die von Cabral bezeichneten Personen seien Brahmanen der vornehmsten Kaste, die sich nicht an Bord von Schiffen begeben dürften, ohne ihrer Kaste verlustig zu werden, daß es ihnen überdieß daselbst unmöglich wäre, ihre Waschungen und sonstigen Gebräuche ihrer Religion zu verrichten. Cabral gab übrigens nicht nach und erreichte sein Verlangen. Es wurden darnach Anstalten getroffen, ihn am Lande zu empfangen; man errichtete hierzu ein prachtvolles, reich mit Scharlachsammt geziertes Zelt, in dessen Hintergrunde Cabral, umgeben von einigen seiner Offiziere in ihren Festanzügen, dem Monarchen entgegenkam. Die Unterredung war eine sehr freundschaftliche, die aus Gold- und Silbervasen, sowie andern kostbaren Stoffen bestehenden Geschenke der Portugiesen wurden huldreich angenommen; und als Erwiederung die Freiheit zugestanden, in Calicut ein Comptoir errichten zu dürfen.

Mittlerweile hatten von einzelnen Portugiesen begangene Gewaltthaten eine von den feindseligen Mauren genährte Erbitterung unter der Bevölkerung hervorgerufen. Es erfolgte von Seiten derselben ein Angriff auf die portugiesische Factorei, welche aus 70 Mann bestand. Trotz des heldenmüthigsten Widerstandes kamen 50 derselben im Kampfe um; der Ueberrest warf sich ins Meer und suchte die von Cabral zu spät ihnen zur Hülfe zugesandten Boote zu erreichen.

Im ersten Zornesaufbrausen war Cabral entschlossen, sich eine glänzende Genugthuung wegen des seiner Nation dadurch zugefügten Schimpfes zu verschaffen. Er bewilligte indeß dem Zamorin einige Stunden, um sich wegen der von ihm geduldeten Beleidigung zu entschuldigen;

da er aber hörte, daß derselbe statt dessen an der Plünderung der Factorei selbst Antheil nehme, so wollte der Admiral nicht länger mit der Vergeltung zögern. Zehn Schiffe der Mauren wurden angegriffen und genommen, deren Ladungen auf portugiesische Schiffe übertragen, die Bemannung derselben zu Gefangenen gemacht, und dann die Prisen selbst unter den Augen der Bevölkerung den Flammen übergeben. Hierauf brachten die Portugiesen ihre Schiffe dem Ufer so nahe als möglich und eröffneten auf die Stadt eine furchtbare Beschießung, die solche an mehreren Stellen in Flammen setzte, und fast den Zamorin selbst getödtet hätte, der sich nun ins Innere des Landes flüchtete.

Nachdem Cabral so seine Rache gekühlt hatte, stach sein Geschwader in See und begab sich nach Cotchin, der zweit bedeutenden Stadt der Küste, sowohl was den Umfang derselben als den Handel betrifft, den sie trieb. Sehr gut von dem Fürsten dieses Ländchens aufgenommen, erhielten die Portugiesen daselbst eine große Ladung Pfeffer, der Waare, die von ihnen am meisten geschätzt war. Als sie sich anschickten, damit nach Europa zurückzukehren, hörten sie, daß der Zamorin von Calicut eine Flotte von 60 Segeln, worunter 13 große Schiffe, gegen sie ausgesandt habe. Cabral führte sein Geschwader sogleich auf die hohe See, in der Absicht, der feindlichen Flotte eine Schlacht anzubieten; allein da der Wind günstig war, so dachte er, wäre selbst ein vollständiger Sieg ein Triumph ohne Nutzen für sein Land, und es sei daher besser, die reichen Ladungen seiner Schiffe nach Europa zu bringen. Auf der Rückkehr fuhr er Cananore an, wo er, wo möglich, noch zuvorkommender als in Cotchin aufgenommen ward. Hierauf durchschiffte er den indischen Ocean und das atlantische Meer und traf am 31. Juli 1501 wieder in Portugal ein.

Bevor aber seine Rückkehr erfolgte, hatte der König ihm drei große Schiffe und ein kleineres, unter dem Juan de Nueva, entgegengeschickt, um sein Geschwader zu verstärken. Dieser Offizier hatte den Befehl, dasselbe direkt nach Calicut steuern zu lassen, als er glücklicherweise zu San Blas, an der afrikanischen Küste, einen Brief fand, der ihn von dem traurigen zu Calicut stattgehabten Vorfall unterrichtete nnd ihm den Rath gab, seine Schiffe die Richtung Cotchin zu nehmen zu lassen. Er befolgte denselben und ward gut daselbst aufgenommen. Als der Zamorin die Ankunft des neuen Geschwaders vernahm, sandte er seine Flotte aus, um es anzugreifen; allein sie ward so vollständig geschlagen, daß er Friedenseröffnungen machte, denen aber Juan de Nueva vorerst kein Gehör gab.

Mittlerweile ward in Portugal eine noch größere Flotte als alle bisher ausgesandten ausgerüstet. Dieselbe, aus 15 Segeln bestehend, war dazu bestimmt, die Comptoire von Cotchin und Cananore zu beschützen; eine Hülfsflotte sollte die Meerenge von Bab-el-Mandeb blokiren, um den Mauren dadurch alle Verbindung mit der Küste von Malabar abzuschneiden. Der Oberbefehl der Flotte ward dem Cabral angetragen, und auf dessen Weigerung, ihn zu übernehmen, dem Vasco di Gama; den Befehl über das Hülfsgeschwader sollte Vicente Sodre führen.

An der Küste von Indien angekommen, wandte sich das Hauptgeschwader zuerst nach Cananore und warf dann in den Gewässern von Calicut Anker. Dort verlangte Gama Rechenschaft wegen der Beleidigungen, denen seine Vorgänger ausgesetzt gewesen waren; als er aber wahrnahm, daß die Räthe des Zamorin die Unterhandlungen bloß in die Länge zu ziehen suchten, so nahm er 50 Eingeborne aus den Schiffen heraus, die er gekapert hatte; dann ergriff er eine Sanduhr und erklärte den Unterhändlern desselben, daß, sobald der Sand dieser Uhr verlaufen sei, ohne daß er vollständige Genugthuung erhalten habe, er alle diese Unglücklichen tödten lassen werde. Als diese Zeit verflossen war, ohne daß er eine Antwort erhielt, führte der portugiesische Admiral seine Drohung aus; er hatte sogar noch die Barbarei, seinen Opfern Beine und Arme abschlagen, und sie so landen zu lassen, damit kein Zweifel mehr an deren Schicksal obwalte. Hierauf beschoß er die Stadt während mehrerer Stunden und wandte sich dann nach Cotchin, wo er die beste Aufnahme fand.

Kaum daselbst angelangt, erhielt er eine Botschaft des Zamorin, die ihm ein alter Brahmane von sehr ehrwürdigem Aeußern und großer Schlauheit überbrachte. Derselbe fing damit an, daß er die Portugiesen über die christliche Religion befragte, für die er die größte Bewunderung in dem Grade zu hegen vorgab, daß er sich ganz zu derselben hingezogen fühle. Er betheuerte alsdann das lebhafte Verlangen, das sein Gebieter nach einer Wiederanknüpfung der freundschaftlichen Beziehungen zu den Portugiesen empfinde, so daß er ihnen alle denkbare Vergütung für die Unbilde, worüber sie sich beklagten, zu leisten bereit sei. Kurz, es gelang ihm so gut mit dem Admiral, daß er diesen bewog, sich mit einem einzigen seiner Schiffe nach Calicut zu begeben, um direkt daselbst mit dem Zamorin zu verhandeln. Kaum war er jedoch vor dieser Stadt angekommen, als er, statt daß ihm die versprochene Unterredung gewährt ward, sich, wie er hätte voraussehen können, von 34 indischen Kriegsschaluppen um-

geben sah. In dieser Bedrängniß entwickelte er die größte Thatkraft, und gewann glücklich, mit Hülfe des Vicente Sodre, die hohe See, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben. Er kreuzte hierauf vor der Rhede und nahm mehrere reich beladene Schiffe weg, unter Anderm eines, was ein prachtvolles Götzenbild mit smaragdenen Augen und in einem reichen Gewande aus geschlagenem Gold an Bord hatte. Schließlich fuhr er Cananore an, überließ Sodre die Sorge, das rothe Meer zu blokiren, und kehrte nach Portugal zurück.

Diese Abreise war eine unkluge Handlung und versetzte zudem die Alliirten Portugals in eine höchst unangenehme Lage; denn kaum war der Zamorin der Abreise der Portugiesen sicher, als er sich an seinem aufgelehnten Vasallen, dem Fürsten von Cotchin, dafür zu rächen suchte, daß es den Portugiesen mit seiner Hülfe gelungen war, eine dauernde Niederlassung an der Küste von Malabar zu gründen. An der Spitze einer zahlreichen Armee verlangte er daher von diesem, daß er alle Verbindung mit den Europäern aufgebe und ihm alle Personen ihrer Niederlassung ausliefere. Der unglückliche Fürst, der edelmüthig genug dachte, um diese Forderungen abzulehnen, ward nach einer kräftigen Vertheidigung aus seiner Hauptstadt vertrieben und flüchtete sich nach der kleinen Insel Vipin, die ihm auch keine Sicherheit geboten hätte, wären nicht die Portugiesen hülfreich noch zur rechten Zeit erschienen.

Es waren bereits drei weitere Flotten aus Portugal nach Indien unterwegs. Die eine befehligte Alfonso Albuquerque, der künftige Eroberer von Hindustan; die zweite dessen Bruder Franzisco Albuquerque, die dritte Antonio Saldanha. Franz gelangte zuerst an die arabische Küste, um dort die Trümmer des Geschwaders von Vicente Sodre zu sammeln, der, wenig um das Schicksal des Alliirten von Cotchin bekümmert, die Meere als ächter Seeräuber durchzogen und in einem Seesturme seinen Untergang gefunden hatte. Von da segelte der Admiral nach der Insel Vipin, wo er wie ein Befreier aufgenommen ward; denn auf das bloße Gericht seiner Ankunft hatten die Schaaren des Zamorin Cotchin geräumt. Nachdem Franz Albuquerque den Alliirten seiner Krone wieder auf den Thron seines Landes gesetzt hatte, setzte er, da mittlerweile sein Bruder Alfons ebenfalls angelangt war, den Krieg fort, sogar in's Innere des Landes, in's Gebiet des Feindes. Diese Unternehmungen, wenn sie auch nicht alle in gleichem Maaße glücklich waren, hatten doch wenigstens den Erfolg, daß dadurch der Fürst von Calicut zu Friedenseröff-

nungen veranlaßt ward. Man stellte ihm den Frieden unter der Bedingung in Aussicht, daß den Portugiesen voller Ersatz für die erlittene Unbill werde; daß sie eine große Ladung von Pfeffer als weitere Entschädigung erhalten sollten und daß außerdem die Stadt dem portugiesischen Handel vollständig geöffnet werde. Kurze Zeit nach dem Abschlusse dieses Vertrags hatte einer der europäischen Capitäne die unglückliche und strafbare Idee, sich eines Schiffes, was einem Eingeborenen gehörte, zu bemächtigen; worauf der Zamorin neue Kriegsrüstungen anordnete. Vergebens begaben sich beide Albuquerque nach Calicut, um die Sache beizulegen; man wies sie ab. Da sie sich zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu schwach fühlten, so stachen sie in See, um Hülfe in Europa zu suchen; allein vorher ließen sie ihrem Alliirten mehrere Hundert europäische Soldaten zurück, welche einer ihrer treusten Offiziere, Duarte Pacheco, befehligte.

Mit nicht mehr als diesen 500 Mann schlug dieser kühne Held zweimal die großen Armeen und Flotten des Zamorin. Seine Siege kann man als den Beginn der Triumphe ansehen, die seitdem die europäischen Waffen in Asien verherrlichten; sie bewiesen, wie machtlos unzählige Schaaren Eingeborener gegenüber einer Handvoll disciplinirter und nach den Fortschritten des Occidents bewaffneter Soldaten seien. Pacheco bahnte dem Albuquerque, dessen glänzende Thaten später seine eigenen in Schatten stellten, den Weg; und dennoch war Pacheco mit kleineren Mitteln verhältnißmäßig länger siegreich; vielleicht überragte er auch seinen glücklichen Nebenbuhler durch seine Klugheit, sein Talent und hauptsächlich durch seine Menschlichkeit. Schließlich erhielt derselbe einen Nachfolger in der Person des Lope Soarez, der aus Europa mit einer Flotte und Armee anlangte, ohne jedoch irgend einen Erfolg zu erzielen.

Im Jahr 1505 sandte der König von Portugal von Neuem eine Flotte nach Indien, welche von Franz Almeyda befehligt ward, der zum erstenmal den pomphaften Titel: Vicekönig von Indien führte. In Cotchin angekommen, fand derselbe einen ganz veränderten Stand der Dinge. Triumpara, der alte und treue Bundesgenosse der Portugiesen, war ein Fakir geworden, lebte bloß von Kräutern, kleidete sich in Matten und hatte der Welt vollständig abgesagt; gänzlich verloren in der Betrachtung der geheimnißvollen Natur Brahmas hatte er den Thron seinem Neffen Nambiadin abgetreten. Aber selbst dieser Wechsel der Dinge war nichts im Vergleich zu denen, die sich im Norden vorbereiteten. Der Sultan von Aegypten hatte mit dem barbarischen Eifer, womit der Islam seine

Anhänger beseelt und im Gefühle der Beschimpfungen, die seine Schiffe von den europäischen Abenteurern erduldet hatten, eine große Flotte ausgerüstet und sie an die Küste Indiens gesandt, um die Ungläubigen, welche ihre gewaltthätigen Hände überallhin in Asien ausstreckten, zu verjagen.

Als Almeyda vernahm, daß diese Flotte unter Segel gegangen sei, hatte er nur eine kleine Schiffsabtheilung bei sich; die andern Schiffe waren, befehligt von seinem Sohne Lorenzo, auf einem Zuge begriffen. Ihm sandte er daher den Befehl, den Aegyptern entgegen zu rücken und sie anzugreifen, ehe sie an der Küste erschienen, wo ihre Anwesenheit leicht die eingeborenen Fürsten ebenfalls zu einer feindseligen Bewegung veranlassen konnte. Der junge Admiral befand sich gerade im Hafen von Schaol, als er diesen Befehl seines Vaters erhielt; während er sich bereit machte, in See zu stechen, wurden die Aegypter in der Ferne sichtbar. Begünstigt vom Winde und der Fluth begab sich der Feind auf die Rhede und begann sofort den Kampf. Den ganzen Tag über schlugen sich die Portugiesen mit der glänzendsten Tapferkeit, indem sie ein fürchterliches Feuer auf den Feind unterhielten, dessen Galeeren sie theils in Grund bohrten, theils enterten. Den Morgen des zweiten Tags begann das Feuer von Neuem und die Aegypter waren bald nahe daran zu unterliegen, als sie durch daß Geschwader des Melik-Az, Vizekönigs von Diu, verstärkt wurden. An dem Abend dieses blutigen Tages hatten die europäischen Schiffe stark gelitten; die ersten Offiziere derselben, unter ihnen Lorenzo selbst, waren verwundet und die feindliche Flotte überhaupt zu stark, als daß sich ein Sieg hoffen ließ. In einer Berathung, die Abends gepflogen wurde, ging daher der Beschluß durch, vermittelst der Fluth das Weite zu suchen. Diese um Mitternacht begonnene Bewegung schien von Erfolg gekrönt zu werden, als durch einen unglücklichen Zufall das Schiff, worauf sich Lorenzo befand, auf eine Verpfählung stieß, welche zum Aufhängen von Netzen und um Barken daran zu befestigen diente. Pelagio Susa, Capitän der Galeere, welche unmittelbar auf das Schiff Lorenzos folgte, war gerade beschäftigt, dasselbe sofort wieder flott zu machen, als der Feind wahrnahm, was vorging, und sich mit großer Macht um das gescheiterte Schiff sammelte. Die Mannschaft Susas, die ihrerseits das Schicksal ihrer Waffengenossen fürchtete, war feig genug, dieselben im Stich zu lassen und benutzte die Fluth, um sich außer den Bereich des Feindes zu bringen. Vergebens drangen die Leute des so preisgegebenen

Admirals in diesen, sich in ein Boot zu retten, womit er leicht die Flotte erreichen könne; der heldenmüthige Jüngling wollte seine Mannschaft in einer so großen Gefahr nicht allein lassen und ihr Loos, wie es auch immer ausfallen möge, theilen. Noch hatte er nicht alle Hoffnung aufgegeben, sich durch Entfaltung der größten Tapferkeit so lange halten zu können, bis die nächste Fluth sein Schiff wieder flott mache. In der That hielt er sich auch mit seinen hundert Mann, wovon bereits 70 verwundet waren, so wacker, daß die Aegypter nicht zu entern wagten. Rings um ihn geschaart, übergossen sie sein Schiff mit Geschossen und hüllten so die Kämpfer beider Theile in eine Wolke von Feuer und Rauch. Von einer Kugel am Bein getroffen, ließ sich Lorenzo an einen Mast binden, und fuhr so fort, Befehle zu ertheilen und die Seinigen zu ermuthigen, bis eine zweite Kugel ihn mitten auf die Brust traf und tödtete. Der Kampf dauerte jedoch noch immer fort und die Portugiesen hatten bereits drei Versuche, ihr Schiff zu entern, abgeschlagen, als Melik-Az, ein ebenso durch Tapferkeit als Menschlichkeit ausgezeichneter Fürst, endlich so viel von den noch übrigen 20, sämmtlich verwundeten, Portugiesen erreichte, daß sie sich ihm ergaben. Er behandelte seine Gefangenen auf die edelmüthigste Weise.

Während der Vater des Gefallenen damit beschäftigt war, eine 19 Segel starke Flotte mit einem aus Portugiesen und Indiern bestehenden Landungsheer auszurüsten, traf diesen selbst das unerwartetste Ereigniß.

Alfonso Albuquerque war im Jahr 1506 mit Verstärkungen für die Flotte aus Portugal entsandt worden. Auf dem Wege nach Indien hatte derselbe an der arabischen Küste und im Königreich Ormuz mehrere für Portugal sehr wichtige Erfolge errungen. Zu Cotchin angelangt zeigte derselbe einen königlichen Befehl vor, der ihn an Stelle des Almeyda zum General-Gouverneur von Indien ernannte. Sich beim Beginn einer Unternehmung, zu welcher ihn so viele und so mächtige Leidenschaften anspornten, so aufgehalten zu sehen, war für Almeyda zu viel. Da er wahrnahm, daß die unter seinem Befehl stehenden höheren Offiziere, von denen er vergöttert war, ihre Anhänglichkeit an ihn so weit treiben würden, sogar den bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs zu mißachten, so antwortete er Albuquerque, daß es ihm unmöglich sei zu gehorchen, wenigstens bis er die ägyptische Flotte zerstört und den Tod seines Sohnes gerächt habe. Albuquerque machte ihm hierüber Vorstellungen, die jedoch nichts fruchteten.

Admirals in
erreichen kön
einer so gr
immer aus
geben, sich
können, bis
hielt er sich
waren, so
ihn geschac
die Kämpf
einer Kug
und fuhr
bis eine
Kampf d
drei Vers
durch Te
von den
daß sie
müthigst
Wi
Segel s
Landun
Al
Flotte
derselbe
Portug
selbe e
Gener
Untern
anspo
wahrn
dener
den, so
so antworte
wenigstens bis er
gerächt habe. Albuquerq
nichts fruchteten.

SHAH DSCHIHAN
UND SEIN SOHN DARA-SHIKOH

Carlsruhe, Kunstverlag

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Almeyda zog in der That in den Kampf und schlug die Aegypter im Hafen von Diu so nachdrücklich auf's Haupt, daß sie um Frieden baten, den ihnen Almeyda nach einigem Widerstreben gewährte.

Nach Atschu zurückgekehrt, verweigerte derselbe abermals die Abgabe des Oberbefehls. Mittlerweile war jedoch Fernando Cutinho, ein sowohl durch seine vornehme Abstammung als durch seine Talente ausgezeichneter Offizier, an der Spitze von 15 Schiffen mit einer starken Bemannung angelangt und seinen Vorstellungen gelang es, Almeyda zum Rücktritt zu vermögen. Auf der Rückreise nach Portugal ward er an der Küste von Afrika von den Hottentoten erschlagen.

Jetzt konnte sich endlich Albuquerque frei bewegen und gieng daher an die Ausführung der großen Eroberungspläne, die er hegte. Der erste Gegenstand, der sich denselben bot, mußte natürlich Calicut sein, die Hauptstadt des furchtbarsten Gegners, den die Europäer besaßen. Cutinho, der im Begriffe stand, nach Portugal zurückzukehren, bat so dringend, den Zug mitmachen zu dürfen, daß ihm dieß in Rücksicht seines Ranges und der ausgezeichneten von ihm geleisteten Dienste nicht verweigert werden konnte. Die Flotte kam den 2. Januar 1510 vor Calicut an. Der Feind hatte starke Verschanzungen davor angelegt, die er mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte. Die Portugiesen erlitten beim Angriffe große Verluste; Cutinho fiel dabei und selbst Albuquerque ward schwer verwundet.

Wagte es dieser auch nicht, nach so schweren Verlusten die Hauptstadt des Zamorin ferner anzugreifen, so war seine Absicht doch dahin gerichtet, sich einer andern Stadt zu bemächtigen, in der sich seine Landsleute bleibend festsetzen könnten, wo ihre Flotten sichere Stationen fänden, und die er zur Basis aller der Operationen machen könnte, womit sich sein feuriger Geist trug. Timoia, ein indischer Seeräuber und treuer Alliirter der Portugiesen, sprach ihm von Goa.

Diese Stadt liegt auf einer Insel von 23 Meilen Umfang, wenn man eine Erdspitze, die vom Festlande durch einen Morast von Seewasser, den man an verschiedenen Stellen durchwaten kann, getrennt ist, eine Insel nennen mag. Der Boden ist fruchtbar, besteht aus Bergen und Thälern, und genügt fast allen Bedürfnissen einer großen Stadt. Goa war von den Mongolen erobert und der Krone von Delhi einverleibt worden; allein während der Unruhen, welche im Reiche herrschten, hatten sich im Süden mehrere unabhängige Staaten bilden können. Der Souverän von Goa, der den Titel Zabaim führte, war der mächtigste dieser verschiedenen kleinen

Fürsten. Von Timoia hatte der portugiesische Admiral erfahren, daß dieser Fürst, mit verschiedenen Staaten des Innern im Kriege, seine Hauptstadt ohne Vertheidigung gelassen habe.

Albuquerque machte begierig Gebrauch von dieser Eröffnung, und ließ sich von Timoia auf die Rhede von Goa führen, wo er am 25. Februar 1510 ankam. Da die Forts, welche den Hafeneingang vertheidigten, bald weggenommen waren und die Schiffe der Belagerer ihre Breitseiten gegen die Mauern der Stadt kehrten, so wurden die Bewohner wegen ihrer Stadt, falls es zum Sturme käme, besorgt, um so mehr, da die Portugiesen wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet waren. Es kam daher eine Kapitulation zu Stande, und Albuquerque zog als Sieger in die Stadt ein.

Kaum hatte jedoch der Zabaim von der Einnahme seiner Hauptstadt durch die Portugiesen gehört, als er schnell Frieden mit den Staaten des Innern schloß und seine gesammte Kraft von 40000 Mann gegen den äußeren Feind kehrte.

In Bälde traf derselbe mit dieser Armee vor der Stadt ein. Die hauptsächlichste Hoffnung Albuquerques beruhte auf den Mitteln, die er besaß, um die Zugänge zur Insel abzusperren. Der Kanal, der sie vom festen Lande trennte, war übrigens so enge und so wenig tief, daß er für den Feind kein unübersteigliches Hinderniß bot. Albuquerque postirte an den am meisten bloßgestellten Punkten seine besten Truppen unter dem Schutze von Mauern und Verschanzungen. Der indische Fürst, dessen erste Bemühungen, diese Werke wegzunehmen, vollständig scheiterten, entschloß sich dennoch, unter Begünstigung einer der dunkeln und stürmischen Nächte des Monsun, einen letzten Versuch zu machen. In der Nacht des 17. Mai rückten zwei große Truppenkörper auf zwei verschiedenen Punkten vor und drangen, obgleich sie die Wachsamkeit der Portugiesen nicht zu täuschen vermochten, in die Stadt. Die ganze Armee rückte ihnen nach und begann sogleich ihre Operationen gegen dieselbe.

Der Vicekönig fuhr jedoch noch immer fort, sich mit der unerschütterlichen Festigkeit, die ihm eigen war, zu vertheidigen; als er aber den Feind durch Aufstände des Innern und die Unzufriedenheit seines eigenen Heeres unterstützt sah, war er genöthigt, sich in die Citadelle zurückzuziehen, welche an einem Fluß lag, vermittelst dessen der Admiral die Verbindung mit seiner Flotte aufrecht erhielt. Herr der Stadt, griff der Zabaim ohne Verzug die Citadelle an. Indem er mit Steinen beladene große Kähne in

den Fluß versenkte, suchte er den Portugiesen dadurch ihre Verbindung mit der Flotte abzuschneiden, auch machte er verschiedene Versuche, ihre Schiffe anzuzünden. Albuquerque, zu schwach, um solchen Angriffen zu begegnen, sah sich endlich gezwungen, die Citadelle zu räumen. Aber schon war dieß ein schwieriges Unternehmen, er vollbrachte es jedoch mit ebenso vielem Nachdruck als Glück. Nachdem er alle seine Kanonen, seinen Kriegs- und Mundvorrath eingeschifft hatte, räumte er in einer finstern Nacht still die Citadelle und schiffte sich ein.

So gezwungen, wieder in See zu gehen, war das Streben Albuquerques bloß dahin gerichtet, irgend eine glänzende That zu vollbringen, die die Ehre seiner Waffen und den Muth seiner Truppen höhe. Unfern von Goa, zu Pangin, hatte der Feind ein großes verschanztes Lager inne und von da öfters armirte Schiffe ausgesandt, um die Portugiesen zu beunruhigen. Albuquerque wandte sich daher jetzt nach dieser Seite, und landete einen Theil seiner Truppen daselbst mit dem ersten Grauen des Morgens. Ohne vorher bemerkt zu sein, stürzte er sich unter großem Lärm, den er mit Trompeten und Musketenfeuer machen ließ, so wirksam auf das indische Lager, daß der Feind nach allen Richtungen auseinander stob, und in den Händen der Portugiesen eine große Zahl Kanonen und ungeheure Mundvorräthe zurückließ.

Einige Tage später, auf die Nachricht hin, daß der Zabaim eine Flotte gegen ihn auslaufen lasse, sandte ihm Albuquerque einige seiner Schiffe unter dem Befehl seines Neffen Antonio Noronha entgegen. Der Zabaim stand in eigener Person an der Spitze von dreißig wohlbewaffneten Galeeren, ward aber nach einem heftigen Kampfe genöthigt, sich an die Küste zu flüchten. Friedenseröffnungen waren die Folge dieser Niederlage, aber Albuquerque würdigte sie keiner Antwort.

Diese Erfolge hatten den Stolz des Feindes gedemüthigt und ebenso den Muth der Portugiesen gehoben. Der Vicekönig führte daher seine Flotte nach Cananore, um sie daselbst zu verstärken, und sobald es die Witterung erlaube, einen neuen Angriff auf Goa zu machen. Er hoffte dießmal glücklicher zu sein, hauptsächlich wegen des Krieges, der sich neuerdings wieder zwischen dem König von Nersinga und dem Zabaim entsponnen hatte, und wodurch die Streitkräfte des letztern getheilt wurden. Da jedoch Albuquerque über mehr nicht als 1500 europäische und 300 indische Soldaten verfügen konnte, so war es immer noch ein sehr gewagtes Unternehmen, mit einer verhältnißmäßig so geringen Macht eine

große, stark befestigte Stadt, welche von 10000 Mann vertheidigt ward, anzugreifen.

Der Feind hatte zu den Befestigungen des festen Landes noch eine große Ringmauer mit einem Graben, auf der Seeseite aber eine große Verpfählung gefügt, hinter welcher seine Schiffe in aller Sicherheit an ihren Ankern lagen. Kaum war jedoch Albuquerque Angesichts der Stadt angelangt, als er auch schon zur Bestürmung derselben entschlossen war. Er theilte seine Truppen in zwei Körper, wovon der eine unter seiner eigenen Anführung von der Nordseite, der andere aber von der Südseite angreifen sollte. Geführt von Limas und andern ausgezeichneten Offizieren, hatte dieser bald den Feind, der sich der Landung widersetzen wollte, verjagt, und die Portugiesen kamen gleichzeitig mit ihm an den Stadtthoren an. Solche sollten sich eben hinter den Flüchtlingen schließen, als Fernando Melos ein großes Stück Holz dazwischen warf, und die Portugiesen zu gleicher Zeit mit den Indiern eindringen konnten. Diese fuhren zwar fort, sich muthig in den Straßen, in den Häusern und hauptsächlich im Palaste des Zabaim zu vertheidigen. Allein auch von hier verjagt, sammelte sich der Feind auf einem benachbarten Hügel und es kostete noch einen sechsstündigen Kampf, um den Sieg zu vollenden.

Albuquerque war jetzt bemüht, aus Goa die Hauptstadt eines neuen asiatischen Reiches zu machen. Er schickte Gesandte aus und empfieng deren, die er durch Entfaltung einer selbst in Indien unbekannten Pracht in Staunen versetzte, noch mehr aber durch die ungeheuern Befestigungen, welche er anbringen ließ, wie durch die nützlichen Werke, welche er schuf. Sein Streben ging dahin, die Eingebornen für seine Regierung zu gewinnen, und er wandte zu diesem Zwecke ein etwas sonderbares Mittel an. Nachdem er einige weibliche Gefangene gemacht hatte, die den ersten Familien des Landes angehörten, ließ er sie auf's Anständigste behandeln und suchte solche mit seinen Offizieren zu verheirathen, hie und da ohne viel nach dem Geschmack der Betheiligten zu fragen.

Nachdem Albuquerque diese Maßregeln getroffen hatte, nahm er seine früher gehegten Eroberungspläne wieder auf. Zweierlei beschäftigte hauptsächlich seinen Geist: Ormuz, der reiche Hafenplatz des persischen Meerbusens, den er schon früher erobert hatte, und Malacca, das man damals als den Schlüssel zu den asiatischen Regionen und den entferntesten Inseln dieses Welttheils ansah. Er entschloß sich zunächst, die Eroberung des letzten Punktes zu versuchen. Obgleich an der Küste einer unfruchtbaren

Halbinsel gelegen, genoß doch damals die Hauptstadt dieses Königreichs eines fast unglaublichen Wohlstandes vermöge ihrer Lage, die sie zum Mittelpunkt des ganzen Handels von Hindustan, China und der Inseln der indischen Inselgruppe machte, desjenigen Handels, der heut zu Tage die Quelle des Reichthums von Singapore ist. Albuquerque begab sich mit einem kleinen Geschwader dahin, auf dem bloß 800 Portugiesen und 600 indische Soldaten eingeschifft waren, die ganze Macht, mit der er den Kampf gegen mindestens 30000 Indier aufnehmen wollte. So tapfer sich auch der Feind vertheidigte, die Unerschrockenheit Albuquerques und seiner Mannschaft besiegte doch alle Hindernisse. Nachdem er die eingeborne Besatzung aus der Stadt vertrieben hatte, begann er sogleich den Aufbau eines Forts mit den Palasttrümmern des Vicekönigs und setzte die Regierung des Landes in dem Geiste der Festigkeit und der Versicherung ein, den er sich zur Richtschnur seiner politischen Handlungen genommen hatte. Gleichzeitig eröffnete er Unterhandlungen mit den Häuptern von Siam, Java und Sumatra.

Während er sich damit beschäftigte, hatte der Zabaim alle seine verfügbaren Streitkräfte gesammelt und war an der Spitze einer zahlreichen Armee auf die Insel gedrungen, auf der die Stadt Goa erbaut ist; er hatte sogar ein Fort, Benaster genannt, darauf angelegt und schloß von da aus die Stadt ein. Albuquerque, dem es mittlerweile gelungen war, bedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen, die ihm von Europa zukamen, zwang damit den Feind, die Belagerung von Goa aufzuheben, er ward jedoch mehrmals zurückgeschlagen, ehe es ihm gelang, den Zabaim auch aus Benaster zu vertreiben und ehe er das Uebergewicht der Portugiesen auf der kleinen Insel Goa, die heute noch der Krone Portugal gehört, feststellen konnte.

Der Vicekönig nahm jetzt seine weiteren Eroberungspläne auf. Zunächst scheiterten zwei seiner aufeinanderfolgenden Versuche auf Aden, das damals der Haupthafen des rothen Meeres war, und es vielleicht in den Händen der Engländer wieder werden wird, die es seit 1839 besitzen. Zurückgeschlagen, rüstete er eine neue noch mächtigere Flotte aus, und segelte auf derselben mit 1500 Europäern und 600 indischen Soldaten nach Ormuz, dessen Oberhaupt nicht einmal den Widerstand versuchte. Das berühmte und reiche Ormuz ward auf diese Weise eine portugiesische Niederlassung, und Albuquerque hatte damit einen Erfolg errungen, der seinem Ehrgeiz in diesem Theil der Welt, in dem er durch Sieg und

Staatskunst die Flagge seiner Nation zur herrschenden gemacht hatte, fast nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Aber jetzt war auch seine glänzende Laufbahn ihrem Ende nahe; er war bereits in höherem Alter angelangt, und seine, durch so große Anstrengungen erschütterte Gesundheit gab zu Besorgnissen Anlaß. Sich krank fühlend, wollte er nach Goa zurückkehren; auf dem Wege dahin längs der Küste von Cambay vernahm er Nachrichten, die ihn tief erschütterten. Eine neue Flotte war aus Portugal unterwegs, unter dem Befehl des Lopez de Soarez, des Mannes, den er am meisten haßte und der an seiner Stelle zum Vicekönig bestimmt war. Derselbe brachte neue Ernennungen zu Befehlshabern der Flotte und der Forts mit, die alle aus der Reihe seiner Gegner genommen waren. Seine Macht und sein Einfluß waren gebrochen; kein Brief, keine Ehrenauszeichnung versüßten die Ungnade, in die er gefallen war.

Er war tödtlich verletzt. Ihn, den schwachen, erschöpften, sterbenden Mann wollten seine Offiziere bereden, daß er in ihrer Anhänglichkeit Mittel genug besitze, den Befehlen eines undankbaren Königs zu trotzen, und in den indischen Meeren sein Uebergewicht als Sieger zu behaupten. Vielleicht hätte er dieser gefährlichen Versuchung nicht lange widerstehen können; allein einige Tage ruhiger Ueberlegung ließen ihn sie von sich weisen, und er dachte bald an nichts mehr, als seine verwundete Eitelkeit mit sich in's Grab zu nehmen. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch einen Brief voll des edelsten Stolzes an den König von Portugal, um seinen Sohn dessen Gnade zu empfehlen.

Am 16. Dezember 1515 starb er, der der Herrschaft der Portugiesen in Indien die stolze Bahn gebrochen hatte. Zur Zeit seines Todes war das portugiesisch-indische Reich auf seiner Höhe angelangt. Was später noch hinzugefügt ward, waren kleine Striche der afrikanischen und Coromandelküste. Vom Cap der guten Hoffnung an bis an die Gränze von China hatten die Portugiesen etwa 30 Niederlassungen gegründet. Auf dem indischen Ocean waren ihre, besser als die der Eingebornen bewaffneten und bemannten Schiffe fast immer und mit geringen Anstrengungen Sieger. Alle Schiffe der Eingebornen, welche den indischen Ocean befuhren, konnten dieß nur vermittelst der von den Portugiesen ausgestellten Sicherheitspässe. Diese Art Herrschaft, welcher der fast ausschließliche Besitz des Handels zwischen Indien und Europa Werth verlieh, blieb ihnen länger als ein Jahrhundert. Die Geschichte dieses Zeitraumes enthält fast nichts als ihre

Kämpfe gegen die Eingebornen, denen die Unduldsamkeit ihres religiösen Geistes bald einen tiefen Haß gegen sie einflößte. Beseelt von diesem Hasse richteten die Fürsten der Eingebornen von Zeit zu Zeit ihre heftigsten Angriffe gegen sie; allein die Tapferkeit und Mannszucht der Europäer giengen stets als Sieger hervor.

Dank der Entfaltung dieser glänzenden Eigenschaften behaupteten die Portugiesen während des ganzen 16. Jahrhunderts ihre Besitzungen an den indischen Küsten und ihre Oberherrschaft auf den indischen Meeren; sogar noch nach der Epoche, mit der ihr Unternehmungsgeist zu erlahmen begann, wirkten der ruhmvolle Name und die moralische Macht, die sie sich erworben hatten, in dem Grade nach, daß die Eingebornen es nicht wagten, ihr Joch abzuschütteln. Aber gegen das Jahr 1600 erschien ihnen in den Meeren Asiens ein neuer, viel furchtbarerer Gegner als alle die, denen sie bis jetzt in diesem Theile der Welt begegnet waren. Durch die Tyrannei des spanischen Philipp II. zur Verzweiflung getrieben, hatten sich die Holländer gegen Spanien aufgelehnt, und nach einem langen, blutigen aber ruhmvollen Kampfe unter den unabhängigen Staaten Europas ihren Platz eingenommen. Sogar noch ehe sie von den übrigen Staaten Europas als unabhängig anerkannt waren, besaßen sie schon den Ruf, eine der ersten Seemächte Europas zu sein. Sich beengt fühlend auf einem wenig fruchtbaren Boden, und da ihre Bevölkerung rasch zunahm durch die Menge von Flüchtlingen, welche bei ihnen die doppelte Wohlthat bürgerlicher und religiöser Freiheit suchten, sahen sie sich gleichsam durch die Noth gezwungen, dem Weltmeere Mittel ihrer Ernährung oder Bereicherung abzuverlangen. Die glückliche, ebenso dem Fischfang als dem Handel günstige Lage ihrer Küsten hatte es ihnen möglich gemacht, in diesen Zweigen menschlicher Betriebsamkeit Fortschritte zu machen, die damals die aller andern Seemächte in Schatten stellten. Ein Volk, wie das holländische, das seine ganze Thätigkeit zur See entfaltete, mußte nothwendig in Bälde dieselbe dem indischen Handel zuwenden, dem man stets, aber damals noch in höherem Grade als jetzt, eine eingebildete Bedeutung beilegte. Uebrigens waren die Holländer nicht sogleich stark genug, die Flotten Spaniens und Portugals, welche die Zugänge nach Indien bewachten, zu bekämpfen. Sie versuchten zunächst, nordwärts ihren Weg nach Asien zu finden, was die Unvollständigkeit der damaligen geographischen Kenntnisse nicht als so überaus schwierig erkennen ließ. Drei in dieser Richtung aufeinanderfolgende Unternehmungen scheiterten jedoch und der geringe

Erfolg, von dem sie begleitet waren, bewies zum wenigsten, daß, wenn dieser Weg auch vorhanden ist, derselbe doch der Handelsschifffahrt nur äußerst geringen Nutzen gewährt.

Die Holländer mußten daher die Unmöglichkeit erkennen, den Portugiesen auf andere Weise die Spitze zu bieten, als indem sie ebenfalls den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung aufsuchten; sie entschlossen sich kühn dazu. Was sie hierzu zu wissen brauchten, verschaffte ihnen ein patriotischer Mann Namens Cornelius Houtmann, der es während seines langen Aufenthaltes zu Lissabon erkundet hatte.

Die Behörden dieser Stadt, deren Argwohn sein eifriges neugieriges Benehmen erregt hatte, hatten ihn in's Gefängniß gesetzt, aus dem er nur gegen ein sehr hohes Lösegeld entlassen ward. Dank seinen Belehrungen, hatten jedoch die Holländer in drei Monaten ein wohlbewaffnetes und mit allen geeigneten Handelsartikeln versehenes Geschwader von vier Schiffen ausrüsten können. Houtmann, der selbst den Oberbefehl darüber führte, segelte im Herbste 1596 ab und kam nach einer langen, aber nicht mit besondern Schwierigkeiten verknüpften Reise vor Bantam auf der Insel Java an. Anfänglich fand er daselbst eine sehr gute Aufnahme und Behandlung; später aber gerieth er in Streit mit dem Könige des Landes, ward gefangen gesetzt, in Ketten gelegt, und erhielt seine Freiheit nur gegen Aufopferung eines Theils seiner Ladung. Er kehrte hierauf nach Europa zurück, wo er mit Triumph empfangen wurde; er hatte damit den Holländern den Weg und die Möglichkeit gezeigt, eine Flotte in diese fernen Regionen zu führen und sie vor dem Feinde sicher zu stellen. Die Handelsgesellschaft, welche die Ausrüstung des ersten Zugs besorgt hatte, sandte, verstärkt durch die Kapitalien einer zweiten, welche sich bei der Rückkehr Houtmanns bildete, in den ersten Monaten des Jahrs 1599, unter Houtmanns und Van Necks Befehl, eine zweite Flotte dahin aus, die nicht weniger als acht Fahrzeuge zählte. Dieselben erreichten glücklich die Küste von Sumatra, wo sie sogleich ihre Ladungen mit bedeutendem Gewinne verkauften, so daß Van Neck das darauf folgende Jahr vier mit Spezereien beladene Schiffe in dem Hafen von Amsterdam ausladen lassen konnte.

Diese glücklichen Erfolge ermuthigten die Holländer. Mehrere neue Handelsgesellschaften waren in der Bildung begriffen. Die Resultate ihres Wetteifers waren so groß, daß im Jahr 1600, also kaum nach Verfluß von fünf Jahren, seitdem die Holländer das erste Mal das Cap der guten

Hoffnung umsegelt hatten, vierzig ihrer Schiffe mit Ladungen von 400 bis 600 Tonnen nach den indischen Meeren unterwegs waren. Ihre Thätigkeit und geschäftliche Sorgfalt hatten nahezu die Portugiesen aus diesen Breitegraden verdrängt. Bis dahin hatten sie sorgfältig, indem sie sich von den Orten fern hielten, welche die Schiffe ihrer Rivalen besuchten, alles Zusammentreffen mit denselben vermieden; in dem Verhältnisse aber, wie ihre eigenen Erfolge und Kräfte zunahmen, dachten sie an die Vertreibung derselben. Sie brauchten von da an alle denkbaren Mittel, um die Unzufriedenheit der Eingebornen gegen die Portugiesen zu erregen, die selbst einzusehen begannen, daß es diesen weniger um den Handel als um die Eroberung zu thun war, und gegen die sie schon wegen ihres religiösen Bekehrungseifers stark aufgebracht waren. So kam es, daß die Malaien, aufgereizt und unterstützt durch einige portugiesische Freiwillige, sich eines Tags durch Ueberraschung des Forts Aschin bemächtigten und dessen ganze Besatzung bis auf den letzten Mann niedermetzelten. Die Portugiesen verloren ebenso mehrere ihrer Niederlassungen auf den Molukken, während die Holländer mit jedem Tage mächtiger wurden.

Philipp II. von Spanien, dem nach dem Tode Sebastians auch die Krone Portugals zufiel, konnte nicht ohne großen Aerger seine Unterthanen aus diesen herrlichen Besitzungen vertrieben sehen, durch die Waffen derselben rebellischen Provinz, die seine Tyrannei zum Widerstand getrieben, aus der seine Fehler eine große Seemacht gemacht hatten. Auf die Nachricht, daß man in Holland die Rückkehr einer großen indischen Flotte erwarte, ließ er im Geheimen dreißig Kriegsschiffe ausrüsten, die sich des unterwegs befindlichen holländischen Geschwaders bemächtigen sollten. Bei den Cap-Vert-Inseln begegnete die spanische Flotte acht holländischen Schiffen, die unter dem Befehl von Spilbergen auf dem Wege nach Indien waren; durch seinen Muth und die Gewandtheit seiner Taktik gelang es jedoch diesem, die Angreifer zurückzuschlagen, und ohne großen Verlust seinen Weg fortsetzen zu können. Dieser erste Versuch, den Philipp II. zur See machte, um die wachsende Handelsmacht der Holländer zu bekämpfen, scheint auch der letzte gewesen zu sein; fortan war er mehr bemüht, sie zu Lande in die Enge zu treiben, allein, wie man weiß, mit ebenso wenig Erfolg. Als auch dieß fehlgeschlagen war, untersagte er den Holländern unter Androhung der schwersten Strafen allen Verkehr mit spanischen Besitzungen. Die Portugiesen in Indien fuhren jedoch noch eine Zeitlang fort, hierin von den Spaniern der Philippinen unterstützt, gegen alle hollän-

dischen Schiffe zu kreuzen; aber den Holländern gelang es nichts destoweniger, sie von den Gewürzinseln zu vertreiben. Im Jahr 1605 verstärkten dieselben ihre Flotte in den indischen Meeren um 19 Kriegsschiffe mit einer Bemannung von 2000 guten Truppen. Mit dieser Streitmacht griffen sie an und bemächtigten sich nach und nach der Niederlassungen ihrer Rivalen auf den Inseln Amboina und Timor, indem sie alle Schiffe derselben, denen sie begegneten, wegnahmen und so ihre Uebermacht in allen indischen Meeren geltend machten.

Es blieb nun den Holländern nichts übrig, als sich noch Malaccas zu bemächtigen, woraus die Portugiesen den Hauptplatz ihrer indo-chinesischen Niederlassungen gemacht hatten. Der holländische Admiral Matelief führte seine Flotte vor diese Stadt; allein dieselbe war in dem Grade vorbereitet, ihn zu empfangen, daß derselbe nach mehreren Wochen nachdrücklicher, aber unnützer Bemühungen das Unternehmen aufgab. Wie groß mußte aber sein Erstaunen sein, als er auf der Rückkehr sich zu Amboina mit Kanonenschüssen empfangen und die spanische Flagge auf den Wällen wehen sah! Diese Umwälzung war durch einige, von den Philippinen aus abgesandte Schiffe bewirkt worden, deren Mannschaft, aus seiner Abwesenheit Nutzen ziehend, sich auf diese wichtigen Inseln geworfen und sie ohne Mühe erobert hatte, da sie von ihm fast ohne alle Vertheidigung gelassen worden waren. Matelief hatte anfänglich darüber die Fassung verloren, allein er schöpfte Muth aus der Tapferkeit seiner Truppen und griff das Fort an, das er im Sturme eroberte, indem er die unglückliche Besatzung desselben über die Klinge springen ließ. Von hier aus wandte er sich auch den übrigen Inseln zu, und hatte sie sämmtlich in weniger als zwei Monaten für sein Vaterland wieder erobert.

Einige Zeit darauf führten die Holländer den Plan einer Niederlassung auf der Insel Ceylon aus. Im Jahr 1605 sandten sie unter dem Befehl des Van Weerth eine Expedition aus, die anfänglich wie alle ihre früheren gut aufgenommen ward. Als aber Van Weerth ein feierliches, dem Könige dieser Insel gegebenes Versprechen verletzte und sich an dem Hofe desselben mit dem Stolze benahm, den seine Landsleute überall zur Schau zu tragen begannen, ward derselbe gefangen gesetzt und zusammengehauen. Seine tapfern Genossen, die, trotz ihrer großen Minderzahl, so kühn waren, seinen Tod rächen zu wollen, mußten dasselbe Loos theilen. Dieß hielt jedoch den Generalgouverneur Bort, in der richtigen Ansicht, daß das Unglück des Van Weerth bloß seinem schuldhaften Benehmen beizumessen

sei, nicht ab, eine neue Expedition, unter dem Befehl des Marcellus Boschkuwer, eines ebenso tapfern als geschickten Offiziers, nach Ceylon abzusenden. Dieser langte daselbst in dem kritischen Momente an, wo die Portugiesen mit einer starken Streitmacht, die sie von ihrer Hauptniederlassung Colombo aus abgerichtet hatten, die Hauptstadt des Radschah so enge einschlossen, daß dieser bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, sich halten zu können. Indem der holländische Befehlshaber die Operationen der Kandier leitete und ihnen seine eigene Mannschaft zur Unterstützung zugesellte, errang derselbe für den Radschah einen vollständigen Sieg. Zum Dank dafür erlaubte ihm dieser sogleich, unter den günstigsten Bedingungen eine dauernde Niederlassung zu gründen. Allein erst im Jahr 1656 triumphirten, nach einem langen und blutigen Kampfe, die Holländer vollständig über ihre Rivalen. In diesem Jahre kapitulirte Colombo nach einer Belagerung von 7 Monaten, und die Portugiesen wurden vollständig von der Insel Ceylon vertrieben.

Auf diese Weise Herren des indischen Archipels geworden, wollten die Holländer eine Stadt gründen, die die Hauptstadt ihrer asiatischen Besitzungen und der Mittelpunkt ihrer gesammten politischen und Handelsthätigkeit für diese Breitegrade würde. Sie wählten hierzu eine Oertlichkeit, die an dem westlichen Ende der Nordküste von Java vortheilhaft auf dem Wege nach den Gewürzinseln gelegen ist, und von wo aus man leicht nach Sumatra, Borneo und Celebes gelangt. Nach dem alten Namen ihres Landes nannten sie diese Stadt Batavia.

Die Holländer fuhren in ihren Anstrengungen, sich Malaccas zu bemächtigen, fort, gelangten aber erst im Jahre 1640 nach einer sehr anstrengenden Belagerung dazu. England war auf dem Festlande der gefährlichste Gegner Portugals geworden. Dieser neue Rivale hatte sie bald, trotz des Einflusses, den sie an dem Hofe des Großmoguls besaßen, von Surate und den andern Häfen Gudscherats verdrängt. Eine gemeinschaftlich von den Engländern und dem Schah-Abbas von Persien ausgesandte Expedition beraubte sie Ormuz's; der Iman von Maskat verjagte sie aus der Mehrzahl ihrer Besitzungen an der afrikanischen Küste. Heut zu Tag bilden Goa und Mozambik, beide arm, ohne Handel und in Trümmern liegend, den letzten Rest von der stolzen Herrschaft, welche der große Albuquerque in Indien gegründet hatte.

Erstes Auftreten der Engländer in Indien bis zur Gründung der englisch-ostindischen Compagnie. Von der

Zeit an, wo die Luft an Abenteuern und der Handelsgeist in England erwachte, ist der indische Handel daselbst als eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern betrachtet worden. Die ungemessenen Hoffnungen, die man darauf gründete, waren ohne Zweifel mit vielen Täuschungen verbunden. Es war jedoch Mancherlei, was damals, als Europa sich auf die Laufbahn des Handels zu begeben begann, dem indischen Handel einen besondern Glanz verlieh. Die ersten Erzeugnisse, die man aus jenem Lande einführte, bestanden aus schöneren und reicheren Stoffen, als alle die waren, welche man damals in Europa fabricirte, ohne von seinen Diamanten, Perlen, Goldarbeiten und Gewürzen zu sprechen. Der große Maßstab, in dem die Geschäfte daselbst abgeschlossen wurden, die beträchtlichen Vermögen, die sich von Zeit zu Zeit dabei ansammelten, verliehen diesem Handel einen Anschein von Großartigkeit, den man im gewöhnlichen europäischen Verkehr vergebens suchte. Die fast unermeßliche Entfernung der Länder, worauf sich die Unternehmungen erstreckten, verbunden mit dem Ungewissen und Abenteuerlichen, was nothwendig damit verknüpft sein mußte — alles trug dazu bei, sie nur um so lockender für den kühnen und unternehmenden Geist des sechszehnten Jahrhunderts zu machen.

Die Handels- und Seeentwicklung Englands fällt in die Zeit der Regierung Eduards VI., und mehr noch der der Königin Elisabeth. Bis dahin waren Spanier und Portugiesen ihm in der Seefahrt weit überlegen. Diese beiden Völker hatten während einer bewunderungswürdigen Ruhmperiode die Bahn zu den großen Entdeckungen geöffnet und waren bereit, mit ihrer, damals großen Macht die Reiche zu vertheidigen, welche sie erobert hatten. Dagegen hatten die Engländer auf dem neuen Wege zu Ruhm, Macht und Reichthum, der sich ihnen öffnete, nicht nur die Gefahren langer Seereisen, sondern auch den kräftigsten Widerstand von Seiten zweier Völker zu fürchten, welche damals um die Oberherrschaft der Meere kämpften.

England begab sich jedoch mit Enthusiasmus auf diesen neuen Weg; nicht nur Kaufleute, sondern auch Krieger und Staatsmänner, ja sogar Hofleute wurden mit fortgerissen. Unter Königin Elisabeth entstand in England eine ganze Generation großer Männer. Zunächst waren sie bemüht, eine neue Straße nach Indien aufzufinden, worauf sie keine Gefahr liefen, so furchtbaren Rivalen zu begegnen, als die Portugiesen

waren. Ihre ersten Versuche waren nach der Nordseite von Asien gerichtet; allein sie waren ebenso wenig wie die Holländer im Stande, in dieser Richtung durchzudringen. Eine aus drei Schiffen bestehende, auf Kosten einer Handelsgesellschaft ausgerüstete Expedition, unter dem Befehl des tapfern Sir Hugh Willoughby, ging elend zu Grunde. Zwei seiner Schiffe scheiterten an der Küste von Lappland; ihre Mannschaft, welcher keine andere Wahl blieb, als in diesem furchtbaren Clima zu überwintern, kam vor Kälte und Entbehrungen um. Richard Chancelor erreichte zwar das weiße Meer mit dem dritten Schiffe, und begab sich von da nach Moskau, wo er mit dem russischen Hofe, den man damals im übrigen Europa noch wenig kannte, in Verbindung trat. Die Abenteurer faßten von da an den Gedanken, sich durch Persien und Rußland einen Weg nach Indien zu bahnen. Vergebens wandten sie vielen Muth und viel Geld an dieses Unternehmen; einige ihrer Agenten drangen nach Persien durch das kaspische Meer, andere bis nach Bokhara, der Hauptstadt der unabhängigen Tartarei, nach Indien gelangte aber keiner. Am Ende begriffen Alle, daß, wenn auch diese Straße nach Indien frei wäre, der Handel doch keinen so langen und kostspieligen Umweg gestatte, daß dagegen die des persischen Meerbusens und rothen Meeres stets die kürzeste und wenigst kostspielige sein würde; sie gaben daher ihre bisher verfolgte Absicht auf und kehrten nach England zurück.

Nachdem dieser Plan somit vereitelt war, versuchte man die nordwestliche Breite, indem man an der Nordküste von Amerika hinauf-, und auf der andern Seite wieder hinabfahre. Man dachte sich, oder man hoffte vielmehr damals, daß das Festland von Amerika in einem allerdings hohen Breitegrade in ein Vorgebirg auslaufe, das sich leicht umsegeln lasse, um so in's stille Meer und über dasselbe an die Ostküste von Asien zu gelangen. Eine Reihe berühmter Seefahrer: Cabot, Frobisher, Davis, Hudson, lenkten in dieser Richtung das Ziel ihrer energischen, unerschrockenen, ausdauernden Bestrebungen, und man kann sagen, daß noch in diesem Jahrhundert die Parry, Roß, Black u. s. w. dieselbe Bahn, wenn auch mehr zu bloß wissenschaftlichem Zwecke verfolgten; denn heut zu Tage, wo diese Straße gefunden ist, täuscht sich Niemand über deren praktischen Werth mehr

Das unglückliche Resultat aller dieser Versuche, um über den Norden der großen Festlande oder vermittelst großer Binnenländer in die indischen Meere zu gelangen, zwang endlich die Engländer, an der Straße um

das Cap der guten Hoffnung festzuhalten, als der einzigen, die sich mit Vortheil verfolgen lasse. Allein König Philipp II. von Spanien behauptete in seiner Eigenschaft als König von Portugal ein ausschließliches Recht an die Benützung dieser Straße zu haben, und der von ihm erhobene Anspruch schien nach damaligem Völkerrecht allerdings begründet. Anderseits hegte die Regierung von England keinen besondern Wunsch, mit dem mächtigsten Souverain jener Zeit deßhalb in Krieg zu gerathen; überdieß liefen bewaffnete Handelsschiffe an den Küsten von Portugal oder in der Nähe der Niederlassungen des Königs von Spanien an der afrikanischen oder asiatischen Küste, Gefahr, von Rivalen angegriffen zu werden, die niemals Quartier gaben.

Da jedoch die Pläne der englischen Seefahrer immer großartiger wurden, und England sich stets mehr den größten Seemächten Europas an die Seite stellte, so wollte man noch eine letzte Straße versuchen, worauf keine Rivalen zu fürchten waren. Drake, ein Mann, der mit Auszeichnung im Golf der Antillen und an der Küste von Amerika gedient hatte, nahm den Plan auf, südlich nach Indien zu dringen. Die Reichthümer, welche er sich auf seiner bisherigen Laufbahn erworben hatte, verwandte er auf die Ausrüstung von fünf Fahrzeugen, wovon das größte nur 100 Tonnen, das kleinste bloß 12 Tonnen faßte. Er rüstete sie vollständig aus und nahm reiche Ladungen aus den schönsten Mustern der englischen Industrie und sogar eine Musikbande mit. Nachdem er von Plymouth, den 13. Dezember 1577, abgefahren war, passirte er im August des darauf folgenden Jahrs die magellanische Meerenge. Er kreuzte hierauf einige Monate lang an den Küsten von Spanisch-Amerika, enthielt sich wohl auch nicht, das eine oder andere reiche Schiff zu kapern, dem er auf seiner Fahrt begegnete. Bereichert durch seine Prisen, wollte er, obgleich sein kleines Geschwader sich bis auf ein einziges Schiff vermindert hatte, durch den Nordwesten von Amerika nach Europa zurückkehren. Er segelte auch wirklich nach der Küste von Californien, das er zuerst entdeckt zu haben glaubte, und dem er den Namen Neualbion gab. Allein mehr nördlich sah er, daß sein Vorhaben unausführbar sei und suchte daher über das stille Meer, an den Molukken vorüber, den Weg nach Europa zurück. Ohne sich irgendwo sonst aufzuhalten, lenkte er seinen Weg nach den Gewürzinseln, deren kostbare Erzeugnisse damals im ganzen Westen geschätzt waren. Der König von Ternate, damals im Kriege gegen die Portugiesen begriffen, empfing den englischen Seefahrer mit der größten Artigkeit, der auf diese

Weiſe den Ruhm genoß, als der erſte einen Handel zu eröffnen, den England ſeitdem auf ſo wunderbare Weiſe entwickelt hat. Längs der Inſel Java erreichte er das Cap der guten Hoffnung, ohne einen andern Punkt des aſiatiſchen Feſtlandes anzufahren; nachdem er noch in Sierra Leone Anker geworfen hatte, um friſche Lebensmittel und Waſſer einzunehmen, traf er am 26. September 1580, nach 2½jähriger Reiſe wieder in Plymouth ein, wo er von allgemeinem Jubel begrüßt ward. Der von Drake erlangte Ruhm war ein Sporn für andere Kapitäne, ſeinen Spuren zu folgen. Thomas Cavendish, ein reicher Gutsbeſitzer aus der Grafſchaft Suffolk, der unter dem Befehl des Sir Richard Granville die Seekunſt erlernt hatte, verkaufte ſeine Güter und verwandte deren Ertrag zu einer Spekulationsreiſe in das Südmeer und um die Welt. Nachdem er von Plymouth am 21. Juli 1586 abgereist war, befand er ſich in den erſten Monaten des folgenden Jahrs an der Küſte von Spaniſch-Amerika, wo er, auch hierin dem Beiſpiel Drakes folgend, zahlreiche und ſehr koſtbare Priſen machte. Von da an fuhr er über das ſtille Meer und legte bei Guahani, einer der Ladronen, an. Hierauf beſuchte er die Philippinen, die damals von den Spaniern beſetzt waren, nach dieſen die Molukken und Java, und kam im September 1588 um das Cap der guten Hoffnung herum wieder in Europa an.

Trotz dem Erfolg dieſer Reiſen und der Bewunderung, welche ſie erregten, konnte man doch dergleichen Expeditionen nicht als Muſter eines geregelten Handels anſehen, und hatte ſtets nach einer leichteren, geeigneteren Straße geforſcht. Vor der Rückkehr Drakes war es im Vorſchlag geweſen, durch das Mittelmeer, über Aleppo und Bagdad, den perſiſchen Meerbuſen und Ormuz an die Küſte von Malabar zu gelangen. Ein anderer Engländer, Stevens, der die Reiſe nach Goa auf einem portugieſiſchen Schiffe gemacht hatte, gab eine Beſchreibung ſeiner Reiſe heraus, worin er die Fruchtbarkeit der Gegend, in der dieſe Stadt liegt, die Vortheile, welche ſie dem Handel biete und die Bereitwilligkeit, mit der ſein Hafen dem Handel aller Nationen geöffnet ſei, in den glänzendſten Farben ſchilderte. In Folge deſſen ſandte die Regierung der Königin den John Newberry und Ralph Fitch, die zwei Perſonen, welche am meiſten die Nothwendigkeit der Benutzung der neuen Straße dargelegt hatten, mit zwei Briefen aus, wovon der eine an den Kaiſer von China, der andere an den Großmogul Kaiſer Akbar gerichtet war. In dieſen Sendſchreiben ſuchte die Königin von England das Wohlwollen dieſer Machthaber für

die Ueberbringer derselben, welche aus so weiter Entfernung in ihre Länder des Handels wegen kämen, nach, und versprach in geeigneten Fällen deren Unterthanen das Gleiche angedeihen zu lassen. Die Sendboten verließen England mit diesen Briefen Anfangs des Jahres 1583.

Nachdem die beiden Engländer von Seiten der portugiesischen Behörden in Ormuz manches Drangsal erlitten hatten, erhielten sie endlich die Erlaubniß, sich nach Goa zu begeben; kaum aber, nach einer gefahrvollen Fahrt, daselbst angekommen, wurden sie in's Gefängniß geworfen. Was man ihnen zum Vorwurf machte, bestand sonderbarer Weise darin, daß man Drake anklagte, zwei Kanonenschüsse auf eine portugiesische Brigg in den Gewässern von Malacca gethan zu haben. Die beiden Engländer wußten hievon nichts, und wiesen nach, wie ungerecht es sei, daß man Engländer so grausam behandle, während man Franzosen, Flamänder, Türken, Perser, Moskoviten u. s. w. freien Aufenthalt und Verkehr in Goa gestatte. Nachdem man sie einen Monat lang in Gefangenschaft gehalten hatte, ließ man sie zwar frei, aber nur gegen Erlegung der Summe von 2000 Pardaos als Sicherheit dafür, daß sie die Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen würden.

Waren sie auch hierzu wenig geneigt, da sie vortheilhafte Geschäfte daselbst machten, so wurde ihnen doch bald darauf ein großer Theil ihrer Waaren gestohlen; sie mußten viel Geld auf Bestechungen verwenden, und man preßte ihnen noch größere Summen als Sicherheitsleistungen aus. Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte, und nachdem sie ihre Beschwerden dem Gouverneur vorgetragen hatten, erhielten sie von diesem eine wenig befriedigende Antwort; man bedrohte sie vielmehr mit neuem Unglück, indem man ihnen ankündigte, daß neue Klagepunkte gegen sie vorlägen. Diese Erklärung mußte sie in starke Unruhe versetzen, sie fürchteten als Sclaven behandelt, oder, wie man ihnen andeutete, erdrosselt zu werden. Sie entschlossen sich daher, die Flucht zu ergreifen, so lange sich ihnen hierzu die Möglichkeit biete, und verließen daher am 5. April heimlich die Stadt, dem Innern zu.

Die beiden Engländer veröffentlichten in ihrer später erschienenen Reisebeschreibung einen Bericht über das, was sie auf ihrer Reise durch den größeren Theil von Hindustan wahrgenommen hatten, einen Bericht, der um so interessanter für jene Zeit war, da kein Europäer jemals vor ihnen jene Theile bereist hatte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VERTHEIDIGUNG DES KHEYBER PASSES

DURCH AFFGHANISTAN MUH

Carlsruhe, Kunstverlag

unter=
eine
jener
inem
nnte.
nden
elbst
Por=
nals
der
llein
chste
nals
gen
ten.
ige,
den
am
on
en
en
gt
y=
rd
n=
n
t
d
3

... Anker zu lichten, segelte sein Schiff nun nach Zan=

Obgleich nun diese Expedition für die Abenteurer, welche sie unternommen hatten, ruhmvoll verlief, und obgleich man durch dieselbe eine Masse interessanter Mittheilungen über den Handel und die Producte jener Länder erhielt, so war es doch klar, daß ein so vielen Gefahren auf einem so weiten Wege ausgesetzter Handel weder sicher, noch nützlich sein konnte. Zwar betrieben ihn die Venetianer auf gleiche Weise; allein sie befanden sich hierzu in einer geographisch günstigeren Lage als England, und selbst ihnen liefen seit der Entdeckung des Caps der guten Hoffnung die Portugiesen den Rang ab. Das Interesse des Handels bestund damals entschieden auf der letzterwähnten Straße, als der einzigen, die mit der größtmöglichen Sicherheit die meisten andern Vortheile verbinde; allein dieselbe ward von den Spaniern und Portugiesen auf's Argwöhnischste bewacht, weßhalb die englische Regierung, wenn sich solche auch damals mit diesen Nationen im Kriege befand, Anstand nahm, Unternehmungen zu begünstigen, die jeden Friedensabschluß fast unmöglich gemacht hätten. Im Jahre 1591, am 10. April, verließen indeß wieder drei Fahrzeuge, unter den Befehlen der Seecapitäne Raymond, Kendal und Lancaster, den Hafen von Plymouth. Im August desselben Jahres, wo solche sich am Cap befanden, hatten die Mannschaften dieser Schiffe in dem Grade von Krankheiten gelitten, daß man für gut hielt, den Capitän Kendal mit den Kranken nach Europa zurück zu senden. Die beiden andern Capitäne setzten ihre Reise fort; als sie aber auf der Höhe des Caps Corriente angelangt waren, geriethen sie in einen so furchtbaren Sturm, daß das Schiff Raymonds, der die beiden noch übrigen befehligte, von dem andern getrennt ward und spurlos verschwand. Das allein noch übrige, unter dem Befehl Lancasters, ward einige Tage später von einem neuen Sturme getroffen, dessen Blitzschläge vier der Mannschaft tödteten, und fast den ganzen Rest verwundeten oder blendeten. Nachdem sie sich jedoch wieder etwas erholt hatten, erreichten die Seeleute die Insel Comor, wo sie Lebensmittel und Wasser einnahmen. Die Eingeborenen bewiesen sich anfänglich keineswegs feindlich, und es entspann sich schnell mit denselben ein freundschaftlicher Verkehr, bis eines Tages zwei Schiffsabtheilungen, jede von 16 Mann, die nöthiger Arbeiten wegen an's Land gesandt waren, plötzlich von den falschen Insulanern angegriffen wurden. Capitän Lancaster erlebte den Schmerz, sie sämmtlich erliegen zu sehen, ohne daß es ihm möglich war, ihnen zu rechter Zeit Hülfe zu bringen.

Genöthigt, die Anker zu lichten, segelte sein Schiff nun nach Zan-

zibar, wo er guten Ankergrund fand und dasselbe wieder ausbessern lassen konnte; dort vernahm er aber, daß die Portugiesen ihn anzugreifen beabsichtigten. Widrige Winde entführten ihn von da und warfen ihn auf die Insel Socotara, wo er günstigere Winde abwartete, die ihn schnell nach dem Cap Comorin brachten. Nachdem er dasselbe (Mai 1592) umsegelt hatte und in die Nähe der Nicobaren gerathen war, ohne jedoch Kenntniß davon zu haben, berührte er Sumatra und von da die heute noch unbewohnten Inseln von Pulo Penang. Dort brachte er die von ihm so genannte Winterzeit zu, d. h. diejenige der Stürme, denen diese Meere in den Monaten Juli und August ausgesetzt sind. Längs der Küste von Malacca begegnete er drei Schiffen, im Gehalte von 65 oder 70 Tonnen, jedoch nur einem nahe genug, um es angreifen zu können; da es sich fand, daß dasselbe einer Gemeinschaft von Jesuiten gehöre, wie wenigstens der Engländer wissen wollte, so trug er kein Bedenken, sich desselben zu bemächtigen. Da ihm diese leichte, gewinnbringende Art, Geschäfte zu machen, sehr wohl gefiel, so begab er sich in die Meerenge von Malacca, durch welche alle portugiesischen Schiffe auf ihren Fahrten nach China und den Molukken passiren mußten, auf's Kreuzen. Zunächst nahm er ein mit Reis beladenes Schiff von Negapatnam, ließ aber ein zweites schönes Schiff von 400 Tonnen entschlüpfen; einige Tage darauf entschädigte ihn jedoch reichlich die Wegnahme einer prächtigen Gallione von Goa, die sich ihm ohne Kampf ergab. Sie war reich mit allen Erzeugnissen Indiens beladen. Allein diese schöne Prise nützte ihm nur wenig, aus dem Grunde, weil es dem Capitän und der Mannschaft derselben gelang, sich zu retten, und weil Lancaster, im Unwillen über den Ungehorsam der Seinigen, sie sich selbst überließ, um nur so schnell wie möglich wieder die hohe See zu gewinnen.

Hierauf begab er sich in die Bucht von Junkseylon, um sich Theer zum Kalfatern seines Schiffes zu verschaffen, und wandte sich von da nach Pointe de Galle auf Ceylon. Zunächst legte er sich auch hier wieder auf's Kreuzen, um die Flotten abzufangen, welche aus Bengalen und Pegu kamen; allein seine Matrosen, denen ihre bisherigen Erfolge genügten, und die einer längeren Reise müde wurden, erklärten sich in offener Rebellion gegen ihn und zwangen ihn so zur Rückkehr nach England. In den ersten Tagen des Jahres 1593 war er am Cap und sah sich nach einer langen Reise längs der afrikanischen Küste, weil es ihm an Lebensmitteln, hauptsächlich an Zwieback, fehlte, genöthigt, bei der Dreieinigkeits-

insel Anker zu werfen. Nach einigen weiteren Erlebnissen kam er endlich in sein Vaterland zurück, nach einer Reise von 3 Jahren und 2 Monaten, zu welcher er demnach die doppelte Zeit brauchte, welche sonst die Portugiesen auf dieselben Reiseziele zu verwenden pflegten.

Wir sind jetzt an dem Zeitpunkt der Gründung der englisch-ostindischen Compagnie (s. S. 48 u. folg.) angelangt. Von da an geschahen die englischen Expeditionen mit dem Nachdruck, der dieser Nation eigen ist. Nach vielen Wechselfällen des Glücks gründeten sie an den für den Handel bestgelegenen Punkten auf gepachteten Strecken ihre Niederlassungen, fühlten sich aber bald so stark, daß die Agenten der Compagnie bereits 1686, also 86 Jahre nach Gewährung des ersten Freibriefes, den sich eine Gesellschaft von Kaufleuten zum Betrieb des ostindischen Handels von ihrer Regierung zu verschaffen gewußt hatte, den Austrag ihrer Beschwerden, welche sie den indischen Fürsten gegenüber zu machen hatte, auf das Schwert verwiesen.

Vergleicht man die jetzige erstaunliche Größe des englisch-indischen Reiches mit dem schüchternen Beginn der Thätigkeit der Engländer auf diesem Gebiete, so kann man nur über die energische Thatkraft einer Nation staunen, die so Großes vollbracht hat.

Es scheint wunderbar, wie es den Engländern möglich sein konnte, 5000 See-Meilen entfernt von dem Heimathlande, und mit Mitteln, die nach europäischem Maßstabe meist nur beschränkt sein konnten, zu so großen Resultaten der Eroberung und der Herrschaft zu gelangen. Betrachtet man jedoch dieses glorreiche Indien, wie sein Boden von Fruchtbarkeit strotzt, prangend in der ganzen großen Pracht der Tropen, glühend unter dem hellsten Sonnenschein des Orients, mit allen noch unerforschten Reichthümern seiner Tiefen, so muß man gestehen, daß es deren werth ist, die es erobert haben und so tapfer behaupten.

Zwei Ereignisse machten das fünfzehnte Jahrhundert zu dem wichtigsten der neueren Weltgeschichte: die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Wegs nach Indien um das Cap der guten Hoffnung. Beide, fast gleichzeitige Ereignisse befreiten die europäische Menschheit von dem lethargischen Zustande, in dem sie Jahrhunderte lang erstarrt gelegen hatte, öffneten neue Felder dem dadurch geweckten Unternehmungsgeiste, und wie sie den geistigen Fähigkeiten der Menschen einen heilsamen Impuls gaben, waren sie die Vorläufer der religiösen und politischen Revolutionen, welche seitdem die christliche Welt erschütterten.

Bezeichnend ist es aber für die Weltbestimmung der angelsächsischen

Race, daß sie auf beiden Gebieten — Amerika und Asien — ihre vordem siegreichen Rivalen verdrängt hat, oder, wo dieß nicht schon geschehen, zu verdrängen im Begriff ist.

Der Mohamedanismus in Indien.

Die Mohamedaner waren die ersten, welche in die stille abgeschlossene Welt der Hindus mit bleibender Wirkung einbrachen. Sie bilden noch heutigen Tags das wichtigste Volkselement in Hindustan neben den Eingeborenen, und zwar, trotz ihrer geringeren numerischen Bedeutung, mehr noch als die letzteren, da ihnen größere Thatkraft innewohnt.

Die indische Welt ist unter dem dreifachen Einflusse der Lehren Brahmas, Mohameds und Christus, und es ist daher von großem Interesse, die Wirkung einer jeden dieser Religionen auf den Geist des Hinduvolks und dessen Verhalten zu einer jeden derselben zu beobachten.

Aber auch außerdem ist das Auftreten der Mohamedaner in Hindustan so eng mit der älteren und neueren Geschichte dieses Landes verflochten, daß ein näheres Eingehen auf dasselbe unerläßlich ist.

Mit dem Jahre 622 beginnt die Hegyra oder das mohamedanische Zeitalter — eines der denkwürdigsten in der Geschichte des Menschengeschlechts, sowohl durch die Gründung einer neuen Religion, als durch eine folgenreiche Umwälzung und durch eine Persönlichkeit, deren Wirkung einen bleibenden Eindruck für alle Zeiten hervorgebracht hat.

Arabien ist die Halbinsel, welche von Persien durch den persischen Meerbusen, von Aegypten durch den arabischen Meerbusen und das rothe Meer getrennt ist. Die Bewohner dieses Landes leiten ihre Abkunft von Joktan, dem Sohne Hebers her, der kurz nach der Zerstörung Babels und nachdem die Sprachverwirrung eingetreten war, den Grund zu dem arabischen Reiche gelegt habe. Die Araber bewahren eine lange Liste von Königen, die von Joktan bis auf Mohamed reicht; es unterliegt aber nicht dem mindesten Zweifel, daß dieselbe sich meist nicht auf historische Daten stützt, und daß es nicht in irgend eines Menschen Macht liegt, die ältere Chronologie von Arabien, eben so wenig wie die eines andern Volkes, vollständig festzustellen.

Was von der älteren Geschichte dieses Volkes mit Sicherheit bekannt ist, beschränkt sich darauf, daß sich dasselbe sowohl von den alten Aegyptern, als den Persern und Römern unabhängig zu erhalten wußte; daß Arabien

frei und von seinen Nachbarn geachtet blieb, und anderwärts verfolgte Juden wie Christen ihre Zuflucht in ihrem Lande fanden, wo sie, ihre gegenseitige Feindseligkeit vergessend, nicht bloß unter sich, sondern auch mit den Heiden in religiösem Frieden lebten. Einem gewandten Geiste, der keine festen Ansichten hatte, aber kein Mittel scheute, das den Erfolg sicher stellen konnte, war so Gelegenheit gegeben, zu gemeinschaftlichen Zwecken Männer zu vereinigen, die gleichgültig gegen jeden Glauben geworden waren. Im Jahre 569 ward zu Mekka der Mann geboren, dessen Bestimmung es war, diese That zu vollbringen und dadurch den Orient von Grund aus umzugestalten. Unwissend, ehrgeizig und in jüngeren Jahren leidenschaftlichen Wesens, ward er zum Fanatiker und bald darauf zum Betrüger. Er gab vor, mit dem Engel Gabriel in Verbindung zu stehen, und legte sich die Macht bei, Wunder zu bewirken. Er war ein Mann von starken Gefühlen, grausam und enthusiastisch, und dadurch, wie Keiner, geschaffen, den größten Einfluß auf seine Landsleute auszuüben.

Seiner Religionssätze waren nur wenige und diese lauteten einfach: „Es gibt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet!“ Was er seinen Anhängern verhieß, war mehr als alles Andere geeignet, die kriegerischen Neigungen seiner Race auf's Höchste zu steigern. „Das Schwert ist der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle; ein Tropfen Blutes, für den Herrn der Welt vergossen, oder eine Nacht, für ihn unter den Waffen zugebracht, ist von größerem Nutzen, als zweimonatliches Fasten und Beten. Wer in der Schlacht fällt, dessen Sünden sind vergeben am Tage des Gerichts; seine Wunden werden glänzen wie Zinnober und duften wie Moschus; den Verlust seiner Glieder werden ihm die Flügel der Engel und Cherubim ersetzen!“ (Koran.) Die Wahl, welche der Mohamedanismus den Andersgläubigen ließ, war „der Koran, Tribut oder das Schwert“.

Die Erfolge, welche ein derartiges Glaubensbekenntniß mit einem Volke, wie das arabische, erzielte, entsprachen den blutdürstigen Erwartungen seines Propheten und Oberhauptes. Binnen Kurzem eroberte er Arabien, verwüstete er die fruchtbaren Gefilde Syriens, war er stark genug, das Reich des Orients im Schach zu halten und ein neues zu gründen, in dem er Millionen zu seinem Glauben bekehrte. Wie Alexander der Große, hinterließ er keinen Sohn als Erben seiner Herrschaft; sein Reich sollte die Beute des unternehmendsten unter seinen Anhängern werden. Obgleich

Ali nicht bloß sein Vetter und Schwiegersohn, sondern, was bei einem so fanatischen Volke noch weit mehr in's Gewicht fiel, der erste der von ihm Bekehrten war, so folgte doch nicht er, sondern Abubekir, der Vater einer seiner vielen Frauen, ihm in seiner geistlichen und weltlichen Obergewalt nach. In einem Feldzuge, den er nach Palästina machte, errang Abubekir viele Siege, und breitete die angeblichen Verheißungen Mohameds mit gleichem Erfolge aus. Seine Regierung dauerte nur wenige Jahre. Obgleich die Bekenner des Propheten so sich bald in zwei Secten — die Schiiten, die Anhänger Alis und die Sunniten, diejenigen Omars — spalteten, verherrlichte doch Omar, der sich den stolzen Titel: „Gebieter der Gläubigen" beilegte, in seinem Siegeslaufe den Glanz der Würde und der Macht des Kaliphen oder Stellvertreters des Propheten. Wohin immer dieser entschlossene Fürst seine Waffen kehrte, wurden sie von Erfolg gekrönt. An den Ufern des Yermak zitterten 40,000 Griechen vor dem Halbmonde, und Palästina ward den schwachen Händen der Christen entrissen. Die Einnahme von Damaskus, der Fall von Jerusalem, die Niederlage der Perser, die Eroberung Aegyptens, wie die aller nördlichen Theile Afrikas bis zum atlantischen Meere — alles dieß gehörte zu den Waffenthaten Omars. Ihm wird die Zerstörung der großen Bibliothek von Alexandria durch Feuer (641) zugeschrieben. Mitten in seinen Triumphen fiel er im zehnten Jahre seiner Regierung von der Hand eines Mörders; ihm folgte auf dem Throne Othman, der während seiner zwölfjährigen Regierung ein eifriger Verbreiter der Lehren des Korans war, und, eben so glücklich hierin, wie seine Vorgänger, die Eroberung des Orients stets weiter ausdehnte. Derselbe fiel als Opfer einer Verschwörung im 35. Jahre der Hegyra (656 der christlichen Zeitrechnung).

Ali ward endlich, trotz dem heftigen Widerstande, den ihm Ayesha, die Wittwe Mohameds und Mutter der Gläubigen, entgegensetzte, als Kaliphe ausgerufen. Er besiegte Zobeir und Talher, die die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergriffen hatten; sie selbst aber ließ er mit jedem äußeren Zeichen von Achtung nach Medinah bringen. Nachdem auch er in einem Aufstande geblieben war, gelangte sein Sohn Hassan auf den Thron, der jedoch im Jahre 661, nach einer kurzen Regierung von 6 Monaten, zu Gunsten Moawiyahs abdanken mußte, der der erste Kaliphe aus dem Geschlecht der Ommayaden war. Nach dem Tode des zweiten Kaliphen Omar eroberten die Araber Persien so weit östlich als Herat, und dehnten die Gränzen ihres Landes bis zu dem Flusse Oxus, mit Einschluß von Balkh,

und allen nördlich vom Hindu-Kusch gelegenen Ländern aus. Der Indus wurde so ihre östliche Gränze.

Der persische Geschichtschreiber Ferishta erzählt, daß der Kaliphe Moaviyah im Jahre 664, dem dritten seiner Regierung, von Meru nach Kabul an der Spitze einer Armee marschirte und an letzterem Orte mehr denn 12,000 Menschen bekehrte; ferner, daß eine Abtheilung seiner Armee von da in der Richtung nach Hindustan bis nach Multan drang, und nachdem sie diesen Landestheil geplündert hatte, wieder in das Hauptquartier zu Khorassan mit einer Menge Gefangener zurückkehrte, die zur Annahme des mohamedanischen Glaubens gezwungen wurden.

In dieser Art dauerten während längerer Zeit, nachdem die Affghanen bereits sämmtlich den mohamedanischen Glauben angenommen hatten, die Einfälle der Araber in Hindustan fort, theils um zu bekehren, hauptsächlich aber um Beute, namentlich an Hindu-Weibern, zu machen, die besondere Anziehungskraft für die Araber gehabt haben, und in ihren Serails ausnehmend geschätzt gewesen sein sollen.

Endlich, während der Regierung des Kaliphen Walid, machten die Moslems größere Anstrengungen in dieser Richtung. Als ein arabisches Schiff zu Deival, einem Seehafen, der zu Scinde gehörte, weggenommen ward, ward dessen Auslieferung von dem Radschah Dahir verlangt. Derselbe verweigerte sie aus dem Grunde, weil dieser Seehafen nicht zu seinem Gebiete gehöre. Hierauf sandten die Musselmänner ein Heer, was aus tausend Mann Fußvolks und dreihundert Pferden bestand, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben; allein dasselbe ward von den Eingeborenen abgeschnitten. Hedschai, der Gouverneur von Basra, hob hierauf eine reguläre Armee von 6000 Mann zu Schiraz aus, und gab den Oberbefehl über dieselbe seinem Neffen Mohamed Casim, der damals nicht älter als 20 Jahre war und dieselbe bis unter die Mauern von Deival führte. Casim war mit allem versehen, was zu einer Belagerung gehörte. Damit begann er den Angriff gegen einen Tempel, der nur eine kurze Strecke von der Stadt entfernt lag. Es war dieß eine hochberühmte und von dem Volke verehrte Pagode. Sie war stark befestigt, da sie eine hohe Einschlußmauer von gehauenen Steinen hatte und von einer starken Besatzung aus Radschputen, wozu noch viele Brahmanen kamen, vertheidigt war. Auf dem hohen Thurm dieser Pagode war eine Flagge aufgesteckt mit der abergläubischen Legende, daß, so lange dieselbe ihren Platz

behielte, die Pagode aller Kunst und allen Angriffen der Feinde widerstehen würde. Diese Prophezeihung kam bald zu den Ohren Casims, der sofort seinen Wurfgeschossen die Richtung gegen die Standarte geben ließ. Sie ward herabgeschossen; diejenigen, deren Hoffnungen darauf geruht hatten, verloren sofort alles Vertrauen, und verließen in Verzweiflung ihren Posten. So fiel die Stadt ohne allen Kampf in die Hände der Angreifer. Casim verlangte von den Bewohnern derselben, daß sie sich beschneiden lassen sollten, was aber verweigert ward. Erzürnt über den ihm dadurch angethanen Schimpf, ließ er alle Personen männlichen Geschlechts, die älter als 17 Jahre waren, umbringen und den Rest mit den Weibern in die Sclaverei führen. Der flüchtige Radschah Dahir war mittlerweile thätig, den Arabern eine frische Armee entgegenzustellen, und hatte bereits 50,000 Mann versammelt. Das ganze arabische Heer war jedoch nicht mehr als 6000 stark. Bereits hatten die Hindus die Reihen ihrer Feinde durchbrochen, und waren eben daran, den Sieg vollends zu erringen, als einer der arabischen Schützen eine Kugel aus Naphtha auf den weißen Elephanten abschoß, auf dem Dahir ritt. Von dem Glanze derselben ward das Thier so erschreckt, daß es dem Flusse zufloh, und trotz allen Gegenbemühungen des Reiters in denselben untertauchte. Als die Hindus die Eile bemerkten, mit der ihr Fürst den Kampfplatz verließ, wurden sie, weil ihnen die Ursache derselben gänzlich unbekannt war, von Schrecken ergriffen und begaben sich sofort ebenfalls auf die Flucht, indem sie das Schlachtfeld ihren glücklicheren Feinden überließen. Da der Elephant mittlerweile wieder aus dem Wasser herausgekommen war, stellte sich Dahir abermals seinen fliehenden Truppen dar, hielt sie auf, und erneuerte so den Kampf. Das Glück war ihm abermals ungünstig; von einem Pfeil getroffen, fiel er von seinem Sitze. Trotzdem verlangte er auf's Pferd gesetzt zu werden, und obgleich seine Wunde sehr stark war, führte er seine Truppen mitten unter die arabische Cavallerie und fand so den Tod eines Helden. Der Verlust ihres tapfern Fürsten benahm seiner Armee allen Muth; sie floh vom Felde. In Folge dieses Siegs ward viel Beute gemacht. Dahirs Wittwe versammelte mit einem Heroismus, der ihres tapfern Gemahls würdig war, 15,000 Radschputen um sich, um dem anrückenden Feinde die Spitze zu bieten. Als dieser der angebotenen Schlacht auswich, suchte sie Zuflucht in der Vertheidigung von Adschur, welches jedoch bald vom Feinde eingeschlossen ward. In die äußerste Bedrängniß versetzt, opferte die Besatzung Weiber und Kinder

auf einem Scheiterhaufen, und warf sich, von Dahirs Wittwe angeführt, auf's feindliche Lager, wo sie Alle ihr Leben ließen.

Bei dem ersten Einfall, den die Araber machten, ward jede indische Stadt, in welche sie eindrangen, von ihnen aufgefordert, entweder ihren Glauben anzunehmen oder Tribut zu zahlen. Wer zu keinem von beiden geneigt war, kam, falls er sich nicht sofort vollständig ergab, durch's Schwert um, und seine Familie ward in die Sclaverei geführt. Vier Städte verwarfen diese Bedingungen, und in zweien derselben wurden die fremden Krieger, der Zahl nach 6000, hingemordet. In solchen Fällen ward eine sonderbare Ausnahme gemacht. Kaufleute und Künstler wurden nicht in diesen Gewaltmaßregeln inbegriffen; denen, welche sich herbeiließen, Tribut zu geben, wurden alle ihre Vorrechte, wie das Recht der Ausübung ihrer Religion, gelassen. Willigte ein souveräner Fürst ein, Tribut zu zahlen, so behielt er sein Gebiet und trat alsdann bloß in das Verhältniß eines tributzahlenden Fürsten.

Ungefähr um diese Zeit hatte die Macht der Anhänger des arabischen Reformers ihren Höhepunkt erreicht. Die fruchtbaren Gegenden Nordafrikas, die Sitze altägyptischer Größe und des Handels der stolzesten der tyrischen Colonien, die reichen und ausgedehnten Ebenen Spaniens, der östliche Continent, wo einst die großen Reiche mit den berühmten Städten Babylon, Tyrus, Persepolis und Jerusalem, und das steinige Petrea blühten — sie alle hatten sich vor dem Halbmonde gebeugt. Allein schon war die Saat der Zwietracht weithin über das Gebiet seiner Macht ausgeworfen. Bereits im ersten Halbjahrhundert der Hegyra hatte der an Othman, während derselbe im Gebete lag, verübte Mord und die Unfähigkeit Alis zu einer gelungenen Empörung und zu der Gründung eines zweiten Kaliphats jenseits der Gränzen des Geburtslandes des Propheten geführt. Die Ommajaden, die die neugeschaffene Würde 90 Jahre lang behaupten hatten, wurden in ihrem Besitze stets von den Nachkommen des Propheten durch dessen Tochter Fatima beunruhigt, deren Ansprüche einen willkommenen Anlaß zu Auflehnung und Aufruhr boten, und schließlich mit dem Aufstand der mächtigen Provinz Khorassan endigten. Dadurch ward die Macht der regierenden Familie geschwächt, bis im Jahre 750 die Nachkommen Abbas, des Oheims von Mohamed, den Thron bestiegen. Spanien bewies zwar seine Anhänglichkeit an die alte Dynastie, aber die Einheit der moslemischen Herrschaft war dahin.

Während das Kaliphat von Bagdad auf diese Weise im Verfallen

war, war ein Tartarenstamm aus dem Altaigebirge, der seitdem unter dem Namen: die Türken, bekannt wurde, langsam, aber nachhaltig zu großer Macht gelangt. Durch eine Reihenfolge mit Nachdruck gemachter Einfälle hatten sie sich alle benachbarten Stämme unterworfen. Bei dem entarteten Zustande arabischer Heere wurde eine große Zahl dieser Krieger in dieselben aufgenommen. Durch Thaten persönlicher Tapferkeit und kriegerischen Muthes erlangten ihre Häuptlinge bald den Befehl von Armeen und die Regierung von Provinzen; auch wurden sie nach und nach der Ehre theilhaftig, daß aus ihrer Mitte vorzugsweise die Leibwache des Gebieters der Gläubigen gebildet wurde.

Sobald als die Macht des Kaliphen im Sinken war, und die Thatkraft, der Gehorsam und der Enthusiasmus der Araber nachzulassen begann, äußerten sich die Folgen, die stets solche Symptome begleiten, durch das ganze mohamedanische Reich. Die Fahne des Aufruhrs ward bald von den Gouverneuren aller jener Provinzen geschwungen.

Ein hartnäckiger Aufruhr, der in Transoxanien ausgebrochen war, rief Harun-al-Raschid, den berühmten Helden arabischer Geschichte und Romantik, und den fünften aus dem Hause von Abbas, von dem Sitze der Regierung herbei, um denselben zu dämpfen; er fand jedoch bei diesem Anlasse seinen Tod. Seinem Sohne Mahmud gelang es zwar, die Empörung zu ersticken, aber nur dadurch, daß er seine Residenz in der unzufriedenen Provinz aufschlug, und so im Stande war, dieselbe dem Reiche zu erhalten. In Folge eines andern Aufstandes entriß er hier den Scepter den Händen seines Bruders Amir. Kaum hatte er jedoch Besitz von seiner Hauptstadt genommen und seinen Hof eingerichtet, als Tahir, dessen Anhänglichkeit er seine Haupterfolge verdankte, den Grund zu seiner eigenen Unabhängigkeit zu legen begann. Das Gebiet, welches derselbe zu verwalten hatte, begriff Transoxanien und Khorassan in sich, wovon das letztere vom caspischen Meer bis an den Oxus reichte, und ebenso wie Transoxanien niemals mehr mit dem Reiche vereinigt ward. Die Gebieter der Gläubigen, die gänzlich in den Händen ihrer türkischen Leibwache waren, hatten dadurch alles Ansehen verloren, und von diesem Zeitpunkt an kann man den vollständigen Verfall des arabischen Reiches rechnen.

Tahir war der Gründer einer eigenen Dynastie, die jedoch nach einer kurzen Periode von 59 Jahren von einer andern, der Soffariden, verdrängt ward, bis auch diese einer andern, den Somaniden, Platz machte.

Die Herrschaft dieser letzteren soll sich in einem Zeitraum von 114 Jahren über Bokhara, Khorassan, einen großen Theil von Persien, über Kandahar, Zabulistan, Kabul und die Gebirge der Afghanen erstreckt haben.

Während der Regierung Abd-el-Melecks, des fünften Prinzen der Dynastie, gelangte Aluptugin, ein türkischer Sclave, zu Ansehen und wurde zum Gouverneur der großen Provinz Khorassan bestellt. Nach dem Tode seines Beschützers, des Souveräns derselben, machte er einen Versuch, den Scepter den schwachen Händen seines Sohnes Mansour zu entreißen; allein die Emire des Landes schaarten sich um seinen Thron, und zwangen Aluptugin, den Königssitz von Bokhara zu verlassen. Der ehrgeizige Gouverneur zog sich mit seinen Anhängern und den Bewunderern seines Muthes in die Stadt Ghiznee zurück, die am westlichsten Theil des Flusses Caumul, einem der zahlreichen, sich in den Indus mündenden Ströme, liegt. Vergebens wandte man Alles an, um seine Gewalt im Wachsthum zu ersticken; denn während einer Periode von 16 Jahren vermehrte er sowohl seine Besitzungen als seinen Ruhm. Die Kräfte, die ihn in den Stand setzten, seine Unabhängigkeit zu bewahren, bestunden in der Zahl von 3000 disciplinirten Sclaven oder Mameluken, Türken, wie er, welche ihm gefolgt waren. Ohne Zweifel hatten sich jedoch später noch Leute, die vormals unter ihm, während er Gouverneur war, gedient hatten, zu ihm gesellt; wie es auch höchst wahrscheinlich ist, daß seine Hauptstärke in den Mitteln bestand, welche ihm das Land seiner Wahl zur Verfügung gestellt hatte.

Sebektegin, einst sein Sclave, der sich nach und nach zu seinem Hauptrathgeber und Schwiegersohn emporgeschwungen hatte, wurde auch sein Nachfolger. Obgleich Herr von Ghiznee, ward er einige Zeit hindurch von den Samaniden bloß als der Gouverneur einer Provinz behandelt. Den Führern seiner Truppen und diesen selbst machte er sich durch seine Freigebigkeit und militärischen Eigenschaften, seinen Unterthanen durch seine Leutseligkeit beliebt. Während seiner Regierung genoß das Land Frieden, wenn er auch seine Waffengewalt und die Herrschaft seines Glaubens über Hindustan auszudehnen bemüht war. Er zerstörte die Denkmäler des Heidenthums, eroberte das Pandschab, baute die Städte Bost und Khozdar am Indus. Noah, der Nachfolger von Mansour, behandelte ihn mehr als einen Bundesgenossen, denn als einen Unterthan. Der König von Turkistan bedrohte das Kaliphat mit Vernichtung; allein der Kaliphe erhielt durch seinen Muth und die Tapferkeit seiner Truppen den

Thron, und die besiegten Türken wurden mit Erfolg im Jahre 997 aus dem Lande verjagt.

Beim Tode dieses Fürsten ward dessen jüngerer Sohn nach dem Befehle seines Vaters auf den Thron gehoben; allein Mahmud, der bereits durch seine Waffenthaten in dem Kriege mit dem Könige von Turkistan sich großen Ruhm erworben hatte, ergriff die Waffen gegen seinen Bruder und stellte dadurch sein Recht als der ältere Sohn wieder her.

Mit dem Regierungsantritt Mahmuds beginnt das eilfte Jahrhundert und der Anfang dessen, was man die mohamedanische Herrschaft in Hindustan nennen kann. Nach Wiederherstellung seiner Oberherrlichkeit in dem bisherigen Gebiete seines Reiches, unternahm er im Herbste des Jahres 1000 seinen ersten Heereszug nach Indien, nachdem er kurz vorher sich von Balkh nach Herat, und von da nach Sieistan, wo er den Gouverneur dieser Provinz im Kampfe besiegte, begeben hatte und wieder nach Ghiznee zurückgekehrt war. Nach nicht unbedeutenden, in Hindustan auf dem ersten Zuge errungenen Erfolgen kehrte er bald darauf an der Spitze von 10,000 auserwählten Reitern nach Peschawar zurück und stieß dort auf den König von Lahore, der eine Armee von 42,000 Mann Infanterie und Cavallerie mit 300 Elephanten anführte. Trotz diesem Mißverhältnisse der Zahlen beider Armeen blieb doch Mahmud der Sieger. Der Radschah ward mit fünfzehn seiner Armeebefehlshaber, seinen Söhnen und Brüdern gefangen genommen und ließ 5000 seiner Truppen auf dem Schlachtfelde.

Mahmud erbeutete in dieser Schlacht einen großen Schatz. Unter der Beute befanden sich sechszehn Halsbänder, wovon eines auf 81,000 L.St. (972,000 fl. rheinisch) geschätzt ward. Im darauffolgenden Jahre entließ er seine Gefangenen gegen ein großes Lösegeld und indem sie sich verbindlich machten, ihm Tribut zu zahlen. Einem Gebrauch der alten Hindus zufolge, daß derjenige Radschah, der zweimal von Fremden besiegt werde, abdanken müsse, übergab der unglückliche König von Lahore die von ihm getragene Krone seinem Sohne. Nachdem dieß geschehen war, ließ er einen Scheiterhaufen aufrichten, den er mit eigener Hand anzündete und auf dem er einen freiwilligen Tod fand.

Im Jahre 1004 marschirte Mahmud nochmals nach Hindustan an der Spitze seiner Armee, um den früher auferlegten Tribut, welcher nicht gezahlt worden war, einzutreiben. In Multan kam es zu einer Schlacht, worin sich die Hindus mit großer Tapferkeit schlugen, und ihre Gegner

mit großem Menschenverlust zurückwarfen. Die letzteren wiederholten eben so oft ihre Angriffe, bis gegen den Abend des Tags Mahmud, indem er sein Antlitz in der Richtung der Stadt des Propheten zuwandte, dessen Hülfe anrief. „Vorwärts! vorwärts!“ schrie der enthusiastische König, „unser Gebet hat Erhörung gefunden!“ Die Truppen antworteten muthvoll seinem Rufe, und warfen sich auf den Feind, den sie nach dem heftigsten Kampfe in die Flucht schlugen. Zweihundert und achtzig Elephanten gehörten zu ihrer Kriegsbeute.

Ein dritter von Mahmud nach Hindustan unternommener Feldzug war nicht weniger glücklich.

Als er jedoch den vierten unternehmen wollte, begegnete er dem heftigsten Widerstande der zu diesem Zwecke vereinigten Hindufürsten, die die Vertreibung des Feindes als eine heilige Pflicht erklärten. So groß war damals der Eifer, der die ganze Nation beseelte, daß die Hindufrauen auch in den entferntesten Theilen des Landes ihre Edelsteine verkauften und ihren Goldschmuck einschmelzen ließen, um den Ertrag derselben auf den Altar des Vaterlandes zu legen. So sehr auch die ersten Erfolge der Verbündeten Gutes verhießen, so erklärte sich doch das Schicksal gegen sie. Der Fürst, der sie anführte, ritt, wie üblich, überall hin sichtbar, einen Elephanten, der durch eine gegen ihn abgeschossene Kugel aus Naphtha scheu wurde, sich umwandte und floh. Das Verschwinden des Oberbefehlshabers entmuthigte das ganze Heer; es suchte sein Heil in der Flucht, auf der 20,000 Mann desselben umkamen.

Mahmud war jetzt entschlossen, Alles anzuwenden, was in seinen Kräften liege, um seine dauernde Herrschaft in Hindustan zu begründen, und um die bezwungenen Hindus zum Koran zu bekehren. Fortan führte er einen Vernichtungskrieg gegen ihre Götzenbilder und Brahmanen, deren Tempel er dem Erdboden gleichmachen ließ. Um das zu erhalten, was in ihren Augen ungleich höheren Werth hatte, als ihr eigener Besitz, hatten sie die heiligen Gefäße ihrer Tempel in ein sehr festes Fort verbringen lassen, das auf der Spitze eines steilen Berges gelegen war. Die geheimen Schätze aller benachbarten Königreiche waren ebenfalls dahin verbracht worden. Persische Geschichtschreiber erzählen, daß eine größere Menge Goldes, Silbers, kostbarer Steine und Perlen daselbst aufgehäuft worden sei, als jemals in der Schatzkammer irgend eines Fürsten aufbewahrt gewesen. Mahmud überraschte diese Festung, ehe nur etwas für ihre Vertheidigung geschehen konnte. Einige wenige hilflose und schüchterne

Priester waren Alles, was sich an belebten Wesen daselbst vorfand, daher die Festung auch ohne Schwertstreich in seine Gewalt fiel. Die Beute, welche er daselbst machte, war, ohne alle Uebertreibung, ungeheuer. Nimmt man die indische Goldmünze, den Mun oder Maund, zu dem geringsten Werth an — denn derselbe schwankt sehr bedeutend, da er in Arabien nur 2 Pfund Sterling, in Tabriz und Persien aber elf Pfund werth ist — so betrug dieselbe 1400 Pfund goldner und silberner Geräthe, 400 Pfund Goldbarren, 400 Pfund Silberbarren und 40 Pfund Perlen, Corallen, Diamanten und Rubinen, und an baarem Gelde 313,333 L.St. Damit beladen kehrte sein Heer im Jahre 1109 nach Ghiznee zurück. Um seinen Sieg zu feiern, gab Mahmud prachtvolle Feste, und ließ bei diesen Gelegenheiten seine reichen Vorräthe an goldenen Thronen und andern werthvollen Dingen zur Schau ausstellen, und jedem der Gäste kostbare Geschenke davon machen.

In einem bald darauf unternommenen neuen Feldzuge war sein Bestreben dahin gerichtet, Tahnisor zu unterjochen, das dreißig (englische) Meilen von Delhi entfernt ist Diese Stadt ist bei den Hindus in dem Grade verehrt, wie Mekka bei den Moslems und Jerusalem bei den Christen. Die geheiligtsten ihrer Götzenbilder befanden sich daselbst und ihr Ursprung reicht, den Traditionen der Hindus zufolge, in die erste Zeit nach der Schöpfung der Welt hinauf. Anondpol, der Mahmud tributpflichtige Radschah von Pandschab, drang heftig in diesen, seine Absicht Betreffs Tahnisor zu ändern, indem er sich ihm dafür verbürgte, daß sämmtliche Einkünfte des ganzen Bezirks zum Ersatz der gehabten Kriegskosten zu seiner Verfügung sein sollten; außerdem wolle er ihm fünfzig Elephanten und Juwelen von beträchtlichem Werthe zum Geschenke machen. Die Antwort Mahmuds gibt den starren Charakter des Mannes und die alles opfernde Inbrunst seines Glaubens kund: „Die Religion der Gläubigen lehrt folgende Sätze; im Verhältniß, wie die Lehren des Propheten ausgebreitet werden, und seine Bekenner sich in der Unterdrückung des Götzendienstes hervorthun, werde auch ihr Lohn im Himmel groß sein, und sei es daher seine Aufgabe, mit der Hülfe des Himmels die Götzenanbetung in ganz Hindustan auszurotten. Wie könne er also Tahnisor schonen?“ Diese stolze Antwort ließ bloß folgende Wahl: entweder vollständige Unterwerfung mit dem Opfer alles Dessen, was dem Menschen am theuersten ist, nämlich seiner religiösen Ueberzeugung oder Vorurtheile, oder Alles an die Vertheidigung von Altar und Haus zu setzen. Wie

unvernünftig auch der Götzendienst irgend einer Nation sein mag, so verdient er Achtung im Verhältniß der Zahl seiner Anhänger und der moralischen Wirkungen, die er verbreitet; selbst wenn derselbe das Gefühl noch so sehr empört, so rechtfertigt nichts die Anwendung des Schwertes und des Scheiterhaufens, um ihn auszurotten. Der Hinduvolksgeist war auf's heftigste bewegt durch die Beleidigung, welche er erleiden sollte; ehe aber eine Verbindung ihrer Kräfte eintrat, war die heilige Stadt in den Händen des Feindes. Sie ward seiner Plünderung überantwortet; ihre Tempel wurden ihres Schmuckes entkleidet, die Götzenbilder zertrümmert und die werthvollsten daraus an den Sitz der Regierung verbracht. Bei dieser Gelegenheit soll die mohamedanische Armee 200,000 Gefangene und eine solche Masse indischer Beute mit sich geführt haben, daß die Hauptstadt Ghiznee wie eine indische Stadt erschienen sei. Nicht ein Soldat der Armee war ohne Reichthum oder ohne viele Sklaven.

Jedes Jahr brachte Hindustan neue Invasionen der Mohamedaner und neue Plünderungen, wie Zerstörungen seiner Tempel.

Der zwölfte, von Mahmud unternommene Heereszug ist berühmt, wo immer die mohamedanische als ein Muster einer religiösen Invasion betrachtet wird. Bei diesem stets denkwürdigen Feldzug scheinen sämmtliche energische Fähigkeiten Mahmuds sich gesammelt zu haben. Ihm war es nicht genug, seinen Namen als den eines weisen und wohlwollenden Souveräns, eines unbesieglichen Eroberers, eines Wohlthäters seines Landes und eines Beschützers von Künsten und Wissenschaften auf die Nachwelt übergehen zu lassen: seine Hauptleidenschaft bestand darin, unter den getreuen Anhängern des Propheten zu glänzen. Dieß steht auf jeder Seite seines Lebens geschrieben. Schon von früher Jugend an, wie auch sonst sein religiöser Eifer beschaffen gewesen sein mochte, ließ er kaum eine Gelegenheit vorübergehen, um seinen bittern, durch nichts zu besänftigenden Haß gegen Alles an den Tag zu legen, was an Götzendienst grenzte; und jetzt in reiferem Alter, in dem der errungene Erfolg das Ausruhen gerechtfertigt hätte, sammelte er seine Kräfte zu einer letzten Anstrengung, deren Ziel darin bestehen sollte, daß sein Name auf die Nachwelt als der eines der größten Ausrotter des Götzendienstes, wie zugleich als der eines der größten Verbreiter des Islam übergehe.

Im Jahre 1024 sammelte er eine Armee von 54,000 auserlesenen Reitern und 1300 Elephanten, die besonders auf den Kriegsdienst eingeübt waren. Diese riesenhaften Ausrüstungen galten dem Tempel von

Somanath, der am südlichen Ende von Gudscherat, nahe bei der Stadt Diu, liegt, und dem man sich einerseits vom Lande, anderseits von der See her nähern kann, die an seine übrigen Seiten brandet. Die Wichtigkeit dieses Tempels und die wirklich hohe Verehrung, in welcher er stund, geht hinlänglich aus den unten folgenden, durch die Geschichte verbürgten Thatsachen hervor. Denselben zufolge ward dieser Ort von Monat zu Monat von 200,000 bis 300,000 Gläubigen besucht. 2000 Dörfer hatten alljährlich die Verpflichtung, die Mittel seiner Unterhaltung zu liefern; 2000 Priester, 500 Bajaderen und 300 Musiker verrichteten ihren Dienst in und um denselben. Eine Kette, an der eine Glocke hing, welche die Gläubigen bei ihrem Gebete laut werden ließen, wog zweihundert Goldmuns; das Götzenbild ward mit Wasser gewaschen, das täglich aus einer Entfernung von 1000 Meilen aus dem Ganges herbeigeholt ward. Mahmud hatte von dem großen Reichthum und der angeblichen Heiligkeit dieses berühmten Tempels gehört, und war überdieß noch gereizt durch die Anmaßung der Priester, die sich thörichterweise gerühmt hatten, daß andere feste Plätze sich Mahmud aus Gottlosigkeit ergeben hätten, falls er aber vermessen genug sein sollte, sich an Somanath zu wagen, so würde ihn daselbst das Schicksal, was seine Bosheit verdiene, ereilen. Die große Verehrung, in welcher der Tempel stand, und die frommen Legenden, welche darüber in Umlauf waren, mögen allerdings Vertrauen in dessen Uneinnehmbarkeit erzeugt haben. Persischen Geschichtsschreibern zufolge waren die Hindus der Meinung, die Seelen Verstorbener versammelten sich in Somanath und giengen daselbst in andere Körper über, je nach deren Verdiensten aus dem früheren Zustande. Auch waren sie überzeugt, daß Ebbe und Flut des Meeres, allerdings unwissenden Völkern unerklärliche Phänomene, nichts als der Ausdruck des Gehorsams und der Verehrung seien, die der Ocean dem Altare von Somanath bezeuge. So sollte auch das Götzenbild seit den Tagen Krischna's, also 4000 Jahre vor der damaligen Zeit, dort gestanden sein.

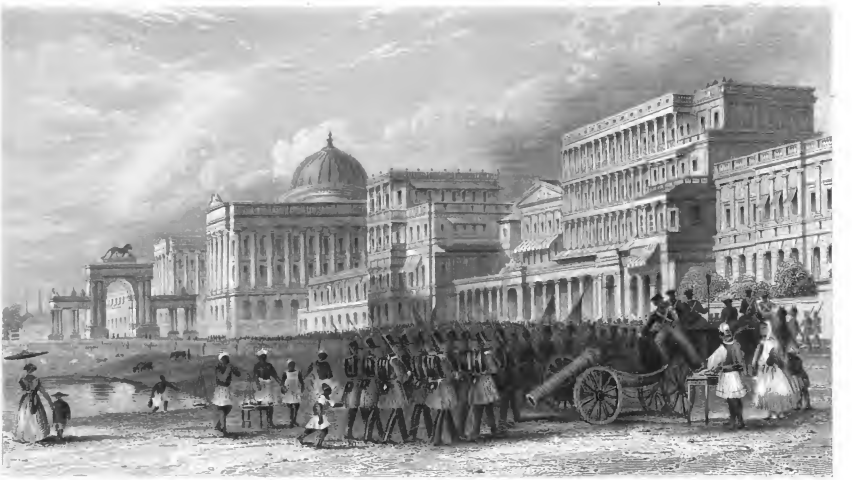
Die mohamedanische Armee hatte die Stadt Multan erreicht, wo sie der Sultan sich mit Wasser und Anderm versehen ließ, da eine große Wüste vor ihr lag. Nach Durchschreitung derselben kamen sie nach Adschmir. Diese Stadt ward bei ihrer Annäherung verlassen und ebenso wie die umliegende Gegend der Plünderung übergeben. Mit aller Vorsicht, die er anwenden ließ, erreichte er endlich Somanath, ohne bis dahin Widerstand gefunden zu haben. Allein hier fand er denselben in einem Grade,

CALCUTTA.

Carlsruhe, Kunstverlag

Somanc
Diu, li
See her
tigkeit i
ſtund, g
bürgten
Monat
Dörfer
zu liefe
ihren T
welche
hundert
lich au
ward.
Heiligk
durch d
daß a
falls e
würde
große
welche
Unein
waren
ſich ir
deren
daß (
klärli
Beret
ſollte
vor d

ſie d
Wüſt
Dieſ
umlie
er ann
ſtand ge



CALCUTTA.

Carlsruhe, Kunstverlag.

Universitäts-
Bibliothek
Wien

wie er ihm bis dahin nicht vorgekommen war. Die Priester und Wächter des Tempels vertheidigten diesen mit einer Entschlossenheit, wie sie nur die edelsten Beweggründe einflößen können — Altar und Vaterland. Außerdem waren alle Jünglinge und älteren Männer aus den angrenzenden Provinzen, welche für ihren Glauben Alles einzusetzen nicht anstanden, hier versammelt.

Viele der Krieger Mahmuds waren Veteranen, Sieger in zahlreichen, hartbestrittenen Schlachten, die ein unwandelbares Vertrauen in die Fähigkeiten ihres Anführers und die Hülfe ihres Propheten setzten. Wiederholt schritten sie zum Angriff und wurden eben so oft zurückgeschlagen. Die Hindus leisteten so heftigen Widerstand, daß, so oft die Mohamedaner unter dem Feldgeschrei Allah Akbar ihre Sturmleitern an die Mauern anlegten, sie eben so wieder verjagt wurden. Ein Kampf außerhalb der Wälle hatte mit der gleichen Entschlossenheit und Ausdauer statt. Endlich wurden sie in Folge einer kühnen Anstrengung ihres schwärmerischen Befehlshabers Sieger, und der Sultan betrat triumphirend den Tempel.

Ein prächtiger Anblick bot sich hier seinen entzückten Augen. Das hohe Dach des Tempels ruhte auf 36 Säulen, die mit Gold und zwischen hinein mit Sträußen von Rubinen, Schmaragden und andern kostbaren Steinen bedeckt waren. Eine einzige Hänglampe erleuchtete das geräumige Gebäude, deren Licht, im Widerglanze von tausend Juwelen, einen glänzendhellen Schein auf das ganze Innere des Tempels warf. Mitten darin stand Somanath selbst, ein aus einem einzigen Block gehauenes Götzenbild, das 50 Ellen hoch war, wovon sich jedoch 27 im Boden eingemauert befanden, gerade an dem Fleck, wo es, brahmanischer Tradition zufolge, 4 bis 5000 Jahre lang angebetet worden war. Um die Kuppel herum hingen einige tausend andere Bilder von Gold und Silber in verschiedenen Gestalten und Größen. An diesem geheiligten Orte schienen, wie in einem Pantheon, alle die Gottheiten gesammelt zu sein, welche man auf der Halbinsel von Gudscherat verehrte. Von Unwillen beim Anblick des riesigen Götzenbildes hingerissen, holte der Monarch mit seiner eisernen Streitaxt nach dem Kopfe desselben aus und schlug ihm die Nase weg. Vergebens boten die Brahmanen einen Schatz von zehn Millionen Pfund Sterling (120 Millionen Gulden) für dessen Erhaltung. Von der Aussicht auf das viele Geld geblendet, riethen die Omrahs zur Annahme. Allein Mahmud rief aus, daß es ihm mehr um den Titel eines Zertrümmerers von Götzen-

bildern, als um den eines Verkäufers derselben zu thun sei, und ließ mit dem Werke der Zerstörung fortfahren. Wiederholte Schläge zertrümmerten das Götzenbild und ließen aus seinem hohlen Bauche eine solche verborgene Masse von Diamanten und andern Juwelen fallen, die ihn reichlich für die Ablehnung des Lösegeldes entschädigte. Zwei Stücke des Götzen wurden nach Mekka und Medina geschafft, zwei andere nach Ghiznee, wo man sie noch bis in's siebzehnte Jahrhundert herab sehen konnte das eine am Palaste, das andere an der Moschee dieser Stadt.

Mahmud starb zu Ghiznee am 29. April 1030, im 36. Jahre seines Lebens.

Von der ganzen Reihenfolge mohamedanischer Herrscher ist keiner, der unter den Anhängern des Propheten mehr gilt, wegen seiner kriegerischen Thaten, und seiner treuen Befolgung der Lehren des Koran, so weit dieselben davon handeln, Andersgläubige zu bekehren. Sein Sohn folgte ihm in der Regierung; allein mit dem Ende derselben erschien eine andere Race, die der Türken, auf der Bühne der Welt.

Schon der Beginn des elften Jahrhunderts stellte die Türken als eine der zahlreichsten und furchtbarsten aller Hirtennationen dar. Die schwindenden Jahre Mahmuds waren bereits von Berichten über ihre Tapferkeit und die Zahl derer, welche über die Steppen von Bokhara schwärmten, beunruhigt worden. In einem angenommenen freundlichen Tone hatte der Sultan einst einen türkischen Abgesandten gefragt, auf welche Hülfe, wenn angegriffen, er bei ihnen rechnen könne: „Schieße diesen Pfeil ab, hatte der Türke gesagt, indem er einen Pfeil in die Höhe hielt, und 50,000 Reiter fliegen zu deiner Fahne; nimm einen zweiten aus meinem Köcher und ihre Zahl wird sich verdoppeln; reicht dir dieß nicht aus, so sende meinen Bogen zum Zeichen dessen an unsere Stämme, und zweimalhunderttausend bewaffnete Krieger werden deiner Aufforderung Folge leisten."

Mahmud hatte mit innerer Erregung diese Antwort vernommen, aber die Wetterwolke, der er angstvoll entgegensah, sollte erst nach seinem Tode sich entladen. Vier Jahrhunderte lang war dieses Volk im Wachsen gewesen. Mahmud hatte unklugerweise und gegen den Rath seiner schärfer blickenden Räthe auf ihre Bitten ihnen gestattet, den Oxus mit ihren Schaf- und Rinderheerden zu überschreiten, und sich in den unbewohnten Theilen von Khorassan festzusetzen. Drei Brüder, die Söhne eines Häuptlings mit Namen Seldschuk, hatten von dieser Erlaubniß Gebrauch

gemacht, und ihre Zahl sich bald bedeutend vermehrt, da jeder Tag ihnen frische Massen aus den dichtbevölkerten Gebieten zuführte, welche sie verlassen hatten. Während der Regierung ihres Wohlthäters war kein Grund vorhanden, ihre Nähe zu bedauern; auch scheint bis dahin keine Klage gegen sie laut geworden zu sein.

Obgleich mehrere türkische Häuptlinge früher unter den auswärtigen Regierungen, unter welchen sie dienten, zu den höchsten Befehlshaberstellen gelangt waren, wie z. B. die Mameluken zu Bagdad und Aluptugin, der Stifter der damaligen Dynastie selbst, so waren doch die Seldschuken die ersten, die in neueren Zeiten dauernde Besitzungen südlich vom Oxus erworben hatten.

Nach und nach gelang es den Türken, die regierende Königsfamilie von Ghiznee zu vertreiben, die in ihren indischen Besitzungen Zuflucht suchte. Allein gerade das Mißgeschick der letzteren veranlaßte die Hindufürsten, sich gegen sie zu einem heiligen Krieg (1043) zu verbinden. Anfänglich war ihnen das Glück günstig; sie griffen sogar die Festung und Stadt Nagrakote an, deren frühere Einnahme und Plünderung durch die Mohamedaner oben geschildert ist. Vier Monate waren nöthig, um dieselben wieder zu erobern. Ihre Besatzung, welcher alle Zufuhr abgeschnitten war und die bereits alle ihre Vorräthe aufgezehrt hatte, auch von Lahore keine Hülfe mehr zu hoffen hatte, mußte sich unbedingt ergeben. In ihrer Erregung durch die wiederholten Erfolge rechneten die Hindus bereits auf die gänzliche Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit und die Wiederherstellung ihrer zahlreichen Glaubensbekenntnisse in dem früheren Glanze und der früheren Macht. Was hauptsächlich ein abergläubisches Volk zu begeistern vermag, nämlich das unmittelbare und deutliche Dazwischentreten der Vorsehung, dessen man sich bei so vielen Anlässen und an so vielen Orten stets bedient hatte, um auf das Volk zu wirken, blieb auch bei dieser Gelegenheit nicht aus. Von der höchsten Staatsstelle aus ward öffentlich und allgemein verkündigt, daß dem Radschah von Delhi, der einige Jahre früher von den Mohamedanern so rücksichtslos bei Nagrakote behandelt worden war, ein Bote vom Himmel erschienen sei und ihm zu wissen gethan habe, daß jetzt für ihn der Zeitpunkt gekommen, die ihm früher angethane vielfache Schmach zu rächen; daß bereits strenge Strafe zu Ghiznee erfolgt sei, und er den Radschah in seinem früheren Tempel zu Nagrakote erwarte. Diese Nachricht ward allgemein geglaubt. Glaubenseiferer aus allen Ständen vergrößerten bald die Reihen des

Radschahs und derselbe sah sich binnen Kurzem an der Spitze eines zahlreichen Volksheeres, das auf die Hülfe des Himmels vertraute, und bereit war, jeder Gefahr zu trotzen und das Gefährlichste zu wagen. Mit diesen Fanatikern belagerte er Nagrakote, das bald in seine Hände fiel. Den darauffolgenden Morgen stand wirklich in einem Garten mitten auf dem Platze, in allen Theilen dem früheren, das Jahrhunderte lang seine gläubigen Anbeter gefunden hatte, ähnlich, das geliebte Götzenbild, welches einige Jahre zuvor von den kräftigen Hieben des vermessenen Mahmud zertrümmert worden war. Groß war alsdann der Jubel der erstaunten und entzückten Glaubenshelden; sie riefen aus, daß ihr Gott von Ghiznee zurückgekehrt sei. Weder dem Radschah noch den Brahmanen ward die hierbei gebrauchte List zur Last gelegt; ihrem Götzen und seinem geheimnißvollen Wirken ward vielmehr allgemein von der Volksmeinung dieses sichtbare Wunder zugeschrieben. Der Ruf hiervon vermehrte in dem Grade das Ansehen des Heiligthums, daß täglich Tausende aus allen Theilen Hindustans herbeieilten, daselbst ihre Andacht zu verrichten und das Orakel über alle wichtigen Angelegenheiten zu befragen. Die Goldspenden, welche bei dieser Gelegenheit erfolgten, sollen nahezu die Schätze aufgewogen haben, welche Mahmud aus Hindustan entführt hatte.

Die Erfolge, welche der Radschah von Delhi auf diese Weise erzielte, flößten den Fürsten des Pandschab und der andern Theile Hindustans solches Vertrauen ein, daß ein Geschichtschreiber jener Zeit von ihnen schreiben konnte: „während sie sonst aus Furcht vor den Moslims wie Füchse nicht aus ihren Löchern sich hervorwagten, benehmen sie sich jetzt ganz wie Löwen und fordern offen ihre Gegner zum Kampfe heraus."

Drei der verbündeten Radschahs rückten mit einem Heere, das aus 10000 Pferden und zahllosem Fußvolk bestand, auf Lahore los und belagerten es. Die Belagerung dauerte sieben Monate. Die Mohamedaner hatten für ihr Leben zu kämpfen; sie vertheidigten daher auch die Stadt in jeder Straße, denn die Mauern derselben waren bald in Trümmer gefallen. An jeder Hülfe, so wie daran verzweifelnd, sich halten zu können, verpflichteten sie sich alle durch einen feierlichen Eid, zu siegen oder zu sterben und machten alsdann einen Ausfall. Diese Verwegenheit führte ihre Rettung herbei. Als sie sich plötzlich auf die Feinde stürzten, wandten sich diese zur Flucht und erlitten so einen großen Menschenverlust.

Palastintriguen, wie Kriege der Hindufürsten unter sich, füllten von

da an die Zeit aus, bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts die große mongolische Völkerwanderung über Hindustan hereinbrach.

Einfall Timurs in Hindustan.

Bereits im Jahre 1240 waren die Horden Tschengiskhans in Lahore eingefallen, hatten dasselbe geplündert und Tausende von seinen Bewohnern mit sich in die Sclaverei geführt. Das Gewitter, was Hindustan aus dieser Gegend bedrohte, hatte sich jedoch für dießmal noch glücklich zum Theil verzogen.

Jetzt erscheint aber Timur-Bey *), in Europa mehr unter dem Namen Tamerlan (der lahme Timur) bekannt, auf der Bühne der Geschichte. Derselbe war von mütterlicher Seite ein Abkömmling Tschengiskhans; sein Vater besaß als Lehengut die Provinz Kesch. Timurs Geburtsort war Resch, eine 130 Meilen östlich von Lahore und ungefähr 30 Meilen südöstlich von Samarkand gelegene Stadt. Seine Geburt fällt in das Jahr 1336.

Sein erstes Trachten war auf Eroberung gerichtet und schon in früher Jugend schwärmte er für die Herrschaft der Welt. Die Schule der Erfahrung war für ihn der Kampf um die Häuptlingschaft der verschiedenen Stämme, in welche die Mongolen getheilt waren. Durch kluges, hierbei beobachtetes Benehmen gelang es ihm, in dem Besitz der Provinz Kesch und im Befehl über 10000 Mann bestätigt zu werden. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren leistete er dem Emir von Khorassan und Transoranien sehr wichtige Dienste gegen die Geten, welche dessen Gebiet verwüsteten. Als Anerkennung solchen Verdienstes gab ihm der Emir seine Schwester zur Gemahlin, allein nach ihrem Tode begann Tamerlan Feindseligkeiten gegen seinen Schwager und nahm seine Hauptstadt, das ehrwürdige Balkh, ein. Die Festung ward dem Erdboden gleich gemacht; des Emirs Kinder kamen um und sein Eigenthum, seine Schätze und sein Harem wurden die Beute des Eroberers. Dieß geschah im Jahr 1370. Tamerlan erwählte Samarkand zum Sitze seiner Regierung, zu welchem Behufe er es mit starken Befestigungswerken umgab, und reich mit Palästen und Gärten ausschmückte. Seine neulichen Erfolge erschienen ihm nur als

*) Emir und Bey sind gleichbedeutende Titel, und bezeichnen einen Fürsten, Befehlshaber, Häuptling u. s. w. Das eine Wort ist arabisch, dar andere persisch.

ein schwacher Einblick in eine noch glorreichere, vor ihm offene Zukunft; ehrgeizig wie keiner der großen Eroberer vor ihm betrachtete er die ganze Erde als sein ausschließliches Eigenthum. „Wie es nur einen Gott im Himmel gibt", gieng seine Rede, „so darf es auch auf Erden nur einen Herrn geben." Nachdem er Turan, d. h. die Gegend um den Oxus unterjocht hatte, war sein Streben nach der Eroberung des Theiles von Iran, der diesseits des oben genannten Flusses liegt, gerichtet, wo eine Anzahl unabhängiger Fürstenthümer auf den Trümmern des Reiches von Tschengiskhan erstanden war. Er hatte bald die Provinzen Khoraſſan, Sieſtan und Sabulistan erobert und begann nun seinen ersten Krieg gegen das eigentliche Persien, der ihn drei Jahre lang beschäftigte. Das persische Reich bot ein Bild, ähnlich demjenigen, was ihm später Delhi gewährte, als er sich dieser Hauptstadt näherte. Zwei Dynastien kämpften daselbst um den Vorrang, und setzten so die Perser außer Stande, einen wohl überlegten und kräftigen Widerstand zu leisten. Es waren dieß die Dynastien von Mosaſſer in persisch Irak und der Provinz Fars und die von Ilchane in arabisch Irak und Aderbidschan. Schadschaba, der damals in dem erstern herrschte, unterwarf sich, ohne Widerstand zu leisten, gab sogar seine Tochter dem Enkel Tamerlans zur Frau. Sultan Ahmed, der Souverän der letztern Provinz, leistete Widerstand, war aber bald überwältigt, und mußte sich unterwerfen. Die benachbarten Staaten folgten seinem Beispiel: Georgien, Schirwan, Gilan, Armenien, Mesopotamien, wie auch Persien, beugten ihren Nacken und nahmen das Joch des Eroberers an. Während des von Tamerlan nach Persien unternommenen Feldzugs schwang Tokatmisch, Khan der westlichen oder großen Tartarei, der 12 Jahre früher durch ihn auf den Thron des Landes erhoben worden war, die Fahne der Unabhängigkeit, allein er erhielt bald die Strafe, welche seine Vermessenheit verdiente. Das Heer Tamerlans, das so eben in Persien seine Triumphe gefeiert hatte, ergoß sich über die Tartarei. Die Dschetten und andere Völker Mongolistans wurden bewältigt, ihre Zaare, Khodscha Aglyn und Kamar-eddin, bis an den Irtisch verfolgt. Die Offiziere der Armee Tamerlans bezeichneten für die Nachwelt die Ausdehnung ihrer nordwestlichen Eroberungen dadurch, daß sie ihre Waffen und sonstige Wahrzeichen ihrer Nation auf die Stämme der riesigen Fichten einbrannten, die in großen Wäldern über die Ufer dieses Flusses herabhängen. Nachdem Tokatmisch an den Ufern der Wolga eine entscheidende Schlacht verloren hatte, suchte er sein Heil in der Flucht. Den darauf folgenden Winter

(1391) brachte Tamerlan mitten unter Festlichkeiten zu Samarkand zu, wo er zugleich auch die Zurüstungen zu seinem nächsten Feldzuge beschleunigte. Im Jahr 1392 verließ er sein Winterquartier und begab sich auf einen Zug, der fünf Jahre in Anspruch nahm, während welcher Zeit er die Unterjochung Persiens vollendete, Bagdad und die Festungen von Mesopotamien einnahm, seine Erfolge in Armenien und Georgien fortsetzte, Tokatmisch ein zweites Mal besiegte und nach Ueberschreitung der Donau, des Dnjepers und des Dons in Rußland eindrang, und dessen heilige Stadt, später Moskau genannt, eroberte.

Es war ihm jetzt einige Ruhe nöthig, nachdem sich so viele bedeutende Ereignisse in der Zeit seiner fünfjährigen Abwesenheit zusammengedrängt hatten. Das folgende Jahr brachte er in Transoxanien mitten unter Festen und Lustbarkeiten aller Art zu. In den Umgebungen seiner Hauptstadt hatte er einen prachtvollen Palast bauen lassen, an seinen Sohn Tschah-Roth die Souveränität von Khorassan, Sieſtan und Mazanderan, bis Ferouzkub und Ri verschenkt, und ihm Herat als seinen Wohnsitz angewiesen. Von dem Kaiser von China empfing er einen Gesandten; auch hatte er, obwohl im 62sten Jahre seines Lebens stehend, noch eine Ehe geschlossen. Noch war keine Abnahme seiner Lebenskraft und Thätigkeit bemerklich. Mittlerweile war er mit Zurüstungen auf die glänzendsten, wenn auch schwierigsten seiner Unternehmungen beschäftigt. Er trug sich nämlich mit dem Plane der Eroberung von Hindustan, wozu ihn namentlich der erbärmliche Zustand dieses Landes gereizt haben muß. Alle Staaten desselben fürchteten bereits die Annäherung des schrecklichen Tamerlan, dessen Stolz durch so viele erfochtene Siege erregt war und der Lust nach noch weiteren trug. Seine Emire, die bereits von Reichthum und Ehren gesättigt waren, widersetzten sich diesem Feldzuge. Allein Tamerlan berief sich auf den Koran, um ihren Widerstand zu beseitigen, und bewies ihnen daraus die Heiligkeit eines Krieges, der gegen so götzendienerische Völker geführt werde. Sein Enkel, Pir-Mohamed, ward mit einem Beobachtungsheere vorausgesandt. Tamerlan verließ Samarkand Ende März 1398 und griff auf seinem Wege nach Hindustan die auf schneebegipfelten Bergen wohnenden Stämme an, die er sowohl als Götzendiener wie als Räuber verabscheute und deren er eine große Zahl durchs Schwert umbringen ließ. Ebenso eroberte und vernichtete er mehrere Stämme der Affghanen. Nach einem mühsamen Marsche von sechs Monaten kam er an den Ufern des Indus an, den er vermittelst einer Schiffbrücke an derselben

Stelle passirte, an welcher sich der Sultan Tschulal-ud-Deen, als er vor Tschengis-khan floh, hatte übersetzen lassen.

Tamerlan bezeichnete sein Näherherankommen an Delhi mit einer schrecklichen Reihenfolge von Blutvergießen und Verwüstungen. Er marschirte längs des Indus bis zu dem Zusammenflusse des Tschinab und des Ravo, wo die stark befestigte Stadt und Festung Tulumba stand. Multan, Bhotnir und Lony fielen in seine Gewalt. Bis nach Panipat gelangt, gieng er mit 700 Mann über den Fluß, um Delhi zu recognosciren. Als die Bewohner von Delhi so wenige Truppen vor sich sahen, machten sie mit 5000 Reitern und Fußgängern und 27 Elephanten einen Ausfall. Ein Scharmützel fand statt, in dessen Folge dieselben zurückweichen mußten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Tamerlan, daß die Zahl der seit dem Uebergang über den Indus gemachten Gefangenen mehr denn 100000 betrüge, und daß, als dieselben Tags zuvor die Gefahr bemerkten, in welcher die von ihm angeführte kleine Abtheilung vor der Uebermacht der Delhianer schwebte, sie darob ihre große Freude nicht hätten verbergen können, daß es daher mehr als wahrscheinlich sei, dieselben würden an einem Schlachttage sich zu ihren Landsleuten schlagen. Er ließ sie daher sämmtlich umbringen. Am 13. Januar 1398 errang er den vollständigsten Sieg unter den Mauern von Delhi, dem eine Plünderung dieser Stadt folgte. Sein Heer machte bei diesem Anlasse eine reiche Beute und zahlreiche Gefangene. Später belagerte und eroberte er Mirut, nachdem er dessen Wälle hatte unterminiren nnd in die Luft sprengen lassen. Dann setzte er längs der Gebirge von Sewalik seinen Marsch fort, indem er den von ihm eingeschlagenen Weg mit Feuer und Schwert bezeichnete, bis so die Ufer des Ganges erreicht waren. Von da zurück gelangte er über Kabul nach Samarkand am 28. April 1399.

Tamerlans spätere Laufbahn ist bekannt. Nach dem Kriege, den er mit Hindustan geführt hatte, begann er den großen Kampf mit Bajazet, dem Kaiser der Ottomanen, der mit dessen vollständiger Niederlage und Gefangennehmung endigte. Später belagerte er Smyrna. Letztere Stadt war die äußerste Gränze seiner westlichen Eroberungen. Nach Samarkand zurückgekehrt, empfing er als Oberherr von Asien von verschiedenen Nationen Gesandtschaften und feierte die Hochzeit von sechs seiner Enkel mit beispielloser Pracht und Glanze. Dann begab er sich auf den Weg nach China, um dieses Land zu erobern, starb aber unterwegs zu Otra am 19. Februar 1405 im 71. Jahr seines Alters und 36. seiner Regierung.

Der Zeitpunkt, der zwischen der zweiten Invasion Hindustans durch die Mongolen und der dritten durch dasselbe Volk mitten inne liegt, ward damit ausgefüllt, daß die einzelnen Staaten, da es an dem Hauptsitze der Regierung Delhi an Kraft gebrach, sich immer mehr unabhängig zu machen suchten. Diese so unabhängig gewordenen Fürsten lebten in fast beständigen Kämpfen unter sich und mit dem bisherigen Mittelpunkt des Reiches; es konnte daher nicht fehlen, daß die beute- und eroberungslustigen Nachbarn dieses durch innere Zwietracht geschwächte Land zum steten Tummelplatze ihrer Leidenschaften ausersehen hatten.

Unter solchen Verhältnissen sind wir mit dem Jahre 1526 bei der vierten Invasion Hindustans durch Baber angelangt. Wenige Eroberer Hindustans verdienen eine nähere Schilderung in dem Grade wie Baber. Derselbe unterjochte nicht nur einen großen Theil dieses Landes, sondern gab ihm auch eine Dynastie, wodurch sein Name mehr mit dessen Geschichte verknüpft ward, als der Tschengiskhans oder Tamerlans. Baber war der sechste Abkömmling des letztgenannten Eroberers und ein würdiger Erbe von einem beträchtlichen Theil seiner Besitzungen. Seine kriegerischen und politischen Maaßregeln waren ebenso durchdacht, als sie mit Ausdauer ins Leben gerufen wurden. Die ausgedehnten Besitzungen seines Großvaters Abasaid wurden unter die verschiedenen Söhne dieses Monarchen vertheilt. Einer derselben, Ahmud Mirza, erhielt Samarkand und Bokhara; Balkh oder Bactrien kam an einen andern, Kabul an einen Dritten, dessen Name Aluph Bey war. Omar Scheikh *) Mirza, dessen vierter Sohn, Babers Vater, sollte zuerst Kabul erhalten, ward aber für seine Lebzeit nach Ferganah am obern Laufe des Jaxartes, einem kleinen aber fruchtbaren Ländchen, versetzt, dessen Baber stets mit großer Vorliebe gedachte. Derselbe ward zu Indischah im Februar 1483, also in demselben Jahre geboren, das auch dem Vater der Reformation, Luther, die Geburt verlieh. Da sein Vater durch den plötzlichen Fall von dem Dache eines Taubenhauses umgekommen war, ward Baber von den Adeligen des Landes (1494) auf den Thron gehoben, und nahm den Titel: Zehir-ud-Din (Beschützer der Religion) an. Er war damals 12 Jahre alt. Sein Vater war mit seinem Bruder und Schwager in Krieg verwickelt gewesen und die große Jugend des jungen Königs hatte in diesen die Hoffnung geweckt, daß sie durch ihn sich reichliche Genugthuung würden

*) Schelh oder Scheikh, ein arabisches Wort, bedeutet den Aeltesten oder Häuptling.

verschaffen und ohne Anstrengung sich sein Reich zueignen können. Um ihn vor dieser drohenden Gefahr zu bewahren, hatten seine Verwandten den Plan gefaßt, ihn in die Berge zu schaffen; allein Baber durchkreuzte ihre Absicht und begann, Zurüstungen zur Vertheidigung zu treffen. Ein vorgekommener Fall, der sich um diese Zeit ereignete, gibt uns einen Einblick in den Charakter des künftigen Mannes. Einer der Höflinge war ertappt worden, wie er mit dem Feinde Verkehr pflog und ward, vor den König gerufen, von diesem eigenhändig erschlagen. Den Verbündeten mißlang indeß ihr Angriff auf seine Hauptstadt vollständig; eine verheerende Seuche war plötzlich unter ihren Pferden ausgebrochen. Dieselben kamen täglich hundertweise um; man beeilte sich daher mit dem Friedensschlusse. Die Khane von Kaschgar und Khustan führten später ihre Heere gegen ihn, schlossen aber ebenso Frieden. Der Gouverneur von Ashira lehnte sich gegen ihn auf; Baber belagerte dessen Stadt, und der Aufrührer mußte mit einem Schwert um seinen Nacken und einem Leichentuch um seine Schultern vor ihm erscheinen. Von da begab er sich nach Scharokia, wo er seinen Oheim mütterlicher Seite traf, und sich mit ihm aussöhnte. Da der König von Samarkand Aratiba, eine der Provinzen, welche seinem Vater gehört hatten, besetzt hielt, so entschloß er sich, dieselbe wieder zu erobern und führte ein Heer dagegen. Der Krieg zog sich während drei Jahren dahin, als der König von Samarkand, den sein bisheriger Alliirter, der Herrscher von Turkistan, verlassen hatte, sich mit bloß 300 Pferden auf den Weg machte, um die Unterstützung von Khosrew Schah, dem Haupte von Khendus, nachzusuchen. Baber machte sich seine Abwesenheit zu Nutze, und begab sich eilig nach Samarkand, wo er in die Stadt gelangte, und mit Zustimmung der Mehrzahl der Adeligen (1497) in einem Alter von 15 Jahren den Thron bestieg. Einige der Häuptlinge zogen in ihrem Unwillen, daß er die Plünderung der Stadt nicht zugestanden hatte, zusammen ab, und stellten sich unter den Befehl seines Bruders Dschihanghir Mirza, für den sie die Provinz Indischah verlangten. Als diese Forderung an Baber gelangte, war dieser außer Stande, seinen Zorn zu bezähmen, und sprach Vorwürfe aus, die sowohl seine Anhänger, als diejenigen, welche ihn verlassen hatten, kränken mußten. Diese Unklugheit beleidigte in dem Grade die um ihn Gebliebenen, daß sie sämmtlich zu seinen Feinden übergingen. Um die Gefahr, in der er sich schon dadurch befand, noch zu vermehren, befiel ihn eine schwere Krankheit, die sein Leben bedrohte, welches nur dadurch erhalten ward,

daß man ihm Nahrung vermittelst befeuchteter Baumwolle zukommen ließ. Als er sich wieder erholt hatte, fand er die Angelegenheiten seines Reiches in der größten Verwirrung. Offiziere und Soldaten, die ihn für verloren hielten, begannen jeder für sich selbst zu sorgen, ja Ali Dhost Taghai übergab sogar auf die falsche Nachricht von seinem Tode Jubischah den Rebellen. In dieser Bedrängniß wandte er sich an seinen Oheim Mahmud um Hülfe; obgleich nun auch dieser zu seiner Unterstützung herbeieilte, so schenkte derselbe doch, des Krieges unkundig, den listigen Vorschlägen der Verbündeten Gehör und trat den Rückzug an. Diesem Mißgeschick folgte der Abfall seines ganzen Heeres, mit Ausnahme von Dreihundert, die ihm treu anhiengen und Exil und Unglück mit ihm theilen wollten. Er schlug nun sein Quartier in Khotscheid auf, einer Stadt, die so klein ist, daß sie kaum zweihundert Leute beherbergen kann. Von da an trat eine solche Umkehr seines Schicksals ein, daß ihm im Jahr 1499 sein väterliches Reich wieder verliehen ward. Eine unbesonnene Handlung machte ihn jedoch zum zweiten Male zu einem Flüchtlinge. Ein Theil der Rebellen, der sich unter der Bedingung ergeben hatte, daß er all sein Hab und Gut mit sich nehmen dürfe, war von seinen Anhängern mit seiner Gutheißung geplündert worden. Dieser Befehl war zu voreilig gegeben gewesen, wie Baber selbst in seinen Memoiren sagt: „im Kriege und in Staatsangelegenheiten sollte man nicht handeln, ohne daß man zuvor die Dinge von allen ihren Seiten betrachtet hat.“ Abermals von seinem Heere verlassen, irrte er, nur von Wenigen gefolgt, baarfüßig in den Gebirgen umher; seiner eigenen Erzählung zufolge waren seine und die Füße seiner Begleiter so hart geworden, daß sie weder Fels noch Stein mehr spürten. Von all der Drangsal, die er erleiden mußte, war seine Geduld dahin, und er sagte zu sich selbst: „Besser wäre es, das Angesicht der Menschen zu fliehen, so weit wie meine Füße mich zu tragen vermögen, als mich in einem Zustande solcher Verkommenheit vor ihnen sehen zu lassen.“ Er entschloß sich daher, ins nördliche China zu reisen. Allein geheime Verbindungen, die er stets mit seinem Heimathlande, Ferganah, unterhielt, ließen ihn noch Hoffnung schöpfen; seine Feinde waren jedoch stets auf seinen Fersen und er wurde ihnen sogar verrathen, wußte sich jedoch wieder frei von ihnen zu machen. So wanderte er in großem Elend ein ganzes Jahr in den Bergen umher, hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, je wieder seine Besitzungen zu erlangen und war daher entschlossen, indem er seinem Heimathlande Lebewohl sagte, sein

Glück in Khoraſſan zu ſuchen. Obgleich er bereits ſo viele Mühe und Drangſal ausgeſtanden hatte, befand er ſich doch erſt in ſeinem 23. Jahre. Die rührenden Einzelnheiten, welche er in ſeiner Lebensbeſchreibung von den Erlebniſſen jener Zeit gibt, ſind ein getreuer Spiegel der Seele eines entſchloſſenen Jünglings. Die Schilderung ſeiner wechſelnden Gefühle und der Schwungkraft ſeines Geiſtes iſt in hohem Grade intereſſant; der eine Augenblick findet ihn aufgelöst in Thränen, der andere läßt ihn die Annehmlichkeiten einer beſſeren Lage voll genießen. Ton und Färbung ſeiner Schilderungen in dem früheſten Theil ſeiner Memoiren machen es wahrſcheinlich, daß ſie gleichzeitig verfaßt ſind. Der berühmte engliſche Geſchichtſchreiber Elphinſtone ſagt mit vieler Wahrheit von ihm, daß auf allen ſeinen Zügen, im Kriege oder Frieden „Blumen, Bäume und heitere Landſchaften niemals für ihn verloren waren.“ Vielleicht kam dieß daher, daß Andere ihre Herzen weniger öffneten als er; ſo viel iſt aber ſicher, daß er uns dadurch in den Stand geſetzt hat, mehr in ſein Inneres zu blicken, als irgend eine andere hiſtoriſche Perſon der aſiatiſchen Welt.

Mit einem Male leuchteten ihm beſſere Sterne. Durch ein Einverſtändniß, was er mit den Mongolen, welche ſich damals in Bactrien befanden, unterhielt, brachte er ſie ſämmtlich auf ſeine Seite und ſann, ſo wieder mächig geworden, auf die Wiedereroberung von Kabul. Sowohl dieſe Stadt wie Ghiznee fielen faſt ohne Schwertſtreich mit den daran ſtoßenden Provinzen in ſeine Gewalt. Er beherrſchte dieſes neu erworbene Reich 22 Jahre lang, ehe er die Eroberung von Hinduſtan unternahm; ſeinen Nachkommen verblieb es bis ans Ende des 17. Jahrhunderts.

Endlich ſieht ihn das Jahr 1514 auf dem Zuge nach Hinduſtan. Da ſich diejenigen Fürſten dieſes Landes, welche ihn heimlich gerufen hatten, bald als Verräther auswieſen, ſo begab er ſich wieder auf den Rückzug nach Kabul, noch durch weitere Umſtände hiezu veranlaßt; allein er kehrte bald wieder um. Vor Delhi erfolgte ein Zuſammenſtoß einer Heeresabtheilung Babers mit der Macht der Hindus. Letztere wurden in die Flucht geſchlagen, die Gefangenen grauſam umgebracht. Die Hauptſchlacht wurde in der denkwürdigen Ebene von Panipat am 20. April 1526 geſchlagen, einem Tage, der dadurch für die Geſchichte Hinduſtans von großer Wichtigkeit geworden iſt. Die Hindus unterlagen vollſtändig; Agra und Delhi fielen in die Hände des Siegers. Baber ſagt in ſeinen Memoiren über dieſen Sieg: „Seit den Tagen des geſegneten Propheten bis auf uns herab haben drei fremde Könige Hinduſtan erobert, Mahmud

von Ghiznee, Sultan Mahmud Ghoori und ich *); beide waren mächtige Fürsten, hatten aber als Gegner nur die Radschahs kleiner Reiche; ich dagegen, den die ganze Macht der Uzbecken mit dem Verluste seiner nordwestlichen Besitzungen bedrohte, rückte mit einem Heere von nicht mehr als 12000 Mann, die Troßknechte u. s. w. mitgerechnet, gegen den Beherrscher von ganz Hindustan vor, dessen Armee aus 100000 Mann und 1000 Elephanten bestand. Zum Lohne für mein Gottvertrauen ließ mich der Allerhöchste so Großes nicht umsonst unternehmen, sondern er gab mir dafür den Sieg über meinen furchtbaren Feind und das Scepter von Hindustan."

Die Mongolenherrschaft war jedoch anfänglich in dem Grade in Hindustan, und namentlich unter dessen affghanischen Herrscherfamilien, verhaßt, daß sich solche überall Feinde erweckte. Auch das Clima, an welches die Mongolen nicht gewöhnt waren, lichtete ihre Reihen, so daß die Anführer seines Heeres bittend in Baber drangen, er möge nach Kabul zurückkehren, allein er gab zur Antwort „daß ein Reich, dessen Eroberung ihn so viele Mühe gekostet habe, nur mit seinem Leben von ihm genommen werden solle." Gleichzeitig erließ er eine Bekanntmachung, daß er entschlossen sei, in Hindustan zu bleiben, wer aber Sicherheit des Leibes dem Ruhme vorziehe, der möge sich nur nach Kabul begeben.

Während eines Besuchs, den ihm sein Sohn Humayun von Kabul aus machte, starb Baber am 24. Dezember 1530 und ward, seinem letzten Willen gemäß, in Kabul begraben. Es hatte 38 Jahre regiert und starb im 50. seines Lebens.

Die Einzelnheiten vorstehender Schilderung seiner Laufbahn sind in seinen Memoiren enthalten, welche er in türkischer Sprache verfaßte, die sein Sohn niederschrieb, und welche während der Regierung seines Enkels Akbar ins Persische übersetzt wurden. Die Sprache, in welcher sie ursprünglich geschrieben sind, wird heute noch vom kaspischen Meere an bis an die chinesische Gränze gesprochen. Sein Sohn Humayun folgte ihm mit dem Titel Padischah auf dem Throne. Er begann seine Regierung damit, daß er einen Rivalen aus dem Stamme der Affghanen, Namens Scheer-Khan, bekämpfte, der sich zum Könige von Bengalen aufgeworfen

*) Baber erwähnt hierbei nicht seines Ahnherrn Tamerlan, wahrscheinlich weil dieser bloß Einfälle in Hindustan machte, ohne das Land bleibend zu behaupten oder ihm seine Dynastie zu verleihen.

hatte. Derselbe entwickelte eine Tapferkeit und strategische List, wie sie noch niemals in Hindustan bis dahin zum Vorschein gekommen waren. Einstmals wollte Humayun seine Armee vermittelst einer Schiffbrücke über den Ganges setzen lassen; allein der Feind überraschte ihn dabei. Humayun selbst bewirkte seine Rettung nur dadurch, daß er sich der größten Gefahr aussetzte. Da die Schiffbrücke noch nicht vollendet war, so stürzte er sich in den Ganges. Sein bereits erschöpftes Pferd ward von dem Strome mit fortgerissen, und dessen Herr würde sein Schicksal getheilt haben, hätte ihn nicht ein Wasserführer dadurch gerettet, daß er denselben in einer Thierhaut, wie in einer Blase, übersetzte. Achttausend Mongolen wurden gleichzeitig in's Wasser versprengt, da der Feind alle Fahrzeuge vorher hatte zerstören lassen.

Dieß geschah im Jahre 1539. Die Königin, zu deren Befreiung Humayun vorher einen erfolglosen Versuch gemacht hatte, war in die Hände des Feindes gefallen. Es ist eine erwähnenswerthe Thatsache und macht dem Sieger alle Ehre, daß derselbe sie mit der größten Artigkeit und Aufmerksamkeit behandelte und an einen sicheren Ort geleitete. Persische Geschichtschreiber erwähnen, auf welche eigenthümliche Weise Humayun dem Wasserführer für die Rettung seines Lebens seine Dankbarkeit bezeugt habe. In seiner Hauptstadt angekommen, ließ er ihn einen halben Tag lang seinen Thron einnehmen, während welcher Zeit derselbe seinen Verwandten fürstliche Geschenke machen durfte.

In den Kämpfen mit Sheer-Khan bestand Humayun mehrere solche Gefahren; er sah sich sogar einmal genöthigt, da er in Khorassan vergebens um Gewährung eines Zufluchtsortes nachsuchte, sich in Siestan unter den Schutz des Königs von Persien zu begeben. Sheer-Khan kam bei der Belagerung der berühmten Festung Kalmutschur durch eine Pulverexplosion um. Mit seinem Tode ging der Stern Humayuns wieder auf, und derselbe eroberte die verlorenen Provinzen seines Reiches wieder. Aber bereits war er am Ende seiner Laufbahn angelangt. Während er die Abendfrische auf der Terrasse des Bibliothekgebäudes zu Delhi genoß, ward die Stunde des Gebets angezeigt; der König, wie es alle getreuen Moslems thun, stand still und verrichtete sein Gebet; dann aber setzte er sich auf die Treppenstufen nieder, bis der Muezzin vollendet habe. Als er später mit Hülfe seines Stabes aufzustehen versuchte, glitt dieser auf dem glänzenden Marmor aus und er fiel auf den Kopf. Ohne Bewußtsein aufgehoben, starb er noch am selben Abend, 1556.

Ihm folgte sein berühmt gewordener Sohn Akbar, der beim Tode seines Vaters nur 13 Jahre und 4 Monate alt war. Sein Vormund, Beiram Khan, der bereits so viele Proben seiner Geschicklichkeit und Treue abgelegt hatte, ward sein Minister, und hatte die ganze sowohl bürgerliche als militärische Gewalt in seiner Hand. Allein Ausschreitungen, welche sich derselbe von da an zu Schulden kommen ließ, entfremdeten ihm die Zuneigung seines Mündels und Königs, der jedoch ihn selbst dann noch mit vollster Großmuth behandelte.

Akbar war derjenige der Fürsten aus mongolischer Race, der am meisten für die Entwickelung des indischen Volkswohls that. Er ward dazu durch ein Motiv von unzweifelhaft hoher politischer Weisheit geleitet. Keine der fremden Dynastien, die vor ihm in Hindustan regiert hatten, hatten einen so unsichern Halt in der öffentlichen Meinung, wie die aus dem Hause von Tamerlan. Die Nachkommen desselben waren in jeder Beziehung Fremdlinge, sowohl in Religion, als Sprache wie Blut. Mohamedaner wie Hindus haßten diese Fürsten auf gleiche Weise.

Es ist nun wahrscheinlich, sagt Elphinstone, daß diese Betrachtungen die edle und schöne Natur Akbars veranlaßten, sich an die Spitze der ganzen indischen Nation zu stellen und aus den Bewohnern dieser weiten Gebiete, ohne Unterschied der Race und des Landes, eine staatliche Gemeinschaft zu bilden. Er verfolgte diese Politik mit Ausdauer während seiner ganzen Regierung. Hindus wie Muselmänner konnten während derselben zu jeder Stufe der Macht und der Stellung gelangen, ein jeder nach seinem Range und Verdienste.

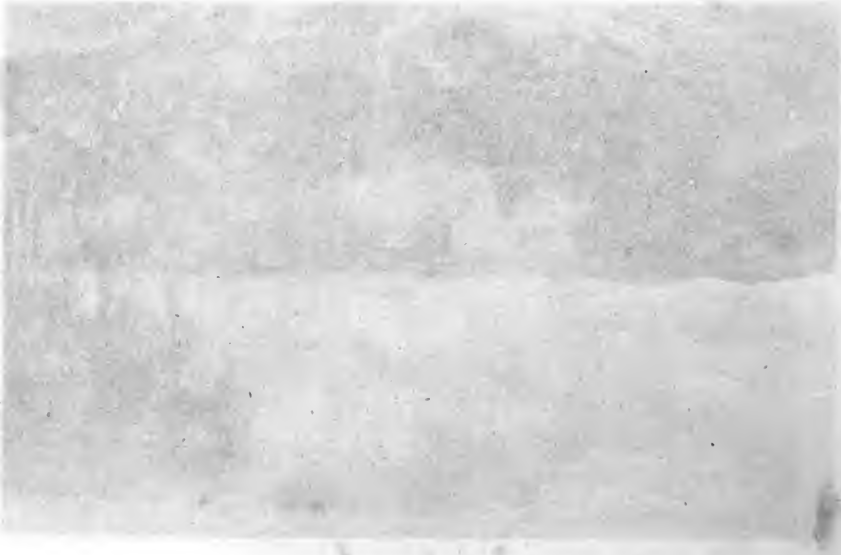
Von diesem Geiste beseelt wählte er Frauen aus dem Stande der Radschputen für sich und für seinen Sohn, und diese Verbindung, anstatt von den Hindus als ein Verlust der Kaste angesehen zu werden, ward vielmehr als sehr ehrenvoll betrachtet. Akbar vereinigte auch die vom Reiche abgefallenen Provinzen wieder mit demselben; sogar das Königreich Cashmir, das stets seine Unabhängigkeit behauptet hatte, fiel in seine Gewalt.

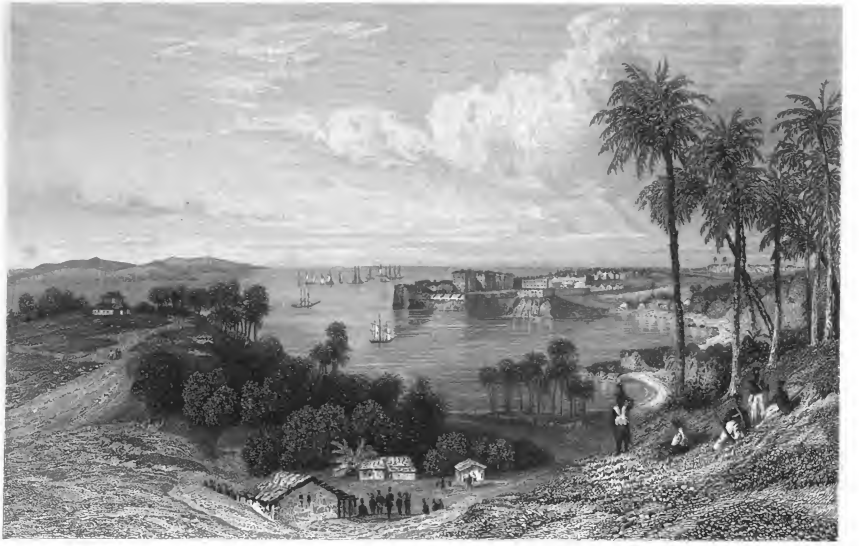
Der Rest der Tage Akbars ward durch häusliche Sorgen verbittert, und wie man annehmen muß, verkürzt. Seine beiden Söhne hatten schlimme Neigungen und Gewohnheiten, was ihren Vater tief betrüben mußte. Sein jüngerer Sohn starb im Rausche. Sein anderer Sohn und Nachfolger, Selim, war grausam, ebenfalls ein Weintrinker, und hatte mehr als einmal sich gegen seinen nachsichtigen Vater aufgelehnt. Sie hatten

sich jedoch anscheinend versöhnt, bevor der Vater starb, was im Jahre 1605, nach einer Regierung von 51 Jahren und einigen Monaten, geschah. Von diesem großen Fürsten kann man dreist behaupten, daß er der mächtigste, klügste und wahrscheinlich auch der tugendhafteste der ausgezeichneten fürstlichen Race war, der er angehörte. Die kurze, in Vorstehendem gegebene Skizze seiner glorreichen Laufbahn verdient um so größeres Interesse, da seine schwachen Nachkommen von ihren wankenden Thronen gefallen sind, und der letztgekrönte Fürst der Mogullinie, nachdem sein wohlorganisirter Versuch, die Unabhängigkeit wieder zu erringen, gescheitert ist (1857), sich für den Rest seiner Tage zur Strafe verurtheilt sieht.

Am 10. Oktober 1605 bestieg Selim, Akbars Sohn, im 38. Jahre seines Lebens den leeren Thron. Derselbe nahm den Titel: Dschihanghir oder weltbeherrschender Kaiser an, und ließ die nachfolgende pomphafte Inschrift auf die Münzen seines Reiches setzen, deren neue Ausgabe, wie die Beifügung ihrer Namen in den öffentlichen Gebeten stets die ersten Akte der Kaiser von Delhi waren: — „Geschlagen zu Agra durch Khosrow, den Beschützer der Welt, der vor Allen dem wahren Glauben Glanz verleiht, Dschihanghir, Sohn des kaiserlichen Akbar."

Vom Glanze dieser jetzt zersplitterten und entweihten Macht kann man sich einen Begriff durch die verschwenderische Pracht machen, welche bei der Krönungsfeierlichkeit entfaltet wurde. Die Juwelen des Thrones allein wurden auf 150 Millionen Pfund Sterling (1800 Millionen Gulden) geschätzt, und 4 Tonnen Goldes dienten als Material dazu. Das Gestell des Thrones war mit 7 Centnern Ambra beladen, so daß, wohin auch der Thron, den man in Stücke legen konnte, verbracht wurde, keine weiteren Wohlgerüche nöthig waren. Die Perlen und Rubinen, mit denen die Krone besetzt war, waren allein 2 Millionen 70,000 Pfund Sterling werth, und der den Thron umgebende Raum mit kostbaren Brocaden und goldgestickten Teppichen bedeckt. Rauchgefäße von Gold und Silber waren überall vertheilt und verbreiteten die lieblichsten Wohlgerüche. Dreitausend mit Kampfer zubereitete Wachslichter, die von Ambra dufteten, von einer Länge von drei Ellen, die sich in Armleuchtern von Gold und Silber befanden, beleuchteten die Scene die Nacht über bis zum Morgen. Eine Anzahl der schönsten Jünglinge, auf's Kostbarste in Gold- und Silbergewebe gekleidet, erwarteten mit Gürteln und Amuleten, die das Feuer des Diamants, Schmaragds, Saphirs und der Rubinen zurückstrahlten, in verschiedenen Abtheilungen je nach dem Range und in ehrfurchtsvoller





BOMBAY.

Carlsruhe, Kunstverlag

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stellung die kaiserlichen Befehle. Um das Ganze zu krönen, waren die Emire des Reichs, von dem Capitän an, der über 400 gebot, bis zu dem Befehlshaber über 5000 Pferde, von Kopf bis zu Fuß in Gold und Juwelen gekleidet, im Kreise um den Thron zum Empfange des Kaisers geschaart. Wie der Großmogul Dschihanghir selbst in seinen Memoiren schreibt, gewährte diese Entfaltung von kaiserlicher Pracht ein Bild, wie es sonstwo hienieden bis jetzt nirgends gefunden wurde und zu keiner Zeit zu finden sein wird.

Unter den heilsamen Verordnungen, welche der Kaiser bei Beginn seiner Regierung erließ, war auch das strenge Verbot der Bereitung und des Verkaufs von Wein oder jeder andern Gattung berauschender Getränke. Es heißt darin wörtlich: „Diese Verordnung habe ich erlassen, obgleich es männiglich bekannt ist, daß ich selbst dem Trunke sehr ergeben bin und seit meinem sechszehnten Jahre den Wein übermäßig genossen habe“ *). — Die weiteren Betrachtungen, die der Großmogul daran knüpft, sind so eigenthümlicher Natur, daß eine Erwähnung derselben nicht ohne Interesse sein wird.

„Und fürwahr, da ich mich täglich mit heitern Gespielen meiner Jugend zusammen fand, die Luft eines entzückenden Climas einathmete, mich in hohen und glänzenden, mit allen Schätzen der Kunst und Bildhauerei ausgeschmückten Gemächern, deren Fußböden mit den reichsten Teppichen von Gold und Silber bedeckt waren, bewegen konnte, wäre es da nicht eine Art Thorheit gewesen, sich nicht durch irgend ein herzstärkendes Getränke zu erheitern? — und welches Getränke kann den Saft der Rebe übertreffen? Anerkennt man auch die wohlthätigen Wirkungen desselben, so muß man doch auch wieder zugeben, daß der Wein, im Uebermaaße genossen, den Menschen schwächt, seine Constitution untergräbt und böse Gelüste in ihm erweckt, was alles zu den nachtheiligen Wirkungen dieses besten aller Reizmittel gehört. Was mich betrifft, so muß ich bekennen, daß ich meine Leidenschaft des Trinkens bis zu diesem Uebermaaße trieb, und sogar es darin täglich bis zu zwanzig Quart brachte. So weit reichte selbst diese meine verderbliche Neigung, daß, wenn ich eine Stunde mich ohne Getränke befand, meine Hände zu zittern anfingen, und ich unfähig war, ruhig zu sitzen.“ Das Wachsen dieser Leidenschaft flößte ihm endlich Besorgniß ein, und er setzte daher sein tägliches Maaß auf ein Viertel des

*) Siehe Selbstbiographie des Kaisers, englische Ausgabe, p. 6.

früheren herab. Nachdem er den Thron bestiegen hatte und die Angelegenheiten des Staates seine Zeit mehr in Anspruch nahmen, ging er bei keiner Gelegenheit über die fünf Becher hinaus, und sprach sogar seine Hoffnung aus, daß er nach und nach im Stand sein werde, sich, wie sein Großvater Humayun, gänzlich des Weins zu enthalten.

Der Vermögenswerth des Großmoguls war ein ungeheuerer. Dschihanghir versichert, daß, was das Zugebrachte und die von seinem Vater sowohl in Schätzen als in kostbarem Geräthe aufgehäuften Kronjuwelen betrifft, der unbesiegliche Tamerlan — der die Welt in Bande gelegt hatte und dessen sein Vater der achte Nachkomme war — davon nicht ein Zehntel besessen habe; da er aber selbst den Belauf dessen habe kennen lernen wollen, was in seiner Schatzkammer zu Agra aufbewahrt worden, so habe er auf 400 Gewichts-Wagen Tag und Nacht bloß Gold und Silber abwägen lassen, und nach Umfluß von 5 Monaten sei die Arbeit noch nicht beendigt gewesen und es auch nie geworden. Das Warum? — gibt er nicht an. Man hat von dem Schatze, den Akbar um die Zeit seines Todes an Juwelen, Gold- und Silberbarren, geschlagenem Golde und anderem Eigenthum besaß, ein Verzeichniß gemacht, wonach damals acht große Gewölbe mit Gold, Silber und kostbaren Steinen angefüllt waren, was Alles einen unschätzbaren Werth bildete. Es befanden sich darin von der Münzsorte: der Rupie, welche Akbar hatte schlagen lassen, 199,173,333 englische Kronen oder sechshundert Millionen Gulden. An Juwelen 30,026,026 Kronen; verschiedenen Götzenbildern von Gold 9,503,370 Kronen; Goldgeschirr aller Art 5,866,895 Kronen; Brocaden und anderen Gold- oder Silberstoffen 7,654,989 Kronen; Porcellan und irdenem Geschirr 1,255,873 Kronen; Zelten, Vorhängen und Tapeten 4,962,722 Kronen; 24,000 Manuscripten in reichem Einbande 3,231,865 Kronen; Geschützen und Schießbedarf 4,287,985 Kronen; Waffen aller Art 3,777,752 Kronen; Sätteln, Zäumen und anderem Geschirr 1,262,824 Kronen; wollenen Tüchern 251,626 Kronen; Messing- und Kupfergefäßen 25,612 Kronen: was im Ganzen, das geschlagene Gold inbegriffen 274,113,793 Kronen oder 822,341,376 fl. ausmacht.

Die jugendlichen Thorheiten, welche er zu Lebzeiten seines Vaters begangen, so wie die Verbrechen, die seinen Charakter befleckt hatten, ließen nur wenig Gutes von dem Herrscher erwarten. Die erste Verordnung, welche er gleich anfänglich erließ, war eine solche, die ihm selbst am meisten Befriedigung verschaffte. Außen an dem Thurme des Palastes, den er

selbst bewohnte, hatte er eine goldene Kette, von ihm die Gerechtigkeitskette genannt, woran achtzig Glöckchen hingen, anbringen lassen, damit durch Anschlagen derselben Jedermann, dem von einer Obrigkeit Unrecht geschehe, sich bei seinem Souverän selbst unbeobachtet beschweren könne. Er erleichterte die Taxen, welche seine ärmeren Unterthanen bedrückten; sorgte für den Schutz des Eigenthums und das Bevölkern unbewohnter Strecken, machte das Reisen sicher; namentlich sorgte er dafür, daß Kaufleute ihre Waarenballen nicht anders öffnen lassen durften, als in ihrer eigenen Gegenwart, und daß Truppen bei den Unterthanen ferner nicht einquartirt würden. Der orientalische Gebrauch, mit dem Verlust von Nase oder Ohren zu strafen, ward abgeschafft; wie er überhaupt noch eine Masse heilsamer Verfügungen traf, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Obgleich er so seine Zeit der Civilverwaltung seines Reiches widmete, war doch der Eroberer-Ehrgeiz ungeschwächt, den er von seinen Ahnen geerbt hatte. Was jedoch bei allen seinen derartigen Plänen in Betracht kam, war die Besorgniß, Hindustan ohne die entsprechende Heeresmacht zu lassen, falls sich einer seiner Söhne gegen ihn auflehnen würde. Gerade um diese Zeit nährte er deßhalb gegen seinen Sohn Khosrow eine heftige Eifersucht, obgleich er in seinen Memoiren heuchlerischer Weise die größte Vorliebe für ihn zur Schau trägt. Noch hegte er die gleiche feindselige Gesinnung gegen denselben, die ihn zur Lebzeit des letzten Königs, seines Vaters, beseelt hatte, deren häufige Aeußerung die Mutter des jungen Prinzen zum Selbstmorde getrieben, und welcher sich nicht ferner schuldig zu machen, er seinem Vater auf dessen Todbette geschworen hatte. Nachdem die Eroberung des Dekkan vollbracht war, war es seine Absicht, seine triumphirenden Legionen nach Samarkand zu führen, wohin ihn mancherlei Gründe riefen. Nach reiflicher Erwägung hielt er es jedoch für gerathener, den Krieg mit dem Rana von Odajapur fortzusetzen; er sandte daher ein Heer unter dem Befehl seines jüngeren Sohnes, Parvis, dahin, den Offiziere der besten Erfahrung und höchsten Treue unterstützten. Kaum war aber derselbe bei dem Heere angekommen, so ward er zurückgerufen, da sich sein älterer Bruder Khosrow gegen den Vater aufgelehnt hatte. Dieser junge Prinz war ohne Zweifel, obgleich stets beobachtet, in einer geheimen Verbindung mit den Anhängern des Rana. Sein Oheim mütterlicher Seite war als Beherrscher von Bengalen einer der mächtigsten Männer des Reiches, und hatte schon unter

der vorigen Regierung sich warm seines Neffen angenommen. Im März 1606 ward Dschihanghir um Mitternacht aus seinem Schlummer geweckt und benachrichtigt, daß sein Sohn nach Delhi geflohen sei, in der offenbaren Absicht, von da aus das Pandschab zu erreichen. Wenige Stunden darauf sandte Dschihanghir seinen Günstling, Emir Ul Ombra, mit einem Heere zu dessen Verfolgung aus, mit der ihm ertheilten Vorschrift, falls es nöthig erscheine, es in nichts an dem mangeln zu lassen, was in seiner Macht liege*); „denn wo es sich um die oberste Gewalt handelt, da gibt es weder Kind noch sonstige Verwandtschaft. Der Fremdling, der die Interessen derselben befördert, ist mehr werth, als tausend Söhne oder sonstige Verwandte." Dschihanghir folgte mit allen den Truppen, die er eilig um sich sammeln konnte, nachdem er zuvor seinen Ministern Befehle hinterlassen hatte, daß sie die Befehlshaber an den Grenzen von dem Geschehenen benachrichtigen und dieselben auffordern sollten, sich unter das kaiserliche Banner zu begeben. Dreihundert Reiter, auf welche Khosrow auf der Straße nach Delhi stieß, gingen zu demselben über. Er eilte mit ihnen nach Delhi; als er das Pandschab erreichte, war seine Macht bereits auf 30,000 Pferde angeschwollen. Seine Anhänger lebten von der Plünderung der Distrikte, durch welche sie ihr Weg führte. Sein Vater befand sich auf derselben Marschlinie mit etwas über 10,000 Soldaten, die er mit den schnellsten Rennern und den besten Kameelen aus den königlichen Ställen beritten gemacht hatte.

Man erzählt bei dieser Gelegenheit eine unterhaltende Anekdote von dem Könige, die dessen Leichtgläubigkeit beweist, und zugleich eines von den vielen Beispielen auffallenden Zusammentreffens von Erlebnissen ist. Seine eigenen Worte lauten hierüber wie folgt: „Ich hatte mein Pferd bestiegen und war darauf weiter geritten, als ein Mann zu mir kam, der mich unmöglich von Person kennen konnte. Als ich ihn nach seinem Namen fragte, antwortete derselbe: „„ich heiße Murad Khantschah (Murad, der Mann guter Vorbedeutung).““ Der Himmel sei gelobt, sagte ich, so werden denn meine Wünsche erfüllt werden. Etwas weiter von jenem Orte entfernt und nahe bei dem Grabmal des Kaisers Baber trafen wir einen andern Mann, der einen Esel, welcher mit Brennholz beladen war, vor sich hertrieb und einen Bündel Reisig auf dem Rücken hatte. Ich stellte ihm dieselbe Frage, und er antwortete mir zu meiner großen

*) Siehe Selbstbiographie des Kaisers.

Freude, er heiße Daulub, der Mann der guten Vorbedeutung. Hierauf bemerkte ich meinem Gefolge, wie ermuthigend es sein müßte, wenn die dritte Person, welcher wir begegnen würden, Saadet (der Glückverheißende) wäre. Man kann sich unser Erstaunen denken, als wir, etwas weiter gekommen, einen kleinen Knaben am Ufer eines Baches eine Kuh hüten sahen, und ich auf die an denselben gerichtete Frage die Antwort erhielt: Ich heiße Saadet (der Glückverheißende). Ein Schrei der höchsten Verwunderung entwand sich hierauf den Lippen meines Gefolges; ich selbst aber gelobte, daß von diesem Augenblicke an, entsprechend dieser dreifachen Glückverheißung, alle schriftlichen Akte meiner Regierung die Ueberschrift: „die drei guten Vorbedeutungen" erhalten sollten."

Khosrow hatte sich in den Besitz der Stadt Lahore, die sich ihm ergeben hatte, gesetzt, und belagerte eben deren Citadelle, als man ihm das Herannahen seines Vaters ankündigte, dessen vorgeschobene Posten bereits sichtbar waren. Der Angriff erfolgte von Seite der Rebellen unter Anführung von vier der ersten Kriegsmänner. Der Sieg entschied jedoch zu Gunsten Dschihanghirs; zwei der rebellischen Generale fielen in seine Hände nebst 1000 andern Gefangenen. Diese wurden, nach des Königs bestimmt ausgesprochenem Willen, zu verschiedenen Strafen verurtheilt. Die einen sollten lebendig gespießt werden, die andern hölzerne Joche um ihren Hals tragen*) oder durch den Fluß geschleift werden; der Rest unter den Füßen von Elephanten sein Leben verhauchen. Dschihanghir schreibt in seinen Memoiren hierüber: „In dem Pavillon sitzend, ließ ich eine Anzahl scharfgespitzter Stangen mitten im Flußbette aufrichten, und die 700 Verräther, welche sich mit Khosrow gegen meine Regierung aufgelehnt hatten, lebendig auf denselben spießen." Denn, fährt er mit eisiger Kälte fort, „es ist nicht möglich, eine peinlichere Strafe zu ersinnen, da die so Gestraften häufig lange der schrecklichsten Qual ausgesetzt sind, ehe sie von der Hand des Todes erlöst werden. Nur das Schauspiel eines solchen furchtbaren Todeskampfes kann, wenn überhaupt etwas hierzu im Stande ist, Andere von ähnlichen Handlungen der Treulosigkeit und des Verraths, die sie an ihren Wohlthätern zu begehen im Stande wären, abschrecken."

Nach einer glänzenden, nur durch wenige Unfälle unterbrochenen

*) Eine, namentlich in China übliche Strafe.

Regierung von 32 Jahren starb Dschihanghir im sechszigsten Jahre seines Lebens am Asthma.

Dschihanghir hinterließ bloß zwei Söhne, Schah Dschihan und Scherian. Letzterem hatte er seine Krone bestimmt, allein Schah Dschihan bewog seine Anhänger, daß sie seinen Mitbewerber, bevor er nur aus dem von ihm verwalteten Dekkan ankam, besiegten, zum Gefangenen machten und blendeten. Als der neue Kaiser in seiner Hauptstadt angekommen war, ergriff er Maßregeln, um keinen Rivalen mehr fürchten zu müssen, und ließ sogleich seinen Bruder und seine zwei Neffen hinrichten. Man hat diesen schauderhaften Akt durch Beispiele entschuldigen wollen, wie sie die Geschichte von Asien unglücklicherweise nur zu oft bietet; allein selbst in Hindustan war ein solches Blutvergießen unerhört, und Schah Dschihan hätte bedenken sollen, daß die Verbrechen des Vaters vielleicht einst seine Kinder zu etwas Aehnlichem verleiten könnten.

Schah Dschihan nahm jetzt, am 1. Februar 1628, förmlichen Besitz von dem Throne von Delhi; er befand sich damals in seinem 37. Jahre. Er gab Hindustan die glänzendsten und edelsten Monumente, die es besitzt. Seinen Regierungssitz schlug er in Nord-Delhi auf, dem er von da an den Namen Schah Dschihanabad gab, und wo er den berühmten Palast bauen ließ, den Reisende über den Kremlin von Moskau stellen. Die Hauptmoschee derselben Stadt ist ebenfalls von ihm erbaut und die prachtvollste von ganz Hindustan. Die Pracht aller dieser Kunstschöpfungen ward aber verdunkelt durch das unter dem Namen Taj-Mihal bekannte Mausoleum, das er zu Agra seiner bevorzugten Gemahlin Naur-Dschihan errichten ließ. Dasselbe ist von weißem Marmor mit andern eingelegten kostbaren Steinen, bedeckt eine rechtwinklichte Fläche von 180 Quadratfuß, und ist mit einer sehr hohen Kuppel versehen, die an ihrer Basis 70 Fuß Durchmesser hat. Dasselbe erhebt sich auf einer hohen Terrasse und ist von einem prachtvollen Garten umgeben. Der Bau dieses Mausoleums soll 20 Millionen Gulden gekostet haben, und man betrachtet es als das schönste Monument Hindustans.

Ueber diesen Prachtentfaltungen vergaß er jedoch die Vergrößerung seiner Macht und des Reichsgebiets nicht, mit dem er mehrere Länder wie z. B. Klein-Tibet, Arracan u. s. w. vereinigte.

Schah Dschihan besaß vier Söhne, alle schon bei Jahren, wovon jeder nach dem Throne trachtete. Dara-Schikoh, sein Liebling, war 42 Jahre alt; Schudscha 40; Aurengzeb 38; nur Murad hatte noch nicht die Dreißige

erreicht. Plötzlich erkrankte der Schah, und die Aerzte waren der Meinung, daß das Aeußerste zu befürchten sei. Dara-Schikoh war, als Liebling, fast stets um den Vater, und befand sich daher auch in diesem kritischen Moment bei demselben am Sitze der Regierung, wo er auch sogleich im Namen seines Vaters die Regierungsgeschäfte besorgte. Darüber gerieth er in Mißhelligkeiten mit seinem ehrgeizigen Bruder Aurengzeb, der einen unauslöschlichen Haß auf ihn warf. Es entstand sogar noch während der Lebzeiten des Vaters ein Krieg zwischen den Brüdern, der dadurch endigte, daß Dara-Schikoh die Flucht ergriff, aber verrathen ward und auf Befehl Aurengzebs ermordet wurde. Schah Dschihan genaß gegen alle Erwartung, und sandte wiederholt Befehle an seine Söhne, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Diese aber verweigerten, unter dem Vorgeben, diese Befehle seien von Dara Schikoh unterschoben, den Gehorsam. Aurengzeb nahm sogar seinen eigenen Vater gefangen. Nachdem er auch seinen Bruder Murad hatte in Fesseln werfen lassen, decretirte er die Absetzung seines Vaters und bestieg den Thron im Jahr 1658. Bald darauf zog er gegen seinen, ihm allein noch Widerstand leistenden Bruder Schudschah in den Krieg, besiegte denselben und zwang ihn, sich nach Arracan zu flüchten, wo er ebenfalls ermordet ward. So stand Aurengzeb ohne Mitbewerber um die Krone allein da.

Schah Dschihan überlebte seine Absetzung um sieben Jahre, und ward während dieser Zeit mit vieler äußerer Achtung behandelt. Seine Regierung war die glücklichste gewesen, welche man in Hindustan kannte, auch war er von allen Fürsten dieses Landes der am meisten Prachtliebende. Elphinstone sagt von ihm: Die Verschönerungen, die er ins Werk setzen ließ, seine Freigebigkeit und alle die Pracht, welche sein Hofstaat entfaltete, waren ohne Beispiel, trotzdem seine Vorgänger sich hierin schon bis zum Uebermaß ausgezeichnet hatten. Seine Verschwendung in dieser Beziehung kann blos noch durch die Thatsache als gemildert angesehen werden, daß sie ihn nicht veranlaßte, die Steuern zu erhöhen, noch ihm sonst finanzielle Verlegenheiten bereitete. Die größte Entfaltung seiner Prachtliebe und Verschwendung war der berühmte Pfauenthron. In seinem Palaste zu Delhi hatte er einen Thron mit dem Bilde eines Pfaues aufstellen lassen, dessen ausgebreiteter Schweif in seinen natürlichen Farben durch Saphire, Schmaragde und Rubinen dargestellt war, welche Edelsteine zusammen einen Schmuck darstellten, der jedes Auge blenden mußte. Der berühmte Reisende Tavernier, der zugleich Juwelenhändler war, versichert als glaub-

würdig, daß derselbe nahezu 6½ Millionen Pf. St. (78 Millionen rheinische Gulden) gekostet habe. Bekanntlich entführte ihn der Perserkönig Nadirschah später als willkommene Kriegsbeute.

Schah Dschihan hatte dreißig Jahre zur großen Zufriedenheit des Volks regiert. Er war 67 Jahre alt, als er abgesetzt ward, und 74 als er starb.

Aurengzeb, auf den Thron gelangt, nahm den Namen Alamgur (Herr der Welt) an.

Im fünften Jahre seiner Regierung befiel ihn eine Krankheit, welche ihn fast aufgerieben hätte und zu verschiedenen Störungen im Reiche führte. So lange sie anhielt, war er häufig geistesabwesend im Fieberparoxismus und seine Zunge so gelähmt, daß er unfähig war, ein Wort auszusprechen. Einst verbreitete sich sogar das Gerücht, er sei bereits gestorben. Unter seinen Söhnen war ebenfalls bereits Zwietracht ausgebrochen. Sultan Mausum schmiedete Ränke mit den Großen des Reiches; seine Schwester Notschinara hatte eine mächtige Parthei für den Sultan Akbar, Aurengzebs dritten Sohn, damals acht Jahre alt, gewonnen. Beide Partheien machten zum Scheine glauben, es sei ihnen bloß um die Befreiung Schah Dschihans zu thun.

Aurengzeb hatte selbst in der Krise seiner Krankheit nicht das Interesse verloren, was er am Wohle des Reiches nahm, und gleichzeitig Befehle für dessen Wahrung, wie auch für die sichere Bewachung seines Vaters gegeben. Seinem Sohne Sultan Mausum trug er dringend auf, für den Fall seines Ablebens seinen Großvater frei zu geben; die Wächter desselben wurden aber zu gleicher Zeit von ihm angewiesen, denselben nicht außer Augen zu lassen. Am fünften Tage seiner Krankheit, während des heftigsten Fieberparoxismus, hatte er sich in das Berathungszimmer der Großen des Reichs tragen lassen, um diese zu überzeugen, daß er noch am Leben sei. Dasselbe that er aus gleichem Grunde am 7., 9. und 10. Tage. Am 13. Tage fiel er in eine Ohmacht, die so tief war und so lange anhielt, daß die sein Lager Umstehenden nicht anders glaubten, als er sei todt. Das Gerücht hiervon verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. In einem lichten Augenblicke hörte dieß der König und ließ, da er besorgte, die dadurch im Volke hervorgerufene Aufregung könne die Befreiung seines Vaters zur Folge haben, die Häupter der Nation zu sich rufen, um sie zu überzeugen, daß er noch lebe. Nachdem er sich von seinem Lager hatte aufrichten lassen, verlangte er Schreibmaterial, um nochmals Befehl zur

strengen Bewachung des Gefangenen zu geben, und ließ sich das große Reichssiegel reichen, das er in ein kleines Säckchen that, und versiegelt sorgfältig an seinem Arme befestigte, damit während seiner Krankheit kein unberechtigter Gebrauch davon gemacht werden könne.

Nach und nach erholte er sich wieder. Unzufrieden mit dem Benehmen, was sein Sohn Schah-Mausum während seiner Krankheit gezeigt hatte, schenkte er seine Gunst fortan seinem jüngern Sohne Akbar, und that sogar Schritte, denselben mit der hinterlassenen einzigen Tochter seines von ihm ermordeten Bruders Dara-Schikoh zu vermählen, stieß aber dabei auf den entschiedensten Widerstand. Nach seiner Krankheit that Aurengzeb Viel, um die Aussöhnung mit seinem Vater zu bewirken, was ihm auch zum großen Theile gelang.

Aurengzeb hatte noch während vieler Jahre den Thron von Hindustan inne, welches unter ihm den höchsten Grad von Glanz erreichte. Nachdem er noch das Dekkan mit seinem Reiche vereinigt hatte, war er Herr fast der ganzen Halbinsel; rechnet man noch Kabul und Assam hinzu, deren Beherrschung ihm allein noch bestritten wurden, so erstreckte sich sein Reich über Gebiete, deren Bevölkerung und Reichthum ohne Zweifel bedeutender waren, als die des römischen Reiches in seiner blühendsten Epoche.

Das Ereigniß, das den größten Einfluß auf die Regierung Aurengzebs hatte, war die Entstehung des Mahrattenreichs, das, von dunkelm Ursprung, einst das mächtige Gebäude der Mongolenherrschaft umwerfen, und den Engländern den Besitz von Hindustan streitig machen sollte. Maharasihtra oder das Land der Mahratten breitet sich auf einer Fläche von mehr als 100 Quadratmeilen auf der nordwestlichen Seite der Halbinsel aus, und ist von ungefähr sechs Millionen Seelen bewohnt. Ausläufer der Ghats und der Vindhyagebirge durchschneiden dasselbe, und es begreift einen Theil der heutigen Provinzen Malua, Candeish, Aurengabad und Bidschapur in sich. Geographisch betrachtet, unterscheidet es sich vollständig von der großen Ebene Dekkans und Hindustans. Es ist hoch gelegen, schwer zugänglich und in Bergebenen abgetheilt, wo die Temperatur stets etwas erhöht ist. Zahlreiche Wasserbäche und Bergströme befruchten das Land. Da es den schweren Reiterschaaren, worin die Hauptstärke der mongolischen Armee bestand, nicht leicht zugänglich war, so hatte dasselbe niemals vollständig unterjocht werden können. Seine Hügel und natürlichen Bollwerke waren in den Händen von Häuptlingen, die nur dem Namen nach dem Großmogul von Delhi oder dem Sultan von Bidschapur Ge-

horsam leisteten. Die unaufhörlichen Kriege, welche die muselmännischen Eroberer stets unter sich führten, die Unruhen, welche bei dem Tode eines jeden Staatsoberhauptes ausbrachen, mußten einem kühnen und intelligenten Häuptling Gelegenheit bieten, einen unabhängigen Staat zu gründen. Dieser Häuptling fand sich in der Person Sivadschis, des Gründers des Mahrattenreiches.

Dieser Held war von vornehmer Abkunft, obgleich er durch Elend und Armuth in's öffentliche Leben eintrat. Sein Vater war ein Sohn des Radschah von Odajapur, das heißt, gehörte dem ersten Hinduadel an; aber seine Mutter war aus einer untern Kaste, was ihn veranlaßte, sein Heimathland zu verlassen, um fremde Dienste aufzusuchen. Von schwärmerischer Geistesrichtung zog er seine Nahrung aus den mythischen Heldengeschichten der alten Hinduwelt. Auf's Sorgfältigste in der Hindureligion erzogen, nährte er in sich einen tödtlichen Haß gegen den Glauben und die Bekenner des arabischen Propheten, und hatte geschworen, sein Vaterland an ihnen zu rächen. Schon im Alter von 17 Jahren ließ ihn sein kriegerischer Geist das Glück der Waffen versuchen. Er stellte sich an die Spitze eines Corps von Mawalis, eines Volksstammes der Mahratten, und begann mit ihnen jenes Leben eines Wegelagerers und Kriegers, womit in der Regel alle großen Eroberer Asiens ihre Laufbahn begannen.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle Thaten dieses Helden einzugehen, die heut zu Tage noch der Gegenstand allgemeinen Interesses in Hindustan sind. Aurengzeb hatte in der späteren Zeit seiner Regierung, entgegen den heilsamen Regierungsgrundsätzen seiner Vorgänger, die Bekenner der Hindureligion, wie man annehmen muß, aus blindem Fanatismus verfolgt. Die prachtvollen Tempel von Mattra und Benares hatte er dem Boden gleich machen und Moscheen an ihre Stellen setzen lassen. Die Pagode von Ahmedabad, eines der prachtvollsten Monumente nationaler Architectur, war durch das Blut einer Kuh, die man im Innern derselben tödtete, entweiht worden. Diese Religionsschändungen, welche von den frommen Hindus auf's Aergste verabscheut wurden, veranlaßten dieselben zwar nicht zum Aufruhr, erzeugten aber überall einen unauslöschlichen Haß gegen die Mongolen. Es war daher überall Neigung vorhanden, sich unter das Banner desjenigen Häuptlings oder derjenigen Regierung zu schaaren, die das erste Signal zum Aufstand geben würde. Den von Aurengzeb angeordneten Gewaltthätigkeiten sind daher zum Theil die

schnellen Erfolge der Mahratten zuzuschreiben, da ihren Reichen alle Die zuströmten, die um jeden Preis eine Aenderung der Dinge wünschten.

Nachdem Siwadschi an der Spitze seiner Raubschaaren Hindustan fast 50 Jahre, den Mongolenheeren meist unerreichbar, durchzogen hatte, starb er am 5. April 1680. Das von ihm gestiftete Reich ging auf seinen Sohn Sambadschi über, und diesem war es vorbehalten, den eigentlichen Grund zu dem Mahrattenreiche zu legen, wozu seinem Vater, bei seinen steten Kämpfen und Raubzügen, keine Zeit übrig geblieben war.

Die letzten Tage Aurengzebs wurden durch die geoffenbarten Neigungen seiner Söhne, daß solche darauf sönnen, sein Beispiel nachzuahmen, verbittert. Mohamed, sein ältester Sohn, war, zur Strafe für seine Auflehnung, im Gefängnisse gestorben. Der zweite derselben, Schah-Allam, hatte ebenfalls, während der schweren Krankheit, welche seinen Vater einst befallen hatte, gezeigt, mit welcher Begierde er dahin trachte, sein Nachfolger zu werden. Akbar, ein anderer Sohn, derselbe, den die vornehme Abkunft seiner Mutter stolz gemacht hatte, war in offenem Aufruhr begriffen gewesen, und hatte ein Mal mit den Mahratten, das andere Mal mit den Radschputen, den Feinden seines Vaters, Verbindungen unterhalten. Aurengzeb sah daher voraus, daß sein Tod das Zeichen zum Bruderkriege unter seinen Söhnen werden würde; der Kummer hierüber beugte sein Haupt vollends darnieder. Am 21. Februar 1707 starb er im 94. Jahre seines Alters und 49. seiner Regierung.

Die Geschichtschreiber haben große Mühe, sich ein richtiges Bild von diesem außerordentlichen Manne zu machen. Die Verbrechen, welche er beging, sind zu zahlreich, um vergessen werden zu können, und doch entwickelte er im Laufe eines langen Lebens viele und große Tugenden. Der wichtigste Zug in seinem Charakter war die Verfolgung, die er den Hindus widmete; eine Unklugheit, die, vom politischen Standpunkt aus betrachtet, kaum einem so hellsehenden Geiste hätte entgehen sollen, die man jedoch nur durch die wirkliche Lebhaftigkeit seiner Gefühle erklären kann. Man muß annehmen, daß, selbst während seiner größten Verirrungen, das moralische Gefühl niemals ganz in seinem Herzen erstickt wurde; und daß, wenn der ihn beseelende Ehrgeiz alles Bessere in seinem Herzen zu verwischen schien, die Verbrechen, welche er ihn begehen ließ, deßhalb doch für ihn ein Gegenstand steter Gewissensbisse blieben. Das Blut seiner Familie, das er so schonungslos vergießen ließ, floß stets vor seiner Einbildungskraft, so daß Aurengzeb, trotzdem er auf dem größten Throne der Welt

saß, und obgleich ihm alle Eigenschaften eigen waren, die ihn darauf glänzen lassen konnten, doch, auf dem Gipfel menschlicher Größe angelangt, ein erbärmliches Dasein führte.

Einige uns erhaltene Briefe von ihm, die er seinen Söhnen schrieb, als er den Tod an sich herankommen sah, tragen ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit und geben ein schreckhaftes Bild von den Gefühlen, die ihn in seinen letzten Augenblicken beseelen mußten, als der irdische Glanz, den er um einen so hohen Preis erkauft hatte, von ihm zu weichen begann. Er schreibt ihnen:

„Alter und Schwäche sind über mich gekommen und die Kraft aus meinen Gliedern gewichen. Als Fremdling kam ich in die Welt und verlasse sie ebenso. Ich weiß nichts von mir, weder von dem, was ich bin, noch von dem, was aus mir werden wird. Die Zeit, welche ich an der Spitze der Gewalt zugebracht habe, hat nichts als Bedauern in mir zurückgelassen. Ich habe meine Pflicht als Beschützer und Wächter des Reiches verletzt; die kostbare Zeit, wo ich thätig sein konnte, in eitlem Streben dahingebracht. In meinem Innern hatte ich einen Wächter meiner Ehre (das Gewissen), war aber in meiner Blindheit nicht im Stande, sein glänzendes Licht zu entdecken. Ich brachte nichts mit mir in die Welt und nehme nichts daraus mit, als die Gebrechen des Alters. Die Ewigkeit, und die Strafen, die mich in derselben erwarten, flößen mir Furcht ein. Obgleich ich dem Erbarmen und der Güte Gottes fest vertraue, so hält mich doch, wenn ich zurückblicke auf das, was ich gethan habe, die Furcht fest. Bin ich einmal todt, so ist keine Zeit der Umkehr mehr übrig. Mein Haupt beugt sich unter der Last der Jahre und meine Glieder haben alle Beweglichkeit verloren. Mein Athem ist am Erlöschen und für immer. Ich habe große Verbrechen begangen und weiß nicht welche Strafe mich dafür erwartet. Gott hat Euch, meinen Söhnen, das Volk anvertraut. Ich überantworte Euch, Eure Mutter und Eure Kinder der Güte Gottes, denn mit mir ist's aus. Der Tod naht sich mir mit schnellen Schritten. Eure Mutter Odipur hat mich während meiner Krankheit gepflegt, und will mir in den Tod folgen. Was ich auch Gutes oder Böses gethan habe, es war für Euch. Niemand hat noch den Moment überlebt, in dem seine Seele aus dem Körper wich, und auch ich fühle, daß die meinige mich verläßt."

Sein Sohn Schah-Allam folgte ihm in der Regierung, nachdem er seine Brüder, die ihm den Thron streitig machen wollten, in einer Schlacht

besiegt hatte. Hierüber, so wie über die letzte Phase des Mongolenreiches verweisen wir den Leser auf unsere frühere Schilderung Seite 63—73.

Rückblick auf die mohamedanische Herrschaft in Hindustan.

Der Charakter dieser Periode der indischen Geschichte ist, nach den jeweiligen Umständen und den verschiedenen Schulen europäischer Politiker, sehr verschieden beurtheilt worden. Die Neigung, die Periode mohamedanischer Herrschaft in Indien mit Lob zu überschütten, entstand zum großen Theile aus persönlicher, Handels- und politischer Feindschaft, welche die ostindische Compagnie in reichlichem Maaße erregt hatte. Diese einst so mächtige Körperschaft ist den vielfachen, sich fortwährend in ihrer Heftigkeit steigernden Angriffen des Handelsneides und der Mißgunst endlich (1858) erlegen.

Die eine wie die andere Periode — die der mohamedanischen Herrschaft und die der englisch-ostindischen Compagnie — können jetzt als für sich bestehende, fertige Geschichts-Abschnitte in's Auge gefaßt werden.

Bei der vollständigen Unglaubwürdigkeit mohamedanischer Geschichtschreiber ist es in der That nicht wenig schwierig, die mohamedanische Beherrschung des Ostens historisch zu erfassen.

Elphinstone bemerkt ganz richtig in Betreff Abul Fazels, des Geschichtsschreibers von Akbar:

„Es findet ein steter Erguß von Lob und Verherrlichung statt, der den Leser unwillig gegen den Verfasser und fast gegen den Helden desselben stimmt. Das wahre Verdienst Akbars verschwindet unter den steten Lobesüberschüttungen, und wir müssen aus andern Geschichtsbüchern die Beweggründe seiner Handlungen, die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, und die Hülfsmittel, die er dabei anwandte, zu ergründen suchen."

Die ganze mohamedanische Herrschaftsperiode in Hindustan läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

Von dem Zeitpunkte an, wo zuerst arabische Armeen an den Westgränzen von Hindustan anlangten — also gegen das Ende des 7. Jahrhunderts, bis zu der Zeit, wo der Ruhm der mohamedanischen Race gegen das Ende der Regierung des verrätherischen und unkindlichen Aurengzeb erbleichte oder unter dem letzten König von Delhi (1858) gänzlich verschwand, sind die Mohamedaner raubsüchtig, treulos, fanatisch, blut-

dürftig, grausam und rachsüchtig gewesen. Ihre Geschichte ist mit allen schlimmen Leidenschaften befleckt.

Als arabische Armeen zum erstenmal über Kabul nach Multan drangen, um sich von da über Scinde und die Ufer des Indus zu ergießen, übertrafen sie an Muth und sonstiger Kriegstüchtigkeit weit die Hindus. Letztere entfalteten zwar zeitweise einen ritterlichen Patriotismus, namentlich, wenn die Radschputen mit dem ungestümen Feinde zusammenstießen; meist aber beschränkte sich diese Aufopferung auf diejenige Kaste, für die Niederlagen so viel bedeuteten, wie Verlust der Ehre, des Reichthums, des Bodenbesitzes und der politischen Macht. Die arabischen Eroberungen bewerkstelligten sich meistens ganz leicht, indem vor wenigen Angreifern eine ganze Schaar von Eingeborenen auseinanderstob. Die Kämpfe der Radschputen mit den Eindringlingen, wobei die letzteren gänzlich aus Scinde verjagt wurden, wurden höchst ungleich bestanden, da die arabische Cavallerie muthig die größte Anzahl Feinde angriff und Wunder von Tapferkeit verrichtete. Man kann von den Arabern sagen, daß sie eben so tapfer in den Kämpfen sich benahmen, die mit ihrer Vertreibung endigten, als in denen, die sie zu Eroberern von Scinde gemacht hatten.

Die verschiedenen Horden, welche später unter Anführern von gemischtem türkischem und mongolischem Blute die nördlichen Gränzen von Hindustan überschwemmten, waren kaum weniger tapfer und sogar noch kriegstüchtiger als die Armeen der Kaliphen. Als im Laufe der Zeit die Gründer des mohamedanischen Reiches demselben die Ausdehnung gaben, welche noch lange nachher die Bewunderung der Welt ausmachte, ward dieselbe militärische Tüchtigkeit entwickelt, derselbe Heroismus gezeigt, der ihre Vorgänger so gefürchtet gemacht hatte. Erst später, mit dem Beginn der europäischen Epoche, gerieth die mohamedanische Herrschaft in Verfall, und mit ihr erloschen die kriegerischen Tugenden dieser Race.

Als Mahmud, der Nachfolger Sebektegins, seine ersten Einfälle bis an die Ufer der Dschumna ausdehnte, erstürmte er Städte, machte er Festungen, deren Besatzungen er sämmtlich über die Klinge springen ließ, dem Erdboden gleich, und kehrte, nachdem er den ganzen Weg, den er zurücklegte, mit Verheerung bezeichnet hatte, beladen mit den Reichthümern und der Kriegsbeute des ganzen nördlichen Hindustan, nach Ghiznee zurück. Er war ebenso religiöser Fanatiker, wie habsüchtig und eroberungssüchtig, denn er zertrümmerte die Götzenbilder und machte alle Tempel auf seiner ganzen Marschlinie dem Erdboden gleich oder verwüstete sie.

Die Laufbahn und das Auftreten dieses Mannes ist im Stande, dem Leser ein deutliches Bild von dem Charakter, sogar des besten unter allen den siegreichen Anführern der mohamedanischen Horden, zu gewähren, die sich gleich Bergströmen während des 11. und 12. Jahrhunderts über das nordwestliche Hindustan ergossen. In dem Grade, wie die Souveräne einer ältern Periode bloß der Leidenschaft schrankenlosen Ehrgeizes fröhnten und kein noch so unwürdiges Mittel scheuten, um zu ihren Zwecken zu gelangen, thaten es auch die einer späteren. Das Bild, was Sir Thomas Roe, den König Jakob I. von England 1615 an den Großmogul oder König von Indien abfandte, von dem Hofe dieses besten der spätern mohamedanischen Herrscher entwirft, zeigt, wie lasterhaft und tyrannisch er war. Zu Berhampur fand Sir Thomas den dritten Sohn des Großmoguls, Sultan Parvis, als obersten Befehlshaber, und ließ sich ihm als Abgesandter von England vorstellen. Unter den Geschenken, die er in die Audienz mitbrachte, war auch eine Kiste europäischen Weines, die der Prinz unmittelbar nach der Audienz öffnen ließ, und aus deren Inhalt er sich in dem Grade betrank, daß er unfähig ward, dem Abgesandten ferneres Gehör zu schenken.

Gleich dem Sohne fand Sir Thomas auch den Vater dem Trunke ergeben, zu großem Nachtheil seiner Gesundheit und der Staatsgeschäfte. Dieß war der große Dschihanghir. Die Familie des Kaisers lebte sowohl unter sich als mit dem Kaiser in stetem Zank und Unfrieden. Sir Thomas fand, daß der älteste Sohn des Kaisers und sein Thronerbe, als des Verraths überwiesen, im Gefängniß schmachtete; jedes andere Glied der kaiserlichen Familie verfolgte eine besondere Intrigue, um auf den Thron zu gelangen. Gibt auch Sir Thomas zu, daß dieser große Padischah von Indien großes Regierungstalent besessen habe, so klagt er doch laut über dessen „Leichtfertigkeit, niedrige Gesinnung, Grausamkeit und religiösen Fanatismus". Da die Aufgabe des Sir Thomas darin bestand, den Abschluß eines Handelstractats zu erwirken, so lernte er im Verfolg desselben den Charakter mohamedanischer Fürsten und eines mohamedanischen Hofes kennen. Nur durch die offenste Bestechung war es ihm möglich, die Ausfertigung der Uebereinkommen zu erlangen, die er mit dem Padischah getroffen hatte. Die Portugiesen wetteiferten in dieser Beziehung mit den Engländern, und scheinen ihre Bestechungen klüger vertheilt zu haben, da offenbar die käuflichen Hofleute wenig um den Punkt der Ehre und Würde bekümmert, vielmehr nur bestrebt waren, den Wetteifer der beiden

europäischen Mächte zu stacheln, um sich so eine größere Bestechungssumme zu sichern. Einstmals hatte Sir Thomas allen Muth aufgegeben. Prinz Khurram, später unter dem Namen Schah Dschihan, und auch sonst vortheilhaft in der Geschichte von Hindustan bekannt, befand sich unter denen, die, wollte man zu dem Zwecke gelangen, ebenso bestochen werden mußten, wie diejenigen, welche kein königliches Blut in ihren Adern hatten. Endlich drang Sir Thomas mit seinen Geschenken durch.

Wir lassen hier die Beschreibung, welche Sir Thomas von einer bei dem Großmogul gehabten Audienz gibt, folgen:

„Ich ließ ihm durch meinen Dollmetscher sagen, daß ich jetzt bereits 2 Monate hier sei, wovon ich den einen krank, den andern mit lauter Höflichkeitsbezeugungen zugebracht habe, ohne etwas von dem ausgerichtet zu haben, wonach mein Auftrag laute, der darin bestehe, einen dauernden Frieden zwischen ihm und der königlichen Majestät von England zu begründen, und einen für beide Theile ehrenhaften Handelsvertrag mit Niederlassungsrecht für meine Landsleute herbeizuführen. Er gab zur Antwort: das sei ja bereits zugestanden. Ich erwiederte: das sei allerdings wahr, allein es hänge an einem so schwachen Faden, und sei in den Bedingungen noch zu wenig festgestellt, während es doch von so großer Bedeutung sei und daher ein möglichst förmliches Uebereinkommen nöthig mache, ungleich den gewöhnlichen Fermans, die jeden Augenblick widerrufen werden könnten. Hierauf fragte er mich, was für Geschenke ich ihm bei Abschluß des Vertrags darbringen würde. Ich gab zur Antwort: der Freundschaftsbund zwischen meinem und seinem Reiche sei noch zu neu und zu schwach; es befänden sich aber in meinem Heimathlande viele kostbare und geschätzte Seltenheiten, die mein König ihm senden und die Kaufleute meines Landes in allen Theilen der Welt ausfindig machen würden, wenn sie erst eines durch ehrenhafte Bedingungen gesicherten Handels gewiß wären, nachdem sie bis dahin auf alle Weise belästigt worden. Er fragte mich, welcher Art die Seltenheiten seien, die ich eben erwähnt habe; ob ich Juwelen und kostbare Steine damit meine. Ich verneinte das: wir könnten unmöglich dergleichen für geeignete Geschenke halten, da man bei uns kostbare Steine zuerst aus dem Lande erhalten habe, das jetzt unter ihm stehe; man sei bei uns der Meinung, dergleichen sei hier zu wenig werthvoll, während es bei uns großen Werth habe; wir würden jedoch bemüht sein, für Se. Majestät Dinge ausfindig zu machen, die selten und

Karlsruhe, Kunstverlag.

Digitized by Google

europäischen Mäch
summe zu sichern.
Prinz Khurram,
sonst vortheilhaft
unter denen, di
werden mußten
Adern hatten.
durch.

Wir lasse
dem Großmog

„Ich ließ
2 Monate hi
Höflichkeitsbe
zu haben, wo
Frieden zwisc
und einen fü
recht für me
bereits zuge
an einem f
festgestellt,
möglichst f
lichen Fer
auf fragt
darbring
zwischen
befänden
Seltenh
in alle
eines
nachde
welche
Juwe
könnt
uns

ihm stehe; man sei bei uns
werthvoll, während es bei uns großen Werth habe; wir
bemüht sein, für Se. Majestät Dinge ausfindig zu machen, die selten und

KABUL.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

unbekannt hier seien, als: ausgezeichnete Gemälde, geschnitzte oder geschnittene Waaren, Statuen in Erz, Kupfer oder Stein; reiche Stickereien, Stoffe von Gold und Silber. Er erwiederte: das möge alles recht schön sein, er aber wünsche sich ein englisches Pferd. Ich gab zur Antwort: es sei sowohl zu Lande als zu Wasser unmöglich, ihm ein solches zu liefern, der Türke würde es nicht durchlassen. Seine Antwort war: er halte es zur See für nicht unmöglich. Ich meinte jedoch: die Gefahren der Seestürme und der Climawechsel würden es hinlänglich beweisen. Dieß führte zu seiner Bemerkung: wenn man sechs derselben einschiffe, so würde doch wohl eines erhalten bleiben können; käme es zu mager an, so würde er es schon mästen lassen. Ich erwiederte: ich sei überzeugt, es würde keine so lange Reise aushalten können; um den Wunsch seiner Majestät zu erfüllen, wolle ich jedoch deßhalb schreiben und die Einschiffung anempfehlen. Nun fragte er seiner Seits, was denn mein Begehren sei. Ich wiederholte: es möge Seiner Majestät gefallen, gewisse Bedingungen zu unterzeichnen, welche durchaus für die Sicherheit meiner Landsleute, so weit sich solche in seinem Gebiete befänden, und die ruhige Ausübung des Handels von Seiten derselben nöthig seien; dieselben seien bisher häufig belästigt worden, was künftig so nicht mehr geschehen dürfe u. s. w. Darüber gerieth Se. Majestät in so großen Zorn, daß mir weiter nichts übrig blieb, als ihm durch meinen Dolmetscher zu erklären, daß ich Sr. Majestät nicht länger lästig sein, sondern Gerechtigkeit bei seinem Sohne suchen wolle, der mir gewiß gnädig sein werde."

In dem von ihm geführten Reisejournal berichtet Sir Thomas unter Anderm: „In Ramsor lagen die Leichname von 100 Räubern, die der König hatte erschlagen lassen. Ich traf unterwegs ein Kameel, das mit 300 Köpfen beladen war, womit der Gouverneur von Kandahar dem Könige ein Geschenk machte, da sie Rebellen angehörten. Ein Hundert Diebe wurden mit ihrer Anklage in Ketten vor den Großmogul gebracht. Ohne viele Umschweife, wie dieß hier üblich ist, hieß er sie wegführen, damit die Anführer von Hunden in Stücke zerrissen, die übrigen aber auf weniger schmerzhafte Weise getödtet würden. Dieß war die ganze Prozeßform. Die Gefangenen wurden in die verschiedenen Quartiere der Stadt vertheilt, und in den Straßen hingerichtet, so in einer solchen, worin ich wohnte. Zwölf Hunde rissen den Anführer in Stücke; dreizehn seiner Bande wurden die Hände mit den Füßen zusammengebunden, wo sie alsdann Schwerthiebe in den Nacken erhielten, und man sie nackt, blutend

und stinkend liegen ließ, Angesichts aller Bewohner und zum Eckel der unmittelbaren Nachbarschaft."

Dem englischen Gesandten waren Boten nachgesandt worden, die ihm Mehreres für seinen eigenen Gebrauch Nöthige und Geschenke für den Padischah zu überbringen hatten. Diese Boten wurden sammt ihren Schätzen zu Berhampur auf Befehl Schah Dschihans, des künftigen Großmoguls, aufgehalten, der sich bei dieser Gelegenheit wie ein gewöhnlicher Räuber benahm und nach Herzenslust, was ihm anstand, für sich behielt; was nicht ausdrücklich als Geschenk für den Kaiser, seinen Vater, bezeichnet war, behandelte er als sein Eigenthum. Selbst die Geschenke für den Kaiser durften nicht eher passiren, als bis sich der Gesandte bei dem Padischah beklagte, und dieser Befehle in dieser Beziehung erließ. Als die Schätze im Lager des Kaisers ankamen, ließ dieser, hierin nicht ehrlicher als sein Sohn, die Hand darauf legen, sie öffnen und untersuchen; er hätte sie auch keineswegs herausgegeben, wenn ihn nicht die Kühnheit und Festigkeit des Gesandten entweder zur Ueberlegung gebracht oder beschämt hätte. Der große Padischah war alsdann eben so verächtlich in seiner Schmeichelei und in den niedrigen Künsten der Besänftigung, wie er es vorher in seiner Neugierde und Begehrlichkeit gewesen war.

Man kann sagen, daß mit Aurengzeb der Ruhm der Mongolen verloren ging. Er war der letzte der großen Mongolen und seine Verbrechen im Verhältniß zu dem Glanze seiner Laufbahn. Gegen seinen Herrn und König benahm er sich verrätherisch als schlechter Sohn, wie als schlechter Unterthan; seinem Bruder gegenüber tyrannisch, ehrgeizig und rücksichtslos; sein Name wie sein ganzes Leben sind daher auch ein Flecken, den die mohamedanische Herrschaft in Hindustan niemals wegwischen kann.

Alle Classen des Volks seufzten unter dem Drucke des ruhmvollsten der Großmongolen. Radschah Singh von Odajapur beschrieb in einer Adresse an den Kaiser den wahren Zustand des Volks, wie folgt:

„Eure Unterthanen werden mit Füßen getreten, und jede Provinz Eures Reiches seufzt unter dem Drucke der Armuth; die Entvölkerung nimmt zu, und Schwierigkeiten aller Art häufen sich; Eure Soldaten murren; der Handel ist unzufrieden. Die Mohamedaner verbergen ihren Unwillen nicht; die Hindus leiden bittern Mangel. Große Massen Volks, denen vor Entbehrung sogar das gewöhnliche Mahl fehlt, sehen nirgends Hülfe in ihrer Noth. Wie kann der Kaiser es mit seiner Würde vereinigen,

da die Zahlung von Steuern zu verlangen, wo das Volk in solch erbarmungswürdigem Zustande sich befindet?"

Der Geschmack und der Eifer für Architektur, die einigen mohamedanischen Fürsten eigen waren, verdienen großes Lob. Man darf jedoch nicht vergessen, daß ein starker religiöser Fanatismus sie veranlaßte, auf prachtvolle Moscheen zu verschwenden, was sie heidnischen Tempeln geraubt hatten. Der Koran schreibt vor, daß man auf die Ausschmückung der Gräber viel verwenden solle, daher auch die Ruhestätten der Gestorbenen dem Mohamedaner besonders theuer sind und es zu allen Zeiten waren. Mag sich nun diese Aufmerksamkeit in den mit Turbanen versehenen Grabmälern von Smyrna oder Stambul, oder in den prachtvollen Grabmälern äußern, welche neuere Fürsten den verstorbenen Gliedern ihrer Familie errichten lassen; überall beweisen die Mohamedaner den verstorbenen Lieben ihre Verehrung. Mitten in der Krise des Schicksals seines Hauses ließ der Erbe der gestürzten Dynastie von Audh im Jahr 1858 seiner Mutter zu Paris auf der malerischen Begräbnißstätte des Pere la Chaise ein prachtvolles Grabmal setzen.

Liebe zur Gewalt eben so wohl wie religiöse und kindliche Frömmigkeit schufen viele der großen Bauwerke des mohamedanischen Hindustans. Die prachtvollen Paläste von Ghiznee, Delhi, Agra und Lucknow verdanken ihre Entstehung dem hochfliegenden Ehrgeize und der Liebe zu dem politischen Glanze, die mohamedanische Könige und Eroberer so deutlich kennzeichnen.

Wie groß auch die Prachtliebe der mohamedanischen Höfe in Hindustan war, das Volk ist davon frei geblieben. Einige wenige großartige oder geschmackvolle Gebäude und Wasserbehälter sind hie und da neben Moscheen und Grabmälern von den Bewohnern der Städte oder Zemindars geschaffen worden. In dieser Beziehung liefern die westlichen mohamedanischen Nationen das gleiche Beispiel, von der Ankunft der ersten Horden saracenischer Räuber an bis zu dem Sturze des letzten Großmoguls. Gelegentlich entstanden wohl aus Nachahmung des unter den Fürsten herrschenden Geschmacks für Architektur auch dergleichen Bauten unter dem Volke, die einigermaßen denen ihrer Vorbilder glichen; sie ließen aber keine bleibende Spur von Geschmacksentwicklung und technischer Fertigkeit zurück. Als Mahmud von Ghiznee in dieser Stadt auf so großartige Weise den Raub verschwendete, den er dem eigentlichen Hindustan entführt hatte, so wetteiferte wohl sein Volk mit ihm im Glanze und in

architektonischer Baulust, aber nur mehr aus vorübergehender Laune. Das Volk sank kurz darauf wieder in die vollständige Apathie und grobe Sinneslust zurück, aus der mohamedanische Völker sonst nur durch die Stimme des religiösen Fanatismus oder durch die von demselben in so hohem Grade genährte Blutgier aufgerüttelt werden.

Das Betragen der Fürsten einander gegenüber, mochten sie nun Beherrscher von großen Staaten oder kleine Radschahs sein, war durchaus treulos. Die Vorschriften des Koran, die ihnen geboten, einander gerecht zu sein, und Freundschaft wie Vertrauen gegen die Fürsten derselben Religion zu üben, waren in so allgemeinen Ausdrücken gegeben, daß man sie verschieden deuten konnte, was Könige und Radschahs von Hindustan in großer Ausdehnung sich zu Nutze machten. Die Geschichte zählt keine Grausamkeiten auf, die von Fürsten gegen Fürsten verübt wurden, die nicht ihres Gleichen in Hindustan fanden; in den meisten Fällen übertreffen die letztern an Abscheulichkeit Alles, was je von den grausamsten Tyrannen in irgend einem Theile der Welt geschehen ist. Die Geschichte der verschiedenen, in den vorigen Capiteln aufgezählten Dynastien offenbart eine lange Reihenfolge von Seiten der stolzesten und glaubenseifrigsten Fürsten des Islams begangener Scheußlichkeiten. Es ward offenbar keine Verrätherei für niedrig genug erachtet, die nicht ein glaubenseifriger mohamedanischer Fürst gegen einen andern ebenso glaubenseifrigen Fürsten verübt hätte. Entschied alsdann der Krieg ihre Beziehungen zu einander dadurch, daß er die Einen zu Siegern, die Andern zu Besiegten machte, so forderten die Erstern, mit seltenen Ausnahmen, von den Letztern die demüthigendsten Erniedrigungen und verübten an ihnen Grausamkeiten, deren bloße Erwähnung das menschliche Gefühl empört.

Die Geistesrichtung, welche die Religion des arabischen Propheten bei ihren Bekennern erzeugt, nämlich Alle unversöhnlich und aufs Bitterste zu hassen, die einer andern Religion folgen, macht sich auch gegen diejenigen geltend, welche in socialer oder politischer Beziehung von ihnen abweichen, ja sogar nur andere gewerbliche Zwecke verfolgen; auf diese Weise leidet der Mohamedanismus von der Rückwirkung desselben Hasses, den er in der Brust eines jeden Muselmanns in so hohem Grade nährt. Es ist dieß eine gerechte Vergeltung, die die Bekenner dieser fanatisirendsten aller Religionen trifft, und sie beweist auf sehr deutliche Weise, wie in der moralischen Weltordnung die Vergeltung nicht ausbleibt für das, was der Einzelne oder Gemeinwesen Schlimmes an Andern verübt haben.

Wie der elektrische Funke auf die schnellste Weise und auf demselben Wege dahin zurückkehrt, von wo er ausgegangen war, so rächen sich auch die schlimmen Thaten der Menschen nach demselben Gesetze, und ebenso sicher an ihnen selber.

Ein älterer Schriftsteller *) faßt in nachstehenden Worten den Geist und die Folgen der mohamedanischen Invasionen zusammen:

„Die Invasionen der Mongoltartaren warfen das Hindureich über den Haufen, und belasteten, neben den unmittelbaren Folgen, welche Eroberungen zu begleiten pflegen, die nachfolgenden Generationen mit schwerem Elend. Mit sich brachten sie den Geist eines sich erhaben dünkenden Aberglaubens, der sie die Bekehrung der Besiegten erzwingen machte. Der Zweck ihres Kommens war, zu erobern und zu bleiben. Der Erfolg, der die erste Invasion begleitete, veranlaßte die nachfolgenden; diejenige Tamerlans war es, welche den Ruin des Hinduregiments zu Stande brachte."

„Wo er auch immer auftrat, war er siegreich; weder Muselmann noch Hindu konnten seinem Glücke widerstehen, noch hatte irgend wer, der ihm Widerstand leistete, Gnade zu erwarten. Den ganzen Marsch seiner Armee bezeichnete eine Blutlinie von den Ufern des Attock bis zu der Ostseite des Ganges, und von da auf einer andern Straße zurück nach Samarkand. Dem Verschwinden dieses unglückschwangern Meteors folgte eine lange Reihe von Kämpfen unter den übrigen mohamedanischen Eindringlingen."

Das mohamedanische Volk vermischte sich niemals mit den Hindus, wie sehr auch einzelne ihrer Fürsten und vorzüglich Akbar darauf einzuwirken suchten. Die Lebensweise und Sitten beider Völker waren stets sehr verschieden und so auch der Beruf, dem sie folgten, so weit er Sache eigener Wahl war. Die Hindus sind die alleinigen Landbebauer und Manufakturisten. Die nach Hindustan gekommenen Mohamedaner waren Soldaten, oder gehörten zum Lagertrosse; niemals hat man sie mit dem Ackerbau oder am Webstuhl beschäftigt gefunden. Dieß ist das Zeugniß eines Beobachters aus dem vorigen Jahrhundert, das aber noch heute vollkommen zutrifft. Die Insurrektion von 1857 könnte zwar zu dem Schlusse führen, daß gegenwärtig zwischen den beiden Raçen eine gewisse Gleichartigkeit besteht. Daß zwischen den Sitten und Gewohnheiten derselben eine größere

*) Sketches of the History etc. of the Hindoos, London 1792.

Annäherung seitdem stattgefunden hat, darin stimmen alle Kenner der bezüglichen Verhältnisse überein; das Zusammenwirken bei dem Aufruhre allein erklärt sie jedoch nicht vollständig; denn dasselbe war ein Bund zweier ungleichartiger Völker zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, eine Erscheinung, der wir in allen Zeitaltern begegnen. Die Mohamedaner verachteten die Hindus zu sehr, um sich mit ihnen zu vermischen; ihr Haß war eben so scharf, als ihre Verachtung derselben. Religiöser und politischer Fanatismus scheinen die Hauptelemente der Verachtung und des Hasses, wie des entschiedenen Widerwillens zu sein, den sie von jeher gegen jede Vermischung mit ihnen hegten.

Die Hindus dagegen, als die slavische, verschlagene Raçe, gewöhnten sich nach und nach daran, die kühnen und rauhen Mohamedaner als ihre natürlichen Herren zu betrachten; selbst die Brahmanen begegneten denselben mit Ehrerbietung.

Der Widerstand, den der Hindu dem Mohamedaner, sowohl auf dem religiösen als dem politischen Gebiete, leistete, war meist ein leidender, aber deßhalb nicht weniger hartnäckig. Dadurch, daß der religiöse Glaube des Hindu mit seinem ganzen nationalen und individuellen Leben verschmolzen war, war schnelle Bekehrung unmöglich gemacht, und war es klar, daß nur durch Gewalt eine Beherrschung des Hinduvolkes zu Stande gebracht und behauptet werden könne. So ging die Ausbreitung des Mohamedanismus in Hindustan langsamer vor sich, und war schwieriger, als anderwärts, selbst nachdem derselbe sich schon lange in diesem Lande eingenistet hatte. Die Zeit hatte mit ihrer mildernden Kraft dem Fanatismus die Spitze abgebrochen, und aus den wilden Kriegern des Propheten Politiker und Fürsten gemacht.

Abweichende Lebensweise hält oft Völker, die auf demselben Boden wohnen, sogar Bürger und Unterthanen desselben Staates, trotz den gemeinsamen Verrichtungen des täglichen Lebens, auseinander. Dieß war während der ganzen mohamedanischen Periode in Hindustan der Fall. Das, wenn irgend möglich, allein und unter Bäumen stehende Haus des Hindu aus Bambus, mit seinem gekrümmten Stroh- oder Schilfdache, bildet einen lebhaften Gegensatz gegen die Hütte oder das Lehmhaus des Mohamedaners mit seinem Terrassendache. Der Hindu wickelt sich in zwei Streifen von weißer Baumwolle oder Musselin ein, reibt seine Haut mit Oel, ißt Reis und hält bei der natürlichen Beschaffenheit seines Haares und Schnurrbartes eine weitere Kopfbedeckung für überflüssig. Er ist

sich seiner Anmuth, überhaupt des günstigen Eindrucks, den seine äußere Erscheinung macht, bewußt, hat Freude am Umgang und leichter, gemüthlicher Unterhaltung, während der Hauptzug seines Wesens Ernst und Gedankenfülle ist. Der Mohamedaner dagegen bedeckt sein Haupt mit einem Turban, trägt Hosen, Weste, Schmucksachen und Waffen; seine Nahrung besteht in ungesäuertem Waizenbrod; den weiblichen Theil seiner Familie schließt er ein, und spricht in Gesellschaft nur wenig. Ein Hindudorf hat stets seinen Bazar, jede Woche Markt und jedes Jahr eine Messe, seinen Tempel und sein Caravanserei oder Fremdenherberge, wo Jeder öffentliche Unterkunft bekommen kann. Jede Hütte und jedes Haus hat seine Matte, seinen irdenen Krug und übriges Geräthe, seinen Stößel und Mörser, Backgeschirr und einen Anbau, worin gekocht wird. Der Landmann begibt sich, nachdem er sein Gebet verrichtet hat, mit Tagesanbruch mit seinem Vieh auf's Feld; sein Weib bringt ihm warmes Essen um die Mittagszeit, und seine Abende füllen Rauchen und Schwänke aus. Der weibliche Theil seiner Familie hat den Tag über die gewöhnlichen häuslichen Beschäftigungen verrichtet. In den Städten leben die Gewerbsleute und Künstler in Häusern von Ziegeln oder Backsteinen, mit Läden, die der Straße zu offen sind. Wo das Hindueleement überwiegt, haben sie ihre Müßiggänger, die sich in der Nähe des Bazars herumtreiben; Bettelmönche, rauchende Soldaten und sonst faullenzendes Gesindel. Jede Stadt feiert periodische Feste, bei denen ihre Bewohner mit einem Zuge das Vergnügen genießen, welches den Dorfbewohnern jeder Abend gewährt. Ihre Gebräuche beim Tode und Begräbniß weichen von der Raçe der ehemaligen Eroberer ab. Die Hindus verbrennen ihre Todten, diejenigen ausgenommen, welche den religiösen Orden angehören; und sie errichten selten oder niemals Grabmäler, außer Kriegern, die in der Schlacht gefallen sind, oder Wittwen, die sich mit ihren todten Gatten verbrannt haben. So standen sich von dem ersten Betreten des indischen Bodens durch die Mohamedaner an beide Raçen in Geist und Gefühlen gegenüber. Die gleiche Wahrnehmung machten die Portugiesen und Holländer, als kaufmännischer Unternehmungsgeist diese beiden Völker in dieses Land des fabelhaften Reichthums führte. Später, als Franzosen und Engländer sich auf den Ebenen und an den Küsten Hindustans feindlich begegneten, fiel auch diesen der gleiche Contrast auf. Als zuletzt die englische Macht nach Unterwerfung von ganz Hindustan sich beiden Racen fühlbar machte, traten sich dieselben näher, aber noch immer sind die breiten Spuren ihres Unter-

schieds vorhanden. Die Hand Englands hat den niedergedrückten Hindu in Gegenwart seines Unterdrückers emporgehoben und letztren seitwärts vom Pfade der Tyrannei gestellt; mögen nun auch beide wünschen, daß der Druck der sie beherrschenden Macht weiche, so haben sie doch nichts, was ihnen gemeinsam ist, weder in der Religion, noch in der Politik, noch in ihren Sitten und Gefühlen.

Würde heute Großbritanien aufhören, Hindustan zu beherrschen, so würde das heidnische und das mohamedanische Indien nochmals losbrechen, und sich nur vermischen, wie zwei Bergströme, wovon der stärkere den schwächern in seinem Laufe mit sich fortreißt.

Die Parsis (Feueranbeter) in Hindustan.

Wir haben oben, Seite 119 und 120, die Parsis der Stadt Bombay beschrieben. Dieses Volk hat trotz seiner geringen Zahl (man zählt im Ganzen nur etwa 150,000 derselben), vermöge seiner großen geistigen Begabung, eine hervorragende, stets wachsende Bedeutung in Hindustan, so daß es nöthig erscheint, etwas länger bei demselben zu verweilen, und seine Geschichte und Religion ausführlicher zu schildern.

Aufgeklärte Parsis behaupten, daß ihr Volk die Sonne und das Feuer nicht als solche anbeten, sondern nur als Symbole der Gottheit in der Natur. Wie nun auch gerade Diejenigen, die solches versichern, hiervon denken mögen, so viel ist sicher, daß die große Masse der Parsis wirklich der Sonne und dem Feuer eine abgöttische Verehrung widmet; ersterer in dem großen Tempel der Natur, letzterem in den Tempeln, die ausdrücklich für diesen Cultus bestehen.

Von allen Racen, die Hindustan bewohnen, sind die Parsis die intelligenteste und energischste; dadurch, daß bei ihnen das verderbliche Kastenwesen nicht gilt, vermögen sie nach allen Theilen der Welt Handel zu treiben und daselbst zu wohnen, wie auch den Beruf zu wählen, den sie ihren Interessen für den förderlichsten halten. Sie können dreist von sich rühmen, daß sie die erste Gelegenheit, welche sich ihnen seit 1000 Jahren bot, staatliche Geltung zu erlangen, zu benützen wußten, und dadurch sich ihrer berühmten Ahnen würdig zeigten. Neuerer Zeit hat diese religiöse Gemeinschaft durch einige bedeutende Männer, die aus ihr auftauchten, die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen.

Die heiligen Feuer der Parsis werden Tag und Nacht von den

Andiaroos oder Priestern derselben unterhalten und dürfen nie erlöschen. Die rohe, ungebildete Masse verehrt diese heiligen Flammen, ebenso wie die Sonne, den Mond und die Sterne, ohne Rücksicht auf den unsichtbaren Weltenschöpfer; die Gebildeten, Urtheilsfähigen unter den Parsis beten jedoch unter dem Symbol des Feuers nur die allmächtige Lichtquelle, den Urheber und Gebieter über alle Dinge, an. Zoroaster und die alten Magier, deren Andenken den heutigen Parsis theuer ist und deren geschriebene Werke sie in Ehren halten, lehrten niemals etwas Anderes, als daß die Sonne ein Geschöpf des großen Weltenschöpfers sei; sie stellten sie nur als das beste und schönste Ebenbild Gottes hin, auch wegen der wohlthuenden Wirkungen ohne Zahl, die sie auf der Erde hervorbringt.

Zoroaster, der Gründer der Parsi-Religion, lehrte, daß Gott von aller Ewigkeit her vorhanden sei und die ganze Unendlichkeit von Raum und Zeit sich in ihm darstelle. Im ganzen Universum gebe es zwei religiöse Prinzipien — das Gute und das Böse; Licht sei das Sinnbild des Guten; Finsterniß das des Schlechten. Gott sagte zu Zoroaster: „Alles Licht ist der Abglanz von mir". Betet der Schüler dieses Propheten in einem Tempel, so wendet er sich dem geheiligten Feuer zu, das auf einem Altare brennt; betet er in der freien Natur, so wendet er sich der Sonne, als dem edelsten aller Lichter zu, durch das Gott seinen göttlichen Einfluß über die ganze Erde ausgießt, und so den Werken seiner Schöpfung Dauer verleiht.

Es ist nun keinem Zweifel unterworfen, daß, wie rein auch Zoroasters Absichten gewesen sein mögen, er dadurch, daß er das Feuer, also eine irdische Substanz, als Symbol der Gottheit hinstellte, den Bekennern seiner Religion das Thor des Aberglaubens weit geöffnet hat, und daß viele derselben noch heute die Benennung: Feueranbeter mit vollem Rechte verdienen. Die Erleuchteten unter den heutigen Parsis suchen in dieser Beziehung ihr Volk aufzuklären und es zum reinen Monotheismus (Glaube an einen Gott) zurückzubringen; und es ist zu wünschen, daß dieses edle Bestreben von gutem Erfolg begleitet sein möge. Die Stellung der Parsipriester ist eine wenig geachtete. Dieß kommt daher, daß der Stand derselben erblich ist. Der Parsipriester erwirbt denselben nicht vermöge seiner höheren Bildung, sondern weil sein Vater auch ein Priester war. Die Wahl eines andern Standes steht ihm jedoch frei.

Der Ursprung dieser Religion und des Volkes, was dieselbe bekennt, ist bekanntlich in Persien zu suchen. Der alte Glaube der Perser, wie

der aller andern Nationen, war ein reiner; es war der, wozu sich die Patriarchen des alten Testamentes bekannten. Nach und nach schlich sich jedoch Götzendienst ein; die Menschen entfernten sich von dem ächten Gottglauben, und beteten an, was sie für das Ebenbild Gottes hielten. Auf die Sonne, den Mond, die Sterne und die Elemente wurde von ihnen zur Anbetung hingewiesen; diese sollten die Mittelglieder vorstellen, durch die Gott seine Herrlichkeit kund gebe. Zoroasters Bestreben war es seit seinem ersten Auftreten, das Volk auf den reinen Gottglauben zurückzuführen; allein es gelang ihm nur unvollständig, wenn er auch in seinen unmittelbaren Schülern das Prinzip der reinen Gottesverehrung neu zu beleben wußte. Während heute seiner Bekenner in Persien nur wenige und diese schwach und verfolgt sind, nehmen sie in Hindustan an Zahl, Einsicht, Wohlstand und Einfluß zu, und sind weitaus der intelligenteste Theil der ganzen Bevölkerung

Der Einfall der Araber zerstörte im Jahre 641 der christlichen Zeitrechnung das blühende persische Reich und ward der erste Anlaß zur Verfolgung der Religion Zoroasters. Den Arabern erschienen die Feuertempel der Parsis als Symbole und Orte scheußlichen Götzendienstes, weßhalb sie auch solche dem Boden gleich machten oder entweihten. Dieß thaten sie in dem eifrigen Glauben, daß alle Götzenbilder und die, die sie anbeten, zu gleicher Zeit vernichtet werden müßten, zur Ehre Gottes und im Namen Mohameds, seines Propheten. Die Feueranbeter mußten den mohamedanischen Glauben annehmen oder kamen durch's Schwert um. Der kleine Rest, welcher sich dieser Verfolgung zu entziehen wußte, floh zuerst nach Ormuz am persischen Meerbusen; allein die Schiffe und Krummsäbel der Araber suchten sie auch hier auf; und die verfolgten Wanderer mußten sich nochmals zur Flucht wenden. Sie beschlossen nun, außerhalb des Bereichs ihrer wilden Gegner einen Zufluchtsort zu suchen, und glaubten ihn in Hindustan gefunden zu haben, wohin sie sich daher auch begaben. Die Seestadt Diu an der Küste von Hindustan nahm sie auf; später wandten sie sich nach Sauschan und anderen Plätzen der Küste, wo sie vortheilhaften Handel treiben konnten.

Als die Stadt Bombay an Bedeutung zunahm, verpflanzten die Parsis ihre Capitalien und ihre Thatkraft zum großen Theil dahin, als an einen Ort, der ihren Unternehmungen günstiger lag, als jeder andere. Mit der Zunahme der englischen Macht in Hindustan gewann überhaupt dieses Volk bessere Verhältnisse und einen Einfluß, der stets noch im

Wachsen ist, und demselben sowohl in Indien als Europa bereits großes Ansehen verschafft hat.

Die Vermehrung ihres Wohlstandes und die Ausdehnung ihres Einflusses gingen mit der Ausbreitung der europäischen Herrschaft Hand in Hand.

Die in Persien zu der Zeit zurückblieben, als sich ihre Glaubensgenossen der Verfolgung der Araber entzogen, litten furchtbar unter dem Drucke ihrer Peiniger. Niemals, so weit die Weltgeschichte reicht, ist eine früher so mächtige Race, als die Parsis waren, bis auf eine so kleine Zahl zusammengeschmolzen. Einer derselben hat darüber die folgenden beredten, aber traurigen Worte niedergeschrieben:

„Nichts beweist die Unbeständigkeit aller menschlichen Größe besser, als der Umsturz der großen Monarchien, die in Asien vor der christlichen Zeitrechnung bestanden. Als Erben des alten Ruhms der assyrischen und babylonischen Reiche breiteten die Perser ihre Herrschaft von den griechischen Inseln an bis an das Tafelland von Tibet, von der caspischen See bis an die Gränzen von Hindustan aus. Die Ruinen des alten Persepolis erzählen von dem Glanze und der Macht der alten magischen Könige. Die Reste der breiten Wege, welche stufenweise in die bakhtyarischen Berge gehauen sind, die das Thal des Tigris von den Ebenen von Ispahan trennen und auf dieser Seite das heutige muselmännische Reich von Persien schützen, erzählen von Myriaden Wanderer, sowie von großen Kriegsheeren, die solche einst betreten haben, wo jetzt Caravanenzüge kaum zu passiren wagen, und die wilden Räuber der Hügel bloß von der Plünderung der Ebenen und der Viehzucht leben, die ihren ganzen Besitz vorstellt. Mit einem Worte, hier seufzt heute ein Volk, das einst das mächtigste der Welt war, unter dem Joche fanatischer und tyrannischer Herrscher, während die wenigen noch übrigen Abkömmlinge der stolzen alten Race, welche einst den Ruhm des Perserlandes weithin trug, fast unbeachtet sind."

Der sociale Zustand der Hindus.

Sowohl der frühere als der jetzige sociale Zustand von Hindustan verdienen alle Aufmerksamkeit von Seite des Geschichtsforschers und Philosophen. Dieses Land liegt im Herzen von Asien und ist auf der einen Seite von den mohamedanischen Gebieten, auf der andern von den buddhistischen und auf der dritten von dem Ocean eingeschlossen. Es ist

reich an wirklichen und noch reicher an unentwickelten Gütern. Das gegenwärtige Einkommen, was Englisch-Indien allein liefert, beträgt 360,000,000 fl., wovon zwei Drittel aus Bodenrente fließen; wird das Land gut verwaltet, siedeln Europäer in großer Ausdehnung sich auf seinem Boden an, um zu zeigen, wie die wunderbaren Kräfte desselben und des Climas benützt werden können, und rechnet man die Hülfe von Eisenbahnen, Bewässerungsanstalten und so manchem Andern, was die Rente steigert, hinzu, so wird sich das Einkommen, welches es jetzt liefert, auf das Doppelte vermehren lassen. Das Volk dieses großen Landes ist intelligent, nachdenkend und besitzt große Einbildungskraft; seit den ältesten Zeiten ist die Wissenschaft und die, welche sie pflegen, in hoher Achtung bei ihm gestanden. Es hat epische und dramatische Werke von großem Verdienste; seine Philosophen entwickelten scharf und geistreich erdachte Systeme, als unsere Voreltern noch in Wildhäute gekleidet und gänzlich ohne alle Literatur waren. Aus Indien kam uns über Arabien ihr schönes Decimalsystem zu. Der Ursprung der Fabeln, welche die westliche Welt als die Aesops oder Pilpays kannte, ist seitdem in der Hitopadesa nachgewiesen worden. Hierin unähnlich den Chinesen, die eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen die Lehre von einer Existenz nach dem Tode an den Tag legen, sind die Hindus ein streng religiöses Volk. Lange vor der christlichen Zeitrechnung breitete sich ihre Religion über Asien, von Kamtschatka bis nach Schweden*), von dem Eismeer bis an den großen Südarchipel aus, und zählte einen größeren Theil des Menschengeschlechts zu ihren Bekennern, als irgend eine andere Religion.

Was wir aus den Sanskritwerken über das Urleben Hindustans erfahren, berechtigt uns zu der Annahme, daß das heutige Indien ganz dasselbe ist mit dem Indien des entfernten Alterthums, mit Ausnahme des Einflusses, den der Verkehr mit Europäern geäußert hat.

Das religiöse Element tritt stets in dem socialen Zustand eines Volkes hervor. Mit Ausnahme der Juden existirte warscheinlich niemals eines, das seine religiösen Besonderheiten so in die Verhältnisse des alltäglichen Lebens einmischte, wie das Volk von Hindustan, was sowohl die Anhänger Brahmas, als die Buddhas und Mohameds betrifft. Obgleich nun die Juden sehr streng ihre religiösen Vorschriften befolgten, so thaten sie dieß doch nicht in dem Grade, wie die Bekenner Brahmas. Die brah-

*) Die schwedischen Lappen sind mehr als Halbbuddhisten.

maische Religion erfüllt ganz den Menschen und zu jeder Zeit. Der Fremde, der in diesem Lande verweilt, glaubt sich in einer verdorbenen Atmosphäre zu befinden. Dieß war stets der Fall bis in die ältesten Zeiten hinauf, wovon wir Kenntniß haben. Sowohl im Kriege als im Frieden, im Drama oder in der Erzählung, im öffentlichen und häuslichen Leben spielen die Götter die ihnen zugetheilten, oft sehr thörichten Rollen. Das Element eines verdorbten Glaubens macht sich im ganzen socialen, wie individuellen Leben Hindustans geltend. Die unreinsten und albernsten Geschöpfe der Einbildungskraft sind dort Gegenstände der Anbetung; den Göttern wird eine sociale Existenz angedichtet, die im Verhältnisse, wie der Mensch sie anbetet, ihn geistig und moralisch herabwürdigt. Nicht nur sind diese Götter allgegenwärtig, selbst alle Gegenstände der Natur sind Theile des Göttlichen geworden; man kann sogar nicht einmal auf einem einsamen Pfade neben dem Flusse wandeln oder in unbetretenen Wäldern sich ergehen, ohne das Gefühl zu haben, daß der Fuß zufällig auf eine Gottheit trete. Etwas rothe Farbe, womit ein Felsen, ein Lehmhaufen oder ein Baumstumpf bemalt ward, macht einen Gott daraus, vorausgesetzt, daß die Farbe auf die vorgeschriebene orthodoxe Weise aufgetragen ward. Der Krieger und der Adelige neigen alsdann ihr Haupt vor ihm; der Arme wirft sich vor ihm anbetend in den Staub. Und doch waltet, trotzdem daß das religiöse Element bei allen Sekten der Brahma- und Buddha-Religion sich überall und zu jeder Zeit geltend macht, ein großer Unterschied in den verschiedenen Glaubenssätzen und den Gegenständen der Anbetung ob. Irgend ein Ungeheuer mit einer Thierfratze, vielen Köpfen und Händen, stellt einen Brahma-Gott vor. Das Charakteristische eines buddhistischen Tempels sind die regendachförmigen Pyramiden oder Halbkugeln, worin Figuren in Menschengestalt in nachdenklicher Stellung und mit gekreuzten Beinen aufgestellt sind; die 24 geheiligten Figuren, ohne die Pyramiden, deuten auf einen Tempel der Dschain. Seitdem die buddhistische und Dschain-Religion gegründet sind, hat dieser Unterschied bestanden, und doch haben beide denselben socialen Charakter behalten. Die Brahmanen haben viel an den Gegenständen und Gebräuchen der äußeren Anbetung geändert; neue Götter und Götzenbilder sind je nach dem Bedürfnisse des Augenblicks geschaffen worden; der Geist des Brahmaismus ist aber derselbe geblieben.

Unter den verschiedenen Volksstämmen, die Hindustan bewohnen, herrscht eine außerordentliche Vielartigkeit von Glaubenssecten, Gebräuchen

und physischer Beschaffenheit des Einzelnen. Der gemüthliche, wiewohl nicht unkriegerische Bewohner des Südens weicht sehr von dem schüchternen Bengalesen ab und wie verschieden sind beide von dem ungestümen, blutdürstigen und räuberischen Mahratten? Alle, die zwischen der Nerbuddah und dem Indus wohnen, behaupten ihre Abstammung von Adeligen oder militärischen Führern, und werden daher Radschputen oder Radschwars geheißen. Beherrscht von kleinen Fürsten, leben diese seit undenklichen Zeiten in blutiger Fehde unter sich; man sollte glauben, die Reinheit ihrer Raçe habe ihre blutdürstigen Neigungen gefördert. Trotz aller dieser Vielartigkeit ist aber der Grundcharakter der Bewohner Hindustans überall derselbe und zu allen Zeiten gewesen. Neue Religionen sind entstanden und wieder verschwunden, neue Dialekte aufgekommen; neue Eroberer haben das schöne Land unter ihre Herrschaft gebracht; Flüsse haben ihren Lauf geändert, Erdbeben einst berühmte Städte verschüttet; das Volk aber ist dem, was es vor vielen tausend Jahren war, ähnlich geblieben. Weniger erleuchtet und weniger rein religiös als die Schüler Menus, sind sie mitten unter ihrem vielfachen Aberglauben, den Hunderten von Kasten, in die sie gespalten sind, und trotz der Berührung mit der Civilisation des Westens dieselben in ihrem ganzen Wesen wie in dem Geiste ihrer Sitten und ihres socialen Lebens geblieben. Ziemlich gleichgültig gegen die Gewalt der weltlichen Macht, die sich ihnen fühlbar macht, ist der Hindu nur da in Aufregung zu bringen, wo seine Religion, seiner Meinung nach, in Gefahr ist, und nur für sie wird er sein Leben wagen.

Es mag hier am Platze sein, den Brief zu veröffentlichen, den ein englischer Missionär über seine Erlebnisse in diesem Lande geschrieben hat.

„Tausende meiner Landsleute hörten schon von den Mordthaten, die an den Ghats der Flüsse begangen werden und andern Schrecken, die in Hindustan geschehen, aber Wenige waren Zeugen von dergleichen. Ich will versuchen, einen Begriff hiervon zu geben. Ich wohne gegenwärtig am Hugly, nicht weit von Calcutta, und Scenen, wie diejenigen sind, welche ich im Begriffe bin zu schildern, fanden schon häufig unter meinen Fenstern statt. So z. B. hörte ich oft um Mitternacht die Fußtritte einer Anzahl Eingeborner, die sich dem Flusse zu bewegten. Waren sie an dessen Ufer angekommen, so trat in der Regel tiefe Stille ein, dann erfolgte ein leises Murmeln; zuletzt drang zu mir ein Ton wie von Jemand, der am Ersticken ist. Derselbe rührte fürwahr stets von menschlichen Wesen her, meist männlichen Personen, deren Mund ihre Verwandten oder Freunde

mit Schlamm oder schmutzigem Wasser gefüllt hatten. Hurri Bol! Hurri Bol! Diese Worte sollten dieselben zum Zeichen ihres nahenden Todes ausrufen; war solcher endlich erfolgt, so gab man ihren Leichnamen einen Stoß, daß sie ins Wasser fielen, und unter dem Absingen eines Liedes von gräßlichem Inhalte traten die Freunde der also Gemordeten den Rückzug an. Bald wirft jedoch die Fluth die Leichname wieder ans Land zurück, wo sie wilden Hunden und Schakalen zur Mahlzeit dienen und stückweise von ihnen zerrissen werden. Den darauffolgenden Morgen sieht man ein Paar Geier auf demselben Flecke sitzen, und nichts bleibt von den Gemordeten zurück, als etwas weniges Gebein. Auf ähnliche Weise werden Hunderte, vielleicht Tausende von Mordthaten jede Nacht an den Ufern dieses Flusses begangen. Auf einer ganz kurzen Strecke habe ich sechs Reste solcher Leichname gezählt, und es liegt die Annahme nahe, daß, wo Eigenthum in Betracht kommt, es nicht stets sich um einen Schwererkrankten handelt! Jedermann weiß, daß Leichname von Männern, Weibern und Kindern stündlich im Strome schwimmend gefunden werden."

„Vor einer Woche ist der Tschurrokputschah hier gefeiert worden. Ich sah, wie ein Mann, durch dessen Fleisch Haken gezogen waren, einige 20 Fuß hoch in der Luft mehrere hundert Mal in Gegenwart von Tausenden von Männern, Weibern und Kindern geschwungen wurde. Unter ihm saßen in Gruppen andere Fanatiker, fast nackt und den ganzen Körper mit Koth und Asche beschmiert. Nicht weit davon befand sich wieder Einer, von Kopf bis zu Fuß mit Farb-Erde beschmiert, und hielt zum Zeichen seines Zustandes eine Flasche in der Hand, alles dieß unter dem Lärm von Tam-Tams und einer ohrzerreißenden Musik, die die ganze Landschaft als von einer Heerde Teufel belebt darstellte."

„Es gibt noch andere Scheußlichkeiten, gegen deren Erwähnung sich aber die Feder sträubt; so die überall eingeführte Anbetung des Lingam. Die Thatsache spricht für sich selbst, daß der bengalische Götzendienst nichts als eine Vergötterung des Lasters ist. Die Römer bauten in ihrer ganzen moralischen Verderbtheit dem Pax und der Virtus Tempel; aber die Hindugottheiten sind nichts als Teufel."

Von der ungezügelten Tyrannei und Raubsucht, die die Hinduhäuptlinge, deren Gefolge, die eingebornen Vorstände der Dörfer, so wie viele des Volks in ihrem gegenseitigen Verkehr charakterisiren, davon liefert ein in Hindustan selbst veröffentlichter wahrheitsgetreuer Bericht ein Beispiel. Die Märtyrer waren Pilgrime aus Bengalen und hätte man daher denken

ſollen, daß deren religiöſer Charakter und die Zwecke ihrer Reiſe ein hinlänglicher Schutz gegen alle Mißhandlungen geweſen wären. Dieſer Bericht lautet, wie folgt:

„Einige Monate vor dem Ausbruch des Sepoyaufſtandes von Mirut und Delhi begab ſich eine Anzahl Perſonen, meiſt weibliche aus angeſehenen Familien, in drei Booten auf eine Pilgerſchaft nach den Altären von Muttra und Brindobun. Sie kamen in Allahabad, ohne irgend einem Hinderniß begegnet zu haben, einige Tage vor dem 1. des Tſchoisti an und verließen bald darauf dieſe Stadt wieder, um ſich auf den Fluß Dſchumna zu begeben. Mittlerweile hatten ſich das dritte Cavallerieregiment von Mirut und die Regimenter von Delhi empört, allein ſie vernahmen zu Allahabad nur dunkle Gerüchte, daß in beiden Städten etwas vorgefallen ſei. Indem ſie in ihren Booten die Dſchumna mehrere Tage lang hinauffuhren, gelangten ſie nach Homirpur, dem Hauptquartier des Diſtrikts, wo ſie von den Behörden auf die Gefahren aufmerkſam gemacht wurden, welche eine längere Reiſe auf dem Fluſſe nothwendig im Gefolge hätte; als ſie aber ihren feſten Willen erklärten, ſich durch nichts irre machen zu laſſen, gab man ihnen vier Wächter mit, die den Auftrag erhielten, ſie bis an die Gränze des Diſtrikts zu begleiten, mit dem gemeſſenen Gebot, auf derſelben Flußſeite zu bleiben und ſtreng das jenſeitige Ufer zu meiden. So gelangten ſie nach Mitſchripur, wo die Wächter ihre Rückreiſe antraten, nicht ohne ihnen daſſelbe Gebot eingeſchärft zu haben. Von da aus gelangten ſie ohne beſondere Unannehmlichkeit an einen Platz Simarah, einige Meilen oberhalb Calpi, da in der Gegend verhältnißmäßige Ruhe herrſchte. Das letzterwähnte Dorf liegt an demjenigen Ufer des Fluſſes, wovor man ſie gewarnt hatte. Da aber die Bootsleute der Meinung waren, die Schifffahrt längs deſſelben ſei leichter, ſo waren ſie unklugerweiſe über den Fluß gefahren und hatten ihre Boote, deren es jetzt acht waren, am Lande befeſtigt, um ihre Mahlzeit bereiten zu können. Kaum befanden ſie ſich jedoch daſelbſt, ſo drangen vier bis fünfhundert Böſewichter, meiſt Dorfbewohner, mit Waffen aller Art und in einer wenig zweideutigen Abſicht ans Ufer herab. Glücklicherweiſe jedoch hatten ſich die Pilgrime zeitig genug warnen laſſen, und ſuchten daher ſo ſchnell als möglich ihre Boote zu gewinnen, ehe die Böſewichter nahe genug waren, um ſich derſelben bemächtigen zu können. Da das Flußbett in dieſer Gegend ſehr enge iſt, ſo rief der hölliſche Lärm, den das andringende Geſindel machte, die Bewohner des andern Flußufers herbei, welche die

Bayerische
Staatsbibliothek
München

LUCKNOW
MIT DER MOSCHEE EMANBARRA

Karlsruhe, Kunstverlag

nerbieten
doch sich
in Haar
rer der-
ung und
g einer

: Hände
uführen
m Rad-
ı dabei,
Boote,
Etawah
ickreise,
ı. Wie
Ufern
fahlen.
für sie
Boots-
a, um
nachte,
rkung,
ige in
Eine
jenden
:lleicht
ohner
nt zu
Nord-
haten,
e das
klinge
chahs
aber
jrend
ıfrei-

Karlsruhe, Kunstverlag

Bootsleute und die zitternden hülflosen Pilgrimme mit dem Anerbieten der Hülfe und Unterstützung zu sich einluden. Kaum hatten sie jedoch sich unter deren Schutz begeben, als sie wahrnahmen, daß dieselben kein Haar besser seien, als die Bursche der andern Seite; denn der Anführer derselben erklärte ihnen rund heraus, daß wenn sie der Plünderung und Entehrung zu entgehen wünschten, die augenblickliche Erlegung einer hübschen Summe Geldes nöthig sei.

So gezwungen, zahlten sie 600 Rupien (720 fl. rh.) in die Hände des Anführers, der dafür sie längs des Ufers nach Calpi zurückzuführen versprach, wo sie Aussicht hätten, bei dem Zemindar, der sich zum Radschah des Distrikts erklärt hatte, Schutz zu finden. Man sagte ihnen dabei, daß die Reise aufwärts immer gefährlicher werde, da bereits 29 Boote, sämmtlich ebenfalls mit Pilgrimmen beladen, einige Tage zuvor in Etawah ausgeplündert worden seien. So entschlossen sie sich den zur Rückreise, indem der Anführer und seine Bande sie längs des Ufers begleiteten. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie frische Schaaren sich beiden Ufern nähern sahen, die ihnen unter den ärgsten Drohungen beizulegen befahlen. Der Anführer aber, zu seiner Ehre sei es gesagt, blieb günstig für sie gesinnt, und ohne ihn wären sie verloren gewesen; denn er hieß die Bootsleute die Drohungen unbeachtet lassen, dagegen aber sich anstrengen, um Calpi zu erreichen, während er mit seiner Mannschaft Versuche machte, die wüthendsten Verfolger aufzuhalten. Dieß hatte die glückliche Wirkung, zwischen den zwei Parteien Zank hervorzurufen, was die Flüchtlinge in den Stand setzte, Calpi ohne weitere Belästigung zu erreichen. Eine Thatsache verdient hervorgehoben zu werden: Unter den verfolgenden Bösewichtern, die so alles Gesetz auf die Seite setzten, befand sich vielleicht nicht ein aufrührerischer Sepoy, sondern es waren lauter Dorfbewohner oder sonstiges Volk, was an den Ufern des Flusses wohnte. Dieß scheint zu beweisen, daß ganze Dorfschaften, wenigstens in diesem Theil des Nordwestens, die Fahne des Aufruhrs ergriffen hatten, und ihr Bestes thaten, Alles darunter und darüber zu werfen. In Calpi angekommen, wo sie das Ende ihrer Gefahren erreicht zu haben hofften, wurden die Flüchtlinge sogleich von Schaaren Bewaffneter umringt, die sich Leute des Radschahs nannten, und ihnen zum Scheine ihren Schutz anboten, in der That aber bloß zu sehen, ob nichts zu erbeuten sei. Hier hielt man sie während zweier Monate auf, ohne sie jedoch viel zu belästigen, wo sie aber unfreiwillige Zeugen mancher schändlichen Handlung, namentlich der kaltblütigen

Ermordung eines Europäers von Stand nebst seiner Frau waren. Als die Flüchtlinge Calpi erreichten, waren die beiden, Mann und Frau, noch am Leben, aber einige Tage darauf, als, wie es wenigstens hieß, Schaaren aufrührerischer Sepoys ebenfalls dahin kamen, wurden beide unter Umständen ermordet, deren nähere Beschreibung unmöglich ist. Es genüge hier die Andeutung, daß man den Europäer und seine Frau zwang, bei der brennendsten Sonnenhitze wie Pferde hin und her zu laufen, bis sie halbtodt zu Boden stürzten, wo sie ein Theil der Bösewichter mit ihren Schwertern in Stücke hieben. Hierauf warf man ihre Leichname wie das Aas von Thieren ins Wasser. Die Flüchtlinge erreichten endlich nach vielen erlittenen weiteren Mißhandlungen Allahabad, wo sie sich wenigstens einigermaßen in Sicherheit glauben konnten."

Viele der Häuptlinge, überhaupt die höheren Stände leben in Ueppigkeit und sinnlichen Lüsten, obgleich ihre Nahrung ungefähr dieselbe wie die der Armen ist: Reis und andere Vegetabilien. Auch sind ihre Wohnungen, diejenigen größerer Städte ausgenommen, meist nur gering, während jedoch die reichen Kaufleute, namentlich unter den Parsis zu Calcutta, Bombay, Karratschi und einigen andern Städten, in herrlichen, prachtvoll meublirten und mit allem orientalischen Luxus ausgestatteten Gebäuden wohnen. Die Häuptlinge haben ihre Paläste und einen Schwarm von Dienern und Wachen, ganz wie ehedem, wo sie noch Souveräne waren. Die Zahl ihres Gefolges ist oft fast unglaublich groß; der entthronte König von Delhi hatte, während er eine Pension von England genoß, einen Theil der Stadt inne, den man zwar den Palast heißt, der aber eine Stadt für sich ist. Die Zahl seiner Verwandten, die von seinem Vermögen und seiner Pension lebten, betrug über hundert, und alle diese hatten Diener, die nach dem Gesetz der Kasten wieder andere zur Verrichtung gewisser Arbeiten benöthigt waren. Aehnlich ist die Lebensweise anderer Fürsten, die in gleichem Verhältnisse zur Regierung stehen. Nana Sahib, dessen grausame Thaten ihn durch die ganze Welt so berüchtigt machten, hatte zu Bithor, Calpi und anderen Städten der Nachbarschaft geschmackvolle Sitze und lebte ganz in vornehmem europäischem Style, während seine Begriffe von orientalischer Größe ganz denen der andern Häuptlinge entsprachen. Von Seiten der abgesetzten Fürsten besteht stets ein großer Widerwille gegen die Verminderung ihres Gefolges; reichen ihre Mittel nicht hin, solches in dem bisherigen Glanze beizubehalten, so werden ihre beturbanten Begleiter gebräunten Aussehens in einen schmutzi-

gen und zerlumpten Zustand versetzt, der oft abstoßend, meistens aber lächerlich ist. Dieses Gesindel tyrannisiren alsdann die entthronten Könige mit dem ganzen Despotismus des Orients, und nehmen sich des niedrigsten Wildlings der Bande an, wenn dessen Diebsfinger oder allzubereites Schwert ihn in irgend eine Unannehmlichkeit verwickelt haben. Die Zahl dieser abgesetzten, deßhalb aber nicht minder stolzen und herrschsüchtigen Häuptlinge hatte in den letzten Jahren durch die verschiedenen Gebietseinverleibungen so zugenommen, daß ein mächtiges Element des Verraths dadurch in dem Herzen von Hindustan genährt und großgezogen wurde. Wie unzureichend angekettete Tiger brachen sie endlich los und eilten ihrem eigenen Verderben entgegen, nicht ohne vorher ihre Klauen mit dem Blute edler und tapferer Männer befeuchtet und Tausende und aber Tausende einem verhängnißvollen Schicksale entgegengeführt zu haben.

Der Grundpfeiler der englischen Herrschaft in Hindustan beruht weniger auf der Treue der Sepoyregimenter, als auf der nationalen Zerklüftung der Eingeborenen, die in der Weltgeschichte nicht ihres Gleichen hat. Wenn sich auch in einzelnen Territorien, z. B. in Audh, das Landvolk an den Feindseligkeiten gegen die Engländer betheiligte, so hat sich doch sonst überall das eigentliche niedere Volk von der Insurrection fern gehalten, sonst würde es den kleinen britischen Truppenabtheilungen schwerlich gelungen sein, sich in ihren isolirten Positionen Monate lang zu behaupten, und selbst innerhalb solcher Gebiete, die den eigentlichen Herd der Insurrection bildeten, für ihre Verpflegung in hinreichendem Maße Sorge zu tragen. Ein durch die Stimmung des Volks vermittelter Zusammenhang zwischen den einzelnen Insurgentenchefs ist nirgends zu erkennen. Die Betheiligung des Landvolks von Audh war wahrscheinlich auch nur Folge des Druckes der hier zusammengedrängten überwiegenden Sepoymassen.

Eine allgemeine nationale Erhebung ist in Hindustan gar nicht möglich, weil den Bewohnern dieses Landes die dazu nöthigen Eigenschaften gänzlich abgehen. Seit den Eroberungszügen Mahmuds von Ghiznee haben die Hindus nie ein Nationalgefühl, ein Streben nach nationaler Selbstständigkeit an den Tag gelegt. Das Land war seit jener Zeit die Beute jedes kühnen Eroberers und trug das Joch der Fremdherrschaft mit dem merkwürdigsten Gleichmuth, obgleich die Eingeborenen sowohl an Zahl, als an Kultur den fremden Eindringlingen überlegen waren. Das Bewußtsein ihrer immensen numerischen Ueberlegenheit hat die Hindus

nie zu dem geringsten Versuche veranlaßt, sich als eine Nation den Eindringlingen entgegen zu stellen und ihr Recht an den Grund und Boden mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, selbst dann nicht, wenn das herrschende Volk in Schwäche versank oder in blutigen Bürgerkriegen sich selbst befehdete und die unbezweifeltsten Beweise seiner Ohnmacht und Auflösung gab. Der Hindu ist zwar nichts weniger als feig; um einer religiösen Idee Willen unterzieht er sich freiwillig den furchtbarsten Qualen; seine Todesverachtung geht weit über unsere Begriffe, aber die militärische Befähigung geht ihm dennoch ab; er hat keine Lust am Militärstande; er neigt zu einem stillen beschaulichen Leben hin; schwere körperliche Anstrengungen sind ihm unangenehm. Die Mohamedaner, von denen der Anstoß zu der letzten Meuterei ausging, bilden etwa nur ein Zehntel der ganzen Bevölkerung Hindustans, können daher schon aus diesem Grunde die englische Herrschaft nicht gefährden, zumal wenn ihnen die Hindus nicht zur Seite stehen; noch weit weniger aber, wenn man bedenkt, daß sie sehr ungleich über das Land vertheilt sind, und außerdem durch eine Menge von Gegensätzen von jedem einträchtigen Handeln auf politischem Gebiete abgehalten werden. Auch haben sie ihren ursprünglichen kriegerischen Geist gänzlich verloren. Die tapfersten, kühnsten Bergvölker erliegen in kurzer Zeit der erschlaffenden Wirkung des indischen Klimas. Wenn schon die physischen Verhältnisse Hindustans einer nationalen Erhebung für eine politische Reorganisation auf nationalen Grundlagen durchaus nicht günstig sind, so machen dieselben die socialen Zustände des Landes geradezu unmöglich. Das Volk ist durch das Kastenwesen und die zahllosen Einwanderungen aus allen anderen Gebieten Asiens in kleine, sich feindselig gegenüber stehende Abtheilungen zersplittert. Dazu kommt, daß die vielfältigen Nationalitäten so bunt durcheinander geworfen sind, daß Hindustan ein wahres ethnographisches Chaos bildet. Die vier alten Kasten sind im Laufe der Jahrtausende so ausgeartet, daß sie alles Volksleben absolut zerstören. Von ihnen hat sich nur die der Brahmanen erhalten; die drei andern sind als Gesammtkorporationen untergegangen; aber dafür haben sich zahllose neue Kasten gebildet, deren Absonderung eine ungleich schroffere ist. In alter Zeit durften die drei ersten Kasten mit einander verkehren, mit einander essen, sogar unter einander heirathen; jetzt gilt die Berührung eines Mannes von niederer Kaste für eine sündliche Befleckung; von ihm Speise angenommen zu haben, zieht schwere Büßung nach sich. Der Brahmane muß solche Entweihung seines Mundes durch heiligen Kuhmist

reinigen. Vor Allem aber wird das Eheverbot zwischen den verschiedenen Kasten jetzt mehr als früher mit der äußersten Strenge aufrecht erhalten. Dadurch ist die Gesellschaft Hindustans nicht nur gänzlich zersetzt, sondern auch gegenseitig mit dem giftigsten Hasse erfüllt. In Meissor zerfallen die Hindus in 486 Kasten, die weder mit einander essen, noch unter einander heirathen. Ueberall befeinden und befehden sich diese Kasten mit der äußersten Erbitterung unter einander.

Die politische Eintheilung von Hindustan.

Hindustan zerfällt in die unmittelbar wie in die mittelbar unter europäischer Herrschaft stehenden Länder, und in die einheimischen Schutz- und Lehensstaaten.

Die unmittelbaren Besitzungen der Engländer, das anglo-indische Reich, zerfallen in vier Präsidentschaften, nämlich: 1. Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta; 2. die nordwestlichen Provinzen unter einem Vizegouverneur, der vom Oberstatthalter eingesetzt wird, mit der Hauptstadt Agra; 3. Madras und 4. Bombay mit den gleichnamigen Hauptstädten. Einige Länder, wie das Pandschab, und die Niederlassungen in den östlichen Gewässern, Pinang, die Provinz Wellesley, Singapur und Malakka stehen unter dem Oberstatthalter.

Die Politik der Engländer gegenüber den Fürsten Hindustans hat stets unverändert ein Ziel im Auge gehabt, das darin bestund, die eingeborenen Fürsten zu bereden, daß sie den Schutz ihrer Truppen gegen die Unbotmäßigkeit ihrer eigenen Unterthanen oder die Angriffe von außen annähmen. Da die Fürsten ihren persönlichen Vortheil, nämlich: Straflosigkeit für ihre Laster und ihre Tyrannei, Sicherheit und Festigkeit ihrer Throne dabei fanden, so waren sie leicht zu bewegen, daß sie diese Hülfstruppen in ihren Sold nahmen. Häufig machten die Umstände eine Vermehrung dieser Truppen nothwendig; denn den Fürsten und ihren Regierungen, welche solchergestalt von ihren Unterthanen nichts mehr zu besorgen hatten, war dadurch das Interesse geschwunden, sie zu schonen.

Im Verhältniß zur Vermehrung der Hülfstruppen fand daher eine Verminderung des einheimischen Heeres statt. Auf diese Weise mußte stets ein günstiger Augenblick eintreten, der die Militärgewalt dieser Regierungen den Händen der Engländer überlieferte. Mit der Vermehrung der Hülfstruppen verschlimmerte sich aber die Verwaltung der einheimischen Regie-

rungen und wuchs daher auch die Schuld, welche sie der ostindischen Compagnie zu zahlen hatten. Um die Zahlung derselben sicher zu stellen, mußten daher diese Fürsten Ländergebiete, ebenfalls in stets steigendem Maße, abtreten. Hie und da mußten sie sich überdieß noch entschließen, den Engländern einen Theil der Civilgewalt als das Mittel abzutreten, damit auf diese Weise der Einzug der Steuern gesichert würde. Aus diesen beiden Abtretungsweisen entstand dann das allgemeine und sich stets steigernde Streben, die einheimischen Fürsten nach und nach auch noch ihrer Civil- und Administrativgewalt zu berauben, wie sie sich ihre militärische hatten rauben lassen. Dadurch, daß ein einheimischer Fürst ein solches Hülfscorps in seine Dienste nahm, ward er auf alle Fälle, nachdem er nach und nach durch alle diese verschiedenen Stufen der Abhängigkeit hindurch gegangen war, in den Zustand politischer Nullität versetzt, ein Zustand, den er auf seine Kinder vererbte, und der mit jeder Generation erniedrigender wurde, bis er das Erlöschen seiner Dynastie zur Folge hatte.

Da die Erfahrung die Engländer über die regelmäßige und in den Erfolgen sichere Wirkung ihres Systems belehrte, so ermangelten sie nicht, solches in allen seit 50 Jahren vorgekommenen Fällen anzuwenden. Wo sie eine Provinz zu erwerben wünschten, beschränkten sie sich daher, statt dieselbe auf dem Eroberungswege und vollständig zu besetzen, was Opfer an Menschen und Geld gekostet und die benachbarten Länder in Unruhe versetzt hätte, darauf, der einheimischen Regierung ihre Allianz und ein auf deren Kosten zu ernährendes Hülfscorps aufzunöthigen, was einem Tribute gleichkam. Sie handelten dabei mit der Berechnung des Minirers, der seine Minen unter die Wälle einer belagerten Festung legt. War dieß geschehen, so warteten sie mit anscheinender Ruhe und Gleichmuth die Wirkung ab. Sie wußten, daß die Schwierigkeiten, welche mit der Zahlung dieses Tributs verknüpft sein mußten, sie nach und nach näher mit der Verwaltung einer solchen Provinz bekannt machen würde, bis solche ganz in ihre Hände fiele. Dieses System hatte für eine so machiavellistische Regierung noch einen weitern Vortheil, nämlich den, in allen Phasen ihres Handelns ihren Ehrgeiz zu verschleiern. Während sie auf diese Weise einen Fürsten beraubten, gaben sie sich das Ansehen, als erwiesen sie ihm einen Dienst dadurch; man beraubte ihn schließlich seiner Administrativgewalt, die ihm doch nur lästig geworden war, ganz in der Art des Wucherers, der sich in den Besitz von Gütern setzt, um die darauf haftenden Schulden zu tilgen.

Heut zu Tage hat jede der einheimischen Regierungen, die noch nicht gefallen ist, mag sie nun klein oder groß, abhängig oder unabhängig sein, im Herzen ihrer Hauptstadt vor dem Palastthore ihres Fürsten, in ihrem innersten Leben, den Keim der Zerstörung, von der englischen Politik dahin gelegt, in der Gestalt eines Residenten mit einem Hülfsheere, oder auch nur mit einer Eskorte. Die Stellung dieses Residenten ist hie und da, wie z. B. in Affghanistan und Nipal rein diplomatisch; am hänfigsten aber übt derselbe auf den Fürsten, den er zu überwachen hat, eine anfänglich sorgfältig verschleierte Macht aus, die sich aber stets mehr und mehr geltend macht.

Die einzigen noch unabhängigen Staaten Hindustans sind: das afghanische Reich jenseits der Solimangebirge und das birmanische. Beide liegen außerhalb der Gränzen, welche die Vorsehung der englischen Herrschaft in Indien angewiesen zu haben scheint.

Die englische Regierung hatte nach ihrer Gewohnheit unmittelbar nach Beendigung des ersten Krieges mit Birma, und um die dadurch gewonnenen Resultate zu verfolgen, einen Residenten an den Hof von Ava gesandt.

Einem neuen Fürsten, Tharawaddy, den das Volk auf den Thron gehoben hatte, war es gelungen (1840), diesen Residenten zu vertreiben. Augenblicklich ward ein englischer Consul in Rangun, dem Haupthafen dieses Landes, installirt. Damit sich nicht begnügend, benutzte die englische Regierung den ersten freien Augenblick, der sich ihr unter den Verwicklungen der indischen Ereignisse bot, um eine Flotte und Armee in den Irawaddy zu senden. Es genügte zweier wenig blutiger Feldzüge, um von den Birmanen das Seegebiet ihres Landes, die wichtige Stadt Rangun und die prachtvolle Provinz Pegu zu erobern. Der englische Resident mußte alsdann wieder in Ava, der Hauptstadt dieses Landes, aufgenommen werden.

Was das Reich der Affghanen betrifft, so sitzt gegenwärtig auf dem Throne dieses Landes die Familie Barakzai. Dieselbe ist eng mit England befreundet, das ihr versprochen hat, ihr Reich zu einem solchen ersten Ranges zu erheben, gleichsam zu einem Schutzwall für ihr indisches Reich gegen Persien und Rußland, wegen der Gefahren, die die Zukunft droht.

Man zählte zuletzt 220 Königreiche, Fürstenthümer und größere Lehen, die von der ostindischen Compagnie abhängig waren oder ihr Tribut zahlten. Eine sehr große Anzahl kleiner Fürsten oder Häuptlinge zweiten Rangs, welche mehr oder weniger directe Verträge mit der obersten Gewalt

von Hindustan abgeschlossen hatten, war jedoch nicht darunter begriffen. Sie alle stellten einen Bund vor, an dessen Spitze die englische Regierung stund, und dessen Bedingungen die folgenden waren: wirksamer Schutz auf der einen Seite, Unterwürfigkeit auf der andern. Der Schiedsrichterspruch der obersten Gewalt entschied alle Streitigkeiten, die zwischen den Vasallen obwalteten. Einigermaßen bedeutende Staaten unterhielten auf ihre Kosten Hülfsheere oder Contingente, welche von englischen Offizieren befehligt wurden.

Die kleinern Fürstenthümer waren bloß zur Zahlung eines Tributs angehalten; oder sie hatten, wenn sie zu arm waren, um eine jährliche Vergütung für den Schutz, den man ihnen angedeihen ließ, zu leisten, zum wenigsten für den Kriegsfall, auf die erste Aufforderung, ein Massen-Aufgebot zu stellen.

Die Fürsten, welche kurz vor dem Ausbruch des letzten Aufruhrs unter dem Schutze der englischen Compagnie oder in deren Abhängigkeit sich befanden, lassen sich in folgende 4 Classen eintheilen:

1. in Fürsten, die zwar in der innern Verwaltung ihrer Staaten, aber nicht in politischem Sinne unabhängig waren;

2. in solche, deren Staaten durch einen Minister regiert wurden, den das englische Gouvernement gewählt hatte, oder die sich unter dem unmittelbaren Schutze seines Residenten oder Agenten befanden;

3. in solche, deren Staaten von einem englischen Residenten oder dessen Agenten in ihrem Namen regiert wurden;

4. in entthronte und pensionirte Fürsten, die aber noch die Vorrechte ihrer Kaste und ihres Rangs genossen, und mit den Rücksichten behandelt wurden, die die Sitte des Landes erheischte, auch in ihren Personen unverletzlich, und, politische Materien abgerechnet, keinem Spruche eines Gerichtshofes unterworfen waren. Die oberste Regierung hatte sich jedoch die Befugniß vorbehalten, sie aus wichtigen Staatsgründen ihrer Freiheit und ihrer Pensionen zu berauben.

Aus der Reihenfolge dieser 4 Classen ist die Machtabnahme eines jeden Staates ersichtlich, der sich unter den Schutz von England stellte. Dem Opfer der politischen Unabhängigkeit folgte bald das der administrativen und persönlichen. Die Vasallenstaaten, welche sich in der zweiten und dritten Classe befanden, waren meist die ergiebigsten für die Habgier der obersten Gewalt. Der beschützte Fürst war alsdann der Sündenbock, gegen den sich der Haß des ganzen Volks richtete, dessen Vermögen in

seinem Namen thatsächlich in die Schatzkammer der englischen Compagnie abgeleitet wurde.

Betrachten wir diese 4 Classen etwas näher, und wir werden vor unsern Augen sich ein Bild entrollen sehen, das mit den großartigsten und erhabensten der altrömischen Geschichte wetteifert. Niemals hatte die Königin der alten Welt so viele Völker und Fürsten an ihren Triumphwagen gefesselt.

1. Classe. Fürsten, die zwar in der innern Verwaltung ihrer Staaten, aber nicht in politischem Sinne unabhängig waren.

In der ersten Classe befand sich als der mächtigste der Radschah von Kaschmir Rhamber-Sing, Sohn des am 2 August 1857 gestorbenen Goulab-Sing. Sein Gebiet erstreckte sich über eine Fläche von 35,000 Quadratmeilen; die Bevölkerung zählte gegen 3 Millionen Seelen und die Einkünfte des Landes betrugen 1,500,000 Pfd. St. (18 Millionen Gulden).

Der Vertrag, den die englische Regierung mit dem Radschah Goulab-Sing am 16. März 1846 zu Amritsir abschloß, lautete in seinen wesentlichsten Bedingungen wie folgt:

Art. I. Die Souveränität Goulab-Sings wird anerkannt und ihm und seinen directen Erben im Mannsstamme für ewige Zeiten zugesichert und zwar über die ganze Gegend, welche östlich vom Indus und westlich vom Ravi liegt, mit Einschluß Kaschmirs, Schambus, des Fürstenthums Tschamba u. s. w., mit Ausschluß jedoch von Lahul; alles jedoch gegen Zahlung der Summe von 75 Lacs Rupien (9 Millionen Gulden), welche vor dem 1. October 1846 erfolgt sein mußte.

Die Artikel IV. und V. untersagten Goulab-Sing, an den im Art. I. vorgeschriebenen Gränzen das Mindeste zu ändern; jeder Streit, der allenfalls hierüber zwischen ihm und seinen Nachbarn entstünde, sollte dem Schiedsrichterspruche Englands unterworfen werden.

Der Artikel VI. legte ihm die Verpflichtung auf, seine Armee zu derjenigen der Engländer stoßen zu lassen, wenn sich letztere in der Nähe der Besitzungen Goulabs im Kriege befinden sollten.

Artikel VII. legte ihm das Verbot auf, irgend einen Engländer, sonstigen Europäer oder einen Amerikaner ohne ausdrückliche Zustimmung der englischen Regierung in seine Dienste zu nehmen.

Artikel IX. sagte Goulab-Sing Schutz und Hülfe gegen jeden äußeren Feind zu.

Artikel X. legte Goulab-Sing als Zeichen der Oberherrlichkeit Eng-

lands ein jährliches an die ostindische Compagnie zu machendes Geschenk von einem Pferde, 12 Kaschmirziegen der edelsten Art (wovon 6 Männchen und 6 Weibchen) und drei Paaren Kaschmirschawlen auf.

Der zweitmächtigste dieser Classe ist der Radschah von Gorkha, König von Nipal, Haupt einer unruhigen Oligarchie, dessen Reich sich in 9 Distrikte theilte: das eigentliche Nipal mit der Hauptstadt Khatmandu; Gorkha oder das Land der 24 Radschahs; Shilli oder Land der 22 Radschahs; das Land der Khirats; Muckwampur; Khatang; Tschajampur, Saptai und Morang. Die Länge dieses Gebiets von Westen nach Osten beträgt ungefähr 200 geographische Meilen, seine Breite 45, man schätzt seine Fläche auf 6900 Quadratmeilen. Die ungefähr 2 Millionen betragende Bevölkerung besteht zum größten Theil aus Hindus der Kriegerkasten, Brahmanen, Nairs und Radschputen. Die Bevölkerung dieses Gebiets zeichnet sich durch Nationalstolz und durch kriegerische Tugenden aus, welche sie als Hülfscorps der Engländer im letzten Kriege im hohen Grade bewiesen haben.

Nach ihnen kamen die Häuptlinge der Sikhs und noch eine Menge andere kleinere, die ebenfalls auf Anforderung der englischen Regierung kriegerische Hülfe zu leisten haben.

2. Classe. Fürsten, deren Staaten durch einen Minister regiert wurden, den das englische Gouvernement erwählt hatte oder die sich unter dem unmittelbaren Schutze seines Residenten oder dessen Agenten befanden.

1. Datum des Schutzvertrags 1800. Der Nizam von Heiderabad, Subadar des Dekkan. Sein Gebiet umfaßt eine Fläche von 90,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von zehn Millionen Seelen und 2,500,000 Pfd. Sterling (30 Millionen Gulden) Einkünften.

Durch einen zweiten Vertrag vom 12. Dezember 1812 hatte derselbe sich anheischig gemacht, ein Corps von ungefähr 10,000 Mann in der Nähe seiner Hauptstadt auf seine Kosten zu unterhalten; diese Kosten waren ihm aber später gegen Uebergabe aller der schönen Provinzen, welche sein Antheil an der Kriegsbeute aus den gegen Tippu-Sahib gewonnenen Schlachten gewesen waren, erlassen worden. Aus Besorgniß jedoch, daß ihm ein Ueberschuß aus seinen Einkünften verbleiben könne, hatte man ihm die Verbindlichkeit auferlegt, zum innern Dienste seines Reiches ein regelmäßiges Heer von 12,000 Mann aller Waffen und unter dem Befehl englischer Offiziere zu organisiren, dessen jährliche Kosten von 300,000 Pfund Sterling sein Minister in die Hände des britischen Resi-

denten abzuliefern hatte, der seiner Seits die Vertheilung unter die Truppen besorgen sollte.

Der Minister oder Major domus, den England zur Verwaltung dieses großen Gebiets erkoren hatte, bediente sich vergebens der wenigst gewissenhaften Mittel, um die Lasten zu decken, welche solchergestalt dem Nizam auferlegt waren. Die Kosten des Contingents mit den übrigen Ausgaben der Regierung von Heiderabad zerstörten aber das Gleichgewicht in den Finanzen des Landes, so daß das Deficit ungefähr 3 Millionen Rupien (3,600,000 fl.) per Jahr betrug, welche Summe der Nizam zu 15—18 Procent per Jahr entleihen mußte. Schließlich war jedoch der Minister meist genöthigt, aus der Casse des Residenten zu schöpfen, bis der Betrag, den er dadurch der ostindischen Compagnie schuldig geworden war, eine gewisse Höhe erlangt hatte. Man schritt alsdann für die Liquidirung dieser Summe zu einem neuen Tractate, der den Nizam großer Gebietstheile beraubte.

1857. Nach dem Nizam von Heiderabad kam der Mahab-Radschah Scindiah, König von Gwalior. Der Umfang seines Landes betrug ungefähr 32,944 Quadratmeilen; die Bevölkerung vierzig Millionen Seelen, die reinen Einkünfte 1,500,000 Pfund Sterling (18 Millionen Gulden).

Dem Tractat von 1837 zufolge hatte dieser Staat unter der Benennung: Contingent ein Corps von 2000 Pferden und eine entsprechende Zahl regulären Fußvolks unter dem Befehl britischer Offiziere zu unterhalten, wofür 102,419 Pfund St. ausgeworfen waren. Um die pünktliche Zahlung dieser Summe sicher zu stellen, mußte dieselbe alljährlich in die Casse des britischen Residenten gezahlt werden, der die Vertheilung derselben zu besorgen hatte.

Die Unabhängigkeit dieses Staates ging unter dessen vorletztem Souverän, Jenkatschi-Rao-Scindiah (gestorben 7. Februar 1843) verloren. Als derselbe ohne direkte Erben starb, schien zwar die englisch-indische Regierung die Absicht zu hegen, sein Reich zu dem ihrigen zu schlagen. Nach reiflicher Ueberlegung hielt man es jedoch für vortheilhafter, das bisherige System, das alle Hülfsmittel und Reichthümer des Landes zur Verfügung stellte, indem es alles Gehässige seiner Anwendung auf den Radschah und seine Umgebung wälzte, auch ferner beizubehalten Es ward daher beschlossen, die 12 Jahre alte Wittwe des letzten Fürsten solle sich unter den Seitenverwandten der Familie Scindiah einen Gemahl erkiesen. Ihre Wahl, die durch den englischen Residenten, Oberst Spiers, geleitet wurde, fiel auf einen 9 Jahre alten Knaben, Namens Sawadschi-Rao-

Scindiah, der wirklich unter großem Gepränge und Kanonendonner am 1. März 1843 den Thron bestieg. Die Regentschaft und alle Administrativgewalt blieben aber gleichzeitig einem Minister, Mama-Sahib, anvertraut, der eine bloße Creatur des englischen Residenten war.

Indem die Compagnie dieß so einleitete, glaubte sie dadurch den letzten großen Mahrattenstaat geräuschlos und ohne alle Schwierigkeit in ihr eigenes politisches und militärisches System einzuverleiben. Ohne alle Erschütterung, fast unbemerkt, glitt so die oberste Gewalt über dieses große Gebiet in ihre Hand. Von Seiten einer jungen Regentin von 12 Jahren sah sie keinen Widerstand gegen ihre Pläne voraus; allein sie vergaß hierbei, daß in Hindustan das Herz und der Ehrgeiz wenig von dem Alter abhängig sind. Die Bahie oder Rana sah in den ersten Tagen ein, daß die Absicht vorherrsche, sie vollkommen machtlos im Staate zu machen; auch hatte sie einen Günstling, der zum wenigsten erster Minister zu werden trachtete und seine ehrgeizigen Pläne ungerne durch die Dazwischenkunft der Engländer vereitelt sah. Derselbe benutzte den Einfluß, den er bei der Regentin besaß, dazu, sie zu überreden, daß sie das Joch, welches ihr der englische Resident auferlege, abschüttle. In der That machte auch die Rana, indem sie sich hierzu der Unterstützung der unregelmäßigen Truppen, welche die Mehrzahl in ihrer Armee bildeten, versicherte, plötzlich einen Staatsstreich, setzte Mama-Sahib ab und that an seine Stelle ihren Günstling, den Khasdsche (vertrauter Freund), welchen Namen er in den innern Gemächern des Harems erhalten hatte und der ihm gleichsam zum Spotte im Volke und später, als er sich an der Spitze der Geschäfte befand, blieb.

Dieser Ministerwechsel mußte jedoch der englischen Regierung in hohem Grade mißfallen. Damit ward der Zweck ihrer ganzen Politik, der in der schließlichen Unterwerfung und Zerreißung des letzten großen Mahrattenstaates bestand, vereitelt. Lord Ellenborough, damals Generalgouverneur, stand nicht an, die Maske fallen zu lassen. Derselbe sammelte ein Heer, das er, in Ermangelung einer besseren Benennung, Uebungsheer nannte, stellte sich an die Spitze desselben und erließ folgende Befehle an die Regentin: 1. ihr Khasdsche sei sofort auszuliefern; 2. Mama-Sahib wieder an seinen Posten zu stellen; 3. sämmtliche durch die Kriegsrüstungen entstandenen Kosten seien der Compagnie zu ersetzen.

Es läßt sich annehmen, daß die Regentin wenig geneigt sein konnte, die erste dieser Bedingungen, welche für ihre eigenen Gefühle demüthigend

sein mußte, zu bewilligen; allein eine aufrührerische Partei, welche der englische Resident vor seiner Abreise durch seine Einflüsterungen zu gewinnen gewußt hatte, ließen ihr keine andere Wahl. Die von den Engländern gewonnenen Verschworenen griffen im Bunde mit allen denen, welche den Frieden zu erhalten bemüht waren, den Palast an, drangen in den Harem, holten den Khasdsche daraus hervor und überlieferten ihn dem Bevollmächtigten Lord Ellenboroughs.

Allein weitere Forderungen desselben stießen auf entschlossenen Widerstand von Seiten der Mahratten, und es kam zum Kriege; in den zwei großen Schlachten von Maharadschpur und Pannias trug jedoch auch dießmal wieder europäische Kriegskunst und Disciplin den Sieg davon.

Die natürliche Folge dieser Siege war, daß die Mahratten alle Forderungen der Engländer bewilligen mußten; allein im Jahre 1857 schlossen sich gegen 20,000 der Truppen Scindiahs (wie man annehmen muß, seinem Willen entgegen) dem Aufstande an, und vermehrten dadurch in hohem Grade die Bedrängnisse der Engländer.

3. Datum des Schutzvertrags (1765). Die dritte Macht dieser Classe war vor dem Januar 1856 (seitdem ist dieselbe den Besitzungen der Engländer förmlich einverleibt worden) das Königreich Audh *).

Bekanntlich rief die Maßregel dieser Einverleibung bei dem kriegerischen Volke dieses Landes die heftigste Erbitterung hervor, die sich in offener Empörung Luft machte. Während wir dieses schreiben, ist Audh der letzte Herd der großen indischen Empörung von 1857, die, wie man annehmen muß, in den Ruinen, welche sie hier geschaffen hat, erstickt werden wird.

1816—1853. Der vierte auf der Liste war wenige Jahre vor dem Aufstand von 1857 noch der Radschah von Berar oder Nagpur. Der Umfang seines Gebiets war 64,200 Quadratmeilen, zum großen Theil aus Dschongeln bestehend; die Bevölkerung schätzte man auf 4,600,000 Seelen.

Als der letzte Radschah von Berar gegen Ende des Februar 1853 starb, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, wollten die Engländer seine Adoptivkinder nicht anerkennen, und verleibten sein Gebiet dem ihrigen ein. Im Jahre 1857 schloß sich die bewaffnete Mannschaft dieses Landes dem Aufstande an, und wurde entwaffnet.

Die weiteren auf der Liste dieser Classe waren: der König von

*) Siehe hierüber S. 73—75.

Baroda oder Guicowar, der Radschah von Kolapur und der Radschah von Cheipur.

Die Ereignisse von 1857 und 1858 haben an den Beziehungen der englischen Regierung zu diesen Fürsten viel geändert, da der eine und andere (wie z. B. der Radschah von Kolapur) sich der Insurrection anschlossen. Was zur Strafe dafür über den einen oder andern verhängt wurde, ist entweder noch unentschieden, oder ist doch die Kunde hierüber noch nicht nach Europa gedrungen.

Dritte Classe. Hierzu gehörten alle diejenigen Staaten, welche von einem englischen Residenten oder dessen Agenten in ihrem Namen regiert wurden.

1800. 1. Der größte, aber politisch am meisten abhängige dieser Staaten war der von Meissor, der im Namen des Radschahs durch eine Special-Commission englischer Offiziere unter Oberaufsicht des britischen Residenten regiert wurde. Der Radschah dieses Landes bezog eine Pension, die kaum zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, wie der seines Hofhalts hinreichte.

1819. Ebenso der Radschah von Sattara, der 1848 seine Unabhängigkeit vollständig verlor.

1788. Travancore.

1790. Cotschin.

Den Fürsten dieser beiden Gebiete war noch ein Schatten von Oberherrlichkeit geblieben, aber nur unter der Bedingung, sich streng nach den Rathschlägen und Wünschen der ostindischen Compagnie zu richten, die befugt sein sollte, ihnen je nach Gutdünken die Regierung ihrer Gebiete wieder abzunehmen. Der Radschah von Travancore zahlte von seinen Einkünften einen jährlichen Tribut von 90,000 Pf. St. (1,080,000 fl.); der von Cotschin von 28,000 Pf. St. (336,000 fl.).

In ähnlichen Verhältnissen befanden sich die Radschahs von Dschodpur, Bhurtpur, Sawunt-Warre, sowie der Radschah Holcar.

Vierte Classe, welche die entthronten und pensionirten Fürsten enthielt. Darunter befanden sich die berühmtesten Souveräne der indischen Geschichte und höchsten Würdenträger, mit denen verglichen diejenigen, welche heut zu Tage nach dem bloßen Gefallen Englands noch auf ihren Thronen sitzen, machtlose Fürsten und geschichtlich unbekannte Größen sind. So war der Nizam einst nichts weiter als der Stellvertreter des Großmoguls und Scindiah dessen Pantoffelträger gewesen. An der Spitze

dieser Classe befand sich der Abkömmling Timurs, der Schah-in-Schah (König der Könige), dessen Fahne im Jahre 1857 noch einmal aufgerollt wurde.

Eine geheuchelte Achtung für den Namen eines Souveräns, von dem die ostindische Compagnie alle ihre Rechte in den Augen der Völker Hindustans herleitete, hatte den englischen Residenten bei dem Hofe von Delhi gezwungen, in seinen Beziehungen zu dem Durbar (d. h. dem Großmogul, wenn er umgeben von den Großen des Reiches auf seinem Throne saß), sich zu denjenigen Formen zu bequemen, die die indische Hofetikette dem Geringeren in der Nähe des Hochgestellten vorschreibt. Nach und nach hatte aber dieser Schein von Unterwürfigkeit sich gemindert; schon lange war der Name des Großmoguls dem der Königin des Westens auf den im Auftrag der obersten Gewalt von Hindustan geschlagenen Münzen gewichen.

Anfänglich war der Ertrag einer sehr beträchtlichen Staatsdomäne für seinen und den Unterhalt seiner Familie bestimmt gewesen; allein man hatte ihm bald darauf die Verwaltung derselben entzogen; zuletzt einem Theil der Einkünfte daraus eine andere Verwendung gegeben, so daß er im Bazar seiner Residenz die Handarbeiten seiner Frauen und Töchter, wie Stickereien und Schärpen, öffentlich verkaufen lassen mußte, um aus deren Ertrag den Unterhalt seines großen Hofstaats zu bestreiten. Auf besondere Verwendung war seine Pension wieder erhöht worden und hatte zuletzt 15 Lack Rupien (1,800,000 fl.) betragen.

Der zweite Fürst dieser Classe war der Nabob*) von Bengalen, zwar ebenfalls nur Souverän dem Namen nach, dem zu Ehren aber noch von Zeit zu Zeit Kanonen gelöst wurden, um seine Geburt, Heirath oder seinen Tod mit Gepränge zu umgeben. Derselbe befand sich vollständig unter der Vormundschaft der englischen Compagnie, die ihm 250,000 Pf. St. (drei Millionen Gulden) als jährliche Pension angewiesen hatte.

Der dritte war der Nabob von Arcot oder des Carnatiks. Seine Pension betrug 200,000 Pf. St. (2,400,000 fl.).

Der vierte war der Radschah von Tanjore, mit einer Pension von 120,000 Pf. St. (1,440,000 fl.).

Den Schluß machten zahlreiche kleinere Radschahs, deren Wohnsitz

*) Eigentlich Nawab, ein persisches Wort, was einen Stellvertreter (hier des Großmoguls) bedeutet.

Benares war, das im Allgemeinen alle diese gefallenen Größen beherbergte. Dort konnte man die meisten, jeden in seiner besondern Zelle, finden, ergeben in sein Schicksal, mit dem Phlegma und der Geistesöde, die den Asiaten eigen sind, oder im Gebet und in religiösen Betrachtungen versunken, sich auch wohl mit dem übrigen Volke in den heiligen Fluthen des Ganges badend. Unglücklicher als diese waren diejenigen, welche in den fast unzähligen Bastillen oder in den finstern Kerkern Hindustans das saure Brod der Gefangenschaft aßen. Deren Zahl war schon vor dem Aufstande von 1857 sehr groß. Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die seitherigen Ereignisse die Zahl dieser Unglücklichen bedeutend vermehrt haben werden oder noch vermehren. Eben so gewiß ist es, daß in einer mehr oder weniger fernen Zeit diejenigen Hindu- oder muselmännischen Fürsten, welche noch einige Unabhängigkeit sich bewahrt haben, d. h. diejenigen, welche sich heut zu Tage noch in den ersten drei Classen befinden, nach und nach in die Kathegorie der letzten, der „entthronten und pensionirten" herabsteigen werden. Im Allgemeinen können ihre Völker, so wie die Verwaltung ihrer Reiche bisher beschaffen war, oder es heute noch ist, bei diesem Wechsel nur gewinnen. In einem Jahrhundert hat alsdann nach erfolgter Ausscheidung der heute noch gährenden und widerspenstigen Elemente das englisch-indische Reich vielleicht die Einheit und staatliche Gleichförmigkeit gefunden, welche ihm gegenwärtig noch fehlen.

Allahabad.

Die Stadt Allahabad ist in religiöser und militärischer Beziehung sehr wichtig; auch als Handelsplatz genießt sie einiges Ansehen. Der letzten Zählung zufolge hat sie 72,000 Einwohner.

Der Königspalast daselbst, wie ihn das vorangeheftete Bild zeigt, ist in der Volksmeinung eines der geachtetsten Monumente muselmännischer Herrschaft, wie überhaupt der indische Muselmann mit dieser Stadt den Begriff der ehemaligen Größe der Herrschaft seiner Nation verbindet.

Die Stadt hat eine verhältnißmäßig sehr starke Befestigung durch ein Fort, welches auf einer Landzunge zwischen den beiden Flüssen Ganges und Dschumna liegt, daher sie auch hie und da (wie z. B. im letzten Kriege) zu einem zeitweiligen Aufenthalte des Oberpräsidenten diente. Die Lage an diesen beiden Flüssen hat ihr auch die militärische Bedeutung verliehen.

Digitized by Google

Benares w
Dort konn
ergeben in
Asiaten eig
sich auch w
badend. 1
zähligen B
Gefangensc
1857 sehr
herigen Er
werden ot
oder weni
welche no
welche sic
und nach
herabsteig
Verwaltu
diesem W
erfolgter
mente d
Gleichför

Die
sehr wich
Zählung
Der
in der
Herrscha
Begriff
Di
Fort, r
und Dj
Kriege)
Lage a
verliehen.

KARRATSCHI.

Karl ruhe Kunstverlag

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den Hindus ist die Stadt ebenfalls sehr heilig, was dem hier stattfindenden Zusammenflusse der beiden ihnen heiligen Ströme Ganges und Dschumna zuzuschreiben ist. Die Eingeborenen behaupten, es befinde sich hier ein unterirdischer Fluß, Namens Lereswati, vermittelst dessen der Zusammenfluß der beiden andern erfolge. Diejenigen, welche die für diesen Ort vorgeschriebenen religiösen Ceremonien verrichten, erwerben sich dadurch ein dreifaches Verdienst; daher auch eine große Zahl Pilgrimme nach dem Besuche von Gaya und Benares ihre Schritte hierher lenkt. Einige dieser Ceremonien zeigen deutlich, wie sehr der Geist der Eingeborenen vom Götzendienst befangen ist. Die eine derselben besteht darin, daß man sich, um am ganzen Kopfe rasirt zu werden, an dem Ufer des Flusses niederläßt, und Sorge trägt, daß jedes Haar, das man durch diese Operation verliert, in den Fluß falle. Für jedes so vom heiligen Flusse aufgenommene Haar gewinnt man tausend Jahre als Zuwachs im Himmel. Eine andere dieser Ceremonien ist häufig von ernsteren Folgen begleitet. Der Frömmler begibt sich nämlich mit drei Wasserflaschen am Halse in die Mitte des Stromes und wird von demselben fortgeschwemmt — dieß ist alsdann sein Weg zum ewigen Leben. Auch geht hier manches Menschenleben bei religiösen Festen und durch den Uebereifer der Pilgrimme, diesen geheiligten Ort zu erreichen, verloren.

Der Charakter aller indischen Städte ist übrigens so ziemlich derselbe.

Mit Ausnahme der Buden und Tempel besteht die Fronte eines jeden Hauses in einer einfachen schmutzigen Mauer ohne Oeffnung, ein kleines, einer Schießscharte ähnliches Loch, das sich 20 oder 30 Fuß über dem Boden befindet, und die Einganghsthüre abgerechnet. Alle Thüren und Fenster gehen auf die Hofseite, wohin das Auge nicht dringen kann. Wer das Volk in seiner öffentlichen Thätigkeit beobachten will, muß sich auf den Bazar begeben, wo sich auch die größeren Buden befinden. In denen der Schneider sind die kostbarsten Stoffe von Kaschmir und Delhi ausgebreitet. Diese geschickten Arbeiter sitzen gruppenweise in ihren Werkstätten. Diejenigen der Färber zeichnen sich durch lange Streifen von gefärbten Stoffen aus, welche an Stangen vom Dache herabhängen; die der Kupferschmiede fallen ebenfalls in die Augen. In jeder Straße hat ein Bankier oder Wechsler einen Haufen Cauris (das bekannte Muschelgeld der Orientalen) zur Seite.

Benares.

Neben Delhi ist Benares die berühmteste Stadt Hindustans; sie liegt 25° 30' nördlicher Breite und 83° 1' östlicher Länge. Ihre Bevölkerung soll gegen 750,000 Seelen betragen. Sie liegt auf einer Anhöhe, die sich vier (englische) Meilen längs dem Ganges erstreckt, und ist vermöge dieser erhabenen Lage von weither sichtbar; von dem gegenüber liegenden Ufer aus gesehen, gewährt sie daher einen sehr hübschen Anblick, da ihre Straßen und Gebäude sich schichtenweise vom Rande des Wassers bis zur Spitze der Anhöhe erheben. Ihre Straßen sind, wie die meisten des Orients, so enge, daß ein Reiter Mühe hat, sich darin zu bewegen. Auch sind viele Straßen an verschiedenen Stellen überwölbt; diese Wölbungen bestehen aus Mauerwerk; die Brahmanen behaupten, früher hätten sie aus Gold bestanden, seien aber zur Strafe wegen der Mißachtung, welche das Volk ihnen (der Priesterclasse) bewiesen habe, in Stein verwandelt worden. Der größere Theil der Bewohner dieser Stadt sind Brahmanen, die außer allem Verhältnisse zu dem übrigen Theil der Bevölkerung zahlreich hier sein sollen. Diese Brahmanen sind zum großen Theil vermöglich; auch beziehen sie häufig von den reichen Hindus und Fürsten Hindustans, für die sie an diesem geheiligten Orte religiöse Ceremonien verrichten, Stipendien. Ebenso leben hier viele reiche und mächtige Hindus, als an einem Orte, wo sie „ihr Seelenheil" am besten pflegen können. Den Brahmanen zufolge ist Benares die „heilige Stadt"; selbst ein Europäer, der hier stirbt, erwirbt ebenso wie in Jaggernath das Himmelreich. Die religiösen Anstalten jeder Art, welche sich hier befinden, wie Tempel, Altäre, Ghats*), Schulen u. s. w. sind außerordentlich zahlreich. Schulen und Ghats sind von reichen Hindus aus Frömmigkeit ausgestattet, so daß auf den Unterricht der Jugend in der Religion, der Gesetzgebung und Literatur große Summen verwendet werden können. Im Mittelpunkt der Stadt befindet sich eine Moschee, welche Kaiser Aurengzeb erbauen ließ. Dieselbe hat eine äußerst günstige Lage, da sie von der ganzen Umgegend aus, dem Ganges und den gegenüber liegenden Ufern sichtbar ist. Die Muhamedaner sind nicht besonders zahlreich hier, und machen höchstens ein Zwanzigtheil der übrigen Bevölkerung aus.

Obgleich der Wohlstand und die Bevölkerung von Benares sich haupt-

*) Landungsplätze an den Flußufern.

sächlich auf seinen Namen als geheiligte Stadt gründen, da Pilgrimme in großer Zahl stets dieselbe besuchen und viel Geld dabei ausgeben, so trifft man doch daselbst auch Leute, welche durch den Handel reich geworden sind. Es befinden sich daselbst reiche Lager von indischen Waaren, namentlich auch von Diamanten, welche aus dem Bundelkund kommen. Auch wegen seiner Steinschneider und Goldarbeiter ist Benares berühmt; man schleift zu Benares mehr Edelsteine, als in jeder andern Stadt des Orients. Ein moderner Reisender, der die Stadt besuchte, schreibt, solche habe mehr orientalischen Charakter, als im Allgemeinen die Hindustädte, aber alle Hindustädte haben ein specielles orientalisches Gepräge, außer wo sie modernen Ursprungs oder vorzugsweise europäische Militär-Cantonirungen sind. Selbst die Seestädte: Bombay, Madras und Calcutta haben den orientalischen Anstrich trotz der europäischen Ansiedelungen und Truppen behalten.

Seit länger als einem halben Jahrhundert gehörte Benares der englischen Compagnie; obgleich aber weniger Europäer daselbst wohnen, als in den andern großen Städten Hindustans, so hat sich die Bevölkerung doch während der Insurrection von 1857 ruhig verhalten. Die wohlhabende Bevölkerung derselben wußte den Werth der Sicherheit, welche sie unter dem Regiment der ostindischen Compagnie, im Vergleich zu der Unsicherheit, welche den übrigen, nicht unmittelbar zu der ostindischen Compagnie gehörigen Theilen Hindustans eigen war, zu schätzen; und dieses Gefühl war noch durch die Pilgrimme genährt worden, welche während ihrer Reisen auf dem britischen Gebiete sich vollkommen sicher fühlten, während sie auf dem der eingeborenen Fürsten oft ihrer Juwelen und übrigen Werthschaften beraubt wurden.

Die Bevölkerung von Benares ist zugleich eine der intelligentesten und abergläubigsten von Hindustan; mit dem Unterricht in der Gesetzgebung und Literatur geht daselbst die Pflege des Aberglaubens Hand in Hand. Die Erziehung des Hindu durch die eingeborenen Lehrer weckt seine Geisteskräfte nicht; man füllt seinen Kopf mit thörichten Legenden an, die er glauben muß, wenn er nicht als gottlos erscheinen will, und so versinkt er im Verhältniß, wie er von den Brahmanen unterwiesen wird, im Aberglauben. Die Heiligkeit der Stadt erstreckt sich auf einen Umkreis von zehn (engl.) Meilen.

Grabmal des Großmoguls Akbar.

Alle Prachtliebe der Muselmänner und Hindus entfaltet sich in der Erbauung von Moscheen und Pagoden, noch mehr aber von Denkmälern. Alle Kunst der orientalischen Architectur wird darauf verwandt. Auch ist auf fast wunderbare Weise der orientalische Architectur-Styl den climatischen Verhältnissen angemessen. Er löst sich vom azurnen Himmel Hindustans ab, wie die Cypressen seiner Gärten, wie die Blumen auf ihren Stengeln; er schmückt sich mit vielen Farben, glänzt in der Sonne, öffnet sich leicht und voller Anmuth, in schlanken und wohllüstigen Formen, der Atmosphäre, dem Lichte: er ist wie ein in den Lüften erschallender Lobgesang der Freude und der Hoffnung: „Ruhm und Ehre sei Gott in der Höhe!"

Stets haben einige Imams den Dienst um diese Grabmäler. Dieser mohamedanische Cultus hat etwas außerordentlich Ergreifendes. Während des Tages begnügen sich diese Imams damit, einige Verse aus dem Koran herzusagen; aber Abends, nach Untergang der Sonne, reicht dieser Cultus ans Erhabene. Die Inbrunst, welche sie beseelt, ist dem Anschein nach so tief, daß die ganze Außenwelt für sie verschwunden ist.

Das Grabmal Akbars, eines der prachtvollsten Denkmäler Hindustans, befindet sich zu Secunda, nicht weit von Agra. Mit den dazu gehörigen Gärten nimmt es eine viereckige Fläche von gegen 40 englischen Ackers ein und ist von einer Mauer umschlossen. Es hat achtwinklichte Thürme an den Ecken, die von offenen Zelten eingefaßt sind, und vier in edlem Styl gearbeitete Thore von rothem Granit, während das Hauptthor mit Marmor eingelegt ist und vier hohe marmorne Minarets hat. Der von der Mauer eingeschlossene innere Raum ist mit Bäumen bepflanzt und in grüne Alleen abgetheilt, die zu dem Hauptgebäude führen. Dasselbe ist eine Art massiver Pyramide, die äußerlich von Kreuzgängen, Gallerien und Kuppeln umgeben ist, und nach oben stets schmaler zuläuft, bis sie in einer viereckigen Plattform von weißem Marmor sich endigt, welche von einem Gitterwerk aus demselben Material eingefaßt wird. Auf dieser Plattform ist ein kleines ebenfalls aus Marmor bestehendes Altar-Grab von vorzüglicher Arbeit und mit Inschriften in arabischer Sprache. Der wirkliche Begräbnißplatz des Monarchen ist ein Gewölbe von weißem Marmor am Fuße des Gebäudes.

Der Tadschmahal zu Agra.

Derselbe befindet sich nahe bei der Stadt und gilt für das großartigste Denkmal Hindustans. Der Mogulkaiser, Schah Dschihan, ließ es zum Andenken an seine bevorzugte Gemahlin Naur-Dschihan, „das Licht der Welt" errichten. Mohamedanischen Berichten zufolge war sie außerordentlich schön und übte großen Einfluß auf ihren Herrn aus; auf ihre Bitte, daß er ihr ein Grabmal errichten lasse, das ihren Namen auf die Nachwelt bringe, kam dieses große Denkmal zu Stande. Seine Inschrift besagt, daß es für die Nanu Begum „die Zierde des Palastes" bestimmt sei. Zwanzigtausend Menschen sollen länger als 20 Jahre daran gearbeitet haben; sein Erbauer war ein Franzose: Austin de Bordeau.

Das Gebäude nimmt die nördliche Seite eines großen Vierecks dicht am Flusse Dschumna ein. Der Eingang geschieht durch ein Thor von colossalem Verhältnisse und großer architectonischer Schönheit. Der das Gebäude umgebende Platz ist mit hübschen Blumenbeeten, worin hauptsächlich die symbolische Cypresse, angefüllt. Eine Reihe Fontänen verleiht dem Ganzen Leben. Das Viereck ist 964 Fuß lang und 320 breit. Das Mausoleum und die Terrasse, worauf es angebracht ist, wie die Minarets, sind aus dem feinsten weißen Marmor und mit kostbaren Steinen eingelegt. Säulen und Kuppeln von weißem Marmor krönen die Mauer von Rothstein, welche das Viereck umgibt. Das Innere der Moschee und der Nischen, welche in oder über den Mauern angebracht sind, ist ebenfalls mit weißem Marmor eingelegt. Die irdischen Reste des Kaisers und seiner Gemahlin befinden sich in einem Gewölbe, in das man sich über eine geschmackvolle Treppe begibt, unter dem Gebäude. Diese Reste sind mit zwei Marmorplatten bedeckt; gerade über diesen Platten, nämlich in dem Raume über diesem Gewölbe, sieht man zwei andere Platten oder Cenotaphen von demselben Marmor in vorzüglicher Mosaikarbeit. Diejenige Marmorplatte, deren Inschrift die Kaiserin zum Gegenstande hat, trägt mit Blumensträußen eingefaßte Verse des Korans in schwarzen Buchstaben; die Platte dagegen, welche den Kaiser betrifft, enthält nichts als Blumen in Mosaik und das Datum seines Todes.

Lucknow.

Die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Audh, das 1856 den britischen Besitzungen einverleibt wurde, ist Lucknow.

Die jetzige Hauptstadt Lucknow liegt an dem Gumti, über den hier zwei stehende Brücken führen, eine von Stein und eine von Eisen. Die Stadt, in der sich der indische Aufstand koncentrirt hatte, bis er der Bekämpfung der Generale Outram, Havelock und Campbell erlag, besteht eigentlich aus drei Städten. Die Altstadt mit 300,000 Einwohnern hat enge Straßen, doch mehrere herrliche Moscheen und den Perlenpalast (Moti-Mahal), der durch seine Manuscriptensammlung weltberühmt ist; südöstlich von ihr liegt an dem Gumti die nach europäischer Weise gebaute Neustadt mit dem Lustschlosse des Königs, Sarah Bakhsch, mit den reizenden Gärten und Wildparken, die von allen Reisenden bewundert werden. Die dritte Stadt, die auf der Nordseite von dem Gumti bespült wird, besteht hauptsächlich aus Palästen, Moscheen und andern zum Cultus gehörenden Gebäuden. Hier liegt auch der Palast der englischen Residentschaft, in den sich die Briten zurückzogen, als Lucknow in die Gewalt der Aufständischen gefallen war. Doch nicht bloß durch seine Prachtbauten und Zaubergärten, durch seine schwelgerische Hofhaltung und religiösen Feste und Aufzüge war Lucknow von jeher berühmt; es galt mit Recht auch als das indische Athen, als die Stadt, wo die Gelehrten, Schriftsteller und Dichter aus allen Gauen zusammen zu treffen und ihre Gedanken, Phantasien und Träume auszutauschen pflegten! Mit Lucknows Falle ist der Sturz der letzten indischen Herrlichkeit vollendet.

Obgleich die muselmännische Bevölkerung, der auch die gestürzte Dynastie angehört, nicht unbeträchtlich ist, so darf Audh doch recht eigentlich das Land heißen, wo der Hindu-Typus sich in den höhern Classen reiner, kräftiger und tapferer, als anderswo in Hindustan, erhalten hat. Aus diesem Grunde ließ die indische Compagnie mit Vorliebe hier ihre bengalischen Sepoy-Regimenter anwerben.

Singapur.

Obgleich Singapur nicht zum eigentlichen Hindustan gehört, darf doch eine Beschreibung desselben, da es jetzt die erste und wichtigste Handelsstadt des Ostens ist, im vorliegenden Werke nicht fehlen. Seiner wichtigen kommerciellen Lage und Bedeutung wegen nennt man es das Alexandrien des Orients.

Die Insel Singapur war anfänglich (1818) eine englische Niederlassung auf fremdem Gebiete, bis solche von dem Sultan, der hier herrschte

(1824), an England abgetreten ward. Die Eingeborenen nennen die Insel Ugang Launa oder des Festlandes Ende. Die Stadt Singapur, von welcher die Insel ihren Namen hat, heißt malayisch Singapura oder die Stadt des Löwen.

Dieselbe liegt am südlichen Ende der malayischen Halbinsel auf einer kleinen Insel desselben Namens. Denselben Namen trägt die Meerenge, welche durch Gruppen zahlloser kleiner, verschiedenst gestalteter und von allen Seiten durch kleine Buchten und sandige Baien ausgezackter Inseln gebildet wird. Hier beginnt das chinesische Meer, das den indischen mit dem stillen Ocean verbindet, westlich und nördlich an das Festland von Asien, östlich und südlich an Formosa, die Philippinen, Palawan, Borneo, Banka u. s. w. gränzt. Die Stadt Singapur soll von Abenteurern gegründet worden sein, die anfänglich von der Insel Sumatra ausgewandert seien; sie gelangte aber erst von dem Momente an, wo sie in die Hände der Engländer fiel, denen sie der hier herrschende Sultan mit allem, was eine Meile im Umkreise lag, abtrat, zu einiger Bedeutung.

Sie verdankt ihre Wichtigkeit der Lage zwischen Indien und China; da sie zugleich am südlichsten Ende des ganzen Continents von Asien liegt, so ist sie gleichsam das letzte Mittelglied zwischen dem Festland und dem ausgedehnten Archipel großer und ergiebiger Inseln, die in der Nähe dieses Schlußpunktes der alten Welt liegen. Da sie selbst keine eigene Erzeugnisse an die Ausfuhr abzugeben hat, so ist sie mehr nur als ein Lagerplatz für dahin zum Verkaufe gesandte Waaren zu betrachten. Allein das Anwachsen ihrer Bevölkerung und die Zunahme ihres Waarenverkehrs, so wie sie in den letzten 5 Jahren vor sich ging, sind ohne Beispiel in den Annalen der Geschichte, was offenbar von der Betriebsamkeit und dem praktischen Handelsgeiste der Engländer herrührt. Ihre Bevölkerung ist binnen wenigen Jahren auf 60,000 Seelen gestiegen und begreift Briten, Holländer, Portugiesen, Amerikaner, Malayen, Hindus, Araber, Parsis, Birmanen, Siamesen, Chinesen, Japanesen, wie Colonisten von allen den großen Inseln der Umgegend in sich.

Der Hafen von Singapur ist außerordentlich malerisch; derselbe hat die Gestalt eines Hufeisens. Der Anblick der Stadt mit ihrer tropischen Vegetation und den Höhen, welche hinter ihr liegen, hat sehr viel Angenehmes.

Menschen aller Nationen verkehren mit diesem Hafen. Dieser Verkehr einer gemischten einheimischen Bevölkerung mit Bewohnern aller fremden

Zonen macht, daß sich ein wahres babylonisches Sprachengewirr in den Straßen der Stadt und auf den Handelsmärkten hören läßt. Man behauptet, daß siebenzehn verschiedene Sprachen und fünfzehn Dialecte sich alltäglich in Singapur hören lassen. Die Stadt selbst hat eine gesunde und angenehme Lage, und die Umgegend besticht das Auge durch das Grün von Muskatnüssen und Gewürzbäumen. Ihr wellenförmiger Boden ist wohl bewässert mit Strömen und Kanälen, die ihren natürlichen Lauf haben, und zu Zwecken öffentlicher Betriebsamkeit dienen.

Die europäische Bevölkerung Singapurs übersteigt nicht die Zahl von 300, meist Briten, nur wenigen Holländern. Die Halbkasten *) sind sehr zahlreich; meist kommen sie von Malakka; sie sind wie auf Ceylon, zu Bombay und anderswo im Orient von dunklerer Hautfarbe, als die Eingeborenen und physisch geringer. Zu Singapur und Malakka überragen sie jedoch meistens intellectuell die unvermischten eingeborenen Racen. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Chinesen; dieselben hassen die Europäer und sind bei der ersten sich günstig zeigenden Gelegenheit oder was sie dafür halten, geneigt, über die gesammte europäische Bevölkerung herzufallen und sie zu ermorden. Dieß ist um so auffallender, als sie gut behandelt werden, man sie sonst nur nach dem hier allgemein geltenden Recht aburtheilt und es ihnen frei steht, die Insel zu verlassen, sie auch den Handel ungehindert treiben dürfen. Viele derselben haben sich Vermögen erworben; der reichste Mann Singapurs, früher ein Bettler, bis er durch Fleiß und Geschäftskenntnisse sich nach und nach ein großes Vermögen erwarb, stammt sogar aus ihrem Lande.

Alles dieß war jedoch nicht geeignet, sie für ein Volk, das sie gastfreundlich aufgenommen, günstiger zu stimmen; sie unterhalten vielmehr enge Beziehungen zu China, betrachten sich fortwährend als chinesische Unterthanen, die England keinen Gehorsam schuldig sind, und trachten bloß darnach, von dem Lande im Namen ihres Herrn und Kaisers Besitz zu ergreifen. Die Gewalt der Mandarinen des Reiches der Mitte erstreckt sich auf sie, gerade als ob sie noch zu dem Pöbel von Canton gehörten, Reisfelder am großen Canal anpflanzten oder Thee auf den chinesischen Hügeln einsammelten. Sie sind wilden und grausamen Charakters, und zu gleicher Zeit schlau und verrätherisch gesinnt. Die Malayen haben eben so viele wilde Leidenschaften, und neigen sich gerne zur Seeräuberei

*) Mischungen von Europäern und Asiaten.

hin; trotzdem sind sie aber weniger gefährlich, wenn auch schwerer im Zaume zu halten, als die Chinesen. Der Theil der Stadt, der von Chinesen bewohnt wird, ist in dem Grade unreinlich, daß es Niemand außer den Bewohnern selbst darin aushalten kann.

Dadurch, daß so viele Völker sich gleichzeitig auf einem so kleinen Raume bewegen, hat die Scene etwas ungemein Malerisches und in die Augen Fallendes. Die Eingeborenen der verschiedenen obengenannten Inseln der näheren und ferneren Umgegend, die Singapur, um Arbeit und Unterhalt daselbst zu finden, aufsuchen, behalten ihre Lebensweise und ihre eigenthümlichen Trachten bei, und geben sowohl durch die Sprachen, welche sie reden, als durch ihre sonstige äußere Erscheinung kund, welchem Volksstamme sie angehören.

Karratschi.

Karratschi, an der Mündung des Indus gelegen, wird in kurzer Zeit der wichtigste Platz und Hafen Hindustans werden, da seine Lage eine weit günstigere als die von Calcutta, Madras und sogar von Bombay ist. Als ein äußerst bequemer Hafen und sicherer Ankerplatz wird es bald der Hauptvermittler der Handelsbezüge (Aus- und Einfuhr) des nördlichen Indiens und Scindes mit Europa sein.

Sir Henry Pottinger war der erste der höheren britischen Beamten, der zuerst auf die Vortheile der Lage Karratschis, falls das Industhal durch Eisenbahnen durchschnitten würde, aufmerksam machte. Karratschi ist von ihm zum Knotenpunkt des See- und Eisenbahnverkehrs, wenn der letztere durch die vielbesprochenen Euphrat- und Indusbahnen seine vollständige Entwickelung erlangt haben wird, zwischen dem Occident und Orient bestimmt.

Im Hafen von Karratschi soll nach ihm bequemer Raum und Ankerplatz für zwanzig Schiffe von 800 Tonnen (und nebenbei für jede Anzahl kleinerer Schiffe) sein.

Während des Aufstands von 1857 hat sich die militärische Bedeutung Karratschis unendlich gehoben. Die einsichtsvollsten Militärs Englands sprachen sich dahin aus, daß Karratschi bestimmt sei, das große Arsenal des Pandschabs und des nordwestlichen Indiens zu werden, vielleicht das Hauptemporium, wenn nicht die wirkliche Hauptstadt Britisch-Indiens. Es ist daher auch im Plane, Karratschi zum Mittelpunkt der electrischen

Drähte zu machen, welche Europa mit Asien durch die Linie des Euphrats in Verbindung zu bringen bestimmt sind.

Kabul.

Kabul, die Hauptstadt von Afghanistan, ist nordöstlich am Flusse Kabul, 6400 Fuß über dem Niveau der See gelegen. Der Boden der Umgegend ist sehr fruchtbar; das Pfund Trauben soll hier nicht mehr als einen Heller kosten. Das Clima ist sehr reizend. Obstgärten umgeben die Stadt, und liefern die meisten asiatischen und viele europäische Fruchtgattungen. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 60,000 Seelen geschätzt. Im Mittelpunkte eines Gartens, der außerhalb der Stadt liegt, bezeichnen zwei Platten schönen Marmors die Gräber von Baber, des Gründers der mongol-indischen Dynastie.

Die Leiden, denen die britische Armee im Jahr 1842 durch die Strenge des Klimas dieser Gegend ausgesetzt war, haben in Europa den Glauben erzeugt, daß in Folge der hohen Lage der Stadt der Winter daselbst unerträglich kalt sei; allein meist ist er, obgleich hie und da sehr rauh, im Allgemeinen nicht strenger als in Mitteleuropa. Dagegen stellt das sommerliche Clima daselbst die Gesundheit der Europäer auf eine härtere Probe; denn die Stadt ist so von Hügeln eingeschlossen, daß die Luft keinen Durchzug hat, wodurch die Hitze eine sehr große wird. Mehrere Wochen während des Hochsommers hindurch soll das Thal von Kabul einem Glühofen zu vergleichen sein. Die die Stadt einschließenden Hügel verleihen Schutz vor den Winden und den Schneestürmen des Winters. Man ist zu glauben versucht, daß in den Zeiten des Alterthums das Clima dieser Gegend viel gemäßigter in Bezug auf Hitze und Kälte gewesen sei, als jetzt; denn indische poetische Schriftsteller der alten Zeit preisen dessen Annehmlichkeiten in Prosa und Versen.

Ghiznee.

Südlich von Kabul liegt die alte Stadt Ghiznee. Einst war sie der Sitz eines Reiches, was sich vom Ganges bis zum Tigris erstreckte. Wie Kabul bewahrt es aus der fernen Vergangenheit, die freilich für beide Städte nicht ohne Beimischung manchen herben Mißgeschicks war, seine schönsten Erinnerungen. Das Klima dieser Gegend ist sehr kalt, was in der großen Erhöhung über das Meerniveau seine Ursache hat. Die

Bewohner der Stadt sind manche Jahre in Folge des anhaltenden Winters, der sich öfter bis zu der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings verlängert, länger als sechs Monate auf ihre Wohnungen beschränkt. In früheren Zeiten war wohl auch schon, der Tradition zufolge, die Stadt im Schnee begraben; mehrmals entging sie mit knapper Noth dem Verderben. Die Erzeugnisse der Gegend sind solche, wie man sie von einem so hochliegenden Lande erwarten darf. Die einzige Thiergattung, welche darin vorkommt, sind Kameele, Schaafe und Ziegen.

Reisende der frühern Zeit haben über Ruinen und andere Spuren der Pracht, welche sich hier fänden, berichtet; allein es ist nur wenig mehr hiervon übrig, und die Stadt wenig mehr, als ein großes und schmutziges Dorf. Was noch übrig ist, sind einige interessante architectonische Reste, namentlich auch von dem „Glückspalast", wo Könige ihren Hof hielten und von einer Moschee, welche die Himmelsbraut hieß*). Das Grab Mahmuds, des Eroberers von Hindustan und Gründers des Ghizneereiches, existirt noch.

Sein Grabmal ist drei (englische) Meilen von Ghiznee entfernt, und ein großer, wenn auch nicht prachtvoller Bau mit einer Kuppel. Der Grabstein ist von weißem Marmor und hat eingemeiselte Verse des Korans. Ihm zu Haupte liegt die Keule, deren sich der Monarch einst bedient haben soll. Sie ist glatt geschliffen und hat einen schweren metallenen Knopf; nur wenige Menschen wären wegen ihrer großen Schwere im Stande, sie zu handhaben. Auch befinden sich in dem Gebäude einige Throne, deren sich der Monarch bedient haben soll; es ist nichts Auffallendes daran, außer, daß solche schön mit Perlmutter eingelegt sind. Die Thore, welche in das Gebäude führen, waren schöne Stücke von Sandelholz und aus Somanath auf der Halbinsel Gudscherat dahin verbracht worden. Nach Verfluß von 7 Jahrhunderten wurden diese Thore im Jahr 1842, als eine britische Armee in diese Gegend kam, wieder ausgehoben und an den Ort, woher sie gekommen waren, zurückverbracht.

Sutti oder Feuertod indischer Frauen als Todesopfer für verstorbene Gatten.

Die Begräbnisse der Hindus finden mit großer Feierlichkeit statt. Als das feierlichste und gesündeste Mittel der Zerstörung des menschlichen

*) Diese Moschee ist in unserm Bilde: „Hauptmoschee von Ghiznee" enthalten.

Leichnams haben sie das Feuer gewählt. Der Körper wird zuvor mit wohlriechendem Wasser gewaschen, in frische Leinwand gelegt und mit Blumen geschmückt; so trägt man ihn auf den Scheiterhaufen. Hie und da findet dieß mit feierlicher Stille statt; in einzelnen Theilen Hindustans gehen Klageweiber dem Leichenzuge voran, der häufig auch von einer Musikbande begleitet wird. Die Scene um den Scheiterhaufen ist meist sehr ergreifend; nächtliche Feuer, die von solchen Scheiterhaufen auflodern, erhellen oft weithin die ganze Gegend.

Ein genauer Kenner indischer Geschichte und Sitten schreibt über den Gebrauch des Verbrennens der Weiber mit ihren verstorbenen Gatten: „Wann zuerst dieser Gebrauch entstanden, darüber ist jetzt nichts Zuverlässiges mehr zu erfahren; ohne Zweifel ist derselbe im hohen Alterthume entsprungen, da sogar Diodorus Siculus davon schreibt, der lange vor der christlichen Zeitrechnung lebte; derselbe scheint überdieß schon lange vor ihm bestanden zu haben. Die Annahme, daß die Wittwe öffentlicher Verachtung preisgegeben ist, wenn sie den Tod ihres Ehegatten zu überleben wünscht, kann nicht richtig sein, da es häufig genug vorkommt, daß sich Verwandte und Fremde ihrer Familien alle Mühe geben, Wittwen davon abzurathen; es ist Thatsache, daß dieß nicht bloß öfter versucht wird, sondern auch häufig von Erfolg ist. Unter andern Mitteln, die hierzu angewandt werden, ist auch das, daß man den Leichnam des Verstorbenen zu entfernen und zu begraben sucht, ehe sie davon hört. In Bengalen bereitet sich die Wittwe auf diesen Act mit vielen Ceremonien vor, worunter auch die gehört, daß sie sich vor Besteigung des Scheiterhaufens, wenn irgend möglich in den geheiligten Fluthen des Ganges baden muß. Ehe man den Scheiterhaufen anzündet, werden der Todte und die Lebende an den Scheiterhaufen gebunden, um so der letztern die Möglichkeit der Flucht zu benehmen. Im Süden Hindustans scheinen dergleichen Vorsichtsmaßregeln überflüssig zu sein. Die Wittwe setzt sich daselbst mit anscheinendem Gleichmuthe auf den Scheiterhaufen und erwartet mit römischer Festigkeit, den Kopf des Verstorbenen in ihrem Schooße, den Moment, wo die Flammen sie umringen werden. In andern Theilen Hindustans springt die Sutti von einer Anhöhe in die Flammen, oder der Scheiterhaufen wird in einer Grube errichtet, so daß sie vom ebenen Boden darauf springen kann. Hie und da fehlt es auch der Sutti im kritischen Moment an der nöthigen Festigkeit, und sie macht verzweifelte Versuche, dem grausamen Tode, der ihrer wartet, zu entgehen; in einem solchen Falle stoßen

jedoch die Umstehenden sie in die Flammen zurück. Ein Beispiel hiervon liefert die Erzählung eines Engländers, dem es gelang, in einem solchen Falle trotz des Widerstandes, den ihm alle Anwesenden entgegensetzten, eine Wittwe zu befreien. Allein diejenige, deren Leben er auf diese Weise rettete, vergalt ihm diesen Dienst nur schlecht, und er war nicht wenig erstaunt, als sie ihm des andern Tages Vorwürfe machte, daß er sie davon abgehalten habe, ihren Gatten ins Paradies zu begleiten. Dieser Gebrauch ist häufiger da, wo das Hindnelement rein besteht, als da, wo es mit Fremden versetzt ist. In den westlichen Theilen des Landes ist es selten; im Süden des Dekkan ist es nahezu unbekannt."

„Von allen den Arten, die in Hindustan im Gebrauche sind, um sich den göttlichen Gewalten zu opfern, hat keine in höherem Grade die Aufmerksamkeit der Europäer erregt, als die des Verbrennens der Wittwen auf den Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Gatten. In diesem grausamen Opfer erblickt die öffentliche Meinung Hindustans die Entfaltung der höchsten Tugend. Das Weib, was sich mit dem Leichname ihres Gatten den Flammen überliefert, nähert sich dadurch dem Gotte Arundhati und wird in dessen Himmelssitze Swarga wohnen; dadurch, daß sie ihren Gatten begleitet, wird sie während der Zeit der 35 Millionen Haare des menschlichen Körpers*) daselbst ihren Wohnsitz haben. Sie wird mit ihm die Freuden des Himmels genießen, so lange als 14 Indras herrschen. Hatte ihr Gatte einen Brahmanen getödtet, hatte er alle Pflichten der Dankbarkeit verletzt, oder einen Gastfreund ermordet, so werden durch diese eine That seiner Wittwe seine Sünden gebüßt. Zwar läßt man ihr die Wahl, ein keusches Leben voller Buße zu führen, wobei sie niemals sich festlich kleiden, niemals in einem Bette schlafen, und nie mehr als eine Mahlzeit des Tages, und zwar nur zur äußersten Nothdurft genießen darf; allein man hält es für ihre heiligste Pflicht, sich mit ihrem Gatten zu verbrennen."

„Man darf jedoch nicht glauben, daß dieser Gebrauch sich bloß auf die rohe, unwissende Menge beschränkt. Sogar die Gesetzgebung des Landes fordert zu diesem barbarischen Opfertode auf. Das Gesetzbuch Kaiser Akbars hat hierüber wörtlich: „Hinterläßt der Verstorbene einen Sohn, so hat dieser den Scheiterhaufen anzuzünden, oder sein jüngerer, wie auch sein älterer Bruder, wenn er deren hat. Alle seine Wittwen haben Abschied von dessen Leichnam zu nehmen, und sich mit demselben zu verbrennen,

*) Jedes Haar am Haupte des Gerechten zählt im indischen Himmel bekanntlich für tausend Jahre.

was auch ihre Verwandten dagegen sagen mögen. Eine Hinduwittwe, die sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennt, thut es entweder aus Liebe zu ihm, oder weil sie es für ihre Pflicht hält, einer allgemeinen Sitte zu gehorchen, oder sie thut es, um Vorwürfen zu begegnen, oder weil sie ihre Verwandten dazu zwingen. Ist die Frau schwanger beim Tode ihres Gatten, so darf sie sich erst nach ihrer Entbindung verbrennen. Ist er auf der Reise gestorben, so haben sich seine hinterlassenen Frauen in den Kleidern zu verbrennen, die er auf der Reise trug, oder mit dem, was er sonst während derselben mit sich führte. Frauen, die sich von ihren Verwandten davon abrathen ließen, oder sich selbst gegen das Verbrennen entschieden hatten, fühlten sich darauf so unglücklich, daß sie freudig des nächsten Tags in den Flammen umzukommen suchten."

Der ostindischen Compagnie gelang es, den freiwilligen Feuertod der Wittwen in ihren Gebieten aufhören zu machen; in einigen der unabhängigen Staaten kommt solcher noch immer, jedoch nur selten vor. Zwar fanden ihre deßfallsigen Anordnungen großen Widerstand unter den Eingeborenen, allein nach und nach drang sie durch.

Der große Ochse von Tanjore.

Tanjore ist die Hauptstadt des Bezirks gleichen Namens und namentlich durch die vielen Suttis, die daselbst stattfanden, bekannt.

Diese Stadt ist zugleich berühmt durch ihre Pagode, die man in Hindustan als ein Muster pyramidalischer Architectur betrachtet. In dieser Pagode befindet sich der heilige Ochse, der aus einem einzigen schwarzen Marmorblock mit großer Kunst gearbeitet ist.

Die Insel Ceylon.

Zu Englisch-Ostindien gehört die Insel Ceylon, die bloß durch einen Kanal von 60 (englischen) Meilen Breite von dem Festlande von Hindustan getrennt ist.

Ceylon ist gegen 270 englische Meilen lang, 140 breit. Seine Form ist eine ovale, die im Allgemeinen von der Küste an ansteigt, und deren höchster Punkt mehr denn 8000 Fuß sich über dem Niveau des Meeres erhebt; man nennt ihn Pedrotallagalla. Der Hauptfluß Ceylons ist der Maharillaganga, der in dem Hochgebirge dieses Landes entspringt und sich in der Bucht von Trincomali ins Meer ergießt. Das Küstengebiet dieser Insel ist sehr interessant, und der Hafen der letztgenannten Stadt sowohl

in Beziehung der Schifffahrt, als der Natur, welche ihn umgibt, ungemein malerisch. Im Allgemeinen ist die Insel reizend und hat einen reichen Boden, ein vorzügliches Klima, eine außerordentlich üppige und schöne Vegetation, daher auch ein ewiger Sommer den Bewohnern derselben lacht.

Die Insel zeichnet sich durch die seltenen Gewürze aus, die ihr Boden hervor bringt: der Zimmt wächst dort in größerer Menge als sonstwo. Kostbare Hölzer werden auf ihr in großer Auswahl gewonnen und dienen nicht bloß dem Luxus und dem Nutzen des Einwohners, sondern bilden auch einen wichtigen Ausfuhrartikel. Sie führt Eben-, Satin- und Eisenholz in großen Mengen aus. Die Perlfischereien an der Küste sind eine ergiebige Nährquelle; von da aus werden die werthvollsten Perlen in andere Welttheile verbracht. Die Muscheln, die man in den dieselbe umgebenden Meeren findet, sind die schönsten des indischen Oceans. Schon im hohen Alterthume trieb Ceylon einen Handel mit fernen Ländern; seine Gewürze, seine Seide und seine Perlen waren schon vor vielen Jahrhunderten geschätzt, und eine Gesandtschaft von ihrem Fürsten, deren Hauptzweck die Ausdehnung des Handels war, besuchte den Hof des römischen Kaisers Claudius. In der That sind auch die Alterthümer von Ceylon eben so ausgezeichnet, wie sein Klima und seine Boden-Erzeugnisse, und liefern den Beweis, daß die Insel einst von einer begabten Race bewohnt war. Vorzügliche Bewässerungswerke, Tempel, Mausoleen und Paläste von größter Ausdehnung und eigenthümlich schönem Baustyle existirten daselbst, ehe man in Europa wußte, wie behufs größerer Bauten ein Stein auf den andern zu legen sei. Als die Engländer den Holländern den Besitz der Insel entrissen, waren sie über deren Schönheit und Fruchtbarkeit, die Zahl der darauf in Trümmern befindlichen Städte und Pagoden sichtlich erstaunt; deren große Bedeutung für den Handel hatten dieselben längst zuvor erkannt und nach ihrem Besitze eifrig gestrebt.

Die Bevölkerung der Insel wird auf nicht viel weniger als 2 Millionen Seelen geschätzt. Sie ist eine abergläubische, knechtische Race; werden ihre Leidenschaften und Vorurtheile geweckt, so sind sie eines gewissen Aufschwungs fähig, und handeln grausam und verrätherisch wie alle Asiaten. Als Soldaten leisten sie gute Dienste; Bataillone ihrer Scharfschützen bilden hie und da einen nicht unansehnlichen Theil der Besatzungen der Präsidentschaft von Madras. Die alte Hauptstadt, Kandy, liegt im Innern; der Sitz der britischen Regierung, Colombo, an der Küste.

Die ältere Geschichte Ceylons ist, wie die der meisten indischen Völker, in Dunkel gehüllt. Die Geschichtsbücher des Landes sind überschwenglich von dem Lobe der sittlichen Größe und Macht seiner Fürsten. Was für den Zweck dieser Schilderung in Betracht kommt, kann daher nur den Zeitpunkt umfassen, von dem an entferntere Völker mit Ceylon in Berührung kamen und darüber berichteten.

Als das Hauptereigniß dieses Zeitabschnitts verzeichnen wir hier die Landung der Portugiesen im Jahr 1505, als der ersten europäischen Nation, welche sich um die Entdeckung und Erforschung des Orients verdient gemacht hat.

Portugiesische Epoche (1505—1658).

Ehe wir näher auf das Erscheinen der Portugiesen an der Küste von Ceylon eingehen, ist es nöthig, in Kürze der Geographen und Reisenden des Mittelalters zu erwähnen, welche über dieses Land berichteten, damit man die Beschaffenheit der Verhältnisse übersehen könne, wie sie bei Ankunft der Portugiesen war.

Den Schriften des heiligen Ambrosius zufolge war ein Thebaner Namens Scholasticus um jene Zeit auf der Insel erschienen. Derselbe lieferte eine genaue Beschreibung der daselbst herrschenden Sitten, wie der Ernährung der Einwohner. Einer der malabarischen Souveräne hielt ihn sechs Jahre lang gefangen. Bei Anlaß von bürgerlichen Unruhen ward ihm jedoch seine Freiheit wiedergegeben.

Im 9. Jahrhundert finden wir die Araber im alleinigen Besitz des Handels von Ceylon mit dem Westen. Abu-Zeidal-Hassan lieferte in seiner Vorrede zu einer Reisebeschreibung zweier arabischen Kaufleute einen sehr ins Einzelne gehenden Bericht über die Insel und deren Einwohner.

Eine andere Beschreibung der Insel findet sich in den Reisewerken des Venetianers Marco Paolo aus dem 13. Jahrhundert. Um jene Zeit lebte die männliche und weibliche Bevölkerung derselben in fast vollständigem Zustande der Nacktheit. Die männliche war in dem Grade unkriegerisch, daß fremden Soldtruppen die Vertheidigung des Landes zugewiesen war. Die einzigen Ernährungsmittel der Einwohner bestanden in Reis und der Sesamwurzel, die ihnen auch Oel lieferte. Man fand auf der Insel kostbare Steine unerhörter Pracht, als: Rubinen, Saphire, Topase, Amathyste ꝛc. Marco Paolo zufolge besaß der König der Insel einen so schönen Diamanten, wie noch keiner je gesehen worden worden war: der-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

SINGAPUR.

Carlsruhe Kunstverlag

ohne
olai-
llein
hätte
Auf
ver-

von
dillen
Ober-
ıd es

ubniß
, ver-
erkehr
deckte.
uropa
ivalen
ichern,
ıptung
liſchen
ıe und
ver gut
el ver-
ıa IX.
; das
ı unter

ie ganz
rn Er-
donarch
ſcheinen
ob der
, einen
rſchen;

Digitized by Google

selbe hatte die Länge einer Hand und die Dicke eines Armes, war ohne Flecken und leuchtete wie Feuer; sein Werth war ein unermeßlicher. Kublai-Khan hatte ihm den Werth einer ganzen Stadt dafür anbieten lassen, allein der König gab zur Antwort, daß ihm derselbe nicht um die Schätze einer ganzen Welt feil sei, da er ihn von seinen Ahnen geerbt habe. Auf der Insel befinde sich ein Hochgebirge, dessen sehr steiler Gipfel nur vermittelst eiserner Ketten erstiegen werden könne.*)

Ein Halbjahrhundert später besuchte Sir John Maundeville von St. Alban die Insel; er fand daselbst Wüsten mit Schlangen, Crocodillen und andern wilden Thieren, auch Raçen riesiger Elephanten. Das Oberhaupt war ein Wahlkönig. Auf der Insel war steter Sommer und es gab daselbst jährlich zwei Ernten.

Im Jahr 1340 erhielten die Venetianer vom Papste die Erlaubniß zum Abschluß eines Handelsvertrags mit dem Sultan von Egypten, vermittelst dessen sie mit Ceylon einen sehr starken und vortheilhaften Verkehr bis zu dem Zeitpunkte unterhielten, wo Vasco di Gama die Insel entdeckte.

Zur Zeit der Entdeckung Ceylons durch die Portugiesen war Europa in großer Bewegung. Da die Portugiesen aus diesem Grunde keine Rivalen in ihren Bestrebungen, sich der schönsten Länder des Orients zu versichern, zu befürchten hatten, so vernachläßigten sie alles, was deren Behauptung ihnen sichern konnte; namentlich begingen sie den Fehler, den katholischen Glauben mit Gewalt ausbreiten zu wollen. Der weise Albuquerque und dessen Nachfolger waren nicht mehr im Stande, diesen Fehler wieder gut zu machen, und so wurden die Portugiesen schimpflich von der Insel vertrieben. Ceylon bestand damals aus drei Königreichen. Preakrama IX. war an der Spitze des größten derselben und residirte zu Cotta; das nördliche war in den Händen der Malabaren, und das des Innern unter dem Scepter eines Königs von Gampola oder Kandanowera.

Als die Portugiesen das erstemal zu Ceylon landeten, das sie ganz zufällig entdeckt hatten, wurden die Eingebornen von ihrer äußern Erscheinung, ihren Sitten, Feuerwaffen u. s. w. tief ergriffen. Der Monarch dieses Landestheils versammelte in seiner Unruhe über das Erscheinen derselben die Großen des Landes zu einer Berathung darüber, ob der Krieg mit dieser gefährlichen Raçe zu beginnen sei. Man beschloß, einen der Provinzgouverneure ihnen entgegen zu senden, um sie auszuforschen;

*) Vergleiche damit die Rubrik dieses Werkes: Neuestes S. 29—30.

das Resultat seiner Mission bestand darin, daß er alle Feindseligkeiten gegen dieselben widerrieth. Von da an durften zwei portugiesische Gesandte an den Hof des Königs kommen und wurden gut aufgenommen. Von beiden Seiten wurden Geschenke gegeben und ein Freundschaftsbund mit dem Könige von Portugal geschlossen. Einem portugiesischen Schriftsteller, Ribeira, zufolge lautete derselbe dahin, daß die Insel den Portugiesen jährlich 250,000 Pfund Zimmet bezahlen solle; seiner Seits machte sich der König von Portugal verbindlich, Ceylon gegen alle seine Feinde zu beschützen. Im Jahr 1518 kam Lopez Suarez Alvarengo mit einer Flotte von 19 Kriegsschiffen zu Colombo an, und machte sich, dem Vertrage gemäß, an die Erbauung einer Festung, allein er sah sich sofort von den Eingebornen angegriffen, die jedoch vor der Manneszucht der Europäer und dem Feuer ihrer Kanonen erschrocken die Flucht ergriffen. Der singhalesische Monarch*) sah sich so genöthigt, in die von den Portugiesen beabsichtigte Erbauung von Forts zu willigen und ihnen nebenher noch einen jährlichen Tribut an kostbaren Gewürzen, Elephanten u. s. w. zu zahlen.

Bürgerliche Fehden, die unter den Singhalesen entstanden waren, und die gleichzeitige Anwesenheit der Portugiesen auf der Insel machten diese zu einer leichten Beute für fremde Herrschaft. Beim Tode Königs Prackramabahu im Jahr 1527 brach wegen der Nachfolge auf den Thron ein Krieg aus, der nur durch die Verzichtleistung des einen der Kronprätendenten beendigt ward. Dieß hatten die Portugiesen unter Lopez de Bretto benützt und Colombo dauerhaft befestigt; ihre Stärke fühlend überließen sie sich gegen die Singhalesen jeder Art von Gewaltthat, wodurch sie sich bei denselben gründlich verhaßt machten.

Da die Eingebornen den offenen Widerstand nicht wagen konnten, so rächten sie sich an ihren Unterdrückern durch heimliche Mordthaten. Lopez nahm hiervon Anlaß, die Feindseligkeiten gegen sie auf einem größeren Fuße zu beginnen. Wüthend angegriffen suchte er in der Festung Colombo Zuflucht, wo ihn der Hunger aufzureiben drohte. Allein glücklicherweise ging ihm im Moment der ärgsten Bedrängniß eine Verstärkung von Cotschin aus zu, mit deren Hülfe er die Eingeborenen vertrieb und sich ihres Lagers bemächtigte. Allein die Singhalesen kehrten zum Angriffe zurück. Ein starkes Corps Fußvolk, bei dem sich Elephanten befanden, an deren Rüsseln Degenklingen befestigt waren, griff die Portugiesen entschlossen

*) Die Bewohner von Ceylon heißen sich Singhalesen, nach einem ihrer ältesten Könige Singha-Bahu.

an und brachte Verwirrung in ihre Reihen; de Bretto ließ indeß auf die Elephanten ein wirksames Feuer richten, das die Thiere erschreckte, und die Singhalesen wurden abermals in die Flucht geschlagen; die Sieger nahmen die Stadt ein und ließen alle Bewohner derselben über die Klinge springen. Der singhalesische Monarch sah nun ein, daß aller Widerstand von seiner Seite vergeblich sei, und schloß einen neuen Tractat ab. Die letzten Ereignisse hatten übrigens die Portugiesen belehrt, daß es ihnen auf gütlichem Wege eher, als auf dem der Gewalt gelingen werde, ihre Herrschaft auf der Insel zu befestigen.

Ceylon war einen Augenblick auf dem Punkte, seine Unabhängigkeit wieder zu erringen. Emanuel, König von Portugal, dem die Last der portugiesischen Besitzungen in den verschiedenen Theilen der Welt zu schwer geworden war, hatte die Zerstörung der Festung Colombo befohlen; der Befehlshaber derselben vollzog jedoch den darauf bezüglichen Befehl nur halb und ließ eine kleine Besatzung darin zurück. Als dieß den Mauren, welche vordem das alleinige Monopol des orientalischen Handels besessen hatten, verrathen ward, sandten sie eine Heeresabtheilung von 500 Mann nach der Insel ab, um die Portugiesen daraus zu vertreiben; allein selbst die Eingebornen schlugen dieselben zurück, und behielten so freiwillig den Feind im Herzen ihres Landes.

Von da an brach abermals über einem Streite um den Thron der Bürgerkrieg auf Ceylon aus, und wüthete gegen Freund und Feind, als eine zweite europäische Nation (die holländische) in den indischen Gewässern erschien.

Die Holländer hatten bereits große Interessen in diesem Theile der Welt und dachten daran, Ceylon zum Mittelpunkt des Verkehrs ihres Stammlandes mit der indischen Halbinsel zu machen. Eine der holländisch-indischen Compagnien sandte daher (1601) drei Schiffe, unter dem Befehl des Admirals Spilberg in den indischen Ocean ab, um eine Besitzergreifung der Insel vorzubereiten. An der Küste von Ceylon angekommen, erhielt einer ihrer Leute die Mission, dem Kaiser von Kandy Geschenke zu überbringen. Da ihm ein sehr guter Empfang ward, so machte sich der Admiral selbst nach der Hauptstadt auf den Weg, und ward daselbst aufs Glänzendste aufgenommen.

Als der Empfang vorüber war und man den Admiral fragte, welchen Zweck seine Expedition habe, erklärte derselbe, er sei weniger gesandt, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, als um einen Allianztractat gegen die

Portugiesen anzubieten. Der Kaiser nahm diese seine Erklärung mit vielem Vergnügen auf, erbot sich, es bei den Ständen des Reiches durchzusetzen, daß es den Holländern gestattet würde, überall, wo sie es auf Ceylon ihren Interessen angemessen fänden, Forts zu errichten, und räumte ihm überdieß für seine Nation alle Handelsvortheile ein, die er begehrte.

Die Holländer nahmen diese Eröffnungen mit großer Freude entgegen, die jedoch etwas nachließ, als man vernahm, daß die Expedition einer andern rivalisirenden holländischen Compagnie, unter dem Oberbefehl des Sebaldus van Weerd, ebenfalls günstige Aufnahme zu Kandy gefunden habe.

Van Weerd, der mit dem regierenden Kaiser von Kandy sich verbunden hatte, um Pointe de Galle, was die Portugiesen inne hatten, anzugreifen, versetzte diesen in großen Zorn, dadurch, daß er portugiesische Schiffe wieder herausgab, welche er gekapert hatte. Es fand in dessen Folge eine Zusammenkunft zwischen dem Monarchen und dem Admiral statt, in welcher sich der letztere dem ersteren gegenüber mit solcher Keckheit benahm, daß ein Kampf erfolgte, in dem der Admiral und fünfzig der seinigen auf dem Platze blieben. Dieser Kampf hatte übrigens keine weiteren Folgen, da die Holländer ihr Handelsinteresse allen andern Rücksichten der Politik und Moral voranzustellen pflegen.

Vereint mit den Eingebornen bekamen die Holländer nach und nach die Oberhand über die Portugiesen; mit dem Verluste von Colombo war es mit der Herrschaft der letztern auf der Insel zu Ende.

Niemals hatten die Portugiesen die Insel vollständig erobert, noch weniger hatten sie alle Vortheile, welche ihnen der Besitz der Seeküste bieten konnte, zu benützen gewußt. Sie scheinen sich mit der Besitzergreifung an sich und mit der religiösen Propaganda, die ihrem Glaubenseifer entsprach, begnügt zu haben. Der engherzige bigotte Geist, der, mit Ausnahme einzelner hervorragender Männer ihrer Nation, die meisten derselben beseelte, hat sie in ihren Plänen hinsichtlich der meisten indischen Länder scheitern machen. Ohne Zweifel muß die Feder des Geschichtsschreibers die großen Laster, welche die meisten der von ihnen ausgesandten Befehlshaber befleckten, brandmarken, allein der Hauptvorwurf trifft den Hof von Lissabon und dessen Vicekönige von Goa, die Fehler über Fehler machten bis das erträumte indische Reich ihren Händen entschlüpft war.

Die holländische Epoche (1658—1796).

Während die Holländer und die Eingebornen sich wegen der Theilung der durch die Einnahme von Colombo gemachten Kriegsbeute stritten, kam ein französisches Geschwader an die Küsten von Ceylon. Auch die Franzosen hatten ihre Augen auf die reichen holländischen Besitzungen des Orients geworfen und wollten sich einen Theil derselben sichern. Sie fanden bei den Eingebornen die gleiche freundliche Aufnahme, welche den Portugiesen und Holländern früher zu Theil geworden war. Allein die Holländer griffen die Franzosen ohne vorgängige Kriegserklärung an und zwangen sie zum Rückzuge.

Als im Jahre 1721 die Kaiserin von Kandy gestorben war, sandte Rumpf, der holländische Gouverneur von Java, ein Beileidsschreiben an den Hof von Kandy durch einen Boten ab. Die Politik der Holländer bestund darin, daß sie sich die Untergebenen eines Kaisers nannten, den sie gleichsam in seinen eigenen Staaten gefangen hielten, während sie seine Unterthanen durch ihre Raubgier und Erpressungen aussaugten.

Die Ankunft Van Imhoffs im Jahre 1736 warf noch einen letzten Hoffnungsstrahl auf die holländischen Besitzungen auf der Insel Ceylon. Unglücklicherweise war sein Regiment nur von kurzer Dauer; im Jahre 1761 weckte sogar die Unterdrückung, welche die Holländer an den Eingebornen übten, in dem Grade die Rache der Singhalesen, daß diese die holländischen Pflanzungen zerstörten und einen großen Theil der Bewohner derselben umbrachten. Unter einem späteren Kaiser brachen neue Feindseligkeiten zwischen den Holländern und Kandyern aus; nach vielen Wechselfällen wurden den Holländern die Erniedrigungen, denen sie von Seiten des Hofs von Kandy ausgesetzt waren, erlassen, und sie erhielten durch einen neuen Vertrag Putlam und Batecalo eingeräumt.

Die Ankunft des Gouverneurs Falck schien 1765 der holländischen Herrschaft eine ehrenvollere und glücklichere Zukunft zu versprechen, als diejenige war, welche der Geiz und die Raubsucht seiner Vorgänger in Aussicht gestellt hatten. Da er einen geraden, menschenfreundlichen und zugleich festen Charakter besaß, so war es Falck in Bälde möglich, die Vortheile und Schwierigkeiten der Lage zu übersehen; er richtete daher seine Handlungsweise demgemäß ein. Unter seiner vieljährigen Verwaltung machte der Ackerbau große Fortschritte. Ordnung und Unbestechlichkeit waren fortan die Richtschnur sämmtlicher Angestellten der öffentlichen Gewalt;

die Einkünfte nahmen zu. Die Holländer machten sich in Betreff des Zimmthandels unabhängig von den Kandyern; andere Erzeugnisse wurden zu vortheilhaften Bedingungen eingeführt. Unglücklicherweise befolgten die Nachfolger Falcks sein Beispiel nur höchst unvollkommen. Unordnung und Unfolgsamkeit schlichen sich von Neuem in alle Zweige des öffentlichen Dienstes ein. Namentlich die Armee war nach Umfluß von wenigen Jahren mit einer vollständigen Auflösung bedroht, so daß, falls die längst nach dem Besitz von Ceylon lüsternen Engländer die Holländer angriffen, kein großer Widerstand von Seiten der letzteren zu erwarten war. Der Scepter von Ceylon war fortan für diejenigen bestimmt, die bereits die Unterwerfung Hindustans vollbracht hatten.

In nachstehenden Zeilen versuchen wir, die Epoche zu schildern, welche der Unterwerfung Ceylons durch die Engländer voranging.

Die englische Regierung hatte schon Anfangs der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Augen auf Ceylon geworfen. Bereits im Jahre 1782 hatte Lord Macartney, damaliger Präsident von Madras, eine Flotte unter dem Befehle von Edward Hughes nach Ceylon beordert, die den Hafen und die Stadt Trincomali nach einem kurzen Widerstand der Holländer einnahm. Gleichzeitig ward ein Gesandter in der Person des Hugh Boyd an den Hof von Kandy geschickt; allein seine Mission mißlang vollständig, weil der Hof von Kandy erklärte, den Versicherungen dieses neuen Abgesandten keinen Glauben schenken zu können, da England den Traktat von 1776, der es zu einer Kriegserklärung gegen die Holländer verpflichtete, unvollzogen gelassen habe. Trincomali ward nochmals von den Holländern genommen und wieder an die Engländer verloren, bis es zuletzt mit Negombo, was die Engländer ebenfalls genommen hatten, denselben verblieb. Gleiches geschah hierauf mit der Hauptstadt Colombo, Pointe de Galle und den übrigen von den Holländern angelegten Forts. Der vollständige Mangel an Mannszucht und kriegerischem Geiste, so wie die Uneinigkeit, welche unter den holländischen Civil- und Militärbehörden herrschten, hatten den Triumph der Engländer vorbereitet. Hinsichtlich der holländischen Besitzungen auf Ceylon war er vollständig; selbst die Unabhängigkeit des Kaisers von Kandy war fortan ernstlich bedroht. Die singhalesische Civilisation, eben so im Verfall begriffen, wie diejenige der andern asiatischen Völker, mußte nothwendig in dem ungleichen, sich entspinnenden Kampfe erliegen. Wir werden die Hauptphasen derselben darzustellen suchen und den Ausgang dem Leser vor die Augen stellen.

Englische Epoche (1796 bis heute).

Nachdem die Engländer vollständigen Besitz von den Küsten Ceylons genommen hatten, sandten dieselben 1796 einen Botschafter an den Hof von Kandy, der letztere einen solchen nach Madras; allein das Resultat der deßfallsigen Unterhandlungen entsprach auch dießmal den Erwartungen der englischen Regierung nicht. Der Kaiser verwarf das Anerbieten, welches ihm gemacht wurde.

Ceylon ward im Jahre 1798 zur Colonie der englischen Regierung erklärt und der ehrenwerthe M. North als Gouverneur dahin gesandt. Allein erst im Jahre 1802 hörten die gegenseitigen Beziehungen zwischen der englisch-indischen Compagnie und Ceylon vollständig auf.

Um die Bedeutung der Ereignisse, welche jetzt folgten, zu verstehen, möge sich der Leser vergegenwärtigen, daß das Gebiet, welches damals Großbritanien gehörte, rund um die Insel eine Einfassung bildete, die an einzelnen Stellen sechs, an andern dreißig, und nördlich sogar sechzig Meilen (englisch) in's Innere reichte. Die Provinzen des Innern, von aller Verbindung mit dem Meere abgeschnitten und zugleich den größeren Theil des Landes bildend, waren noch in der Gewalt des Monarchen von Kandy.

Beim Tode des Kaisers Radschah Singha, 1798, hatte eine wichtige Umwälzung am Hofe von Kandy statt. Da dieser Monarch keine Kinder hinterließ, so kam, dem eingeführten Gebrauche gemäß, die Wahl seines Nachfolgers dem ersten Häuptling oder Adigar zu. Um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, wählte dieser mit Zustimmung der Großen des Reiches und mit Ausschluß der königlichen Familie einen 18jährigen Jüngling Namens Kannesamy, der ohne Erziehung war, und bloß ein hübsches Gesicht, statt aller weiteren Empfehlung hatte. Sri-Wickrama-Radschah (unter diesem Titel ward dieser neue Monarch gekrönt) war, wie man sich denken kann, nichts als ein Schattenbild an der Spitze der Regierung, während die Zügel der Herrschaft in den Händen des ehrgeizigen Adigars, Pilame Talawe, lagen.

Der erste Gebrauch, den dieser Minister von seinem so gewonnenen Einflusse machte, bestand darin, daß er im Namen des Königs alle diejenigen hinrichten ließ, die seinen Plänen entgegen gearbeitet hatten. Im Februar 1799 hatte Mr. North die erste Conferenz mit ihm zu Avisahavelle. Derselbe beklagte sich darin über die Malabaren, die Landsleute seines

Königs, die, ihm zu Folge, nach nichts strebten, als die Macht der einheimischen Fürsten am Hofe von Kandy zu vernichten; allein seine finstern Pläne wurden damals noch nicht durchschaut. In den folgenden Conferenzen machte er mehrere Vorschläge, die dahin gingen, ihn offiziell über den König und das Land unter den Schutz der britischen Macht zu stellen. Es ward ein Vertrag entworfen, und die Agenten der englischen Regierung zeigten sich geneigt, bis auf einen gewissen Grad auf die Absichten des Ministers einzugehen. Der englische Gouverneur weigerte sich jedoch, eine bindende Verpflichtung zu übernehmen, bevor er von seinem Könige die Ermächtigung erhalten haben werde, eine Gesandtschaft unter hinlänglicher Heeresbedeckung, zum Schutze derselben vor dem Volke, an den Hof von Kandy abzuschicken. Der doppelte Zweck dieser Mission sollte darin bestehen, freundschaftliche Beziehungen zu Sri-Wickrama zu unterhalten, und Materien von der größten politischen Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln.

General Macdowal, der Oberbefehlshaber der britischen Truppen, ein geschickter Mann von versöhnlichem Charakter, ward mit dieser Mission betraut. Die Gesandtschaft machte sich mit einer imposanten Eskorte auf den Weg, um zunächst dem Kaiser Geschenke zu überbringen, unter denen sich eine elegante, sechsspännige Staatscarosse, eine Betelkiste mit massiv goldenen Verzierungen aus der Kriegsbeute des Tippu-Sahib u. s. w. befand. Der General fand gute Aufnahme und die Verhandlungen begannen; als jedoch schon in der zweiten Audienz der englische Bevollmächtigte das Verlangen stellte, daß der Beherrscher von Kandy in seiner Hauptstadt eine Abtheilung englischer Truppen, angeblich, um im Nothfalle seine Person und seinen Thron zu vertheidigen, aufnehmen solle; ferner, daß zur Sicherung der Verbindung zwischen den englischen Besatzungen von Colombo und Trincomali eine Straße mitten durch sein Reich angelegt würde u. s. w., verwarf der Kaiser förmlich diese Bedingungen und legte einen entschiedenen Widerwillen gegen jede nähere Berührung seiner Unterthanen mit den Europäern an den Tag. Die Unterhandlungen zerschlugen sich daher vollständig; vorher erfolgte jedoch ein Austausch prachtvoller Geschenke.

Der Adigar erfüllte seiner Seits die gegen den englischen Gouverneur eingegangenen Verpflichtungen nicht, da sein Einfluß offenbar hierzu nicht ausreichte. Die Kandyer hatten die Erlaubniß verlangt, zehn Schiffe zum Betrieb des Handels mit den englischen Häfen unterhalten zu dürfen,

ohne der Durchsuchung derselben und den darauf ruhenden Taxen unterworfen zu sein; allein sie stießen auf eine vollständige Weigerung der Engländer. Von da an suchte der Adigar Unruhen hervorzurufen, die, nach seiner Meinung, einen Angriff auf die englischen Besitzungen nach sich ziehen würden. 1802 fand die so erregte Bewegung statt. Die Kandyer riefen alle waffenfähige Mannschaft ihres Landes auf; britische Unterthanen wurden beraubt, mißhandelt, eingekerkert. Nachdem die englische Regierung durch eine gepflogene Untersuchung die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Feindseligkeiten von dem Adigar veranlaßt seien, richtete sie darüber im September Beschwerden an den Hof von Kandy; und als auch diese von dem Adigar zurückgewiesen wurden, so entschlossen sich die Engländer, eine Abstellung derselben mit bewaffneter Hand zu verlangen. Nach der Meinung des kandyschen Ministers sollte aber diese Wendung der Ereignisse seine ehrgeizigen Absichten begünstigen, indem es ihm bei der dadurch nothwendig entstehenden allgemeinen Verwirrung möglich werde, Hand an die Person des Kaisers zu legen.

Die britischen Truppen begannen im Februar 1803 ihren Marsch in's Innere. Sie bestanden aus dem 51. Regimente, zwei Compagnien bengalischer Artillerie, zwei Compagnien des 19. europäischen Linien-Regiments, tausend Mann eingeborenen Fußvolks, einer Compagnie Malayen und einem kleinen Corps Pionniere. Eine andere Heeresabtheilung, unter dem Befehle des Obersten Barbut, marschirte nach Trincomali. Am 19. wurden die beiden wichtigen Posten Galle Gederah und Goriegamma nach geringem Widerstande von ihnen genommen. Indem sie Besatzungen in mehreren andern Festungen zurückließ, setzte sich die englische Armee schnell nach der Hauptstadt zu in Bewegung, fand solche aber verlassen und an mehreren Punkten in Brand gesteckt. Der öffentliche Schatz war mit andern Dingen von Werth bereits weggeschafft worden; allein eine große Menge Schießbedarf und Kanonen fielen in die Hände der Sieger.

Nach dem Wunsche der Bewohner der Nord- und Ostprovinzen setzten die Engländer Mutu-Saoni, den Bruder der verstorbenen Kaiserin, auf den Thron. Allein hierin verläugnete die englische Politik ihre gewohnte Klugheit. Mutu-Saoni war von dem Kaiser, seinem Schwager, wegen eines schweren Vergehens seiner Würden entsetzt worden und genoß aus diesem Grunde bei den Häuptlingen kein Ansehen; überdieß erlaubte sie diesem Fürsten den Scheinbesitz der Krone nur unter der Bedingung, daß die einzigen Provinzen der Monarchie, die noch einige Wichtigkeit

besaßen, an England abgetreten würden. Dieser schmachvolle Handel erregte daher bei den meisten Häuptlingen große Abneigung gegen die Engländer und deren Schützling.

Nachdem der Kaiser Sri-Wickrama seine Hauptstadt vor den anrückenden englischen Truppen verlassen hatte, nahm derselbe mit dem Adigar zu Gangaranketty, einem fast unzugänglichen, 18 Meilen von der Hauptstadt gelegenen Platze Stellung ein. Von da aus versuchten sie auf jede thunliche Weise die englische Armee in Hinterhalte zu locken und in kleinen Abtheilungen zu vernichten. Sie gingen sogar so weit, den Engländern die Straße anzuweisen, auf der sie ihre Truppen nach Gangaranketty gelangen lassen könnten, wobei der Adigar seiner Seits versprach, die Person des Kaisers selbst auszuliefern, falls sie die dazu nöthige Mannschaft stellen würden. Nach unsäglichen Strapazen und unter einem beständigen, während eines Marsches von nahezu 30 Meilen ausgehaltenen Feuer gelang es den beiden, nach der Anleitung des Adigars selbst vorrückenden englischen Angriffscolonnen, die er einzeln vernichten zu können gehofft hatte, sich vor dem Platze selbst zu vereinigen und sich desselben zu bemächtigen. Die Engländer zündeten hierauf den Palast an und kehrten in ihre Standquartiere zurück. Da das Herannahen der Regenzeit weitere Feindseligkeiten verhinderte, so begnügte sich Oberst Barbut, mit 1000 Mann Kandy gegen die gesammte Macht des Feindes besetzt zu halten.

Im Monat März empfing der Maha-Modeliar, oberster eingeborner Beamter unter der Herrschaft der Engländer, ein vertrautes Schreiben des Adigars, worin dieser die Absetzung des Königs und sein eigenes Gelangen zur Macht vorschlug. Kurz darauf, nach verschiedenen Conferenzen, schloß General Macdowal einen Vertrag ab, wonach der flüchtige König der britischen Regierung ausgeliefert, der Adigar Pilame Talawe mit der obersten Gewalt zu Kandy unter dem Titel „der große Fürst" bekleidet werden sollte; derselbe sollte jährlich dreißigtausend Rupien (36,000 fl. rh.) an Mutu-Saoni bezahlen, der seinen Hof in Jaffnapatam halten sollte; das Fort Macdowal mit dem dasselbe umgebenden Distrikt, die Militärstraße von Trincomali und die Provinz der sieben Korle seien der britischen Majestät zu überliefern und ein Waffenstillstand habe unmittelbar einzutreten. Sonderbarer und sowohl unter dem Gesichtspunkt der Politik als dem der Moral wenig ehrenvoller Abschluß eines Feldzugs, den die Engländer anscheinend zum Vortheil eines Königs ihrer Wahl unternahmen,

welchen sie aber kurz darauf gegen seinen Willen und gegen einen Jahresgehalt absetzten, und den sie später feigerweise einem sichern Tode überliefern sollten. Die Strafe folgte dieser eben so unklugen als unmoralischen Handlung auf dem Fuße. Der englische General, der in seiner beklagenswerthen Verblendung auf die Ausführung des Vertrags, den er mit dem Adigar geschlossen hatte, zählte, beeilte sich, Colombo mit einem Theil seiner Armee zu erreichen.

Als kurze Zeit darauf die Pocken, das Fieber und die Hungersnoth furchtbare Verheerungen unter der Besatzung von Kandy anrichteten, faßten die Eingebornen wieder Muth, machten Massenaufgebote und schlossen Kandy ein. Unfähig, die Hauptstadt zu vertheidigen, verließen die Engländer dieselbe mit allen Kriegsehren und marschirten auf Trincomali zu, indem sie Mutu-Saoni mit sich führten. Der betreffende Vertrag war zwischen dem Major Davies und dem Adigar abgeschlossen worden.

Davies begab sich noch denselben Tag mit 14 Offizieren, 20 englischen Soldaten, 250 Malayen, 140 indischen Kanonieren, nebst Mutu-Saoni und dessen Gefolge auf den Marsch. Den darauffolgenden Morgen, während er durch das Austreten eines Flusses genöthigt war, Halt zu machen, erhielt er einen Boten des Kaisers, der ihm unter Drohungen gebot, den Mutu-Saoni auszuliefern. Der Major widerstand kräftig dieser Forderung. Ein zweiter Bote langte kurz darauf mit der Versicherung des Kaisers an, daß die Absichten desselben bezüglich des Fürsten weit davon entfernt seien, ihm Böses zu bereiten, daß er vielmehr ihn wieder sich zur Seite in den Rang einsetzen wolle, der ihm von Rechtswegen gebühre. Davies blieb nichts desto weniger bei seiner Weigerung. Ein dritter Bote folgte hierauf den beiden andern mit der Botschaft nach, daß der Kaiser selbst an der Spitze seiner ganzen Heeresmacht den Engländern den Weg versperren werde, wenn sie seinem Gebote nicht augenblickliche Folge leisteten In dieser Verlegenheit glaubte der Major, nachdem er schnell Kriegsrath gehalten, das Heil seiner Armee mit dem Opfer eines Einzelnen retten zu dürfen. Mutu-Saoni ward dem Kaiser vorgeführt und auf der Stelle hingerichtet. Der englische Befehlshaber konnte jetzt, nachdem er seinen Alliirten ausgeliefert hatte, glauben, genug gethan zu haben.

Allein des andern Tages (26. Juni) erfolgte eine weitere Botschaft und die Aufforderung bei Strafe des Todes die Waffen zu strecken, wogegen das Leben zugesichert wurde, falls man ohne Widerstand gehorche.

Die Erlebnisse, Krankheiten und der Mangel hatten jedoch den Muth der Engländer in dem Grade gebeugt, daß sie keinen Versuch machten, mit dem Schwert in der Hand sich einen ehrenvollen Tod zu holen; sie gaben ihre Waffen ab und ließen sich gefangen nach Kandy zurückbringen. Allein keiner von ihnen kam daselbst an, mit Ausnahme des Majors Davies und des Capitäns Brunsley, die man als Geißeln behielt, und einiger malayischen Soldaten, die einwilligten, in den Reihen der Kaiserlichen zu dienen. Alle andern wurden zwei und zwei längs der Straße, mit so wenig Lärm als möglich, ermordet. Das gleiche Schicksal hatten die in den Spitälern zu Kandy zurückgebliebenen 120 Kranken.

Die Nachricht von diesem unglücklichen Feldzuge ward von den Kandyern mit Freude aufgenommen; zu Colombo brachte sie die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Eingeborenen schöpften frischen Muth, da es ihnen nicht unbekannt bleiben konnte, daß die Engländer nicht Hülfsmittel genug besäßen, um den Krieg mit Nachdruck zu führen; sie unternahmen es, den kleinen Rest britischer Truppen zu zerstreuen und rüsteten sich zum Angriffe von Colombo, der Hauptstadt der britischen Besatzungen. Allein sie wurden in ihr eigenes Gebiet zurückgetrieben, was nur der bewunderungswürdigen Tapferkeit des Capitäns Beawer zuzuschreiben ist, der mit einer Handvoll Soldaten der Noth der Lage auf allen Punkten des Landes ein Ende machte. In demselben und dem nachfolgenden Jahre 1804 begegneten die Eingebornen bei ihren wiederholten Angriffsversuchen nicht weniger furchtbaren Gegnern in den Personen der Capitäne Polock und Johnston. Ueberall, wo sie sich sehen ließen, wurden sie in die Flucht geschlagen, weßhalb ihr Beherrscher, sein Unvermögen, die Engländer angriffsweise zu bekämpfen, einsehend, von Neuem Schutz in den Gebirgen suchte.

Im Jahre 1804 machten die Kandyer, die niemals aufgehört hatten, das Gränzland zu beunruhigen, neue Rüstungen, um die englischen Niederlassungen anzugreifen. Im Februar 1805 hatte wirklich ein allgemeiner Angriff auf das britische Gebiet statt; allein das Eintreffen von Verstärkungen aus England und Madras machte es den Engländern möglich, mit Nachdruck gegen dieselben aufzutreten; die Kandyer wurden abermals auf allen Punkten geschlagen und zogen sich mit großem Verluste in ihr Gebiet zurück.

Von 1805 bis 1815 fand ein fast vollständiger Waffenstillstand statt. Diese ganze Epoche, traurigen Angedenkens, bietet nichts Erwähnenswerthes

in der Geschichte von Kandy dar, als etwa in der des Hofes selbst, wo die schlechtesten Leidenschaften der menschlichen Natur Schandthaten erzeugten, welche darzustellen sich die Feder des Geschichtsschreibers sträubt. Sri-Wickrama war argwöhnisch und grausam geworden, und wollte durch den Schrecken herrschen. Alle die, von denen er wußte, daß sie seinen Ansichten entgegen seien oder sich an den früheren Aufständen betheiligt hatten, wurden Ausnahmsgerichten übergeben und hatten die furchtbarsten Martern zu erdulden. Den Einen wurden die Augen ausgerissen und die Sehnen zerschnitten; eine Mutter mußte, um der Schändung zu entgehen, in einem Mörser die Köpfe ihrer eigenen Kinder, welche vor ihren Augen hingerichtet worden waren, zerstoßen; Kriegsgefangene wurden gespießt; zahllose Hinrichtungen fanden statt; Niemand, selbst kein Hoheprieſter, durfte sich für gesichert halten. Anfänglich waren Häuptlinge und Volk durch diese Grausamkeit erschreckt; bald aber sahen sie in Sri-Wickrama nichts als einen Tyrannen, dessen blutdürstige Launen die Großen des Reiches zu den Engländern vertrieben hatten, um bei ihnen Schutz zu suchen, und dessen Unterdrückungssucht Alle mit Vernichtung bedrohte. Reif für eine Empörung, warteten sie daher bloß die Annäherung eines britischen Heeres ab, um das verhaßte Joch abzuschütteln. Die Gelegenheit zu handeln ließ für die englische Regierung nicht lange auf sich warten. Einige eingeborene Kaufleute, die das Innere des kaiserlichen Gebiets betreten hatten, um Handelsgeschäfte zu betreiben, wurden als Spione behandelt und furchtbar verstümmelt zurückgesandt: den einen wurden die Nasen, den andern die Arme, wieder andern die Ohren abgeschnitten. Bloß zwei dieser Unglücklichen gelangten in diesem Zustande nach Colombo. Bald darauf überschritt eine Abtheilung Kandyer die Gränze und zündete ein zu den englischen Besitzungen gehöriges Dorf an. Eine Kriegserklärung gegen den Monarchen von Kandy war die unmittelbare Folge hiervon; solche hatte den 15. Januar 1815 statt. Die Expeditions-Armee bildeten acht Divisionen, die von Colombo, Negombo, Galle, Trincomali und Batecalo aus vorrücken sollten. Nach unbedeutenden Gefechten bemächtigten sich die Engländer der starken Päſſe von Galgederah und Goriagamma und rückten ohne Schwertstreich am 14. Februar in Kandy ein. Der Kaiser floh in die Gebirge, allein er ward bald entdeckt und von einem Menschen aus niederer Kaste, der lange sich bedachte, ehe er an seinen Kaiser Hand anlegte, zum Gefangenen gemacht. Sri-Wickrama war feig genug, um sein Leben zu bitten. Nachdem er Schmach aller Art hatte

über sich ergehen lassen müssen, ward er unter Bewachung nach Colombo geführt, wo er fortfuhr, in seinem Privatleben sich Handlungen empörender Unmenschlichkeit zu erlauben. Die Bemerkung möge hier nicht überflüssig sein, daß er die unerhörten Grausamkeiten, welche er beging, dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er vorgab, seine Handlungsweise habe darin ihren Grund, daß er die Rechte und Privilegien der armen Classe gegen die Unterdrückung und Ungerechtigkeit der Aristokratie und der Großen zu vertheidigen bemüht sei.

Vierzehn Tage nach dem Sturze des Kaisers ward in einer feierlichen, von dem Gouverneur zu Kandy abgehaltenen Versammlung in Gegenwart englischer sowohl Civil- als Militärbeamten und kandyscher Häuptlinge der König von Großbritanien als Souverän der ganzen Insel Ceylon anerkannt; die Beibehaltung der alten Staatsformen ward ebenso wie die Gebräuche und Religion des Landes garantirt.

Wie aufrichtig jedoch auch die Zustimmung der Häuptlinge im Augenblick, wo der Vertrag unterzeichnet wurde, gewesen sein konnte, so waren sie doch nicht lange im Stande, gemeinschaftlich mit der britischen Regierung zu wirken. Jeder Nationalität, deren Elemente noch nicht gänzlich aufgelöst sind, wohnt eine Widerstandskraft gegen alles inne, was ihr entgegen und nicht durch das Werk von Jahrhunderten zur Verschmelzung vorbereitet ist. Die neue Gewalt begegnete daher in Kurzem einem mächtigen Widerstande: ihre Politik der Menschlichkeit und ihre Nachgiebigkeit wurden bald für Schwäche gehalten; dadurch, daß sie unwillkührlich und unfreiwillig gegen die Gewohnheiten und Gebräuche des Landes verstieß, ward sie als eine solche verschrieen, welche Belästigungen und Kränkungen der Rechte Aller beabsichtige; kurz, es dauerte nicht lange, so legten die Bewohner der Insel den Engländern offen die Frage vor, ob es nicht für sie an der Zeit sei, das Land zu verlassen.

Einige Häuptlinge erhoben bald die Fahne der Empörung, die sich rasch über das ganze Land ausbreitete. Es ginge über den Zweck dieser Skizze hinaus, wollten wir bei den Einzelnheiten der Unfälle und übrigen Leiden verweilen, denen sich die Eingebornen und die britischen Truppen von da an ausgesetzt sahen. Alle Bande der Gesellschaft schienen aufgelöst, und es trat erst von dem Augenblicke an, wo die meisten der aufständischen Häuptlinge entweder hingerichtet oder deportirt waren, einige Ruhe ein.

Als die Feindseligkeiten aufhörten, ging in der Regierung der kandy'schen Provinzen ein vollständiger Wechsel vor. Man schwächte den Einfluß

der Distriktsvorgesetzten dadurch, daß man sie unter Oberaufsicht britischer Magistratspersonen stellte, welche die Justiz zu verwalten und die Steuern zu vertheilen hatten; alle Unterbeamte erhielten ihre Anstellung von der Regierung, statt daß sie wie bisher jährlich vom Oberbeamten ernannt wurden. Dadurch ward nicht allein die britische Herrschaft befestigt; diese Institution diente auch zur wirklichen Verbesserung der Lage der Eingebornen, die vor Einführung derselben niemals darauf zählen konnten, daß ihnen ihr Recht wurde, wenn sie nicht Geld und Einfluß genug besaßen, um diejenigen Beamten zu bestechen, denen das Richteramt oblag.

Die europäische Gesellschaft auf Ceylon unterlag ferner einer wichtigen Veränderung dadurch, daß Civil- und Militärbeamte, die bis dahin ihren Wohnsitz an den Küsten hatten, fortan ihre Verwendung im Innern erhielten. Diese Maßregel war unter dem Gesichtspunkte der Politik wichtig, wenn sie auch in geselliger Beziehung dem Leben der Hauptküstenplätze Abbruch that; alle Verbesserungen, die fortan im Innern des Landes statthatten, waren zum größeren Theil die Wirkung dieser heilsamen Maßregel, da der Geist der Europäer, als er seiner Thätigkeit auf solche Weise ein neues Feld geöffnet sah, sofort bestrebt war, neben der Erfüllung der Amtspflichten, wohlthätig nach allen Richtungen einzuwirken. Eine Reihe der wichtigsten und heilsamsten Maßregeln schloß sich diesen Bestrebungen an.

Im Jahr 1837 wurden unter der Verwaltung des ehrenwerthen Stewart Mackenzie die Vorrechte der Kasten abgeschafft und die bürgerliche Freiheit in allen Klassen der Gesellschaft eingeführt. Die Aermsten wurden dadurch den Reichsten und Mächtigsten gleichgestellt und dadurch das Ansehen und der Einfluß dieser letztern verringert.

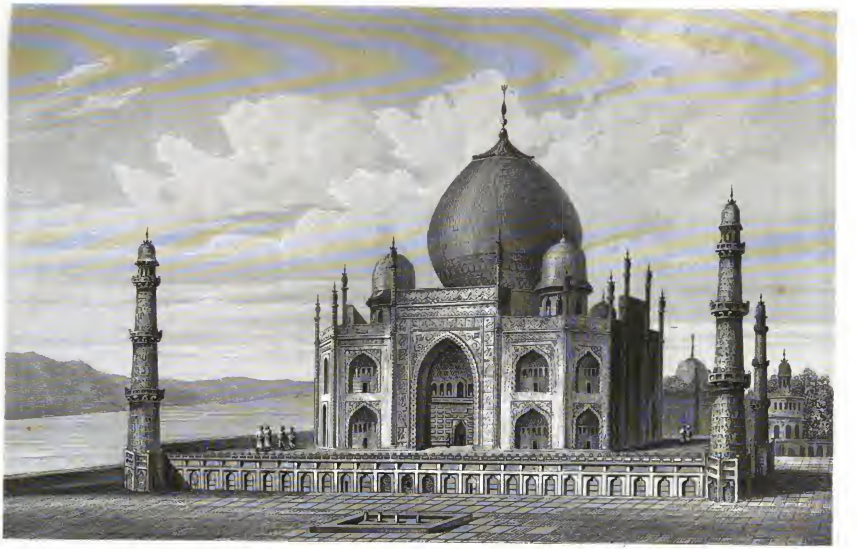
Einige Symptome von Unzufriedenheit äußerten sich zwar auf Ceylon in den Jahren 1842 und 1847; allein die Schnelligkeit der Verbindung, welche jetzt zwischen den Seeküsten und dem Innern besteht, und die unendliche Ueberlegenheit der Hülfsmittel, welche der englischen Regierung zu Gebote stehen, machten von vornherein alle Bestrebungen dieser Art völlig fruchtlos und werden es auch in Zukunft vermögen.

Klima und Vegetation von Ceylon.

Das Klima von Ceylon ist schon sehr hoch gepriesen worden; je nach den Jahreszeiten und der Oertlichkeit ist dieses Lob ein verdientes. Allein einzelne Landestheile zeichnen sich durch große Feuchtigkeit aus, während

wieder andere sehr trocken sind und eine ausnehmende Hitze in ihnen vorherrscht. Im Ganzen genommen ist sein Klima weniger gesund, als das des benachbarten Festlandes. Europäer namentlich sind sehr der Cholera unterworfen, besonders des Abends nach den Mahlzeiten und nachdem sie die lockenden und köstlichen Früchte genossen haben, welche auf die Mahlzeiten genossen werden. Auch leiden sie häufig an Leberkrankheiten, und nur ein kurzer Aufenthalt in diesem Lande führt häufig zu ernstlicher Störung in den Funktionen dieses Organs. Die eigenthümlich gelbe Gesichtsfarbe, welche allen Europäern eigen ist, die lange auf Ceylon wohnten, fällt allgemein auf. Wechsel- und andere Fieber sind in den meisten Landestheilen, namentlich in den verschiedenen Städten dieses Landes sehr häufig. Ein Aufenthalt in der Hauptstadt und deren Umgegend erzeugt namentlich diese Krankheiten bei Engländern. Die in den Dschongeln und Wäldern jagen, sind mehr in Gefahr vor dem Dschongelnfieber (Sumpffieber) als vor Elephanten, Bären, Leoparden, Cobras, Nattern, Scorpionen und allen den andern großen und gefährlichen Thieren, die sich daselbst aufhalten. Europäer, die den Straßenbau leiten, werden häufig vom Fieber weggerafft; Kaufleute und die von ihnen Angestellten, sogar Diejenigen, welche sich an den gesündesten Küstenpunkten aufhalten, büßen ihre Sucht, schnell reich zu werden, in der Regel mit dem Verlust ihrer Kraft und mit dem Fieberzustand ihrer Nerven. Ein vollkommen glaubwürdiger Reisender schreibt hierüber: Ich kenne kein Land, dessen Clima solche Gegensätze bildet, wie Ceylon, und keines, wo Demjenigen, welcher stets Feuchtigkeit, wie Demjenigen, welcher immerwährende Trockene sucht, so leicht genügt wird. Die Insel ist abwechselnd von den südwestlichen und nordöstlichen Monsuns heimgesucht, und jede dieser Perioden hält volle sechs Monate an; allein der südwestliche Monsun, der mit der ungeheuren Ausdünstung des tropischen Oceans und des feuchten Bodens von Abyssinien angefüllt ist, bringt mehr Regen als der nordöstliche; man kann sogar sagen, daß der Regen in den davon heimgesuchten Gegenden der Insel während der Periode des erstern niemals nachläßt. Nachdem der Monsun auf seinem südwestlichen Wege große Mengen Wassers entladen hat, wird er endlich durch die Berge des Innern unterbrochen, auf die er seine Feuchtigkeit vollends ausgießt. Von da setzt er seinen Weg in nordöstlicher Richtung über die Insel fort, allein mit der wesentlichen Aenderung, daß aus einem kalten Regenwinde ein trockener und fast versengender Luftzug geworden ist. Im November beginnt der nordöstliche Monsun zu wehen, der fünf

wieder andere
herrſcht. Im
des benachbar
unterworfen,
die lockenden
zeiten genoſſ
nur ein kur
Störung in
farbe, welc
fällt allgem
theilen, nar
Ein Aufen
dieſe Kran
jagen, ſint
vor Elepf
allen den
halten. C
weggeraſ
welche ſi
ſchnell r
dem Fic
ſchreibt
bildet,
wie D
wird.
Monſ
an; a
des t
iſt, b
der
Peri
ſüdn
dur
voll
üb
kal
iſt. Im



TADSCH-MAHAL ZU AGRA.

Carlsruhe, Kunstverlag

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bis sechs Monate anhält; da er jedoch weit kühlere Seeen und trockenere Landestheile durchströmt hat, so enthält er verhältnißmäßig wenig Feuchtigkeit, und die Regenregion erstreckt sich nicht über die Berge des Innern hinaus, so daß, während die südwestliche Hälfte der Insel sechs Monate lang schönes Wetter hat und während der andern sechs regengesättigt ist, die nordöstliche sich zehn Monate hindurch fortwährenden schönen Wetters, während welcher Zeit kein Tropfen Regen fällt, erfreut, und der Regen daher im Ganzen nur zwei Monate lang daselbst anhält. Aus dieser Beschaffenheit des Monsuns erklären sich alle die in der nordöstlichen Hälfte des Landes befindlichen Wasserbehälter, deren riesige Anlage Ceylon so interessant für den Europäer macht, da er dadurch einen Begriff von seiner ehemaligen Macht und vergangenem Wohlstande bekömmt. Steht man auf einem Punkte der Küste, von dem aus man eine Fernsicht hat, und sieht gegen Nordosten während der Periode des Südwest-Monsuns, so unterscheidet man deutlich die Linie in den Wolken, wo der Regen plötzlich aufhört. Während die Hügel und Berge, welche uns umgeben, von ausnehmender Feuchtigkeit zeugen, ist der Hintergrund der Scene mit Bergen angefüllt, die während zehn Monate des Jahres keinen Regen spüren, und daher jene dicken rosigen Tinten tragen, die eine so eigenthümliche Schönheit indischer Landschaften sind. Der Jäger kann die Scenerie von Ceylon besser würdigen, als jeder andere. Die Verfolgung des wilden Elephanten oder Bären bringt ihn in viele Situationen, deren unübertreffliche Schönheit nicht leicht einem andern vor die Augen gerückt wird, außer vielleicht einem Soldaten in einem Feldzuge gegen aufständische Eingeborene. In einem Dampfer oder in einer Lustjacht um die Insel zu fahren, während einer solchen Reise alle die größeren und kleineren Buchten und Häfen zu besuchen, die einen andern Anblick gewähren, als die hohe See, würde den Verehrer des Malerischen in den Stand setzen, viel von der herrlichen Natur Ceylons zu sehen. Alle, die es besuchen, und auf seinen Landstraßen reisen, müssen anerkennen, daß es das gerühmte Elysium des Orients wirklich ist. Die Landstraßen sind hier weit besser, als die des indischen Festlandes. Dieß rührt von dem System der Zwangsarbeit her, das die Beherrscher dieser Insel seit den frühesten Zeiten angenommen hatten. Die eingeborenen Fürsten führten, so weit die Geschichte zurückreicht, alle die großen öffentlichen Werke, deren Trümmer heute noch die Insel aufweist, vermittelst der Arbeit von Menschen auf, die ohne alle Vergütung verrichtet ward. Die Briten führten ebenfalls, jedoch gegen Vergütung, Zwangsarbeit ein, weil

ohne solchen Zwang hier, wo es an allem Arbeitseifer fehlt, keine Arbeitskraft zu bekommen wäre. Auf dem indischen Festlande steht dieses Mittel den Gouverneuren der Präsidentschaften nicht zu Gebote, woher die Vorzüglichkeit der großen Straßen von Ceylon kömmt. Der Reisende wird im Aufsuchen erhabener und reizender Punkte längs dieser Straßen seine Mühe reichlich vergolten finden, denn sie berühren meist eine der herrlichsten Gegenden der Welt.

Point de Galle ist gewöhnlich der erste Hafen, mit dem man, aus Europa kommend, in Berührung tritt, und das große Straßennetz dieser Stadt führt uns von da nach Colombo, von Colombo weiter nach Kandy und Trincomali. Von jeder dieser beiden Städte gibt es Straßenzüge in verschiedenen Richtungen.*)

Die Straße von Point de Galle nach Colombo erstreckt sich längs des Ufers nordwärts an der Südwestküste. Ein dünnes Gehölze von Kokusnußbäumen liegt zwischen der Straße und der See; die Entfernung beträgt ungefähr zweiundsiebenzig (englische) Meilen, oder 28 deutsche Stunden. Die Gegend ist volkreich, da zu beiden Seiten der Straße Hütten der Eingeborenen stehen. Die Haine von Kokusnußbäumen erstrecken sich ohne Unterbrechung, so daß sie der Gegend den Charakter der Einförmigkeit geben; allein die häufigen Aussichten auf die See sind reizend und erfrischend, da See und Himmel im reinsten Azur glänzen. Nahe bei Colombo wechseln die Kokusnußbäume auf die angenehmste Weise mit den Zimmtgärten der Regierung ab. Dieses Gesträuche, was im Handel so großen Nutzen abwirft, wächst bis zur Höhe von vier bis fünf Fuß und gleicht der Syringe, sowohl was Farbe als Gestalt des Blattes betrifft. Die Nähe von Colombo ist nicht so malerisch, als die von Galle, und obgleich daselbst viele angenehme Punkte der Küste sind, so ist die Gegend doch weit weniger reizend, als jede andere Ceylons, wenn man die herrlichen Seeansichten ausnimmt, welche Colombo bietet.

Von Colombo in der Richtung nach Kandy zu liegt die Straße in einer prachtvollen Gegend; die Entfernung beträgt über siebenzig Meilen. Einige Meilen, ehe man die letztgenannte Stadt erreicht, trifft man eine schöne Schiffbrücke, die man zu passiren hat. Hat man die Küste hinter sich, so ist die Scenerie während des Drittels der Reise nur unbedeutend, und nur die Cultur der Gegend gewährt einigen Reiz. Der Anblick der

*) Vergleiche damit S. 29 der Rubrik: Neuestes.

jungen Reispflanze ist sehr angenehm, da sie ein ungemein glänzendes und zugleich zartes Grün hat. In der Entfernung von weiteren achtzehn Meilen wird der Anblick der Gegend ein ganz verschiedener; die Haine von Cocusnußbäumen verschwinden nach und nach, und man bemerkt Pflanzungen des Areka- und Surivabaumes mit ihren schönen gelben Blüthen neben reichem Laubwerk. Die Straße steigt von dem Augenblick an, wo man Colombo verlassen hat, fortwährend an, und da man die Niederungen stets vor sich hat, so ist die Scenerie außerordentlich ansprechend. Der Reisende ist namentlich durch den schönen Contrast ergötzt, den die großen Felsenmassen von schwarzem Gneiß mit den zarten und vielfarbigen Schlingpflanzen, welche sich daran emporranken, gewähren.

Einer der schönsten Punkte der ganzen Straße ist der Ruhepunkt oder das Gebäude, welches halbwegs liegt. Dasselbe befindet sich in einem ausgedehnten schönen Thale, und ist von einem prachtvollen Amphitheater reich bewaldeter Hügel umgeben; Bäume aller Art decken ihre Seiten oder krönen ihre Spitzen; der Farbenwechsel, den Blüthen und Laubwerk je nach der Jahreszeit gewähren, ist in der That bewundernswürdig. Leider ist die Gegend ungesund, sonst würde sich ohne Zweifel schon längst Mancher an einer Stelle niedergelassen haben, die so unbeschreiblich schön ist.

Die nächsten achtzehn Meilen der Straße fallen durch den Anbau von Kaffe, Zucker und Indigo in das Auge. Ungefähr zwei Meilen, bevor man Attumiakandy erreicht, öffnet sich die Bergzone vor dem Reisenden mit einer solchen Großartigkeit, daß man, die Nähe des Himalaya abgerechnet, auf dem Festlande von Indien nichts Aehnliches findet. Die Straße wendet sich so rund um den Berg Kadagawana, um stets neue Aussichten zu eröffnen, da sich mit jedem Schritte neue Wunder und Scenerieherrlichkeiten dem entzückten Auge darbieten. Die Straße selbst ist ein ausgezeichnetes Werk der Straßenbaukunst. Es gehörte lange Zeit dazu, sie herzustellen, theils wegen der Ungeneigtheit der Eingeborenen, daran zu arbeiten, theils wegen des ungesunden Charakters der Gegend. Das Sumpffieber raffte viele der mit der Leitung des Baues Beauftragten hinweg.

Hat man die Spitze des Berges erreicht, so öffnet sich dem entzückten Auge ein Panorama, wie man es schwerlich in den europäischen Alpengegenden findet. Mächtige Felsen, Bergspitzen, die einen Kranz von Baumblüthen tragen, als ob Feenhaine auf denselben abwechselten; park-

ähnliche Abhänge mit Sturzbächen, Wasserfällen und sanft dahin rieselnden Quellen, die wellenförmige Gegend im Vordergrunde; — Alles dieß, gebadet in einem weichen und goldnen Lichte, macht eine Scenerie aus, wie sie menschliches Genie niemals in Farben darzustellen vermöchte, und keine Feder je entsprechend zu schildern gewußt hat.

Der übrige Theil der Straße zeichnet sich durch eine große Abwechslung der Fernsichten, mehr aber durch reiche Waldscenerie aus. Wir haben oben bereits die Baumarten aufgezählt, die auf der ganzen Insel heimisch sind; allein in der Nähe von Kandy, dessen Clima sehr eigenthümlich ist, kommen noch viele und prachtvolle Arten hinzu, die man in den Niederungen nicht antrifft.

Die Gegend um Kandy ist wie ein großer Garten; Laubwerk, Frucht und Blumen von einer Abwechslung, wie man sie sonst nirgends findet; allein bis jetzt ist sie von Botanisten und Floristen nur unvollständig durchforscht, obgleich einige wenige Jünger dieser schönen Wissenschaften Mühe, Zeit und Geld darauf verwandt haben. Die Aufmerksamkeit des Fremden wird am meisten durch den Taliputbaum gefesselt; man findet ihn häufig in der Nähe der Stadt und an der Straße. Auch der Palmbaum findet sich in den höheren Theilen von Ceylon. Der Banyanenbaum, den man überall auf der Insel trifft, ist eines der ersten Waldwunder seiner Hochlande. Die Myrthe und der Lorbeerbaum sind zahlreich und schön. Eine prachtvolle Art von Sonnenblumen ist zur Blüthezeit mit goldfarbigen Kelchen bedeckt. Es ist auffallend, daß nahe bei den gelben Felsen, die in dieser Region gewöhnlich sind, üppige Balsaminen wachsen, die eine zarte weiße und eine glänzend rothe Blüthe haben, in einer Zusammenstellung von Farben, wie sie der geschickteste Maler nicht auf die Leinwand zu tragen vermöchte. Mitten in diesen Waldscenen ist das Thierreich interessant und malerisch. Affen schwingen sich kreischend von einem Aste zum andern; Papagayen und andere Vögel von noch zärterem Bau und prachtvolleren Farben erscheinen herdenweise, oder saugen an dem dichten Laubwerk, als wären sie selbst glänzende Blüthen, die daselbst wüchsen. Nirgends in der Welt sind Schmetterlinge in schönerer Zeichnung und Farben zu sehen, als auf Ceylon. Man sieht hier den Baumfrosch in die offenen Blüthenkelche schleichen und die gestreifte oder gefleckte Eidechse an dem Baumstamme glänzen. Zu Zeiten wird eine ungeheure Schlange ihre gefleckte Haut sehen lassen, während sie aus dem schattigen Sumpfe hervor sich unter die warmen Sonnenstrahlen begiebt. Um das

lebensvolle Bild voll zu machen, sieht man den Leoparden sich in das Dunkel des Waldes zurückbegeben, oder meist gezähmte Elephanten ihre großen Rüssel während ihres schwerfälligen Marsches in die Höhe strecken.

Drei Meilen von Kandy entfernt liegt Pendenia mit seiner berühmten Brücke und seinen botanischen Gärten; die erstere besteht aus Satinholz. Die Wasser der unter ihr strömenden Mahaveleganga ergießen sich durch einen Bogen, der 207 Fuß weit gespannt ist. Die botanischen Gärten verdanken viel dem berühmten Botanisten Dr. Gardiner; man behauptet, daß unter seiner Leitung von jedem Baum, Gesträuch, jeder Pflanze, welche auf der Insel heimisch sind, wenigstens ein Exemplar hier zu finden sei. Auch trifft man daselbst einige sehr große Tamarindenbäume; allein der schönste dieser Baumart befindet sich auf dem mohammedanischen Gottesacker zu Putlam, wo man ihm den geeigneten Beinamen: der Riesenbaum, gegeben hat. Die fremden Pflanzen und Bäume, welche man in den botanischen Gärten von Pendenia antrifft, sind eben so zahlreich wie schön.

Europäische Reisende und Offiziere loben sehr die Straße von Kandy nach Trincomali. Ungefähr sechs Meilen von ersterem Orte entfernt trifft man eine eigenthümliche Hängebrücke aus Zuckerrohr, die quer über den Diberu-oya gespannt ist. Sie rührt von den Eingeborenen her und ist sinnreich construirt; allein ihr schwaches Aeußere und das Ungestüme des Stromes, der seine Fluthen unter ihr dahinwälzt, greifen die Nerven der Europäer, welche solche zum erstenmal betreten, heftig an. Halbwegs zwischen der einen und der andern Stadt liegt Dambul, in deren Nähe sich große Wasserbehälter in Trümmern befinden, die aber jetzt mit Strauchwerk einer üppigen Vegetation bedeckt sind. Auch befinden sich hier die weltberühmten Felsentempel des Buddha, ähnlich denen des indischen Festlandes. Sie legen das vollständigste Zeugniß von dem erfinderischen Geiste und der Ausdauer derer, welche sie schufen, ab, und verdienen es, unter die wirklichen Wunder der Welt gerechnet zu werden. Die große Ausdehnung der meisten dieser Tempel setzt ebenso wie die vollendete Ausführung aller darin befindlichen Einzelnheiten in das größte Erstaunen.

Ein berühmter englischer Schriftsteller sagt, daß die alten Singhalesen eine Leidenschaft für dergleichen Aushöhlungen hatten und sieht darin einen Beweis von dem ehemaligen hohen Kulturzustand dieses Volkes.

Von Dambul nach Trincomali zieht die Straße durch Wälder mit einer ebenso reichen als prachtvollen Scenerie, da das Laubwerk zu gleicher

Zeit sich in jedem Stadium des Wachsthums befindet; neben dem frischen Grün des jungen Blattes hängt das gesättigte des reiferen, wie es der europäische Herbst zeigt. Das glänzende Gelb, wenn das Blatt der Reife nahe ist, und die tiefe wie reiche Orangefarbe, wenn es am Abfallen ist, sind neben einander und entfalten eine Schönheit von Waldesscenerie, die man in der westlichen Welt nirgends findet. In diesen Wäldern sind die Trümmer alter Werke sehr zahlreich und bieten den Beweis, daß die Bauwerke, welche sie zum Gegenstand haben, prachtvolle Tempel und Wasserbehälter neben einst großen und bevölkerten Ortschaften waren. Wo jetzt die Axt des Ansiedlers eine große Wildniß von schönen und werthvollen Waldbäumen lichtet, die man für Urwald hielt, und die der menschlichen Gesundheit verderblich war, muß nothwendig sich einst eine zahlreiche Bevölkerung bewegt haben, durch deren Arbeit ausgedehnte und bewässerte Landstrecken früher regelmäßig angebaut wurden.

Sieben Meilen vor Trincomali ist eine Kette bewaldeter Hügel mit den heißen Quellen von Kanya. Es sind deren sieben von ungleichem Hitzegrad zwischen 100° und 112°. Jede dieser Quellen hat eine niedrige Eindämmung und das Ganze ist von einer Mauer aus Kabuk eingeschlossen. Die Singhalesen halten diese Quellen für heilig und stellen dieselben unter den Schutz des Hindugottes der Weisheit, Ganisa. Es befindet sich daselbst ein diesem Gotte errichteter Tempel mit einer kolossalen Statue, welche ihn darstellt. Näher Trincomali nimmt die Scenerie, sowie man eine Fernsicht auf den Ocean genießt, einen stets edleren Charakter an; die blaue See, Palmyrahaine und Anhöhen, die mit den verschiedenartigsten Bäumen bepflanzt sind, gewähren ein reizendes Bild.

Die eben beschriebenen Straßen sind diejenigen, auf welchen man gewöhnlich reist; allein es gibt hier noch andere, die es ebenfalls verdienen, aufgesucht zu werden. Eine derselben ist die nach Ninwera Ellia, dem Sanitorium (der Heilanstalt); sie zweigt sich von der früher beschriebenen Pendeniabrücke ab, und erstreckt sich durch eine Gebirgsregion, die in singhalesischer und Hindugeschichte als der Schauplatz zwischen Rama, Rawanu und der schönen Seeta berühmt ist. Sie zieht über schauerliche Abgründe hin. Der Charakter der Scenerie ähnelt sehr derjenigen der Straßen von Colombo nach Kandy und Trincomali.

Ungefähr zwölf Meilen von ihrem Ausgangspunkte entfernt befindet sich ein Ruheplatz, wo Kranke und Reisende oft etwas verweilen, um einen Ueberblick der Gegend zu gewinnen. Auch verweilt man gerne

dort, um einen Waldbrand zu sehen, wie solche in der heißen Jahreszeit häufig vorkommen. Der ganze Bergabhang ist mit dürrem Grase bedeckt, das sich außerordentlich leicht entzündet. Da dieses Gras häufig acht Fuß hoch ist, so greifen die Flammen mit großer Wuth um sich und verheeren weithin Alles, was sie erreichen können. Dieß scheint eine günstige Wirkung auf die Vegetation zu äußern, denn in Zeit einer Woche, während welcher die Hügelseiten ein versengtes und geschwärztes Aussehen hatten, sieht man die jungen Schößlinge keimen und bald steht eine herrliche Trift da.

Die große Schwierigkeit auf Ceylon, im Ackerbau große Erfolge zu erzielen, besteht darin, daß Arbeitskraft selten zu haben ist. Der Singhalese ist nicht zur Arbeit aufgelegt, so lange er das Nöthigste zu seinem eigenen und dem Unterhalt seiner Familie besitzt. In dem Umstand, daß er diesen leicht gewinnt, liegt ein fast unbesiegliches Hinderniß für ihn, fortwährende Beschäftigung zu suchen. Fast überall sieht man die Männer in der Sonne liegen, wie sie Betelwurzel kauen, während Weiber die wenige Arbeit verrichten, wovon überhaupt eine Spur zu sehen ist. Kinder und Hunde verfolgen, gänzlich unüberwacht von denen, welchen sie gehören, den Wagen des Reisenden. Zeitenweise kommen Coolies von der Malabarküste herüber, um Arbeit auf Ceylon zu suchen; da aber diese Gäste zufrieden sind, wenn sie nur so viel erwerben, daß sie einen Vorrath Reis einlegen können, der bis zur nächsten Ernte reicht, was ihnen leicht fällt, so verlassen auch sie, sobald dieß erreicht ist, ihre Arbeit, begeben sich mit erstaunlicher Schnelle an die Seeküste, und entfernen sich als Zwischendeckpassagiere mit dem ersten Schiff, dessen Bestimmung das indische Festland ist. Viele Ansiedler sind dadurch schon an den Bettelstab gekommen, viele Pflanzstätten brach gelegt worden.

Kein Volk ist stolzer auf seine Abstammung, als die Singhalesen. Ihren Traditionen zu Folge war ihre Insel tausende von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung von einem hochcivilisirten Volke bewohnt, das sich durch große geistige Gaben und durch Gewandtheit in den Waffen auszeichnete. Die heutigen Singhalesen behaupten, daß sie von diesen würdigen Voreltern abstammen. Ihnen zu Folge war ihre Insel schon im grauesten Alterthume bewohnt, der Adams-Pick, die Spitze ihres höchsten Bergs, die Wohnung der ersten Menschen *).

*) Vergleiche damit Seite 29 und 30 der Rubrik „Neuestes", worin ein Besuch dieser Spitze beschrieben ist.

Alte Geschichtschreiber geben den Ureinwohnern von Ceylon kein so hohes Alter als die Schöpfungsperiode, noch sind sie der Meinung, daß sie von den ersten Eltern abstammten. Ihnen zu Folge waren schon in den frühesten Zeiten die Chinesen im Besitz des orientalischen Handels; einige ihrer Schiffe wurden auf die Küste von Ceylon verschlagen, nahe an der Stelle, die man später Chilau hieß. Die Seeleute und Passagiere dieser Schiffe retteten sich auf die Felsen, und da sie das Land fruchtbar fanden, siedelten sie sich darauf an. Etwas später entdeckten die Malabaren ebenfalls die Insel und deportirten dahin ihre Sträflinge, die sich bald mit den Chinesen vermischten.

Einige der alten Hinduschriftsteller stellen die Insel als ursprünglichen Wohnort von Dämonen und andern bösen überirdischen Wesen dar. Wieder andere behaupten, daß ein gewisser Singha, ein Fürst von der benachbarten festländischen Küste, die Insel erobert, und daß sein Volk nach erfolgter Vermischung mit der wilden Raçe der Urbewohner sich nach ihm Singhalesen geheißen haben; dieß seien die Ahnen der jetzigen Bevölkerung Ceylons.

Das Volk von Ceylon hat keine Aehnlichkeit mit den Chinesen, weder in der Hautfarbe, noch in den Gesichtszügen und im Charakter; es gleicht um so mehr den Bewohnern der benachbarten Küsten von Hindustan. Das Innere der Insel bewohnt eine Raçe, die man Veddahs heißt; sie sind buchstäblich Wilde, die in Höhlen und Waldhütten wohnen; sie leben von Raub und Jagd, ziehen mit Bogen und Pfeil aus und leben ganz abgesondert von den übrigen Inselbewohnern, denen ihre Sprache völlig unverständlich ist. Mit Grund nimmt man an, daß sie die älteste Raçe Ceylons seien.

Schriftsteller und Reisende des Mittelalters versichern, daß Malabaren und Mohren der gegenüberliegenden Küstenstriche häufige Einfälle machten und sich auf der Insel niederließen, mit deren Bewohnern sie sich vermischten. Dadurch äußerten sie einen großen Einfluß auf den Charakter der Kandydistrikte, der ein eigenthümlicher ist. In den Niederungen scheint der Singhalese einer aus Chinesen und Hindus gemischten Raçe anzugehören. Seit den portugiesischen und holländischen Eroberungen ist die Bevölkerung eine noch gemischtere geworden, da diese Nationen sich weit mehr, als später die Engländer, mit den Eingeborenen vermischten, und in der Bevölkerung deutliche Spuren hiervon zurückließen. Die Bevölkerung der Niederungen ist weit vielartiger, als die der Hauptdistrikte, da die Kandyer

ihre Unabhängigkeit noch lange bewahrten, als die Küstenbewohner längst unterjocht waren und die aufeinander folgenden Eroberungen ihre Wirkung auf sie äußerten.

Die durchschnittliche Größe der Singhalesen beträgt nicht mehr als 5 Fuß 6 Zoll englisch; sie sind aber wohlgestaltet. Die Kandyer sind muskulöser, und ihre Hautfarbe, obgleich sie in einer hohen Region leben, ist dunkler, als die der ersteren. Die Weiber beider Racen haben oft ein gewinnendes Aeußere; allein ihre Gewohnheit des Betelkauens, der sie mehr als die Männer huldigen, verunziert ihren Mund. Dieser Genuß besteht in Folgendem: Man nimmt ein Blatt des Betels und eine kleine Arekanuß, wie auch eine solche von Tschunam, oder preparirtem Leim, rollt diese in das Blatt, und macht daraus eine kleine Kugel, ungefähr so groß wie diejenige aus Marmor, womit die Kinder spielen. Diese steckt man in den Mund und empfindet davon, wie man sagt, großen Wohlgeschmack. Durch das Kauen entwickelt sich eine Flüssigkeit, welche der Betel roth wie Blut färbt, womit Zähne und Lippen auf wirklich Eckel erregende Weise befleckt werden. Dieser Gebrauch und die Wirkung eines Geist und Körper ermattenden Klimas beraubt die singhalesischen Damen aller Reize, bevor sie das dreißigste Jahr erreichen.

Die Halbkasten, oder wie man sie auf Ceylon heißt, Bürger, kleiden sich wie Europäer, namentlich die Männer. Sie sind meist von europäischer Abkunft durch singhalesische Mütter von Holländern oder Portugiesen. Wie die Hindu-Portugiesen haben sie dunklere Hautfarbe als die eingeborenen Racen und ein sehr abstoßendes Aeußere. Auch stehen sie in geistiger Beziehung unter den Kandyern, Singhalesen, Mohren oder Malabaren, und sind kriechend in ihrem Benehmen und sehr sensuell. Ihre äußere Erscheinung ist nicht so weibisch, wie die der eigentlichen Singhalesen, desto mehr aber sind es ihre Manieren und ihr geistiges Wesen. Was hauptsächlich den Singhalesen ihren weibischen Anstrich gibt, ist ihre auffallende Tracht. Sie tragen Unterröcke und Sonnenschirme, ihr langes schwarzes Haar schlagen sie, wie die weibliche dienende Classe in Europa, auf dem Scheitel zurück, und befestigen es so vermittelst eines sehr hohen Kamms. Durch die Unterröcke wird natürlich ihr Gang beeinträchtigt, was sie noch weibischer erscheinen läßt. Die Weiber haben meist mehr männliche Züge, tragen kürzere Jacken und selten Sonnenschirme; auch befestigen sie ihre Haare nicht mit hohen Kämmen. Es ist ein merkwür-

diger Anblick, die Männer in Gruppen zusammensitzen zu sehen, wie sie ihr langes Haar kämmen und mit Oel salben.

Die religiösen Zustände auf Ceylon sind so beschaffen, wie sie sich durch die Herrschaft des Buddhismus entwickeln mußten. Der Buddhismus hat jedoch seine Secten, und in jedem Lande, wo man sich zu demselben bekennt, bestehen theoretische und praktische Abweichungen bezüglich desselben. Auf Ceylon erwarten, mehr als anderwärts, seine Bekenner von ihrem geistigen Oberhaupte, dem Maitri Buddha, eine neue Offenbarung. Ihre Lehre besagt, daß die Oberfläche der Erde in einer sehr fernen Zeit vom Feuer zerstört, seitdem aber durch Wasser wieder belebt worden sei. Dieser Lehrsatz findet sich in den religiösen Theorien der meisten orientalischen Völker wieder und ist ohne Zweifel derselbe mit der biblischen Tradition von der Sündflut. Der ganze Orient verbindet in der Geschichte der Welt, wie in der seiner Götter, mit dem Wasser den Begriff der wohlthätigen Kraft und der „Geist Gottes, der über den Wassern schwebt", kehrt in allen heidnischen Mythologien wieder. Es scheint, daß schon in den ältesten Zeiten gewisse Wasserpflanzen heilig gewesen seien. Auf den ältesten Münzen erscheint die Tamara als heilig. Die Japanesen glauben, daß Bromna, der älteste Sohn ihres Hauptgottes, auf der Samara entstanden sei. Die Aegyptier stellen die Iris auf einem Lotusblatte dar. Krischna, den Gott der Liebe, denken sich die Hindus, wie er auf einer Wasserpflanze (nymphaea) den heiligen Ganges hinunterschwimmt, indem er kindlich an seiner Zehe saugt!

Die Verehrung, welche die Bewohner von Ceylon für Buddha hegen, ist eine sehr große; nirgends, selbst nicht in Birma, sind die Bekenner dieser Religion so glaubenseifrig, als auf Ceylon, und in keinem andern Theile der Insel in dem Grade wie zu Kandy. Diese Stadt ist das Mekka des Buddhismus. Dort befindet sich dessen Haupttempel und Hauptgötzenbild, wie heiligste Reliquien. Unter den letzteren ist die hauptsächlichste der angebliche Zahn Buddhas, für den die Priesterschaft von Siam vergebens schon so große Summen geboten hat. Es ist jedoch nicht der ächte Zahn dieses Heiligen, denn Constantin von Braganza zerstörte denselben, oder das, was man dafür hielt, im Jahre 1560. Diese Reliquie gilt als das Palladium des Landes; das Heil des Reiches hängt von seiner Erhaltung ab; wer es besitzt, der hat die ganze Bevölkerung in seiner Gewalt. Deßhalb haben auch alle auf einander folgenden Eroberer des Landes getrachtet, sich in dessen Besitz zu setzen, und die

Eingebornen zu öfteren Malen, so wie das Kriegsglück ihnen wieder lächelte, sich von Neuem in dessen Besitz zu setzen gesucht.

Den heiligen Büchern der Singhalesen zu Folge ist dieser Zahn des Godama-Buddha seinem Munde entnommen worden, ehe die sterblichen Reste dieses Gottes vollends von den Flammen verzehrt waren, und besitzt diese Reliquie die Gabe, alle Arten Wunder zu bewirken. Seine öffentliche Ausstellung war stets mit einer Prachtentfaltung verbunden, die ihren Eindruck auf diese abergläubischen Völkerschaften nicht verfehlen konnte *).

Der moralische Zustand eines Volks läßt sich nach der Religion, zu der es sich bekennt, beurtheilen. Die Kandyer und Singhalesen sind ohne alle sittliche Grundsätze; sie erkennen als einzige Richtschnur für ihre Handlungen die Zweckmäßigkeit an. Die Frauen Ceylons vernachläßigen vollständig ihre weiblichen Kinder; daher ist auch der Kindermord trotz allen Bemühungen der Regierung, demselben zu steuern, hier am häufigsten. Der Zweck desselben besteht darin, die weiblichen Kinder aus dem Wege zu schaffen, damit sie nicht zur Last würden. Der sittliche Charakter der Ceylonerinnen ist ein sehr unreiner; ein kandysches Weib wird sich zwar nicht oft einem Manne hingeben, der einer geringeren Kaste als der ihrigen angehört; in jeder andern Beziehung ist jedoch ihre Aufführung im höchsten Grade unmoralisch und schamlos.

Der Buddhismus verbietet zwar das Kastenwesen, allein es gibt nichts desto weniger Kasten auf Ceylon. Ein eigenthümlicher Gebrauch besteht daselbst, daß eine Frau sämmtliche Brüder ihres Mannes als Gatten annimmt. Sind nämlich in einer Familie mehrere Brüder, und einer derselben heirathet, so wird seine Frau auch die Frau seiner Brüder, mögen dieselben auch nur Halbbrüder (Kinder einer Mutter von verschiedenen Vätern) sein. Der Zweck dieser ungewöhnlichen und entsittlichenden Gemeinschaft besteht darin, daß man den Besitz ungetheilt in einer Familie zu erhalten sucht, bis er nach Aussterben des Stammes, dem er ursprünglich gehörte, auf andere übergeht. Hie und da nimmt auch das Weib, das solchergestalt mehrere Brüder zu Gatten hat, einen andern aus der Familie zu ihrem Gatten, unter der Bedingung, daß er sein Eigenthum mit dem der bisherigen Ehegemeinschaft vereinigt. Ist dasselbe bedeutend, so geschieht

*) Vergleiche damit die Rubrik „Neuestes" Seite 47 (der heilige Buddha-Zahn der Insel Ceylon).

eine solche Verschmelzung in der Regel nur mit Einwilligung des bisherigen Ehemanns. Man darf jedoch aus diesem communistischen Eheleben nicht den Schluß ziehen, daß die Ehemänner auf Ceylon die Eifersucht nicht kännten; natürlich ist dieß weniger der Fall, wo ein Weib mehrere Gatten hat, als bloß einen; sie sind jedoch in der That sehr eifersüchtig und haben auch bei dem hier herrschenden furchtbar unsittlichen Leben guten Grund dazu. Ist die Eifersucht geweckt, so sind sie ungemein rachsüchtig; und da sie meist ein Messer oder einen Dolch in einer Scheide oder in ihrer Tasche verborgen bei sich führen, so gebrauchen sie dieselben bei solchen Gelegenheiten gegen den Beleidiger ihrer Ehre. Dieß geschieht auch häufig auf den bloßen Verdacht hin, und da hierzu nur zu oft Veranlassung vorhanden ist, so entsteht um der Weiber willen Mord und Todtschlag.

In ihren Gefühlen gegen die Bekenner anderer Religionen sind sie zu gleicher Zeit auffallend duldsam und verfolgungssüchtig. Die kleinste Mißachtung, die man gegen eine ihrer Reliquien an den Tag legt, ruft einen wahren Sturm von Erbitterung und Volkswuth hervor. Ein hoher Regierungsbeamter wurde einst zur Besichtigung des heiligen Buddhazahnes in Gegenwart eines angesehenen Häuptlings und des Hohepriesters, der die Aufsicht über den Tempel führt, zugelassen Ein kleines Buddhabild fesselte seine Aufmerksamkeit und er hob es an der Schulter in die Höhe, entgegen der Vorschrift des Buddhismus, welcher zu Folge ein Götzenbild nicht anders denn an dem Fuße und mit beiden Händen angefaßt werden darf. Diese Unachtsamkeit des Mannes brachte seine Umgebung, welche ihn als ein wahres Ungeheuer der Schlechtigkeit ansah, an dem sich die göttliche Vergeltung schnell äußern müsse, zu einer wahren Verzweiflung. Erst nach vielen Betheuerungen, daß eine Mißachtung nicht entfernt in der Absicht gelegen habe, beruhigten sich die Kandyer.

Trotz aller dieser Empfindlichkeit für die Achtung, welche sie ihrer Religion gezollt verlangen, sind sie ziemlich allgemein sehr duldsam in Betreff des Cultus einer fremden Religion. Betreten sie eine katholische Kirche, so verbeugen sie sich vor den Bildern und Statuen, welche sich daselbst befinden und bezeugen auch den dabei diensthuenden Priestern ihre höchste Verehrung; hierauf begeben sie sich in die Tempel ihres eigenen Glaubens und bringen den Bildern Buddhas und der bösen Geister, welche daselbst zu treffen sind, die gleiche Verehrung dar. Betreten sie eine protestantische Versammlung, so horchen sie aufmerksam auf die

Lehren, die daselbst vorgetragen werden, und machen die Andeutung, dieselben seien die gleichen, welche auch der Buddhismus aufstelle, natürlich immer mit dem Hintergedanken, ihre eigene Religion sei die vollkommenste und erhabenste. Die eingebornen Diener einer europäischen Familie sind stets bereit, sich einer Privatandacht anzuschließen; so wie sie aber den Tom-tom und das Geschrei der Teufeltänzer hören, so erheben sie sich auf's Schnellste von ihren Knieen und schließen sich dem Lärm an. Mit aller Bereitwilligkeit werden sie zugeben, wie erhaben und veredelnd die Lehre der Auferstehung nach dem Tode und des ewigen Lebens sei; frägt man sie aber, worin ihre Hoffnungen eines Fortlebens bestehen, so sprechen sie von einer ebenso entwürdigenden als unsinnigen Seelenwanderung. Als man in der Missionsschule zu Kandy einen Knaben, den man besonders gut unterrichtet glaubte, aus dem Stegreife fragte, was er in der künftigen Welt hoffe, so erhielt man die schnelle Antwort von ihm, daß seine Hoffnung darin bestehe, zu einer Schlange zu werden, was für die Kandyer, die sich den Himmel mit lauter Cobras angefüllt denken, den Gipfel aller Glückseligkeit zu bilden scheint.

Es bleibt uns nun noch übrig, eine Schilderung der größeren Städte Ceylons zu liefern.

Die Hauptstadt der Eingebornen ist, wie bereits erwähnt, Kandy; auch ist von ihrer Lage auf den Hochgebirgen der Insel bereits die Rede gewesen. Die Seite des Bergs, woran sie sich lehnt, wie ihre unmittelbare Nachbarschaft, sind außerordentlich malerisch, da erstere an das breite Ende eines Sees stößt, der nahezu ein prachtvolles Thal mit Hügeln ausfüllt. In der Sprache der Eingebornen heißt die Stadt Maha Nuura oder die große Stadt. Der Mahavelleganga oder Sandfluß strömt an einem großen Theile der Stadt vorbei. Seine Strömung hat etwas Großartiges, allein sie macht trotzdem Kandy zu einem ungesunden Aufenthaltsorte. Merkwürdig ist dabei, daß Wasserbehälter im Allgemeinen zur Gesundheit der Lage beitragen, während Flüsse auf der ganzen Insel das Gegentheil bewirken. Europäer, die schon lange die Insel bewohnen, tragen kein Bedenken, ihren Wohnsitz in der Nähe großer Wasserbehälter oder Seeen aufzuschlagen, während sie dieß an den Ufern der Flüsse zu thun vermeiden. Erstere sind nämlich mit eigenthümlichen Pflanzen bedeckt, die das Wasser reinigen; an den Ufern der letzteren sammeln sich vegetabilische Materien aller Art, die, indem sie unter der Einwirkung der glühenden Sonne schnell verfaulen, Krankheit und Tod weithin tragen. Im

Mittelpunkt des Sees befindet sich ein massives und niedriges Gebäude von großer Ausdehnung, das jetzt als Magazin dient. Früher war es der kaiserliche Harem und Dinge voll Schrecken, ähnlich denen, woher der Bosphorus bekannt ist, werden davon erzählt. Der See selbst ist künstlich angelegt; berücksichtigt man jedoch die Wassermasse des Flusses, die um den größeren Theil der Stadt fließt, so hätte man kaum denken sollen, daß zur Erhöhung des malerischen Effekts auch noch die künstliche Anlage eines Sees nöthig gewesen wäre. Eine Straße führt um den ganzen See herum, und das ganze Thal ist durch die hohe Lage der es umgebenden Hügel so geschützt, daß Europäer die Bewegung in der freien Luft mit so wenig Belästigung als in einem gemäßigten Clima genießen können.

Die Stadt besteht aus zwei Hauptstraßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden; die ganze Straßen-Linie nehmen offene Buden ein, worin Geschäfte auf sehr träge Weise abgemacht werden. Die Verkäufer sind selten ehrlich und finden häufig ihres Gleichen unter den Käufern.

Um die Stadt herum sind mehrere schön gelegene Häuser von Beamten und europäischen Ansiedlern bewohnt. Die Lage dieser Wohnsitze ist höchst reizend, da sie den Vortheil von Gärten, Feldern und Obstpflanzungen mit der schönsten Scenerie der Welt verbinden. Gutes Trinkwasser ist jedoch selten. Obgleich die Stadt 1500 Fuß über dem See-Niveau liegt, so ist doch Kandy in keiner Jahreszeit ein gesunder Aufenthaltsort für Europäer. Dieß ist um so auffallender, als auf dem Festlande von Hindustan bei ähnlicher erhöhter Lage das Gegentheil stattfindet, und doch sind zu Kandy die Sümpfe ausgetrocknet, überall hat der Anbau des Bodens stattgefunden und genießt man daselbst aller Vortheile der Civilisation.

Man nähert sich der Stadt auf jeder Seite durch Bergpässe, die viel zu dem malerischen Charakter ihrer Umgebung beitragen. Die Engländer haben durch einen der Berge, welche den Distrikt einfassen, einen Tunnel bohren lassen. Dieser Tunnel hat eine Länge von 537 Fuß und war in militärischer Beziehung sehr werthvoll. Der nachfolgende Bericht über denselben zeigt, welchen Begriff der Macht barbarische Völker mit der Civilisation verbinden: „Der Tunnel verdankt seine Entstehung einer uralten kandyschen Legende, welche besagt, daß keiner fremden Macht die Behauptung des Gebiets von Kandy gelingen werde, so lange nicht ein Loch durch den Berg gebohrt sei. Dieß kam unter der Herrschaft der

Engländer zu Stande. Ein Häuptling theilte uns mit, daß, als seine Landsleute den Beginn des Werkes gesehen hätten, ihnen der Muth gewichen sei; als sie aber vollends dasselbe vollendet und Menschen in den Eingeweiden der Erde sich bewegen sahen, hätten sie erkannt, daß es ihre Bestimmung sei, von einer Race beherrscht zu werden, die Felsen durchbrechen und Berge aushöhlen könne!" Dieser Tunnel ward am 8. Dezember 1823 vollendet; allein er ist seitdem eingestürzt und noch nicht wieder hergestellt worden. Dieser Tunnel, die besseren Straßen und Brücken wären niemals möglich gewesen, hätte nicht die britische Regierung das Zwangssystem beibehalten, was schon unter der einheimischen Dynastie bestund. Allein im Jahre 1832 verbot ein königlicher Befehl Zwangsarbeiten jeder Art als ungesetzlich. Während der Tunnel gegraben wurde, kamen dabei einige seltene und werthvolle Edelsteine zum Vorschein, und der einzige vollkommen fehlerfreie Rubin, der weit und breit zu finden war, ist hier entdeckt worden.

Den größten Reiz hat die Umgegend für Europäer, die die Jagd lieben; sie können diesem Hange in einer Ausdehnung hier fröhnen, wie nicht leicht irgendwo sonst in der Welt. Der gewandtere, muthigere Jäger mag sich an den Elephanten, Leoparden und das Wildschwein wagen, der weniger verwegene an das Rothwild und den Fuchs, während der Liebhaber der kleinen Jagd hier alle Vögelarten der tropischen Länder in großer Zahl vereinigt findet. Um einen Begriff davon zu geben, wie zahlreich das Wild auf Ceylon ist, genüge die Anführung der Thatsache, daß ein Engländer, Major Rogers, ein leidenschaftlicher Jäger, 2000 Elephanten auf der Jagd getödtet haben soll, ehe er im Innern von Ceylon, vom Blitz getroffen, todt niedersank.

Colombo ist die moderne oder englische Hauptstadt, der Sitz der obersten Regierung; Kandy dagegen die lokale Hauptstadt der höheren Landestheile und die alte Metropole. Sie liegt 6° 57′ nördlicher und 79° 50′ östlicher Länge. Der Hafen hat die Gestalt eines Halbkreises, ist sonst aber für die Schifffahrt nicht sehr bequem. Seine Bedeutung für den Handel ist gering, mit Ausnahme der Jahreszeit, in welcher die Ausfuhr von Caffe stattfindet. Die Hitze soll hier größer als in jedem andern Punkte Ceylons sein, auch die Lage der Stadt zu den gesündesten der ganzen Insel gehören.

Die Stadt enthält Kirchen für die meisten Religionen; katholische, welche einst von den Portugiesen erbaut wurden, und dem Cultus ihrer

Abkömmlinge dienen; holländische und mehrere englische. Auch haben die modernen Missionsgesellschaften, namentlich die Baptisten und Worsleyaner, hier ihre Bethäuser. Außerdem gibt es hier mohamedanische Moscheen, brahmaische Pagoden und buddhistische Tempel.

Die Umgegend des Hafens von Colombo ist vortheilhaft gelegen, um die erfrischende Seeluft genießen zu lassen; sie ist daher Abends der Vereinigungspunkt der fashionablen Welt von Colombo und wird von allen Reisenden als höchst reizend geschildert. Einer derselben schreibt: „Das Panorama, welches man von hier aus genießt, ist wahrhaft entzückend. Man mag seinen Blick, in welcher Richtung man wolle, schweifen lassen, überall fesselt ihn die unbeschreibliche Schönheit der ganzen Scenerie. Dort liegt das endlose Meer; ein Schiff mit vollen Segeln ist weithin auf seiner leicht bewegten Oberfläche sichtbar, über die die Kähne der Eingeborenen leicht dahin gleiten, während die rollenden Wogen sich schäumend an der Küste brechen. Nahe an der Bucht, längs eines Rasenplatzes, auf dem arabische Pferde der edelsten Zucht ihrer Reiter warten, zieht sich die Straße für die Fahrenden hin. Gegenüber ist der Platz für die Wettrennen, und hinter ihm fließt der See von Colombo. Seine Ufer sind bepflanzt mit Palmbäumen, deren herabhängende Zweige das klare Seewasser überschatten, auf dem die blaßrothe Lotuspflanze und weiße Lilie sichtbar sind.

Ein prachtvoller Bungalo, dessen Veranda mit zierlichen Schlingpflanzen überwachsen ist, vollendet die Lieblichkeit der Scene. In der Ferne sieht man die grauen Wälle des Forts von Colombo. Nach und nach stellt sich der Untergang der Sonne ein. Mit welcher majestätischen Ruhe und Pracht sinkt nicht der Planet an den Busen der See! Seine letzten Strahlen brechen sich auf dem grünen Wasser, auf dem sie in tausenden glänzenden Lichtern dahintanzen, während am azurnen Horizont violette, scharlachrothe und goldfarbige Tinten dahinfließen, die, während der Blick darauf verweilt, die prachtvollste Abwechslung bieten. Im Verhältniß wie die Nachtschatten sich vergrößern, verläßt die große Welt die Hafenumgebung, und lange bevor die Nacht hereingebrochen ist, hört man kein Pferdewiehern und kein Wagenrasseln mehr; der einzige Ton, der noch an's Ohr dringt, ist das Pfeifen des Nachtwindes und das Brechen der Wogen am Seeufer. Hat aber die Nacht ihre dunkle Decke über die Erde gebreitet, so verändert sich die Scene; denn über dem See schwärmen Myriaden von Feuerfliegen; wolkenähnlich erfüllen sie die Luft, um sich

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ELEPHANTENKAMPF ZU LUCKNOW.

Carlsruhe, Kunstverlag

tanen
einige
Lotus-
dieſer
See
leiner
uhlloſe
de er-
es ſich
ig den

mmet-
Gebüſch
icht ſie
2 Fuß
et man
r man
n.
Inſel;
rieben.
gehört
e jeder
te ſtets
Schiffs-
Fläche
ere der
itadelle,
ommen

Schiwa
ngegend
mentlich
lge dort
et ward.
or Son-
, indem
askugeln

hie und da auf den schwankenden Zweigen der Palmen und Bananen niederzulassen, deren Laubwerk alsdann wie beleuchtet erscheint. Einige wenige setzen sich auf die Blätter und Blüthen der schwimmenden Lotuspflanze, und machen sie alsdann glänzen wie Diamanten; andere dieser Leuchtinsekten suchen die übrigen Wasserpflanzen auf, welche im See wachsen, und bald glänzt die ganze Fläche desselben von Millionen kleiner Lichtflecken. Kurz darauf verändert sich die Scene abermals. Zahllose Schwärme derselben steigen in die Luft auf, bis sie wie vom Monde erleuchtet erscheint. Ueberhaupt kann die Phantasie nichts Reizenderes sich denken, als dieses stets wechselnde nächtliche Panorama, das so ganz den Charakter tropischer Natur hat.

In der Nachbarschaft dieser Stadt befinden sich die größten Zimmetgärten der Insel. Eine Pflanzung dieses Gewürzes sieht wie ein Gebüsch von Lorbeerbäumen aus. Läßt man diese Pflanze wachsen, so erreicht sie häufig die Höhe von 30—40 Fuß, während der Stamm 1½—2 Fuß Umfang bekommt. Der Zimmet ist das Innere der Rinde. Siedet man die Frucht, so erhält man eine wachsähnliche Substanz, aus der man Lichter macht, die im Brennen einen angenehmen Geruch verbreiten.

Trincomali ist eine Stadt und ein Hafen an der Ostküste der Insel; die Straße, die von Kandy dahin führt, haben wir bereits oben beschrieben. Sie ist die Hauptstadt der Provinz dieses Landestheils. Der Hafen gehört zu den besten der Welt, da hinlängliche Wassertiefe für Schiffe jeder Größe darin vorhanden ist. Zu Kriegszeiten hat die indische Flotte stets ihre Zuflucht hier gesucht, da sich ein ausgezeichnetes Arsenal und Schiffswerft hier befinden. Das Fort ist sehr ausgedehnt, da es die Fläche mehrerer (englischer) Meilen bedeckt und den Eingang in's Innere der Bucht beherrscht. Drei Meilen westlich von Trincomali liegt die Citadelle, Fort Osnaburgh, die den Hafen vertheidigt und erst dann genommen werden kann, wenn das untere Fort erobert ist.

Das Vorgebirge, auf dem das Fort steht, ist dem Gotte Schiwa geweiht und von dem brahmanischen Theile der Bevölkerung der Umgegend in hoher Verehrung gehalten. Ein naheliegender Felsen ist namentlich ein Gegenstand andächtiger Verehrung, weil einer Tradition zu Folge dort der erste Tempel stund, welcher diesem Gotte auf der Insel errichtet ward. Von diesem Tempel sind jetzt keine Spuren mehr vorhanden. Vor Sonnenuntergang erklettert ein Priester den steilsten Theil des Felsens, indem er um seine Stirne einen Strang großer und vielfarbiger Glaskugeln

geschlungen und seine Lenden mit einem gelben Gürtel bekleidet hat. In einer Spalte des Felsens, in der, der allgemeinen Annahme zu Folge, der Gott wohnt, legt er Betelblätter und Reis nieder; so wie die Sonne am fernen Horizonte auf das Meer niedersinkt, läßt er den Inhalt einer Rauchpfanne in Flammen aufgehen, wodurch die ganze Umgebung mit Wohlgerüchen erfüllt wird, bis die Sonnenscheibe nicht mehr sichtbar ist. Nach verschiedenen Salams und Opfern kehrt der Priester mit dem Volke, das sich mittlerweile um ihn gesammelt hatte, zurück. Dieß ist die malerischste Ceremonie des Götzendienstes, den brahmanische Priester auf Ceylon verrichten.

Point de Galle liegt am südwestlichen Ende der Insel. Sein Hafen hat die Gestalt eines Hufeisens und ist eingefaßt von gelben Felsenmassen, die in sonderbaren Formen in die See herabhängen. Die Vegetation seiner Umgebung ist wahrscheinlich die reichste der ganzen Welt. Reisende, welche die tropischen Länder in größter Ausdehnung besucht haben, schildern solche auf diese Weise. Seine Wälder enthalten alle Baumarten des südlichen Hindustans und Ceylons; der Papawbaum (Carica papaya) tritt am meisten unter ihnen hervor. Dieser Baum hat einen schlanken, stets schmäler zulaufenden Stamm; an der Spitze breiten sich die Blätter wie ein Fallschirm aus und schließen eine Frucht von der Gestalt einer Melone und von glänzend heller Farbe ein*).

Die ostindische Handelsgesellschaft in Ostende.

Nachdem der politische und religiöse Despotismus Spaniens die schönsten seiner an der See gelegenen Provinzen gezwungen hatte, sich auf die Entscheidung durch das Schwert — als dem letzten Mittel, was zwischen dem Unterdrückten und Unterdrücker in Frage kömmt, zu berufen, und nachdem dieselben nach einem heftigen und lange unentschiedenen Kampfe auf tapfere Weise ihre Unabhängigkeit zu erringen gewußt hatten, traten die sieben vereinigten Provinzen Niederlands in die Reihe der Nationen ein und erwarben sich, indem sie ihre rasch im Kampfe ent-

*) Vergleiche wegen einer genaueren Beschreibung dieser Hafenstadt die Rubrik „Neuestes" Seite 29.

wickelten Kräfte auf die Pflege ihrer Hülfsmittel verwandten, Reichthum, Macht und Herrschaft meist zur See.

Die katholische Majestät, der gesetzliche Monarch der österreichischen und spanischen Reiche und der vereinigten Niederlande, trat die zehn Provinzen, welche ihr treu geblieben waren, nachdem die andern sieben ihr Joch abgeschüttelt hatten, an Albert und Isabella ab. Dieß geschah im Jahre 1598. In dem Abtretungsakt war erklärt, daß keiner ihrer Unterthanen Schiffe unter keinerlei Vorwand nach den beiden Indien senden oder Handel dahin treiben dürfe. Vergebens machten dieselben Vorstellungen. König Philipp, der in Betracht zog, daß eine Aufhebung dieses Verbots die Interessen der Spanier verletzen müßte, verwarf entschieden alle dahin gerichteten Bitten. Als Folge hiervon war der Handel der vereinigten Provinzen vernichtet; ihre Städte, in denen vorher der Handel Tausende ernährte, wurden entvölkert, und selbst Antwerpen, das in der ganzen Handelswelt als ihre Hauptstadt, als das Emporium von Europa berühmt war, war verödet und sein Hafen ohne Schiffe.

Durch den Tod der Erzherzogin Isabelle kamen ihre Besitzungen wieder an Spanien, und der König gestattete, um den Cardinal-Infanten bei seinen neuen Unterthanen beliebt zu machen, jetzt den Niederländern den Handel mit denjenigen Theilen von Indien, welche die der Krone Spanien damals untergebenen Portugiesen inne hatten. Allein es war ihnen nicht vergönnt, diese Einräumung lange zu genießen; denn im selben Jahr, wo solche statt hatte (1640), erlangte Portugal seine Unabhängigkeit und die Herrschaft über diejenigen indischen Besitzungen wieder, welche die Holländer ihnen entrissen hatten. Unglücklicherweise existirte, wie man nachher erfuhr, über diese Einräumung keine Urkunde, einen Brief des Infanten allein ausgenommen, worin bloß die Rede davon ist, daß die Majestät die Absicht derselben gehegt habe.

Das Jahr 1698 kam herbei, ohne daß weitere Anstrengungen zur Eröffnung des Verkehrs mit dem Orient gemacht worden wären. Carl II. von Spanien verlieh seinen Unterthanen einen Freibrief, der ihnen den Handel mit denjenigen Theilen von Indien und Küsten von Guinea erlaubte, die nicht schon im Besitze anderer europäischer Staaten wären. Allein mit seinem Tode entschwand ihnen die Gelegenheit, dieses Privilegium zu benützen, denn als er im Jahre 1700 starb, brach wegen der Nachfolge auf seinen Thron ein Kampf aus, der 13 Jahre lang Europa erschütterte. Bei dem Friedensschlusse fielen die Niederlande Oesterreich zu, unter dessen

Scepter sie denselben Beschränkungen, wie vordem unter dem spanischen, unterworfen waren, und es blieb ihnen der Orient für ihren Handel auch ferner verschlossen. Dieß blieb so, bis Prinz Eugen von Savoyen als Generalgouverneur über sie gesetzt ward, und sie einen neuen Versuch machten, sich mit dem Orient in Verbindung zu setzen. Der Kaiser war diesen Bestrebungen günstig; ohnehin war es Thatsache, daß die engherzige Politik Philipp II. diese einst mit Arbeit und Wohlstand so gesegneten Provinzen an den Bettelstab gebracht hatte. Sie waren damals buchstäblich als eine Last für das Reich zu betrachten. Allein dem stand ein Hinderniß im Wege, und zwar in der Eifersucht, mit der diejenigen Nationen Europas, welche bereits im Besitze des orientalischen Handels waren, Jeden betrachteten, der sich ebenfalls hinzudrängte. Im Stillen wurden übrigens Ausrüstungen gemacht und zwei Schiffe von Privaten mit kaiserlichen Pässen dahin abgerichtet. Nach langem Aufschub traten sie im Jahre 1717 ihre Reise an. Da sie glückliche Geschäfte machten, so traten verschiedene andere Kaufleute in die Bahn ein. So wurde dieser Handel längere Zeit auf dieselbe stille Weise fortbetrieben. Einige fremde Kaufleute, die diesen glücklichen Anfang wahrnahmen, machten dem Wiener Hofe Vorschläge wegen der Bildung einer ostindischen Gesellschaft, welcher der Kaiser einen Freibrief für eine gewisse Zahl Jahre geben solle. Diese Vorschläge wurden günstig aufgenommen, und eine entsprechende Willfahrung in Aussicht gestellt.

Mittlerweile (im Oktober 1719) war die Nachricht nach Wien gelangt, daß eines der mit kaiserlichen Pässen versehenen Schiffe an der Küste von Guinea von einem, im Dienste der westindischen holländischen Compagnie stehenden Kriegsschiffe weggenommen und mit seiner ganzen Ladung ohne viele Umstände confiscirt worden sei. Der Kaiser forderte sogleich Genugthuung und Schadenersatz für die Betheiligten. Allein die Holländer berücksichtigten so wenig die kaiserliche Forderung, daß sie bald darauf durch ihre ostindische Compagnie ein zweites, der Gesellschaft von Ostende gehöriges Schiff wegnehmen ließen. Die Kaufleute von Ostende lehnten nun mit einem Geiste, der eines glücklichen Erfolgs würdig war, weitere Unterhandlungen ab, und rüsteten so schnell als möglich einige Kriegsschiffe aus, um Wiedervergeltung zu üben. Mit des Kaisers Genehmigung stachen sie in See; Capitän Winter, derselbe, dessen Schiff an der Küste von Guinea gekapert worden war, befehligte eines der neu ausgerüsteten. In der Meinung, daß ihn die königliche Genehmigung hierzu ermächtige,

begab er sich nach den Dünen, und da er dort sein eigenes Schiff, dießmal mit einer Ladung von Elfenbein und Goldstaub befrachtet, welche der westindischen Gesellschaft gehörte, wiederfand, so trug er kein Bedenken, solches wegzunehmen. Diese Gesellschaft beklagte sich bei den Generalstaaten, deren Minister bei den Höfen von Brüssel und Wien energische Vorstellungen machten und dabei von Großbritanien warm unterstützt wurden; da aber die Holländer erst vor Kurzem der kaiserlichen Regierung alle Genugthuung verweigert hatten, so war vorauszusehen, daß dieselbe den jetzigen Forderungen kein Gehör schenken würde, außer etwa aus Furcht. Oesterreich benahm sich bei dieser Gelegenheit mit Würde; die Minister zu Wien blieben standhaft und legten den Nachdruck darauf, daß, da die Unterthanen des Kaisers zuerst in ihren Interessen gekränkt worden seien, es nicht mehr als vernünftig sei, daß man ihren Beschwerden auch zuerst Gehör schenke. Diese Antwort zeugt in der That vom Gefühl der Selbstständigkeit, wenn man die großen Hülfsmittel der Seemächte in's Auge faßt, welche offenbar hierin gemeinschaftliche Sache machten. Die Festigkeit, womit die österreichischen Minister auftraten, flößte dem ganzen Reiche Vertrauen ein; und so günstig erwies sich die Volksmeinung der im Werden begriffenen Compagnie, daß im Jahre 1720 weitere sechs große Schiffe ausgerüstet wurden, wovon drei nach China, eines nach Motscha, eines nach Surat und an die Küste von Malabar und das sechste nach Bengalen seine Bestimmung erhielt.

Dieser unabhängig sich fühlende Geist reizte die Holländer in dem Grade, daß sie ein reich beladenes, einem Handlungshause von Brügge gehörendes Schiff wegnahmen, und trotz den Beschwerden der kaiserlichen Majestät öffentlich verkaufen ließen. Die Engländer blieben ebenfalls nicht unthätig; sie kaperten vielmehr an der Küste von Malabar ein sehr reich beladenes, der Ostende-Gesellschaft gehörendes Schiff. Diese Anfälle entmuthigten die junge Gesellschaft in dem Grade, daß sogleich Befehl erlassen wurde, mit der Ausrüstung eines so eben im Baue vollendeten Schiffes inne zu halten. Allein dieser gebeugte Zustand war nur von kurzer Dauer. In den Monaten Mai und Juni 1721 kamen zwei ihr gehörige Schiffe und in dem folgenden Dezember abermals zwei aus Indien an. Ihre Ladungen wurden zu einem Preise verkauft, der ihr nicht nur reichlich die unlängst erlittenen Verluste ersetzte, sondern auch die Mittel lieferte, um diesen Handel mit größerer Thätigkeit als bisher forzusetzen. Was allein ihr zu einem dauernden Erfolge nöthig schien, war die gesetzliche Befugniß; denn obgleich der Kaiser im Jahre 1719 den verbundenen

Kaufleuten erlaubt hatte, als eine Handelsgesellschaft Actien auszugeben, und sogar einige der Privilegien benannt hatte, welche er ihnen als einer Corporation zu ertheilen geneigt war, so schien er doch viel eher zu wünschen, daß sie auf einfache Pässe als Individuen reisten, um es mit den Holländern zu keinem Bruche kommen zu lassen. Die Kaufleute, welche durch ihr gegenwärtiges und in Aussicht stehendes geschäftliches Gedeihen die besten Hoffnungen hegten, und den Widerstand, welcher von den Seemächten zu befürchten war, wenig in Anschlag brachten, beschlossen, Alles anzuwenden, um sich die möglichst günstige Lage zu erringen; in dieser Absicht reisten einige der Directoren nach Wien ab, wo einzelne derselben am Hofe Verbindungen von Einfluß hatten. Diese Directoren waren mit erschöpfenden Vorschriften, und was noch bessere Dienste that, mit Wechseln auf große Beträge versehen. Ihre Mission war von günstigem Erfolge; und es gelang ihnen, einen Freibrief, wie sie ihn wünschten, mit so ausgedehnter Befugniß, als irgend einer in Europa bestund, zu erhalten. Derselbe umfaßte mehrere Artikel, wovon die hauptsächlichsten wie folgt lauten: Das Capital sollte zehn Millionen Gulden in Antheilen von tausend Gulden umfassen; die Prisen, welche ihre Schiffe in Kriegszeiten machen würden, sollten ganz ihnen gehören und deren Ertrag zu ihrem ausschließlichen Nutzen verwendet werden; alle Munition und Geschütze, wie die übrigen zur Schiffsausrüstung gehörenden Gegenstände sollten innerhalb des Reiches von jeder Besteuerung frei sein, und alle Waaren, welche durch die Schiffe der Compagnie verladen würden, sollten an Ein- und Ausfuhrzöllen und übrigen Rechten nicht mehr als vier Prozent bezahlen und zwar bis Ausgangs September 1724, und von da an sechs Prozent für alle Zukunft. Ein mit den nöthigen Vollmachten ausgerüsteter Gesandter ward an den Hof von Delhi gesandt, um eine Allianz mit dem Großmogul zu Stande zu bringen und demselben im Namen Sr. kaiserlichen Majestät für die Erlaubniß zu danken, welche er der Compagnie gestattet hatte, nicht bloß eine Factorei, sondern auch ein Fort zum Schutze derselben auf seinem Gebiete zu errichten. Die große Erwartung, welche Se. kaiserliche Majestät bezüglich dieser Unternehmung und des Zuwachses, den der Wohlstand seiner Unterthanen und die öffentlichen Einkünfte davon erhalten würden, hegte, ließ ihn noch weitere Begünstigungen in Aussicht stellen. Er ließ etwas davon fallen, daß er für die Dauer von drei Jahren alle Zölle u. s. w. nachlassen und ferner der Gesellschaft ein Geschenk von 300,000 fl. in baarem Gelde machen wolle, um sie im Voraus für

jeden Verlust zu entschädigen, dem sie bei Beginn ihrer Operation etwa ausgesetzt sein könnte.

Dieses große Entgegenkommen des Kaisers fand ein Echo nicht nur unter seinen eigenen Unterthanen, sondern es schlossen sich auch englische französische und holländische Handlungshäuser, welche Geschäfte nach fremden Ländern zu machen pflegten, dem Unternehmen an.

Der weitverbreitete Ruf, den die Compagnie bereits erlangt hatte, die Zwecke, welche sie unter so mächtigem Schutze verfolgte, sowie die Hülfsmittel, über welche sie gebot, versetzten die Seemächte Europas in Aufregung; die eine wie die andere begann für ihren Handel zu fürchten, und die Gleichartigkeit der Interessen verband sie sofort zu gemeinschaftlichem Handeln. Die wärmsten Alliirten und treuesten Freunde des Kaisers waren plötzlich seine erbittertsten Feinde geworden.

Am 5. April 1723 überreichte Peters, der holländische Minister zu Brüssel, dem Marquis de Prie, österreichischem Gouverneur der Niederlande, eine Schrift, worin auseinandergesetzt war, daß im Vertrage von Münster (1648) die Spanier und Holländer darin übereingekommen seien, daß jede dieser Nationen ihren Handel und ihre Schifffahrt in Ostindien, ganz wie sie denselben vorher besaßen, auch künftig betreiben solle; die Holländer, welche dem Kaiser zum Erwerb der Niederlande behülflich gewesen seien, hätten nicht erwartet, den Lohn dafür in der Aufmunterung zu einem Handel zu erhalten, der diesen überdieß durch einen späteren noch bestätigten Vertrag verletze; diese Vertragspunkte seien vom Könige von Großbritanien zu einer Zeit garantirt worden, wo der Kaiser schon König der Niederlande gewesen sei, dessen Bewohner deßhalb, weil sie aus der spanischen Oberherrschaft in kaiserliche gekommen seien, keine andern Rechte ableiten könnten, als die ihnen, als Unterthanen von Spanien, der westphälische Friedensschluß eingeräumt habe. Die Schrift schloß mit der Forderung, daß das erwähnte Patent, falls es bereits ausgefertigt sei, nicht bekannt gemacht oder widerrufen werde, und daß keine Schiffe aus den Niederlanden nach Indien, sei es vermittelst eines Patents oder einer andern Ermächtigung, sollten segeln dürfen.

Der Marquis de Prie, der neben dem nationalen auch noch ein Privatinteresse am Erfolg des Unternehmens hatte, da ihm große Vortheile aus den Schiffslicenzen zuflossen, und noch größere aus einer Vermehrung des Handels in Aussicht stunden, widerrieth gleichwohl dem Kaiser diesen Freibrief. Prinz Eugen und die andern Minister stellten ihm ebenfalls

vor, daß die Gründung der erwähnten Gesellschaft unfehlbar die Seemächte reizen müßte, durch deren Vermittlung er die Niederlande erworben habe und daß daher eine solche Maßregel ebenso unvereinbarlich mit seinem Interesse als mit seiner Ehre sei.

Die englisch-ostindische Compagnie schloß sich dem Proteste der Holländer an; sie beklagte sich, daß ein großer Theil des dazu bestimmten Capitals von englischen Unterthanen herrühre, daß man zum Betriebe dieses Handels Leute verwende, die man unter Zusicherung glänzender Bezahlung und unter Versprechungen anderer Art ihrem eigenen Dienste entziehe, um ihr Talent und ihre ausschließliche Kenntniß des indischen Handels zum Nachtheile ihres Heimathlandes auszubeuten. Der letztere Grund scheint der einzige haltbare von allen denen, welche sie vorbrachte, gewesen zu sein.

Im Jahre 1721 hatte das britische Parlament eine Acte sanctionirt, die zum Zwecke hatte, alle diejenigen britischen Unterthanen, welche im Dienste von Ausländern nach Indien gingen, so wie diejenigen, welche indische Waaren in irgend einen Theil der britischen Besitzungen einschmuggeln würden, strengen Strafen zu unterwerfen. Allein diese Maßregel hatte geringen Erfolg. Eine spätere ging daher durch, welche englischen Unterthanen verbot, sich an den Unternehmungen der erwähnten Ostendegesellschaft zu betheiligen, bei Strafe des dreifachen Werthes ihrer Betheiligung oder entsprechender Einsperrung.

Britische Unterthanen, welche in Indien angetroffen würden, ohne wirklich im Dienste der englisch-ostindischen Gesellschaft zu sein, sollten des Staatsverraths schuldig erklärt und Behufs ihrer Bestrafung gefangen nach England gebracht werden. Der britische Minister in Wien legte ebenfalls seinen Protest ein; allein der Kaiser, der sich für stark hielt in dem, was er als gerecht erkannte, verwarf auch seine Forderung, und ließ, indem er die Vorsicht, welche er bis jetzt in dieser ganzen Sache beobachtet hatte, zur Seite setzte, im August 1723 den Freibrief, der seit Dezember 1722 ausgearbeitet vorlag, wegen der Beschwerden, welche England und Holland dagegen erhoben hatten, aber liegen geblieben war, nunmehr veröffentlichen.

Im Eingange zu demselben nahm der Kaiser nicht nur alle Titel seines Hauses an; er fügte denselben auch noch den eines Königs von Spanien hinzu; er nannte sich darin auch den König von Ost- und Westindien, den canarischen Inseln, den Inseln des Oceans u. s. w. — Die

Einräumung, welche er der Compagnie auf die Dauer von 30 Jahren machte, bezog sich auf das Recht, nach Ost- und Westindien und der West- und Ostküste von Afrika Handel zu treiben.

In der Zuversicht, daß sie ihren Freibrief erhalten würde, hatte die Compagnie schon im Januar vorher ein Schiff nach Bengalen ausgesandt, um von dem Fort, was der Kaiser von Delhi ihr zum Schutze ihrer Factorei zu bauen erlaubt hatte, Besitz zu ergreifen. Nicht sobald hatte die Compagnie ihre Unterzeichnung eröffnet, als ein großer Zudrang, um Actien zu bekommen, in ihre Haupt-Comptoire statt hatte. Um Mittag des folgenden Tags waren alle genommen, und noch vor Schluß des Monats wurden solche mit einem Aufgeld von 12 bis 15 Prozent bezahlt. Die holländischen Compagnien, sowohl die ostindische als westindische, suchten jetzt bei ihrer Regierung die Erlaubniß nach, derjenigen von Ostende mit Waffengewalt entgegenzutreten. Der König von Frankreich, ärgerlich darüber, daß, was ihm trotz vielfacher Versuche nicht gelungen war, in Antwerpen in einem Tage in's Werk gesetzt worden, verbot seinen Unterthanen streng, sich dabei durch Unterzeichnung oder Actienkauf zu betheiligen, in deren Dienste zu treten oder ihr Schiffe zu verkaufen, indem er die Dawiderhandelnden mit Confiscation und Einsperrung bedrohte. Im folgenden Jahre schlug der König von Spanien denselben Weg ein.

Diese eifersüchtigen Vorkehrungen, wie andere der zunächst dabei betheiligten Mächte hinderten nicht den erfolgreichen Fortgang des Unternehmens. Viele der Beamten, die unter fremden Compagnien gedient hatten, verstunden vortrefflich die Pflichten ihrer neuen Aemter; da sie Lokalkenntnisse besaßen, war es ihnen ein Leichtes, die indischen Fürsten und andere einflußreiche Männer dieses Landes zu überzeugen, daß ihr Interesse erheische, so viel als möglich Käufer an ihre Märkte zu ziehen, und indem sie den feindseligen Agenten ihrer Rivalen auf's Kräftigste entgegenwirkten, die Nationen Indiens gegen dieselben zu erbittern. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurden mehrere Factoreien gegründet, und es bestand bald ein sehr vortheilhafter, sich mit jedem Tag vergrößernder Verkehr mit den Radschahs der indischen Landstriche. Sie gründeten zwei Niederlassungen, die eine zu Coblom, zwischen Madras und Sadras-Petnam auf der Küste von Coromandel, die andere zu Bankisabar am Ganges und suchten einen Platz auf der Insel Madagascar zu erwerben, wo ihre Schiffe sich verproviantiren könnten.

Ein unerwartetes Ereigniß, geeignet, die Zukunft der Compagnie

sicher zu stellen, fand zu derselben Zeit statt. Philipp von Spanien schloß mit dem Kaiser, seinem letzten Mitbewerber um die Krone von Spanien, dessen von den Waffen Großbritaniens und der Generalstaaten unterstützte Ansprüche dieses Königreich verwüstet und einen eben so langen als verderblichen Krieg unter den europäischen Mächten erzeugt hatten, einen engen Allianztractat (1725) ab. Derselbe setzte unter Anderm fest, daß die Schiffe der contrahirenden Theile freundliche Aufnahme in den beiderseitigen Häfen finden sollten, was sich auch auf diejenigen in Ostindien beziehe, unter der Bedingung jedoch, daß sie keinen Handel dahin treiben, und nichts anderes als Lebensmittel oder Material zur Ausrüstung und Ausbesserung der Schiffe dort einkaufen dürften. Durch diesen Artikel war den Schiffern der Compagnie die Freiheit zugestanden, in spanischen Häfen, die auf dem Wege nach und von China lagen, frische Lebensmittel zu erhalten oder ihre Ausbesserung vorzunehmen. Der 36. Artikel eröffnete den Schiffen der Compagnie einen Markt in Europa und dem Anscheine nach auch in den spanischen Colonien, indem er besagte: „die Unterthanen und Schiffe seiner kaiserlichen Majestät sollen aus Ostindien allerlei Producte und Waaren in das königlich spanische Gebiet einführen dürfen, unter der Bedingung, daß aus den von der ostindischen Compagnie der österreichischen Niederlande darüber ausgestellten Certificaten hervorgehe, daß dieselben wirklich Producte der Plätze, Colonien oder Factoreien der besagten Compagnie seien oder daher kommen, und sollen dieselben alsdann dieselben Privilegien genießen, welche die königlichen Freibriefe vom 27. Juni und 3. Juli 1663 den vereinigten Provinzen eingeräumt haben."

Mit der Veröffentlichung dieses Tractats mußte sich sowohl Freund als Feind die Ueberzeugung aufdrängen, daß die Compagnie auf einer starken und sichern Basis beruhte; allein die tiefer Blickenden entdeckten in diesen anscheinend so wünschenswerthen Stipulationen die Saaten einer schlimmen Zukunft und beeilten sich, ihre Antheile zu verkaufen, so lange das Unternehmen den Meisten so vielversprechend schien.

Bedenkt man, welche tiefe Aufregung die Constituirung der Ostende-Gesellschaft hervorbrachte, so darf man sich nicht darüber wundern, daß alle Nationen, deren Interessen dabei auf dem Spiele stunden, vom Schrecken ergriffen wurden. Lange Zeit hindurch hatte in Spanien eine mächtige Partei bestanden, welche den ausschließlichen Besitz des Handels nach den Colonien als das höchste und werthvollste Vorrecht der Krone

ansah. In der That waren auch dadurch die Spanier von den übrigen Unterthanen der Monarchie, welchen allen die Theilnahme daran untersagt war, zu ihrem Vortheil unterschieden, und deßhalb auch gegen die letzte Freigebung derselben ebenso feindselig gesinnt, als Engländer, Franzosen und Holländer. Die Unzufriedenheit damit hatte in dem Grade um sich gegriffen, daß eine Schrift mit folgenden Worten an das Thor des spanischen Gesandten in Rom angeheftet wurde: „Die spanische Nation verspricht dem Scharfsinnigen, der ihr einen einzigen, ihr vortheilhaften Paragraphen in den drei zu Wien abgeschlossenen Verträgen nachweist, eine Belohnung von 100 Pistolen."

Um dieser Allianz zwischen Oesterreich und Spanien ein Gegengewicht zu verschaffen, schlossen die Souveräne von Großbritanien, Frankreich und Preußen im folgenden September ebenfalls einen Vertrag ab, durch welchen sie sich die einem jeden von ihnen in und außerhalb Europa gehörigen Besitzungen und ebenso alle Rechte, Freiheiten und besondern Besitztitel, namentlich die auf den Handel bezüglichen, welche die benannten Alliirten besäßen oder deren Besitz ihnen zustände, garantirten.

Die Generalstaaten zögerten unter längeren Berathungen, ob sie diesem Acte durch ihre Unterschrift beitreten sollten, was erst im August 1726 geschah.

Während diese Bestrebungen im Werke waren, glückten der Compagnie mehrere Unternehmungen. Verschiedene Schiffe waren mit werthvollen Ladungen, aus deren Verkaufe mehr als fünf Millionen Gulden erlöst wurden, aus Indien und China angekommen. Im September 1726 fand eine Generalversammlung statt, in der die Directoren die angenehme Pflicht hatten, auf jede Actie, worauf 750 fl. eingezahlt waren, einen Gewinn von zweihundert und fünfzig Gulden auszutheilen.

Die Allianz zwischen Oesterreich und Spanien, welche auf persönlichen und selbstsüchtigen Beweggründen beruhte, ward zu noch schnöderen Zwecken aufgelöst.

Da nämlich die königlichen Verbündeten, zu denen sich jetzt auch die Republik Holland gesellt hatte, die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction, deren Zweck darin bestund, Maria Theresia die Nachfolge auf den Thron ihres Vaters zu sichern, nach dessen sehnlichstem Wunsche garantirt hatten, so fielen die Interessen der Ostender Compagnie als untergeordnete diesem Staatsziel zum Opfer. In einem Tractat, der im Mai 1727 abgeschlossen ward, kamen die Betheiligten überein, daß ihre Privi-

legien sieben Jahre lang ruhen sollten, während welcher Zeit kein Schiff von Ostende nach Indien segeln dürfe, diejenigen aber, welche unterwegs seien, unbelästigt zurückkehren sollten; für den Fall, daß eines aus Unkenntniß des Vertrags weggenommen würde, sollte es zurückgegeben werden.

In einem Tractat, der zwischen England und Oesterreich am 16. März 1731 abgeschlossen ward, wurde die Nachfolge der Maria Theresia ausdrücklich von Großbritanien garantirt; seiner Seits machte sich der Kaiser verbindlich, die Compagnie vollständig zu unterdrücken und niemals mehr zu gestatten, daß ein Schiff aus den österreichischen Niederlanden oder einem Lande, das der Krone von Spanien gehöre, so lange König Carl II. lebe, nach Indien absegle, wobei man jedoch der Ostender Compagnie das Recht vorbehielt, zwei Schiffe, je eines für eine Reise, nach Indien abzusenden, um die Waaren, welche daselbst schon für Europa gekauft waren, in Empfang zu nehmen und nach Gutdünken zu Ostende zu verkaufen. Trotz der Unterdrückung der Compagnie bestund sowohl bei den Actionären als dem Kaiser der Wunsch und der Entschluß fort, diesen Handel, der unter so glücklichen Aussichten begonnen hatte, nicht aufzugeben, vorausgesetzt, daß dieß ohne Verletzung des neuen Vertrags möglich sei. Es blieben hierbei nur zwei Wege offen, wovon jedoch keiner das erwünschte Ziel erblicken ließ; der eine bestund darin, daß man sich dazu eines Hafens der österreichischen Besitzungen bediene, der nicht im Unterthanenverband mit Spanien stehe; und der andere darin, daß der Verkehr nach Indien über einen, einem fremden Fürsten gehörigen Hafen gelenkt werde. Man rechnete darauf, im einen wie im andern Falle würden wieder die gewöhnlichen Schiffspässe genügen.

Die einzigen Häfen, welche Oesterreich neben denen der Niederlande gehörten, waren Triest und Fiume, beide am Meerbusen von Venedig gelegen, aber weder durch Natur noch Kunst zu diesem Zwecke geeignet, da sie für große Schiffe nicht Tiefe genug besaßen. Der Kaiser, der für den österreichischen Handel ein eben so lebhaftes Interesse hegte, als irgend ein Actionär, that was er konnte, diese Häfen in besseren Stand setzen zu lassen. Er reiste im Jahre 1728 sogar selbst nach Triest, und war anwesend, als ein kleines Kriegsschiff vom Stapel lief, wobei er die dabei thätigen Schiffbauer und Matrosen persönlich anspornte. Nach und nach erwiesen sich jedoch alle diese Unternehmungen als fruchtlose; der Kaiser wie seine Unterthanen sahen sich mit um so größerem Schmerz, als sie nach den bisherigen Erfolgen glänzende Erwartungen gehegt hatten,

genöthigt, sich von aller Theilnahme an dem indischen Handel loszusagen.

Vertrieben aus ihrem Heimathland suchte nun die Compagnie in fremden Ländern das Asyl, das ihr zu Hause verweigert worden war. Sie wandte sich an die Könige von Polen und Preußen und erhielt von beiden Versicherungen des Schutzes und Schiffspässe; allein diese schwachen Mächte konnten sie nicht vor der Feindseligkeit der großen Nationen schützen, welche ihren gänzlichen Untergang wollten. Die „Sancta Theresa", welche unter polnischer Flagge segelte, ward im Ganges angehalten und mit Beschlag belegt. Der polnische Minister erhielt zwar den Auftrag, dagegen Beschwerde zu erheben, allein was konnte dieselbe bei Regierungen nützen, die in derselben Sache der mächtigen Vereinigung von Oesterreich und Spanien trotzten? Der Apollo segelte mit einem preußischen Passe die Elbe bei Stade herauf, das damals zu England gehörte. Man behandelte das Schiff daselbst und in Hamburg, in welchem letztern Hafen es im September 1731 eintraf, als ein preußisches. Als es sich aber herausstellte, daß es der Ostendegesellschaft gehöre, als es den größeren Theil seiner Ladung ausgeschifft hatte und die letztere öffentlich zum Verkaufe ausgeschrieben ward, reichten der britische und holländische Minister bei dem Hamburger Senate eine Beschwerde dagegen ein, und verbanden damit die Forderung, daß Schiff und Ladung mit Beschlag belegt würden. Es fand hierauf eine Versammlung der den Staat Hamburg repräsentirenden Classen statt, und es ward, was ihrem Unabhängigsgefühl zur Ehre gereicht, die Antwort von ihnen beschlossen, daß die Elbe für das ganze deutsche Reich frei sei; alle Schiffe, Feinde des Reiches und Piraten ausgenommen, hätten ein Recht, die Elbe heraufzusegeln; sie hätten sich nicht für befugt erachtet, ein Schiff, das unter preußischer Flagge fahre, anzuhalten, um so weniger, da man es zu Stade und ebenso in einem irländischen Hafen, in dem es angelegt habe, um frischen Mundvorrath einzunehmen, als ein preußisches anerkannt habe; ihre Sache sei es nicht, sich um irgend ein Schiff, das ihren Hafen besuche, weiter zu bekümmern, als daß man von ihm die gesetzlichen Zölle erhebe. Sie baten daher den König von England und die Generalstaaten, nicht auf Etwas zu bestehen, zu dessen Gewährung sie weder das Recht, noch die Macht besäßen, auch sie nicht in Streit mit den mächtigeren Staaten Europas zu verwickeln. Diese durchaus vernünftigen und billigen Vorstellungen erwiesen sich jedoch als unwirksam, und es ward eine zweite Beschwerdeschrift, von Drohungen begleitet, ein-

gereicht; allein bei näherer Ueberlegung entschloß man sich doch dazu, die Sache nicht auf das Aeußerste zu treiben, was leicht den Kaiser zur Aufrechthaltung der freien Elbeschifffahrt und den König von Preußen zu der der Ehre seiner Flagge hätte veranlassen können. Schließlich fand der Verkauf der von dem Schiffe angebrachten Waaren statt und so tröstete sich die Compagnie damit, daß sie auf solche Weise Mittel und Wege gefunden, ihren Handel ungestört und mit Erfolg fortzutreiben. Während dieser Streit verhandelt wurde, befand sich eines ihrer Schiffe auf der Rückreise und wurde täglich erwartet; man schickte ihm ein kleineres Schiff entgegen mit der Vorschrift, zu Cadiz anzulegen und daselbst weitere Verhaltungsbefehle zu erwarten. Zu Cadiz wurde die Ladung auf ein französisches Schiff verbracht, das dieselbe als Eigenthum eines spanischen Kaufmanns einem Hamburger Hause überbringen sollte. Sobald als die Nachricht hiervon zu den Ohren der britischen und holländischen Residenten kam, wandten sich diese mit der Bitte an den Kaiser, solchen Vertragsverletzungen Halt zu gebieten; zur Verhütung eines Bruches möge er seinem Gesandten in Hamburg befehlen, die Beschlagnahme der darauf befindlichen Waaren bei dem Senate zu beantragen, darauf fußend, daß dieselben Eigenthum einer Compagnie seien, die er unterdrückt habe, und die ihren Handel trotz seinem Verbote fortbetreibe. In seiner Antwort legte der Hamburger Senat den Nachdruck darauf, daß sich durch die Schiffspapiere erweise, die Ladung sei spanisches Eigenthum; allein er sah sich schließlich genöthigt, seinen Mitbürgern den Kauf der Ladung zu untersagen; den Eigenthümern ward jedoch gestattet, ihre Waaren im Stillen weiter zu schaffen. Das betreffende Decret ist vom 15. Januar 1734 datirt.

Die zwei Schiffe, zu deren Aussendung die Compagnie nach den Bestimmungen des Vertrags vom März 1731 das Recht hatte, segelten von Ostende im April 1732 ab und kehrten Ende 1734 zurück.

So endete die Compagnie von Ostende, welche mit so glänzenden Aussichten begonnen hatte, als ein Opfer der österreichischen Hauspolitik und des Widerstandes, den ihr die Eifersucht der Seemächte entgegensetzte.

Die Dänen in Indien und in Ost-Asien.

Schon im achten und neunten Jahrhundert waren die Dänen der Schrecken der nördlichen Nationen geworden und England, Irland und

Schottland hatten von ihren Seeräuberzügen Schaden gehabt; die beiden erstern Länder hatten sie ihrem eisernen Herrscherwillen unterworfen, in Schottland es jedoch zu keiner Niederlassung bringen können, obgleich sie auch diesem Lande hart zusetzten. Sie hatten ebenso die Normandie überschwemmt und sich bleibend daselbst niedergelassen. Ihre Auszüge fanden meist zur See statt. Es gehörte in der That kein kleiner Muth dazu, sich den Gefahren einer 300 bis 400 Meilen breiten stürmischen See ohne Compaß auszusetzen. Die vielen Inseln, mit denen die Meere, welche an Dänemarks Küsten branden, besetzt sind, machten die Bewohner dieses Landes vertraut mit der Tiefe, und reizten sie zum Aufsuchen ferner Gefahren. So verdankte damals Dänemark seiner Lage an Meeren diejenige Oberherrschaft zur See, welche weder England noch Frankreich ihm zu jener Zeit streitig zu machen im Stande waren.

Bis zur Regierungsepoche Waldemars II. entwickelte keiner seiner Könige besondere Fähigkeiten. Dieser Fürst bestieg 1203 den Thron. Sein Glaubenseifer veranlaßte ihn zunächst, die Provinz Liefland zu unterjochen; allein da dieses Land weder in Bezug auf den Handel, den es trieb, noch auf politische Macht ihn zu einer Ausdehnung seiner Herrschaft auf die südlichen Ufer des baltischen Meeres verlocken konnte, so gab er seine Eroberungen in dieser Richtung wieder auf.

In jenen Tagen erstreckte sich der Handel der Dänen nach Lübeck, der ältesten hanseatischen Handelsstadt von einiger Bedeutung, sonst auch das Venedig des baltischen Meeres genannt; nach den Mündungen der Weichsel wo sie eine nach ihnen benannte Stadt — Danzig — gründeten, und nach den entfernteren Provinzen von Curland und Esthland und nach Holstein. Auch drangen sie nach Neapel, das sie unterjochten und von wo aus sie ihre Schiffe aussandten, um an den Küsten von Afrika zu kreuzen.

Mittlerweile, im 14. Jahrhundert, hatten sich die Hansestädte zur Handelsgröße und Macht aufgeschwungen, und strebten im Norden von Europa nach Handelsfreiheit. Dänemark, das den Haupteingang in's baltische Meer beherrschte und Zoll von allen Schiffen, welche dasselbe befuhren, zu erheben suchte, sah sich bald in Fehden mit denselben verwickelt; selbst das jetzt so seemächtige England willigte (1490) in die Erhebung derselben ein.

Man darf sich nicht wundern, daß ein Volk mit den Lebensgewohnheiten und dem Drange nach Außen, wie das dänische, heftig von dem Unternehmungsgeiste ergriffen wurde, der damals ganz Europa beseelte.

Christian IV., der damals das Scepter dieses Landes führte, war ganz der Fürst, wie ihn Zeit und Umstände erheischten. Mit lobenswerthem Eifer für das Wohl seiner Unterthanen spornte er sie zu Anstrengungen auf den Gebieten des Handels und der Industrie an; den Vorschlag der Eröffnung des ostindischen Handels, den man ihm machte, nahm er begierig auf. Von dem, was die Portugiesen und deren unmittelbare Nachfolger, die Holländer und Engländer, bereits dabei geleistet hatten, war er vollkommen unterrichtet und hegte bloß den Wunsch, sein Volk möge an den Ehren, Erfahrungen und Vortheilen solcher fernen Expeditionen theilnehmen. Im Jahre 1612 ertheilte er einer Genossenschaft angesehener und erfahrener Kaufleute, welche zu diesem Behufe in Kopenhagen zusammengetreten waren, einen Freibrief. Es wurde ein Capital von 250,000 Reichsthalern zusammengeschossen, um dafür ein Geschwader, dessen Bestimmung Ostindien sei, auszurüsten.

Die Befehlshaber desselben erhielten den Befehl, eine Niederlassung zu billigem Preise zu erwerben, Treue und Glauben gegen die Eingeborenen zu beobachten und, soweit möglich, mit denjenigen europäischen Staaten, welche daselbst repräsentirt seien, allen Streit zu vermeiden. Mit diesen staatsklugen Instruktionen versehen, segelten die Schiffe der also privilegirten dänischen Compagnie von der Insel Seeland ab und erreichten im Jahre 1616 die Küste von Coromandel.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Dänen den freundlichen Empfang, der ihnen von Seiten der Eingeborenen ward, den klugen Verhaltungsmaßregeln zu danken, die man ihnen zu Hause mitgegeben hatte. Es gelang ihnen dadurch, den Hafen von Tranquebar zu erwerben und zum Lobe der Portugiesen, denen der Geschichtsschreiber sonst nicht leicht etwas nachrühmen kann, sei es gesagt, diese zeigten hierbei nicht nur keine selbstsüchtige Nebenbuhlerschaft, sondern unterstützten sogar noch die Dänen. Im Jahre 1621 ward von den letztern eine Festung im europäischen Style zum Schutze des Hafens und der Stadt gleichen Namens erbaut.

Die Dänen waren nicht lange im Besitz dieser Niederlassung, als ein höchst unerwartetes, aber wichtiges Ereigniß eintrat, das ihnen die Gelegenheit verschaffte, im Orient eine wichtige Rolle zu spielen. Um dasselbe in vollem Lichte darzustellen, ist uns ein kurzer Rückblick nöthig. Im Jahre 1609 war zwischen Holland und Spanien, die lange mit einander gekriegt hatten, der schon früher kurz erwähnte Waffenstillstand abgeschlossen worden; die Generalstaaten und der Prinz von Oranien

Christian
der Fürs
Eifer fü
auf den
Eröffnun
auf. Be
die Holl
kommen
Ehren,
nehmen.
und erfa
mengetre
Reichsth
ſtimmun

Die
zu billig
renen z
Staaten
dieſen ſ
privilegi
im Jah

Ab
pfang,
haltung
Es gel
zum Le
etwas
ſelbſtſüc
Im Ja
zum E

D
ein hö
Gelege
daſſelb
Im J
ander

abgeſchloſſen worden, die Genehmigung und [illegible]

HAUPTMOSCHEE VON GHIZNEE.

Carlsruhe Kunstverlag

Staatsbibliothek
München

hatten es für geeignet gehalten, hiervon dem Kaiser von Ceylon die Nachricht zukommen zu lassen. Ein gewisser Peter Both, der als Generalgouverneur nach Indien ging, ward zur Ueberbringung dieser Botschaft ausersehen. Als er Bantam erreichte, betraute er damit einen Mann sehr untergeordneten Ranges, Namens Van Boschower. Der Hof von Ceylon nahm denselben mit großer Auszeichnung auf, und es kam durch ihn ein Vertrag zu Stande, den der holländische Gouverneur und dessen Räthe später ratificirten. Dieser Van Boschower wußte während seines Aufenthalts auf der Insel sich bei dem Beherrscher derselben und seiner Gemahlin beliebt zu machen, und man eröffnete ihm daselbst so lockende Aussichten, daß er sich zum Bleiben entschloß. Seine Aufführung war keine solche, wie man sie an Günstlingen, die aus der Ferne kommen, sonst gewöhnt ist; er erwarb sich nämlich auch das Wohlwollen der Eingeborenen und heirathete eine Frau von vornehmem Stande. Beschenkt mit einem Fürstenthume wurde er Souverän über Tausende und Herr eines großen Einkommens. Da er jedoch durch von seinen Landsleuten begangene Verletzungen des Vertrags, dessen Abschluß ihm gelungen war, erzürnt wurde, und von den Generalstaaten Abhülfe derselben zu erlangen hoffte, so drang er bei dem Herrscher von Ceylon durch, daß er mit dem Titel als Gesandter nach Europa ausgeschickt werde. Seine Vollmacht lautete dahin, daß, wenn seine Bemühungen bei den Generalstaaten scheiterten, er es mit andern europäischen Mächten versuchen solle. Im Mai 1615 begab er sich mit seiner indischen Gemahlin auf den Weg nach Europa. Als er in Europa angekommen war, weigerten sich jedoch die holländischen Behörden, ihn, einen Mann, den sie vor so kurzer Zeit in einer so untergeordneten Stellung ausgesandt hatten, als Fürsten anzuerkennen. Diese Kränkung unterbrach die Verhandlungen, welche zwischen ihm und den Generalstaaten gepflogen wurden. Nach längerer Ueberlegung begab er sich an den dänischen Hof, wo er im Juli 1617 ankam, und wo ihm eine freundliche Aufnahme zu Theil ward. Seine Vorschläge fanden ein williges Gehör, und er brachte einen Vertrag mit der dänischen Compagnie und König Christian IV. zu Stande. Ein Kriegsschiff ward, ausgerüstet, zu seiner Verfügung gestellt, um ihn und sein Gefolge nach Ceylon überzuführen. Die Compagnie ließ ihn von mehreren ihrer Schiffe (1619) dahin begleiten.

Allein der ceylon'sche Abgesandte starb auf der Reise, und die Dänen verloren dadurch wie durch das ungestüme und beleidigende Wesen, was

der Befehlshaber des dänischen Geschwaders bei seiner Ankunft auf der Insel an den Tag legte, die gleichsam durch eine eigenthümliche Fügung des Geschickes ihnen gebotene Gelegenheit, eine vortheilhafte Niederlassung daselbst gründen zu können.

Die Colonie von Tranquebar hatte in der Zwischenzeit wahrhaft Erstaunen erregende Erfolge errungen, Erfolge, die die kühnsten Erwartungen übertrafen. Diese glückliche Lage veranlaßte sie, auf der gegenüberliegenden malabarischen Küste, wo der Pfefferhandel besonders blühend ist, Factoreien anzulegen, und ihre Schiffe an die fernsten Theile von Indien zu entsenden. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwanzig Jahren trieben sie mit den Molukken einen Handel, von dessen Ertrage sie große und reiche Ladungen mit Erzeugnissen aller Theile der Halbinsel nach Europa zu senden im Stande waren; die Dänen konnten sich überhaupt rühmen, in ihrem Verkehr mit dem Orient keiner andern Nation als den Portugiesen und Holländern nachzustehen.

Dieses schnelle und ununterbrochene Gedeihen konnte nicht verfehlen, die Eifersucht der übrigen rivalisirenden europäischen Mächte zu wecken; allein ein glückliches Zusammentreffen von Umständen hielt diese von offenen feindseligen Schritten ab. Die der Herrschaft Spaniens unterworfenen Portugiesen kämpften mannhaft für ihre Unabhängigkeit. Die Spanier sandten nur selten ihre Handelsschiffe über die Meerenge von Malakka hinaus. Die Aufmerksamkeit der Holländer war ganz dahin gerichtet, sich das Monopol des Gewürzhandels zu erringen; Englands Kraft war durch den Bürgerkrieg, der in seinem Innern wüthete, in Anspruch genommen. Dieser nothgezwungenen Neutralität der andern Mächte verdankten die Dänen großentheils das schnelle, ununterbrochene Gedeihen ihres Handels; was die Anstrengungen der übrigen europäischen Colonisten schwächen mußte, war geeignet, die Wirkung der ihrigen zu erhöhen. Da ihre Regierung mit allen Mächten auf befreundetem Fuße verkehrte, so konnten sie nach allen Seiten Hülfe und Unterstützung gewähren; sie lieferten daher auch allen denen, welche sie darum angingen, Waffen, Pulver und Mundvorrath, wodurch ihnen ein sehr großer Gewinn zufloß.

Das oben erzählte endliche Gedeihen der Holländer im Orient fing jedoch an, das ihrige zu stören; von da an sahen sich die Dänen mit andern europäischen Nationen von verschiedenen Handelszweigen ausgeschlossen, woran sie bis jetzt so bedeutenden Antheil gehabt hatten, und wodurch sie, wenn sie dieselben hätten behaupten können, in den Stand gesetzt

worden wären, die glänzenden Hoffnungen zu verwirklichen, welche sie auf ihrer kurzen, aber erfolgreichen Laufbahn mit so gutem Grunde genährt hatten.

Auch hier bewährte sich die Wahrheit des alten Sprüchworts: „daß ein Unglücksfall selten vereinzelt naht". Die Philosophie der Geschichte bestätigt dasselbe durch hunderte von Beispielen, und auch diese Periode der dänischen Geschichte liefert einen Beleg dazu. Der gute und weise König, der den erwachenden Unternehmungsgeist seiner Unterthanen so sehr anzufeuern gewußt hatte, und dem die glänzende Entwicklung desselben noch zu erleben vergönnt war, wurde gerade in dem Zeitpunkt, wo die dänischen Abenteurer des Ostens auf die furchtbare Nebenbuhlerschaft der Holländer stießen und mit der Vertreibung aus den Pfaden ihres bisherigen Handelstreibens bedroht waren, in die nordischen Kriege verwickelt, und sah sich so außer Stand gesetzt, sie von Hause aus mit derjenigen Mannschaft und den Schiffen zu unterstützen, die ihre dringende Lage erheischte.

In der That wurde auch durch das Ausbleiben von Unterstützungen aus Europa die regelmäßige Verbindung Dänemarks mit Tranquebar, natürlich zu großem Verluste seines Handels, unterbrochen, da die Colonisten ihre Schiffe nicht wie vordem nach Hause senden konnten. Von diesem Markte abgeschnitten, schwanden ihre Mittel und ihr Handel in's Unbedeutende, und bildeten einen demüthigenden Gegensatz mit dem anscheinenden Glanze ihrer Stadt und deren Forts, die sie in den Tagen ihres Wohlstandes auf so großem Fuße erbaut hatten, und so tief sanken sie in kurzer Zeit, daß sie nicht nur die Verachtung der Europäer, sondern sogar auch der Eingeborenen erregten.

Im Jahre 1661 besuchte Gautier Schouten, der berühmte holländische Reisende, Tranquebar, und lieferte davon eine zuverläßige Beschreibung. Er schildert es als etwas Merkwürdiges, daß zwei dänische Schiffe im Hafen lagen, und fügt bei, daß sich ihre Flagge selten in einem andern indischen Hafen sehen lasse. Seinem Berichte zufolge standen sie mit den Mohren auf schlechtem Fuße und hatten stets Feindseligkeiten von denselben zu besorgen. Ihren eigenen Hülfsmitteln überlassen, fuhren die Dänen, zu ihrem Lobe sei es erwähnt, fort, allen Gefahren zu trotzen und ihre Lage zu behaupten. Unter den traurigsten Verhältnissen bezahlten sie klugerweise aus den Einkünften ihrer Stadt den Sold ihrer in voller Stärke erhaltenen Besatzung. Durch ihre äußern Posten, oder

besser gesagt, ihre auswärtigen Factoreien an der Malabarküste, in Bengalen und eine noch beträchtlichere Niederlassung zu Bantam wurden sie mit allen Arten von Luxusartikeln und Manufacturen versorgt, die sie wieder nach Surat, in die Bay von Bengalen, in die Meerenge von Malakka und nach der Celebesinsel verschifften. Wegen mangelnder hinreichender Geldmittel waren sie gezwungen, diesen Handel in die Hände der Mohren und Hindus zu geben, welchen sie ihre Schiffe vermietheten. Die Beschaffenheit ihrer Lage kann man aus der Thatsache ersehen, daß sie während dieser Zeit politischer Ohnmacht im Laufe von zwei bis drei Jahren nur ein einziges Schiff nach Europa abzusenden im Stande waren.

Diese Abnahme ihrer früheren Macht setzte sie noch größeren Gefahren aus. Als der Radschah von Tanjore, in dessen Gebiet Tranquebar liegt, solche wahrnahm, hielt er sich für mächtig genug, sie zu vertreiben, und dadurch von seinen ehedem gefährlichen Nachbarn frei zu werden. Die schöne Stadt und Festung, welche sie erbaut hatten, waren für seinen Begriff von politischer Moral eine zu starke Versuchung. Aus dem unbedeutendsten Grunde und unter eitlem Vorwande suchte er Händel mit ihnen und unterbrach er ihre Verbindung mit dem Innern des Landes. Dieß konnte er um so eher in's Werk setzen, als sich das Gebiet von Tranquebar bloß sechs Meilen von Norden nach Süden und drei Meilen in's Innere erstreckte, somit nur fünfzehn (englische) Quadratmeilen enthielt. Ja er vermaß sich so sehr, daß er einigemal Stadt und Festung zu belagern versuchte. Ein englischer Schriftsteller*) erzählt, daß sich einst die Dänen so in die Enge getrieben sahen, daß sie genöthigt waren, den Holländern drei ihrer Bastionen für eine Summe Geldes zu versetzen, um die Besatzung und die Bewohner der Stadt vom Hungertode zu erretten Diese Unterstützung zahlten sie im darauf folgenden Jahre zurück; daß sie es zu thun im Stande waren, bestärkte einigermaßen die damals umlaufenden Gerüchte, als seien etwas zweifelhafte Mittel von ihnen angewandt worden, um ihren Schatz zu füllen. Bei dieser Gelegenheit nahmen diese Gerüchte eine etwas bestimmtere Gestalt an, und es hieß damals in ganz Indien, das englische Schiff Formosa, dessen Bestimmungsort Surat gewesen und das Calicut angelaufen hatte, um Mundvorrath daselbst einzunehmen, das aber niemals nach Surat kam, sei von ihnen weggenommen

*) Hamilton, Account of the East Indies.

worden. So viel ist historisch erwiesen, daß unmittelbar, nachdem es von Calicut abgesegelt war, Kanonenschüsse fielen, und daß man um dieselbe Zeit zwei dänische Schiffe zwischen Cap Comorin und Surat kreuzen sah.

Die Dänen demüthigten sich bald darauf in dem Grade, daß sie ihrem alten Feinde, dem Radschah von Tanjore, zum Voraus eine große Summe für die Herausgabe von Tranquebar boten, wenn solches wirklich in seine Gewalt fiele.

Der Radschah war auch in der That entschlossen, diesen Theil des ihm angebotenen und von ihm angenommenen Vertrags zu erfüllen, und er traf alle Anstalten dazu. In aller Eile versammelte derselbe eine Armee von 30—40,000 Mann, marschirte damit auf Tranquebar zu, und eröffnete vorsichtiger Weise seine Laufgräben gegen dasselbe in der Entfernung von einer englischen Meile. Da der Boden sandig und schlüpfrig war, so begann er damit, daß er zwei enge Reihen Cacaobäume in der nöthigen Entfernung pflanzen und den Zwischenraum zwischen denselben mit Sand ausfüllen ließ. Diese Laufgräben waren so dicht wie ein Festungswall und so hoch, daß die Belagerer vollständig vor dem Feuer der Dänen sicher waren. Die Hindus arbeiteten mit solchem Eifer und solcher Ausdauer, daß sie in fünf Monaten ihre Laufgräben auf Pistolenschußweite den Festungswällen genähert und bereits mit ihren Batterien die eine der Bastionen zerstört hatten, als die versprochene und sehnsüchtig erwartete englische Hülfe ankam. Es war hohe Zeit; denn die dänische Besatzung bestand aus nicht mehr als 200 Europäern, einer noch kleineren Zahl indischer Portugiesen, und etwa 1000 Eingeborenen, was zusammen eine zu schwache Macht bildete, um Festungswälle von ein und einer halben Meile im Umfang angemessen zu vertheidigen.

Mit der tollkühnen Tapferkeit, welche ihrer Nation eigen ist, rückten des andern Tags die Engländer, obgleich sie ihren aus Hindus und Portugiesen bestehenden Hülfstruppen mißtrauten, in's Feld und forderten ihre Feinde zum Kampfe heraus. Mit Aufgang der Sonne trat die kleine Armee der Belagerten zu den Thoren heraus, die Eingeborenen an der Spitze, während die Engländer in geschlossener Reihe den Nachtrab bildeten. Die Hindus erreichten nicht sobald das freie Feld, als sie rechts und links abschwenkten und das kleine Corps Europäer der großen Macht des Feindes allein ausgesetzt ließen. Letzterer verließ, mit Schwert und Schild bewaffnet, dem Anscheine nach muthig seine Laufgräben und machte sich auf ein Handgemenge gefaßt. Die an Zahl so schwachen Engländer und

Dänen waren um den Ausgang besorgt, als sie sich so von der größeren Zahl ihrer Armee verlassen sahen; allein ihr Vertrauen zu sich selber kehrte bald wieder, nachdem der erste Schuß von ihren Batterien Schrecken unter ihren feigen Feinden verbreitet hatte. Dieselben flohen in vollständiger Verwirrung; und ihre Laufgräben wären dem Boden gleich gemacht worden, wenn nur die Sieger mit den nöthigen Werkzeugen versehen gewesen wären. Einige Tage später ward ein besser vorbereiteter und erfolgreicherer Ausfall gemacht, in dessen Folge der Radschah die Belagerung aufhob.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts, wo der Handel der dänischen Colonie noch immer darniederlag, wurde ein Versuch gemacht, solchen zu heben. Man fing damit an, daß man die Stadt vergrößerte, um so durch größeren Zuzug von Colonisten die Einkünfte derselben zu vermehren. Die Compagnie wandte sich mit dem Gesuche um die Erlaubniß an Friedrich IV., einen Fürsten, der seines glorreichen Vorgängers auf dem Throne, Christian IV., nicht unwürdig war. Derselbe suchte die Ursache des unglücklichen Zustandes der dänischen Colonien in der Vernachläßigung der Religion und Moral und faßte mit einer Festigkeit, die den eifrigen Christen und den Staatsmann kennzeichnet, den Entschluß, Missionäre dahin zu senden. Dr. Franke, Lehrer der Theologie an der Universität Halle, ward zu diesem Zwecke von ihm berathen, und dieser empfahl ihm zwei ausgezeichnete Männer, Ziegenbalg und Blutschau. Im Juli 1706 landeten dieselben an der Coromandelküste. Allein der Empfang, der ihnen daselbst zu Theil ward, war keineswegs ermuthigend, da man ihre Mission als eine unpraktische und phantastische beurtheilte. Es ist hier nicht der Ort, näher auf dieselbe einzugehen, nur Folgendes sei hierüber bemerkt: Diejenigen, welche damals voraussetzten (die Zahl solcher war nicht klein), daß die Bekehrung aus den Hindus treue und nützliche Unterthanen, eben so tapfere Soldaten, wie die Dänen selbst waren, machen, daß der Wohlstand und die Macht ihrer Beherrscher neue Nahrung daraus ziehen werde, wenn durch dieselbe fleißige Ackerbauer und geschickte Arbeiter herangebildet würden, sahen sich getäuscht. Den Berechnungen entgegen, welche sich auf diese Voraussetzungen gründeten, nahm der dänische Handel im Orient stets mehr ab, bis Tranquebar im Jahre 1845 an England verkauft ward. Der Wahrheit gemäß muß jedoch bekannt werden, daß die Colonie dadurch etwas mehr gedieh, die Zahl der darin befindlichen Dörfer zunahm und daß das Volk sich an ein besseres Leben gewöhnte; in dem-

selben Verhältniß war auch der Besitz der Colonie für die dänische Regierung ein gesicherterer geworden, als er vordem gewesen war.

Um diese Zeit ward dem Könige Friedrich von Joseph von Aspern, einem Actionär der unlängst bankerott gewordenen Ostende-Compagnie, ein Vorschlag gemacht, der eine Beschleunigung der in Asien beabsichtigten Verbesserungen beabsichtigte. Seine Idee schien ausführbar zu sein und große Resultate erwarten zu lassen. Derselbe stellte dem Könige vor, daß durch ganz Europa ein lebhafter Unternehmungsgeist vorherrsche, der hauptsächlich nach Ostindien gerichtet sei, einem Felde, das trotz seines unvollständigen Anbaus bereits so reiche Ernten geliefert habe; der Bankerott der Ostende-Compagnie rühre hauptsächlich davon her, daß deren Mittel mit dem beabsichtigten Ziele außer Verhältniß gestanden, was nicht leicht in einem andern Lande, am wenigsten in Dänemark, möglich sei, dessen kaufmännische Unternehmungen bereits über ein volles Jahrhundert sich im Gange befänden u. s. w. Der König von Dänemark schenkte diesen Vorschlägen Gehör und befahl, daß zur Verwirklichung derselben der Sitz der bisher bestandenen dänisch-ostindischen Compagnie von Kopenhagen nach Altona in Deutschland, welcher Platz damals schon unter dänischer Oberherrschaft sich befand, verlegt werde. Diese anscheinend so klug erdachte Verlegung schadete, wie wir später sehen werden, dem Erfolge des Unternehmens.

Es fand nunmehr unter bestimmten, in dem Freibriefe vorgesehenen Modalitäten eine Verschmelzung der älteren Compagnie mit der neuen statt; an das Gebäude, was der also verschmolzenen Gesellschaft zum Wohnsitz in Altona bestimmt war, ward eine Tafel geheftet, welche die Inschrift trug: „Wohnsitz der neuen Compagnie für den Handel nach Tranquebar, China und andern Plätzen Asiens".

Allein gerade durch diese Verlegung war die Eifersucht der übrigen Seemächte rege gemacht worden, welche dagegen auf den Grund hin Beschwerde erhoben, daß solche nichts anderes als eine Wiederherstellung der unrechtmäßig bestandenen Ostende-Compagnie sei. Dieß bewog den bereits dem Grabe zuwankenden König Friedrich, seine Unterstützung der Altona-Compagnie wieder zu entziehen. Die ältere Gesellschaft trat hierauf in Copenhagen wieder zusammen.

Die große Feuersbrunst, welche gegen das Ende der Regierung des Königs Friedrich Copenhagen heimsuchte und in Asche legte, verzögerte die Operationen der Compagnie; erst die nachdrückliche Ermuthigung, welche

ihr sein Nachfolger, Christian VI., angedeihen ließ, gab den Unternehmungen derselben einen von glücklichen Erfolgen begleiteten Impuls.

Die schwedische Compagnie.

Nach dem Ruine der Ostende-Compagnie traten, was den Handel nach Ostindien betraf, sowohl Schweden als Dänemark in ihre Erbschaft ein. Die Schweden, obgleich ein braves und ausdauerndes Volk, das sich in der älteren Geschichte des europäischen Nordens vielfach auszeichnete, befanden sich unter den letzten europäischen Nationen, welche sich am Seehandel betheiligten. Ihre Leidenschaft war der Krieg, und sie überließen den Hansestädten das bischen Handel, den sie überhaupt trieben und der sich im Ganzen auf die Fischerei an seinen Küsten beschränkte.

Der berühmte König Gustav Adolph hegte schon zur Zeit, als er in dem Kriege mit Polen begriffen war, die Absicht, den Handel nach dem Orient für seine Unterthanen zu eröffnen, und erließ zu dem Zwecke Freibriefe (1626); allein die Kriege, welche kurz darauf in Deutschland ausbrachen, beschäftigten ihn für den Rest seines Lebens in dem Grade, daß ihm für diesen hochsinnigen und patriotischen Plan keine Zeit übrig blieb.

Während der Regierung der Königin Christine, der hochgebildeten Tochter Gustavs, gründeten einige Schweden eine Niederlassung in Nord-Amerika; allein Keiner suchte sich an dem ungleich ergiebigeren Handel des Orients zu betheiligen.

Die Verwüstungen, welche die Kriege Carls II. über Schweden brachten, wurden von dem Glanz seiner Siege keineswegs aufgewogen. Das bischen schwedischer Handel, das vordem mühsam nach Leben gerungen hatte, war während derselben vollends zu Grunde gerichtet worden. Vielleicht bestand das einzig Gute, was unter seiner abenteuerlichen Regierung zu Stande kam, darin, daß viele seiner Unterthanen, die, um dem unvermeidlichen Gefolge des Kriegs, dem Elende, zu entgehen, nach fremden Ländern geflohen waren, später von da zurückgekehrt, auswärts gesammelte Kenntnisse und Erwerbszweige dazu benützten, um Schweden zu bereichern; es wurden daher unter der nachfolgenden Regierung Ausländer auf jede mögliche Weise zum Besuche des Landes und um sich daselbst niederzulassen aufgemuntert. Ermuthigt durch solche und ähnliche günstige Umstände, schlug

ein gewisser Heinrich König, ein durch Kenntnisse hervorragender Stockholmer Kaufmann, dem Könige die Gründung einer schwedisch-ostindischen Compagnie vor. Er motivirte dieselbe nicht nur durch die bereits in ganz Europa bekannte große Ergiebigkeit des ostindischen Handels, sondern auch damit, daß alle diejenigen, welche an der nun aufgelösten Ostende-Compagnie Theil genommen, sich beeilen würden, an einem Unternehmen sich zu betheiligen, das ungleich mehr Sicherheit biete.

Nachdem derselbe für die zu gründende Gesellschaft einen Freibrief auf 15 Jahre erhalten hatte, kam solche schnell zu Stande. Zwei große Schiffe wurden ausgerüstet und verließen zwei Jahre, nach erlangtem Freibriefe, den Hafen von Gothenburg, um die Gefahren des Oceans im Aufsuchen indischer Gefilde zu bestehen. Zum besonderen Beweis, welchen Werth der König auf den Verkehr mit Asien lege, befand sich auf einem der Schiffe ein königlicher Gesandter für die Höfe von China und die anderer orientalischer Fürsten.

Die ersten Schiffe wurden von den Chinesen gut aufgenommen und erhielten von denselben die Erlaubniß, zu Canton eine Factorei mit denselben Vorrechten, die andere europäische Mächte daselbst besaßen, gründen zu dürfen.

Zu der Zeit, als man der Rückkunft der Schiffe sehnsüchtig entgegensah, kam die unangenehme Nachricht, daß auf eines derselben im Eingange der Meerenge von Sunda von sieben holländischen Schiffen gefeuert worden sei, die dasselbe genommen und nach Batavia geführt hätten. Der holländische Befehlshaber habe angegeben, daß er nach dem Befehl seiner Regierung gehandelt habe, und deßhalb kein Bedenken getragen haben würde, das Schiff selbst dann wegzunehmen, wenn sich der König darauf befunden hätte. Auf eine Beschwerde, welche der schwedische Minister deßhalb bei den Generalstaaten einreichte, betheuerten diese, wie auch die Directoren der holländisch-ostindischen Gesellschaft, niemals einen solchen Befehl gegeben zu haben. Das Schiff wurde hierauf freigegeben und der schwedischen Flagge widerfuhr von da an von Seiten der Holländer keine Beleidigung mehr. Das zweite schwedische Schiff erreichte Gothenburg ohne Unfall und das Resultat der Expedition war ein ziemlich befriedigendes. Dieser gute Anfang munterte die Directoren zu weiteren Anstrengungen auf und ließ hoffen, daß solche von um so größerem Erfolge gekrönt sein würden. Diese Hoffnung täuschte nicht; mehrere Jahre hindurch ward dieser Handel zu großem Vortheile Schwedens betrieben.

Zu Hause stieß die Compagnie auf einige Hindernisse. Dieselbe war genöthigt gewesen, Ausländer in ihren Dienst zu nehmen, was bei den Schweden, dieser eifersüchtigsten Nation Europas, große Unzufriedenheit erregte. Das Volk murrte, daß man ihm das Brod aus dem Munde nehme. Diese Klagen waren ebenso ungerecht, als unsinnig; denn diejenigen, gegen welche sein Zorn entbrannt war, verzehrten natürlich ihre Ersparnisse auf dem schwedischen Boden; die andern aber, gegen die der Angriff mit etwas besserem Grunde gerichtet werden konnte, waren abwesende Actionäre, an die man wenig hierbei dachte, und die so dem öffentlichen Unwillen entgingen. Um der dadurch entstandenen Gährung zu steuern, ließen die Directoren öffentlich bekannt machen, daß wenigstens zwei Drittel der Seeleute an Bord der Schiffe geborene Schweden sein müßten. Da diesem Befehl, weil es hierzu an tauglichen Eingeborenen fehlte, nicht nachzukommen war, so ward das gemeine Volk, woraus hauptsächlich die Unzufriedenen bestanden, bald die Thorheit seines Geschreies inne, und sah ein, daß die Compagnie bloß gethan hatte, was die Umstände rechtfertigten und wozu die ihr ertheilte Freiheit das Recht gab, und daß keine unpassende Vorliebe für Ausländer dabei im Spiele war.

Im Jahre 1746 ward der Freibrief der Gesellschaft bis zum Jahre 1766 und später auf weitere Termine verlängert.

Der schwedische Haupthandel wurde mit China getrieben. Da die übrigen europäischen Seemächte den Handel mit diesem und den andern ostwärts von demselben gelegenen Reichen mehr als Nebensache betrachteten, so ist hierin der Grund zu suchen, daß die Schweden durch keine Handlung der Eifersucht von Seiten derselben dabei belästigt wurden. Vier Fünftel ihrer Einfuhr von da bestanden in Thee, der nach dem Continente und nach Großbritanien, nach letzterem Lande auf dem Schmuggelwege, ausgeführt wurde.

Die Preußen in Indien.

Das erste Auftreten der Preußen in Indien hängt mit der glorreichen Regierungs-Epoche Friedrichs des Großen zusammen.

Nachdem derselbe sein Reich vergrößert und seine Herrschaft gesichert hatte, machte er es sich zur Aufgabe, sein Volk zu bereichern, wozu ihm der Erwerb

von Ost-Friesland im Jahre 1744 die erwünschte Gelegenheit bot. In dieser Provinz lag die Stadt und der einzige in seinem Staate befindliche Hafen Embden, und diesen wollte er zum Sitz eines blühenden Handels mit Indien machen. Embden ist die Hauptstadt der kleinen Provinz Ost-Friesland und liegt am Ausflusse der Ems in die Nordsee; gegenwärtig gehört es zum Königreiche Hannover. Vor drei Jahrhunderten zählte man es zu den besten Häfen Europas; als Antwerpen seine Bedeutung verlor, hatten es die Engländer zum Mittelpunkte ihrer Verbindungen mit dem Continente gemacht. Lange, aber vergebens, hatten die Holländer nach seinem Besitze gestrebt, und endlich hatte es ihre Eifersucht in dem Grade erregt, daß sie den Hafen zu verschütten suchten. Embden vereinigt alle Erfordernisse eines Hafenplatzes erster Größe. Hierher verlegte nun Friedrich der Große den Sitz einer von ihm mit Freibrief versehenen ostindischen Gesellschaft. Der Schutz, der ihr auf solche Weise von einem so berühmten und gefürchteten Fürsten gewährt ward, brachte schnell eine Vereinigung von Männern zu Stande, die Mittel genug besaßen und bereit waren, sie zu diesem Zwecke zu verwenden. Es waren dieß meist Engländer, Holländer und Franzosen, die trotz den Verboten, welche ihre heimischen Regierungen gegen alle Betheiligung an solchen fremden Unternehmungen erlassen hatten, hierzu zusammentraten.

Die neue preußische Compagnie erhielt unter dem Titel: Asiatische Gesellschaft, am 11. September 1750 für einen Zeitraum von 50 Jahren Corporationsrechte. Alle Waaren, die sie aus Asien einführe und wieder in's Ausland ausführe, sollten, wie alle Artikel, die auf dem königlichen Gebiete zur Ausfuhr erzeugt würden, zollfrei sein. Ausländer, die sich betheiligten, sollten alle Rechte preußischer Bürger erhalten, Adelige betheiligt sein dürfen, ohne ihren Rang dabei zu verlieren. Alle fremden Gebietstheile, die die Gesellschaft eroberte, sollten ihr Eigenthum werden u. s. w.

Im Laufe von vier oder fünf Jahren sandte die Compagnie sechs Schiffe nach China ab; allein dieselbe muß nothwendig ganz ungeeignete Personen als ihre Agenten verwendet haben, denn während alle andern Europäer in jenen Tagen sich im Orient bereicherten, machte die preußische Gesellschaft allein schlechte Geschäfte. Als sie im Jahre 1756, wo der Krieg ihre Operationen unterbrach, ihren Gewinn überschlug, betrug derselbe ein halbes Prozent per Jahr!

Am 1. Januar 1753 genehmigte der König mit ausgedehnten Vorrechten eine zweite Gesellschaft, deren Sitz ebenfalls Embden sein sollte, für

den Handel nach Bengalen und die daran gränzenden Länder, während eines Zeitraums von zwanzig Jahren und mit dem Rechte, jede beliebige Anzahl Schiffe dahin abrichten zu dürfen.

Das Geschäftskapital sollte Eine Million Brandenburgische Kronen, in Antheilen von je 500 betragen. Allein die Gesellschaft kam nicht zu Stande; einige wenige Personen erhielten mit des Königs Genehmigung den Freibrief, und eröffneten in den größeren Städten Preußens Zeichnungen. Man beabsichtigte, mit einem oder zwei Schiffen eine Versuchsreise nach Bengalen zu machen, sobald das hierzu nöthige Kapital gezeichnet wäre.

Endlich nach langer Zögerung ward ein Schiff nach Bengalen abgesandt und eine Factorei daselbst errichtet. Das Schiff ging im Jahre 1756 auf dem Ganges verloren. Im Jahre 1761 lief das zweite mit der Bestimmung aus, das erste zu suchen, jedoch ohne Erfolg; da dadurch sich ein Verlust herausstellte, so ward der Handel nach diesem Theile von Asien aufgegeben. Die asiatische Gesellschaft fuhr zwar fort, in kleinerem Maßstabe den Handel nach China zu betreiben; allein Embden fiel bald darauf an Hannover zurück, und Preußen war somit nicht weiter an dem Handel dieser Hafenstadt betheiligt.

Die kaiserliche Triester-Compagnie.

Diese Compagnie verdankt ihren Ursprung einem Engländer, Namens Wilhelm Bolts, der, nach mehrjährigem Dienste in Indien von der englisch-ostindischen Compagnie aus demselben entlassen, sich in den der Maria Theresia, Kaiserin von Oesterreich, begab und sich in ihren Staaten naturalisiren ließ. Zum Beweise seiner Erkenntlichkeit für diese Aufnahme legte er ihr den Plan einer Gesellschaft vor, welche den Handel mit Afrika und Ostindien von einem ihrer Häfen am adriatischen Meere aus betreiben sollte. Dadurch sollte den Tractaten begegnet werden, welche einen solchen Handel von den österreichischen Niederlanden aus untersagten. Um dieß in's Leben zu rufen, ersuchte er die Kaiserin, ihm aus den kaiserlichen Werkstätten und Magazinen Metalle, Kanonen und Handwaffen zum Kostenbetrage von 180,000 fl., zahlbar in einem Termine von zwei Jahren, zu überlassen.

Seine Idee ward beifällig aufgenommen und ihm unter dem 5. Juni 1775 ein Freibrief verliehen, der ihn für die Dauer von zehn Jahren ermächtigte, diesen Handel auf Schiffen unter kaiserlicher Flagge von den österreichisch-adriatischen Häfen aus mit Persien, Indien, China und Afrika zu betreiben; Negersklaven aus Afrika nach Amerika zu führen, Schiffe für Rechnung Auswärtiger nach kaiserlichen oder fremden Häfen zu befrachten, die keiner Wegnahme unterworfen sein sollten, selbst wenn die Güter solchen Nationalen gehörten, die sich mit Oesterreich im Kriege befänden; in der Kaiserin Namen Besitz von einem Gebiet zu ergreifen, das er von den Fürsten Indiens zu erwerben in den Fall komme. Der Freibrief bedung ferner, daß ihm gehörige Schiffe zu jeder Kriegs- oder Friedenszeit vor jeder Wegnahme oder Verwendung zu andern Zwecken verschont bleiben sollten; Schiffspässe seien ihm auszustellen und er offiziell in Schutz zu nehmen, sobald er angegriffen oder sonst belästigt würde.

Bolts nahm das Handlungshaus Carl Proli u. Comp. zu Antwerpen als Mit-Gesellschafter für ein Drittel seiner Geschäfte an. Es wurde zwischen ihnen festgesetzt, daß zwei Schiffe zu Leghorn und Triest befrachtet werden sollten, die Bolts zum Zwecke der Gründung von Factoreien und zur Eröffnung von Geschäftsverbindungen nach Indien zu begleiten habe. Sein Freibrief habe indessen in den Händen seiner Mit-Gesellschafter zu verbleiben, welche letztere ein Lager von indischen Waaren zu Triest zu eröffnen hätten. Bolts begab sich hierauf nach London und kaufte daselbst ein Schiff. Nachdem er sich auf demselben eingeschifft hatte, setzte er den englischen Capitän desselben ab, steckte die kaiserliche Flagge auf und segelte damit nach Lissabon. Dort wurde sein Schiffsvolk von einer englischen Fregatte aufgegriffen, um nach England zurückgebracht zu werden. Dadurch jedoch nicht entmuthigt, nahm er anderes, aus Italienern bestehend, in Sold, kam damit zu Leghorn an, und ging von letzterem Hafen aus nach Indien unter See. Nachdem er drei Factoreien, die eine an der Küste von Malabar, die andere auf den Nicobaren und eine dritte zu Delagoa, an der Küste von Afrika, gegründet hatte, kehrte er mit drei Schiffen im Mai 1781 nach Leghorn zurück.

Der Erfolg dieser Reise gefiel dem Großherzoge von Toscana in dem Grade, daß er Bolts einen Freibrief ausstellen ließ, der ihm den ausschließlichen Handel zwischen Toskana und allen, jenseits der Cap-Verdischen Inseln gelegenen Inseln einräumte. Derselbe sollte mit zwei Schiffen unter toskanischer Flagge betrieben werden.

Da Bolts soweit vom Glücke begünstigt war und die Gunst zweier Fürsten genoß, so schien er ein gemachter Mann zu sein; allein dem war nicht also. Bolts hatte sich in Schulden begeben und seine Gläubiger benützten seine besseren Glücksumstände, um solche mit Strenge von ihm einzutreiben. Derselbe mußte diesen Gläubigern seine beiden Freibriefe, den österreichischen und den toskanischen, abtreten, und daraufhin sollte nun eine Actiengesellschaft mit einem Kapital von zwei Millionen Gulden mit dem Titel: Kaiserliche Triester-Compagnie für den Handel nach Asien, gegründet werden. In einer Versammlung der Betheiligten, welche im September 1781 stattfand, ward beschlossen, sechs Schiffe auszusenden, zwei an die Nordküste von Afrika, zwei nach China und Indien und zwei auf den Wallfischfang in den Nordmeeren.

Im November 1786 rüstete Bolts für seine eigene Rechnung ein großes Schiff nach der Nordwestküste von Amerika aus, um daselbst den vor Kurzem eröffneten Pelzhandel zu betreiben und die Ladung nach China zu verbringen. Seine Absicht war, das Cap Horn zu umsegeln, in Nootka die Pelzwaaren einzuladen und sie nach China zu verschiffen. Von da aus sollte das Schiff das Cap der guten Hoffnung umsegeln, und so die erste Weltumsegelungsreise unter österreichischer Flagge beenden. So wie er dieß einleitete, schien der Erfolg gesichert. Allein alle Anstrengungen Bolts scheiterten an den Intriguen seiner Mitdirectoren, in deren Folge, wie wenigstens er behauptete, er seinen Plan fallen lassen und seinem Schiffe eine andere Richtung geben mußte.

Seine Mitdirectoren waren mittlerweile für Rechnung der Gesellschaft nicht unthätig geblieben. Sie rühmten sich, sechs Millionen Gulden Gesellschaftskapital zu ihrer Verfügung und sechs Schiffe unter österreichischer Flagge auf den Meeren zu haben; allein ihre Zuversicht wich bald auf die Nachricht, daß die Portugiesen ihre Factorei Delagoa unter dem Vorgeben, sie selbst besäßen daselbst ein ausschließliches Besitzrecht, zerstört hätten. Fünf Schiffe der Gesellschaft langten indeß zu Ostende, das der Kaiser zum Freihafen erhoben hatte, an. Sie überbrachten zwar neben andern Gütern 3½ Millionen Pfund Thee; allein der Gewinn, der aus dieser Ladung entstand, ward durch den Verlust des Schiffes: der kaiserliche Adler, welches die Gläubiger der Gesellschaft mit Arrest belegt hatten, mehr als aufgewogen. Im darauf folgenden Jahre wurde die Gesellschaft sogar für die Summe von zehn Millionen bankerott erklärt.

Die Gesellschaft hatte von der Eifersucht der andern europäischen

Nationen niemals etwas zu leiden, außer von dem kleinen Königreiche Portugal; nach aller menschlichen Berechnung hätte auch ihr Erfolg ein glänzender sein können, hätten nicht die Mißverhältnisse, welche zwischen Volks und seinen Mit-Gesellschaftern bestunden, und die Unverträglichkeit des erstern störend eingegriffen.

Die Spanier in Indien.

Die letzte der europäischen Nationen, welche Handelsverbindungen mit Indien eröffneten, war die spanische, obgleich die Spanier die ersten nach den Portugiesen waren, welche das stille Meer und den indischen Ocean beschifften.

Während die Portugiesen im 15. Jahrhundert mit großer Thatkraft ihre Entdeckungen verfolgten, ihren Handel ausbreiteten und ihre Macht im Orient begründeten, sammelten die Spanier mit gleicher Thätigkeit und gleichem Erfolg unendliche Schätze im Westen, da Columbus den von ihm entdeckten Theil des westlichen Continents den spanischen Besitzungen einverleibt hatte. Es gab damals keinen Staat, der fähig gewesen wäre, ihnen die Oberherrschaft, welche sie über das große See- und Landgebiet ausübten, streitig zu machen; auch war es damals nicht vorauszusehen, daß diese glänzenden Besitzthümer ihnen durch die sonst so trägen Sumpfbewohner der Niederlande oder die Inselbewohner des Westens entrissen werden könnten. Als vollends der Pabst in dem Vollgefühl seiner geistlichen Würde den Spruch that, daß ein Meridian, den man von Norden nach Süden 370 Meilen westlich von den cap-verdischen Inseln ziehe, die Gränzlinie zwischen den beiden Reichen und ihrem Rechte weiterer Entdeckungen zur See bilden sollte, dachte Niemand entfernt daran, daß irgend ein Sohn der Mutterkirche einem so heiligen Gebote zuwiderzuhandeln wagen werde.

Mehrere Jahre verflossen seit der Entdeckung Amerikas, bis ein Versuch gemacht wurde, den Ocean zu erforschen, der, wie man annahm, sich weit westwärts erstrecke. Vasco Nunez de Balboa, ein spanischer Abenteurer, war, geführt von einigen Indianern, der erste Europäer, dem es vergönnt wurde, einen Blick auf das weite Seegebiet zu werfen, das sich in jener Richtung ausdehnte. Dieß geschah im Jahre 1513. Der spa-

nische Hof sandte im Jahre 1515 den Juan Diaz de Solis, der vordem längs der Küste von Brasilien gefahren war, ab, um längs der südlichen Küste, welche kurz vorher entdeckt worden war, einen Weg nach der Südsee und nach Indien zu suchen; allein dieser Zug schlug fehl: in einer Fehde mit Indianern, die am Rio de la Plata wohnten, wurden viele seines Gefolges erschlagen und der Rest kehrte nach Spanien zurück.

Es ward nun ein zweiter Versuch gemacht, um Indien von einer spanischen Niederlassung der Südküste von Mexiko aus zu erreichen. Man rüstete Schiffe zu diesem Zwecke aus; allein unglücklicherweise wurde das Holz, was man zu ihrem Baue verwandte, so wurmstichig, daß sie in wenigen Wochen nicht mehr seetüchtig waren, und so endete auch diese Unternehmung.

Dieß mit Erfolg in's Werk zu setzen, war dem Fernando de Magelhanes vorbehalten. Trotz dem neulichen Spruche des Pabstes war die Gränzlinie nicht so bestimmt gezogen, um alle Ursache zum Streite abzuschneiden. Das glänzende Reich, das dem Könige Manuel von Portugal zugefallen war, reizte die Eifersucht seines Bruders Ferdinand von Castilien, und er machte vergebliche Versuche, ebenfalls einen Antheil daran zu bekommen. Nach dem Tode Manuels floh ein mißvergnügter Portugiese, der unter ihm in Aethiopien und Indien mit Auszeichnung gedient hatte, aber sich — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — darüber beklagte, daß die Belohnungen des Königs mit den ausgestandenen Gefahren und errungenen Vortheilen außer Verhältniß gestanden wären, an den Hof von Castilien, und überzeugte den daselbst herrschenden Carl V. von Oesterreich mit leichter Mühe, daß in Folge der von dem Pabste gezogenen Gränzlinie die Molukken geographisch genommen Spanien gehörten. Auch zeigte er, um auf dieselben zu gelangen, eine kürzere Straße, als die bisherige, an, nämlich über Brasilien. Im August 1519 segelte er mit fünf Schiffen und dem unbedingten Oberbefehl über die gesammte Bemannung dahin ab. Indem er die Richtung nach den canarischen Inseln einschlug, umfuhr er das Cap Verde an den Inseln gleichen Namens und gelangte muthig in das Gebiet des westlichen Oceans. Längs der brasilianischen Ufer hinsteuernd schreckten ihn keine Gefahren ungewisser Tiefen, kein Kampf der Elemente, keine Unbotmäßigkeit seines Schiffsvolks, noch der Anblick patagonischer Wilden, deren hohe Statur und schreckhaftes Aeußere die Angst, welche sein Gefolge hegte, noch übertrieb. Seine Reise ging durch das Land der Riesen; im September 1520 kam er aber

Bayerische
Staatsbibliothek
München

SUTTEE

ODER VERBRENNUNG INDISCHER FRAUEN

Jungfrauen be=
)urch, wo ſein
) geworden iſt.
s romantiſchem
Meilen langen
Leben in einem
ſich unbedacht=
efehligten ſechs
am daſelbſt im
ſ den Molukken
nden von allen
)er gnten Hoff=
mſegler zu ſein.
:n, ſo hätte ihm
Handel mit den
t ihm aber der
ißerordentlichſte
iſft hat.
ng dieſer neuen
ıd den endloſen
ı Carl V., der
chen niederlän=
war, beſaß zu
einſchüchtern zu
te Spanien auf
n; allein aus=
Zurückzahlung
am 22. April

n Handel nach
ı Spanien un=
einigt wurden,
)aniſcher Ober=
nder ausgeſetzt,
befanden. Die
den Molukken

SUTTI

DEER VERBRENNUNG INDISCHER FRAUEN

an dem Vorgebirge an, das er nach den 11,000 heiligen Jungfrauen benannte, und von da durch die gefährliche Meerenge hindurch, wo sein Name durch die dabei ausgestandenen Mühsale unsterblich geworden ist. Endlich, nachdem er eine Reihe von Gefahren, von mehr als romantischem Interesse, bestanden hatte, erreichte er nach einer 1500 Meilen langen Fahrt die Philippinen. Hier verlor er sein werthvolles Leben in einem Kampfe zwischen zwei eingeborenen Häuptlingen, an dem er sich unbedachtsamerweise betheiligt hatte. Nur eines der von ihm befehligten sechs Schiffe — die Victoria — gelangte nach Spanien; sie kam daselbst im September 1522 mit einer Ladung Gewürze an, die sie auf den Molukken eingenommen hatte, und mit blos 18 Mann als Ueberlebenden von allen den Kämpfen und Reisen. Da dieselben über das Cap der guten Hoffnung zurückkehrten, genossen sie die Ehre, die ersten Weltumsegler zu sein. Wäre es Magalhanes vergönnt gewesen, selbst zurückzukehren, so hätte ihm für den Zeitraum von zehn Jahren der ausschließliche Handel mit den von ihm entdeckten Gegenden zugestanden. Stets gebührt ihm aber der Ruhm, der unerschrockenste und in vielen Beziehungen außerordentlichste Mann gewesen zu sein, der jemals unbekannte Seeen beschifft hat.

Die Portugiesen waren unangenehm von der Entdeckung dieser neuen Straße nach Asien, der Besitzergreifung der Molukken und den endlosen Ansprüchen, die sie sich daran reihen sahen, berührt; allein Carl V., der nicht nur König von Spanien und Souverän der 17 reichen niederländischen Provinzen, sondern auch Kaiser von Deutschland war, besaß zu große Macht, um sich durch Drohungen irgend einer Art einschüchtern zu lassen. Um den Preis von 350,000 Golddukaten verzichtete Spanien auf das Recht, ferner nach diesen Gegenden Handel zu treiben; allein ausdrücklich ward von ihm bedungen, daß es dasselbe durch Zurückzahlung dieser Summe wieder erwerben könne. Es ist dieß der am 22. April 1529 zu Saragossa abgeschlossene Vertrag.

Durch diesen Vertrag sicherten sich die Portugiesen den Handel nach den Molukken oder Gewürzinseln, für die Zeit, als sie von Spanien unabhängig sein würden. Als beide Königreiche später vereinigt wurden, waren die portugiesischen Colonien, als nunmehr unter spanischer Oberhoheit stehend, den Feindseligkeiten der Holländer und Engländer ausgesetzt, welche beide Mächte sich mit der letztern Macht im Kriege befanden. Die Portugiesen wurden im Beginn des 17. Jahrhunderts von den Molukken vertrieben.

Später wurden noch mehrmals Versuche gemacht, um einen kürzeren Weg dahin zu entdecken, als durch die magellanische Straße, allein ohne Erfolg; die Spanier mußten sich daher damit begnügen, den Handel mit den Gewürzinseln von ihren letzten Niederlassungen an den westlichen Küsten von Amerika zu betreiben. Die Waaren des Westens und Ostens wurden zu Land über den Isthmus von Panama verbracht.

Im Jahre 1564 brachte Miguel Lopez de Legaspi die Philippinen unter die Herrschaft von Spanien. Auf der Insel Zebu gründete er eine von ihm San Miguel genannte Stadt und auf der Insel Leuconia die Stadt Manilla, die die Hauptstadt der spanischen Besitzungen in den östlichen Meeren werden sollte, und sich durch den Handel mit Amerika, China und andern reichen Ländern und Inseln sehr bereicherte. Die Spanier hießen sie daher nur die Perle des Ostens.

Der meiste Handel Manillas wird mit Acapulco in Mexiko betrieben, vermittelst Schiffen, die man jährlich dahin sendet und Gallionen heißt. Der Ursprung dieses Handels ist merkwürdig und verdient daher eine kurze Erwähnung. Macpherson erzählt ihn auf folgende Weise: Die Missionäre, welche Philipp II. in seinem Eifer für die Verbreitung der katholischen Religion zur Bekehrung der Eingeborenen der Philippinen ausgesandt hatte, stellten ihm vor, daß ihnen der Mangel von Mehl und Wein nicht erlaube, die Messe zu celebriren; sie baten daher dringend, daß man ihnen diese nothwendigen Gegenstände von Acapulco, dem nächsten Hafen, den Spanien auf dem Continent von Amerika besäße, verschaffe. Trotz dem Widerstande, den ihm hierin der Rath von Indien entgegensetzte, genehmigte der König die Gesuche der Missionäre und befahl dem Vicekönig von Mexiko, alljährlich ein mit Mehl und Wein beladenes Schiff nach Manilla zu senden, wobei jedoch streng geboten wurde, daß keine andere Waare irgend einer Art nach Manilla oder von daher verbracht werden dürfe. Nachdem die Einfuhr von Mehl und Wein nach dem Befehle des Königs mehrere Jahre bestanden hatte, kamen die Vicekönige von Mexiko und Manilla unter sich überein, daß die jährliche Schiffssendung, statt ganz leer nach Acapulco zurückzukehren, chinesische und indische Seiden- und Baumwollenwaaren dahin verbringen solle, um für ihre gemeinschaftliche Rechnung verkauft zu werden. Als die Thatkraft der spanischen Regierung erlahmte, die Wachsamkeit der Rathskammer für Indien abnahm, letztere sich vielleicht auch den Vicekönigen gefälliger erwies, ward dieser Handel mit orientalischen Produkten nach Acapulco in dem

Maaße getrieben, daß zwei Schiffe von 1500—1800 Tonnen Ladungsfähigkeit dazu verwendet wurden. Dieselben brachten jährlich Ladungen dahin von reichen Stoffen aller Art, chinesischen, den französischen nachgemachten Leinenwaaren, Diamanten, Perlen, Specereien, Droguerien, Thee, Porzellan u. s. w., wie solche für den Bedarf der großen mexikanischen Provinz hinreichten. Die Gegensendungen bestanden in Cochenille, Conditor- und Krämereiwaaren aller Art, Mehl und Wein, letzteren beiden als Hauptartikeln; die Hauptladung bestand jedoch stets in Silber zum Belauf von 5 oder 6 Millionen Dollars. An diesem Handel, den die beiden Vicekönige zu ihrem Privatvortheile begonnen hatten, scheinen, als solcher zunahm, die übrigen Bewohner der beiden Ländergebiete Theil genommen zu haben, und zwar in dem Grade, daß dadurch, daß die Colonisten mit einer unzähligen Menge Waaren versehen wurden, welche, weil ganz besonders billig und zum großen Theil auch sehr schön, die damit wetteifernden Produkte der europäischen Fabriken zum großen Theil unverkäuflich machten, die Einkünfte des Königreichs Spanien beeinträchtigt wurden; nicht allein dadurch, daß diesem die Ausfuhrzölle auf alle derartige Waaren entgingen, sondern auch, weil es auf diese Weise seinen Antheil an dem Silber einbüßte, das nun über Manilla nach China und Indien seinen Abzug fand.

Aus diesem Grunde ward von der spanischen Regierung oft in Erwägung gezogen, ob es nicht vortheilhafter für das Mutterland sei, den Besitz der Philippinen gänzlich aufzugeben. Sie entschloß sich denn endlich (1720) dazu, den Colonien den Bezug chinesischer und indischer Produkte gänzlich zu verbieten; allein im Jahre 1734 ward diese gehässige Maßregel wieder aufgehoben.

Bis dahin hatte von Spanien aus kein directer Handel mit Indien stattgefunden, wenn man den Zwischenraum von 1580 bis 1640 ausnimmt, während welcher Zeit Portugal den spanischen Besitzungen einverleibt war. Der Friede von Münster vom Jahre 1648 verbot ihn allerdings; denn es war darin zwischen dem Könige von Spanien und den Generalstaaten bedungen, daß keiner der beiden Theile den ostindischen Handel fortan in anderer Weise als bisher betreiben dürfe, nämlich die Holländer sollten allein auf dem Wege des Caps der guten Hoffnung, die Spanier von ihren amerikanischen Colonien dahin segeln dürfen. Spanien erfüllte getreulich diesen Vertrag, und machte keinen Versuch, denselben zu verletzen, außer im Jahre 1733, wo dem Don Emanuel de Arriaga und seinen

Genossen unter dem Namen: die königliche Compagnie für den Handel nach den Philippinen, ein Freibrief verliehen ward. Durch denselben erlangten sie für den Zeitraum von 20 Jahren das ausschließliche Recht, an der West- und Ostküste von Afrika, wie nach allen, jenseits des Caps der guten Hoffnung gelegenen Ländern Handel treiben zu dürfen. Sie sollten die königliche Flagge auf allen ihren Schiffen aufhissen dürfen und dieselben, ebenso wie alle Schiffe der königlichen Marine, von allen Zöllen befreit sein; ihre Offiziere den gleichen Rang einnehmen, wie die königlichen. Ebenso sollten sie die zollfreie Ausfuhr von Silber und Gold in Barren genießen. Vermuthlich ist diese Gesellschaft jedoch an dem Ausbleiben der Gallionen und an den Intriguen, welche die chinesischen Kaufleute auf den Philippinen spielten, gescheitert.

Dreißig Jahre verflossen, ohne daß die Compagnie weitere Anstrengungen machte, bis endlich im Jahre 1764 der Buen Consejo, ein königliches Schiff, von Cadiz aus absegelte und um das Cap der guten Hoffnung nach Manilla gelangte, von wo es im Jahre 1766 mit einer Ladung orientalischer Waaren wieder nach Spanien zurückkam. Dreizehn weitere Reisen erfolgten nun auf demselben Wege; die letzte im Jahre 1784.

Im Jahre 1785 kam eine neue königliche Compagnie für den Handel nach den Philippinen zu Stande. In einem Paragraphen des betreffenden Freibriefes war den Bewohnern dieser Inseln, sowohl Spaniern als Indiern, eine gewisse Betheiligung zugestanden; auch sollten denselben gewisse Handelsvortheile aus demselben zu Gute kommen.

Allein das Volk von Manilla war keineswegs mit den dadurch eingeräumten Vortheilen zufrieden, sondern that alles, was in seinen Kräften stand, um den Handel der Compagnie zu benachtheiligen und in Mißkredit zu bringen. Die unfreundliche Aufnahme, welche die Agenten der Compagnie auf Manilla fanden, entmuthigte sie jedoch keineswegs in ihren Anstrengungen. Letztere wurden vielmehr dahin gerichtet, die Eingeborenen auf den Anbau von Indigo, Baumwolle, Pfeffer und Seide hinzuweisen und die Philippinen zu Stapelplätzen für diese Artikel zu machen.

Im Jahre 1789 ward den Schiffen aller europäischen Nationen das Recht verliehen, jede Art von asiatischen Waaren, mit Ausschluß aller europäischen, nach Manilla zu verbringen und dagegen die Waaren von Spanien, Spanisch-Amerika und den Philippinen, oder jede andere von der Compagnie eingeführte Waare als Rückfracht zu nehmen. Diese Erlaubniß sollte für den Zeitraum von drei Jahren gültig sein.

Allein mit allen diesen außerordentlichen Vorrechten und einer so breiten Handelsbasis that die Compagnie nur wenig Entsprechendes. Der Handel litt um jene Zeit unter dem Ausbruch der ersten französischen Revolution große Noth; gleichwohl konnte die königlich spanische Compagnie damals ihren Actionären eine Dividende von 5—7 Prozent vergüten und alle die Summen zurückzahlen, welche sie entlehnt hatte.

Englisches Hinterindien.

Unter obiger Benennung begreifen wir die englischen Besitzungen Arrakan, Pegu, Tenesserim, die Provinz Wellesley und einzelne Theile der Halbinsel von Malakka.

Als es den Portugiesen im Anfang des 16. Jahrhunderts gelang, sich zu Herren der Halbinsel von Malakka zu machen, befanden sich die Länderstriche, welche zwischen dem Meerbusen von Bengalen und Annam liegen, im Besitz von vier mächtigen Staaten, die seitdem unter den Namen Arrakan, Ava, Pegu und Siam bekannt geworden sind. Ihre Geschichtsschreiber melden, daß die Birmanen, welche anfänglich dem Kaiser von Pegu unterworfen gewesen seien, sich kurz vor dem Zeitpunkte, der die Portugiesen nach Indien führte, in den Besitz von Ava gesetzt hätten; dieselben Birmanen hätten dann in ihren späteren Kriegen gegen Pegu die Unterstützung der Portugiesen gefunden.

Die neuesten Erwerbungen, welche die Engländer in Hinterindien machten, bestehen hauptsächlich aus den Provinzen, welche ihnen die Birmanen in dem Friedensschlusse von Yandabo (1826) abtraten. Die Provinz Wellesley, welche gegenüber Pulo-Penang, am äußersten Ende der Halbinsel von Malakka, liegt, kam schon im Jahre 1800 unter englische Herrschaft, erlangte aber erst später durch die auf die Kultur ihres Bodens verwandten Anstrengungen einige Bedeutung.

Man schätzt den Umfang der Gebiete, welche den Engländern von den Birmanen abgetreten wurden, auf 48,800 (englische) Quadratmeilen; derselbe vertheilt sich unter die Provinzen Arrakan, einen Theil von Martaban, der heut zu Tage unter dem Namen Amherst bekannt ist, und die Provinzen von Tenesserim.

Arrakan ist von Ava und Pegu durch eine Kette von Bergen getrennt,

die von Norden nach Süden laufen; im Süden und Westen gränzt dasselbe hauptsächlich an den Meerbusen von Bengalen.

Arrakan ist eines der ungesundesten Länder des Orients, was alle Diejenigen, welche nach einander Besitz davon ergriffen, zu ihrem großen Nachtheil erfahren haben. Man zählt dort höchstens fünf trockene Monate im Jahre. Die Temperatur ist daselbst gemäßigt. Das Ungesunde seines Climas rührt nicht von der Ausdehnung seiner Waldungen und Moräste, sondern von den daselbst herrschenden Winden und den hohen Bergketten her, welche das Land einfassen und die freie Luftströmung verhindern. Seitdem die Engländer Besitz von dem Lande ergriffen haben, sind dessen Ackerbau und Handel auf eine hohe Stufe gehoben worden. In dieser Beziehung hat die heilsamste Veränderung im Vergleiche zu dem Zustande, in dem sich das Land zur Zeit der Herrschaft der Birmanen befand, stattgefunden.

Die Jahrbücher der Arrakanesen erzählen, daß, als Buddha Godama das Land besuchte, er den Namen Dhagnyawati, welchen ihm frühere Buddhas gegeben hatten, wegen seiner großen Fruchtbarkeit bestätigte. Die Arrakanesen haben stets eine große Bewunderung für ihr Heimathland an den Tag gelegt, mag dieselbe nun in unbedingtem Vertrauen in den Schutz Godamas, oder in schwärmerischer Liebe zu ihrem Vaterlande ihren Grund haben. Diejenigen, welche der Schrecken des birmanischen Einfalls gezwungen hatte, Schutz auf dem Gebiete der Engländer zu suchen, sprachen stets mit großem Schmerze von ihrem schönen Lande, dieser fruchtbaren Erde, welche hundertfache Ernten liefere, den schweren Reishalmen, welche sie hervorbringe, der entzückenden Natur, welche dort herrsche; sie schwärmten von dem Ruhme und Glanze ihrer alten Könige, wie auch der Pracht ihrer Hauptstadt, den stolzen, daselbst befindlichen Tempeln und namentlich dem berühmten Bilde des Gottmenschen!

Die Arrakanesen gehören demselben Volksstamme mit den Birmanen an; die Birmanen selbst leiten ihre Abstammung von Arrakan ab. Die zwei Völker haben dieselben Sitten, Sprache, staatliche Einrichtungen und Religion; allein die Arrakanesen haben durch ihre Vermischung mit den Einwohnern von Bengalen und andern Fremden ihre frühere Eigenthümlichkeit verloren. Die Bevölkerung ist eine außerordentlich schwache (ungefähr sieben Einwohner auf die Quadratmeile).

Unverkennbaren Spuren zufolge, die man heute noch in verschiedenen Theilen Arrakans findet, hat dieses Volk in früheren Zeiten eine wichtige

Rolle in Hinterindien gespielt. Man stößt auf häufige Spuren einer vordem sehr zahlreichen Bevölkerung, einer ehemals blühend gewesenen Civilisation. Große Wasserbehälter, aus behauenen Steinen erbaute Mauern, Tempel und andere Gebäude, deren jetzige Trümmer Zeugniß von ihrer ehemaligen Größe ablegen, liefern den Beweis, daß Arrakan einst ein mächtiges Reich gewesen ist. Die Beschaffenheit des Landes selbst, das auf der einen Seite von einer fast unersteiglichen Bergkette, auf der andern vom Meere und künstlichen Ueberschwemmungen beschützt ist, machte es unter einem kräftigen Herrscher seinen Nachbarn gefürchtet. Ein portugiesischer Reisender, der dasselbe zwischen 1566 und 1570 besuchte, erwähnt der damaligen Macht dieses Landes. Endlich wurde es von den Birmanen erobert, gegen deren Herrschaft jedoch zu verschiedenen Zeiten Auflehnungen stattfanden, bis die Arrakanesen 1784 vollständig von denselben unterjocht wurden. — Die Hauptstadt Akyab spielt eine nicht unbedeutende Rolle im Handel.

Die übrigen Erwerbungen der Engländer sind weit ausgedehnter als Arrakan und besitzen auch einen viel größeren Werth, als dieses. Die Provinz Martaban, die heute in zwei fast gleichen Theilen von den Engländern und Birmanen besessen wird, ist von Natur ebenfalls sehr fruchtbar, und bringt Reis, wie andere Fruchtgattungen im Ueberfluß hervor. Seine Hauptstadt ist Maulmein.

Alle diese Provinzen: Arrakan, Martaban, Tenesserim, Pegu, sind von den verschiedenartigsten Stämmen bewohnt; unter ihnen zeichnen sich die Chinesen durch ihre Thätigkeit, durch ihren Verstand, ihre Gewerbsamkeit und ihren verhältnißmäßig großen Wohlstand aus.

Die Birmanen, welche in der Provinz Tenesserim wohnen, fügen sich willig unter die Herrschaft der Engländer; allein stets betrachten sie den Herrscher von Ava als das Haupt ihrer Religion; nach Godama nimmt die königliche Familie in ihren Augen den ersten Rang in der Welt ein. Da ihre Erinnerungen und ihre angestammten Sitten sie stets mit ihrem ursprünglichen Vaterlande verknüpfen, so nehmen sie den lebhaftesten Antheil an allen Ereignissen, die im Reiche Ava stattfinden oder sich darin vorbereiten. Die Gebräuche der Birmanen sind für sie ein Gegenstand der tiefsten Verehrung; und die gegenwärtig auf dem Throne dieses Landes befindliche Familie darf sich, trotzdem sie dieselben nicht mehr zu ihren Unterthanen zählt, ihrer innigsten Anhänglichkeit versichert halten. Im Allgemeinen verknüpft jedoch den Birmanen mit seinem Heimathlande mehr ein natürliches, als ein moralisches Band. Der Anblick dieses

Landes, die Lebensweise seiner Bewohner, die Gleichförmigkeit der häuslichen Beschäftigungen machen diesen Reiz für den Birmanen aus. Da, wo man seine Sprache spricht, wo er etwas findet, worin die Eigenthümlichkeit seines Volksstammes besteht, ist des Birmanen Vaterland. Auf diese Weise ist er von den Küsten Tenesserims an bis an die Gränzen von China stets zu Hause; so lange er von denselben physischen Umständen sich umgeben weiß, so lange sein Geist dieselben materiellen Beziehungen, dieselben Harmonien, dieselben Contraste wiederfindet und er ungehindert und leicht seine Empfindungen und Ideen mittheilen kann, ist er glücklich!

Ein amerikanischer Missionär, der lange Jahre unter den Birmanen zubrachte, entwirft von ihrem Volkscharakter ein ziemlich vortheilhaftes Bild. Die Birmanen verkehren höflich unter einander, und gerathen sehr selten in Streit. Der Masse nach sind sie nicht, wie die Chinesen, Sklaven der Etiquette, und von Natur aus voller Aufmerksamkeit unter sich und gegen Fremde; man kann sogar sagen, daß, so lange sie ihrem angeborenen Charakterzuge folgen, sie menschlich, liebreich und gastfreundlich handeln. Will man gerecht sein, so muß man zugeben, daß die buddhistischen Institutionen diesen Grundzug ihres Charakters mächtig entwickelt haben. So lieben auch die Birmanen ihre Kinder leidenschaftlich; diese leben in dem Grade unabhängig von ihren Eltern, daß die Bande des elterlichen Ansehens meist sehr gelockert sind, und dennoch findet man wenige Beispiele kindlicher Undankbarkeit; es ist sogar häufig, daß der Sohn seine Freiheit während sechs oder zehn Jahren opfert, um die Schulden seines Vaters zu zahlen und um ihn so vor dem Gefängnisse und der Schande zu bewahren.

Es bleibt uns nun noch übrig, der Halbinsel Malakka zu gedenken, die zum einen Theil mehr oder weniger dem Reiche Siam, zum andern Englisch-Indien angehört. Vor allen Dingen versuchen wir, dem Leser ein möglichst genaues Bild von dem Volke zu geben, was diese Halbinsel seit dem 12. Jahrhundert colonisirt hat.

Die malayische Nation gehört in ihren Verzweigungen und ihren vielfachen Colonisationen hauptsächlich der Inselwelt an; allein der Umstand, daß sie in den ältesten Zeiten auf der Halbinsel von Malakka eine Colonie gründete, verknüpfte sie enger mit dem asiatischen Festlande und erzeugte dadurch gewissermaßen eine Verbindung zwischen dem Lande, wo sie ihren Ursprung fand, und ihren entferntesten Inselcolonien.

Die Europäer betrachteten ehedem die Halbinsel Malakka, von den

Bewohnern derselben Tana Malayou, oder Land der Malayen geheißen, als den Ursitz dieses merkwürdigen Volkes; allein neuere Forschungen*) haben unzweifelhaft dargethan, daß derselbe die Insel Sumatra, namentlich eine Gegend derselben, May-Nang-Kabao, war. Den Ueberlieferungen der Malayen zufolge sind alle ihre im Sunda-Archipel zerstreuten Wohnsitze nichts als von May-Nang-Kabao ausgegangene Pflanzstätten, und sie betrachten dieses Mutterland als den mächtigsten, ältesten und berühmtesten Staat des ganzen Archipels. Zahlreichen Spuren seiner ehemaligen Macht begegnet man auf seinen weiten, fruchtbaren, stark bevölkerten und seit den ältesten Zeiten angebauten Hochebenen. Diese natürliche Fruchtbarkeit und das gesunde Klima hatten schon frühe die Bevölkerung dieses Landstriches auf eine weit höhere Stufe der Kultur gehoben, als worauf sich die Bewohner der benachbarten nassen, tiefliegenden, sumpfigen und ohne allen Schutz den heißen Strahlen der Sonne ausgesetzten Küste befanden. Das schnelle Anwachsen dieser Bevölkerung stand bald außer Verhältniß zu dem übrigen ziemlich ausgedehnten Boden, den sie bewohnte, und veranlaßte die Auswanderung und Gründung überseeischer Colonien, wie einst in Hellas, als es seinen Bevölkerungen zu enge ward. Die erste dieser Colonien war Singhapura, das heutige Singhapore. Scharfsinnige Schriftsteller machten schon hinsichtlich dieser Colonie die Bemerkung, daß ein Jagd- oder Fischervolk, arme, wilde und zerstreut lebende Stämme keine Niederlassungen von solcher Bedeutung gründen. Einst war ganz Sumatra der Oberherrschaft von May-Nang-Kabao unterworfen und findet man Spuren seiner ehemaligen Größe und Machtausdehnung in den pomphaften Edicten und Titeln seiner Souveräne (der Radschah desselben nannte sich den erhabenen Maharadschah der Radschahs) und in der Achtung, welche ihm alle benachbarten Fürsten zollten, wie auch in der vorgeschrittenen Kultur seines Binnenlandes und in den Denkmälern, welche man in der letzten Zeit daselbst entdeckt hat. Beinahe die ganze, auf eine bis zwei Millionen geschätzte Bevölkerung derselben ist ackerbauend. Ein kleiner Theil derselben wird zur Ausbeutung von Goldminen verwendet. Die Reste von Bildhauerarbeiten und die Inschriften, die man in der Nähe seiner alten Hauptstadt fand, haben viele Aehnlichkeit mit denen, welche man zu Java entdeckt hat, und beweisen, daß beide Landstriche unter dem Einflusse der Hindu-Religion standen, die daselbst (wie wahrscheinlich auf

*) Marsden, History of Sumatra. London.

ganz Sumatra) vorherrschend gewesen sein muß, bis der Islam im 15. Jahrhundert seine blutige Fahne daselbst aufsteckte. Die Ueberlieferung besagt, daß der Koran seit dem 12. Jahrhundert auf der Insel gepredigt worden sei; allein dieß ist nicht ganz gewiß; wenigstens kennt man nicht genau die Epoche, in welcher die Bewohner von Sumatra zum Islam bekehrt wurden. Diese Tradition ist aber insofern wichtig, als die Auswanderung der Malayen nach Singhapura ebenfalls in die Mitte des 12. Jahrhunderts (1160) fällt. Eine zweite Auswanderung der Malayen aus Sumatra hatte die Gründung der Colonie von Malakka zur Folge. Das Seefürstenthum Singhapura erlangte unter einer Reihe von Souveränen, die sich nach der Sitte von Hindustan Radschahs nannten, frühzeitig große Handelsbedeutung und weckte dadurch die Eifersucht der javanesischen Souveräne; der Staat Malakka war bereits mächtig und wohlhabend; bereits hatte er sich zu einem erstaunlichen Grade von Civilisation aufgeschwungen, besaß Münzen aus Zinn, Flotten, Kanonen, Elephanten, und Handelsbeziehungen mit China, Indien, Vorder-Asien und Afrika, als die Portugiesen in seinen Meeren als Eroberer erschienen. Von da an neigte der Staat der Malayen seinem Verfalle zu!

Wir stellen im Nachfolgenden zusammen, was man am Zuverläßigsten über den Ursprung, den Volkscharakter, die Sitten, Institutionen und den gegenwärtigen Kulturgrad der Malayen der Halbinsel weiß. Hierauf werden wir eine kurze Beschreibung eines jeden der Staaten, die an den Küsten liegen, so wie des kleinen Seefürstenthums Aumbo, liefern.

Einer der Flüsse von Sumatra, der in dem Berge Maha-Meru, dem Göttersitze des Hochlandes von May-Nang-Kabao, entspringt, heißt Malayo und ergießt sich ostwärts in den Küstenfluß, an dessen Ufern die Stadt Palombang erbaut ist. Der Name Malayu ist heutigen Tags noch einer der vier Hauptabtheilungen, woraus das Volk von May-Nang-Kabao besteht. Somit ist erwiesen, daß die Colonie, welche Singhapura gründete, ihren Namen mit sich nahm und sich auf der ganzen Halbinsel verbreitete, im Verhältniß, als sich ihre Herrschaft daselbst ausdehnte und ihre verschiedenen Raçen Unterkommen fanden. Es geschah alsdann, daß, so wie Italien einst von den Völkern Hesperiens Großgriechenland genannt ward, die Halbinsel von Malakka von allen Bewohnern der indischen Meere den Namen Tana Malayou oder die malayische Erde erhielt. In der That beherrschte das malayische Volk stets alle andern Stämme, die gleichen Ursprung mit ihm hatten, mochten sie, wenn immer, zur Verstärkung

der Colonie herbeigekommen sein. Der Name und die Erinnerung an die ursprüngliche Race, welche in Sumatra zurückgeblieben war, verwischten sich vor der Größe und dem Ruhm Singhapores, namentlich aber vor dem späteren Malakkas, dessen Fürsten eifrige Anhänger des aus dem damals sehr blühenden Gudscherat zu ihnen verpflanzten Korans wurden. Durch ihre Colonien, ihre Seezüge und den Handel verbreitete sich die malayische Sprache frühzeitig über die Gestade und Inseln des indischen Archipels und des von Sunda, wo sie die allgemeine Verkehrssprache ward, eine Art Lingua franca*) der Handelswelt. Der Name Orang-Malayo, d. h. das malayische Volk, den heute noch die Bewohner des Innern von May-Nang-Kabao auf Sumatra tragen, bezeichnete nicht nur ihre Abkömmlinge auf der Halbinsel und den Inseln, sondern auch diejenigen Völker, welche sich mit ihnen vermischt hatten, oder ihnen unterworfen worden und ihre Unterthanen geblieben waren, und zwar, weil sie mehr oder weniger zur Annahme der Sprache und Civilisation der Malayen sich gezwungen sahen. Bald ward im ganzen orientalischen Archipel dieser Name die besondere Bezeichnung für alle eingeborenen Völker, welche den Islam angenommen hatten, in der Art, daß man sie heute noch Mohamedaner oder Gläubige zur Unterscheidung von den andern Ungläubigen oder Heiden nennt. Auf alle Fälle mußte diese Begriffsausdehnung, die man dem Namen der Malayen gab, vielfache Irrthümer in den Beziehungen dieser Völker unter sich veranlassen. Heute noch sind solche nicht vollständig aufgeklärt. Gewiß ist nur so viel, daß die Malayen, welche sich sehr eifrig zum Koran bekehren ließen, schon im 12. und 13. Jahrhundert sich außerhalb der Halbinsel von Malakka, in den östlichen Theilen der Meerenge von Sunda auszubreiten begannen. Sie kamen direct dahin aus dieser letzteren Colonie, die nicht ihr Mutterland war, wie die alten Schriftsteller irrig behauptet haben. Singapore, Malakka, Dschohor gründeten auf der Insel Sumatra die malayischen Staaten Kampar und Aru, und gelangten sogar, indem sie sich auch über weitere Punkte ausdehnten, zu den fernen Molukken.

Die erste Kunst, deren Erwerb ihnen bei der großen Ausdehnung, welche sie ihren Colonien gaben, nöthig war, war die Schifffahrtskunde, obgleich sie bis dahin ein, das Innere eines Landes bewohnendes Acker-

*) Lingua franca (Sprache der Franken) heißt bekanntlich in der Levante eine ähnliche, aus Italienischem und Französischem zusammengesetzte Verkehrssprache.

bauvolk gewesen waren; ihre erste Bodenabsteckung in einem Lande, das den Monsuns ausgesetzt war, mußte nothwendig metereologisch sein. Ihre Pflanzstätten verlegten sie nicht viel über das Seeufer in's Land hinein, und vielleicht haben sie sich niemals, ähnlich hierin den Phöniziern, die dasselbe Colonisationssystem befolgten, vollständig einer Insel oder eines zusammenhängenden Landstrichs bemächtigt. Selbst nicht die Halbinsel von Malakka hatten sie jemals vollständig inne, was man auch vom Gegentheile sagen mag. Es gab daselbst, wie auf allen Inseln und Meeresküsten, wo sich die Malayen festsetzten, wilde Raçen, Abkömmlinge der Urbewohner, die von den Bergen herab und aus den Wäldern des Innern, in die sie sich zurückgezogen hatten, ihnen den Besitz streitig machten. Allein darin bestand nicht die große Gefahr dieser Colonien. Vielmehr sahen sich dieselben, nachdem sie lange Zeit in den vortheilhaftesten und friedlichsten Beziehungen zu den Arabern, Persern und Hindus, lauter Nationen von Seefahrern und Handeltreibenden, gestanden hatten, von den Portugiesen, Holländern und andern Europäern zu Grunde gerichtet, welche ihre unterdrückten und flüchtigen Bewohner zwangen, Piraten zu werden. Dieß war in den wenig bewohnten Seegebieten der Malayen der Ursprung jener gefährlichen Bevölkerung, die man unter dem Namen Orang-Laot, oder Seebewohner kannte. Zu gleicher Zeit Fischer, Seefahrer, Corsaren sind sie noch heute tief in Unwissenheit versunken und gelten als Halbwilde. Auf die verschiedenartigste Weise haben sie sich mit den Abkömmlingen der Urbewohner, wie mit Siamesen, Bougis und andern Völkern vermischt. Mit den civilisirten Malayen-Staaten, die die Hehler der von ihnen gestohlenen Gegenstände sind, unterhalten sie zahlreiche Beziehungen. Uebrigens hat sich, seitdem der Freihafen von Singhapore so erfolgreich besteht, und in Folge dessen die gewerbliche Thätigkeit der freien eingeborenen Stämme gewachsen ist, ihre Zahl bedeutend vermindert.

Die ziemlich allgemein angenommene Meinung, daß vor der Ankunft der Malayen zu Singapore die ganze Halbinsel unbewohnt gewesen sei, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch nirgends etwas davon erwähnt ist, daß ehemalige Bewohner aus der Colonie vertrieben worden seien. Eine solche Behauptung ließe sich nur theilweise aufstellen. Was sie vollends unbegründet macht, das sind die Negerraçen, welche heute noch die Berggegenden des Landes bewohnen; so wie auch die Grabdenkmäler und alten Tempel, welche Albuquerque durchforschen ließ. Eine schwache, dünngesäte Bevölkerung kann übrigens leicht eine schnelle Besitz-

ergreifung begünstigt haben, bei der nirgends von großen, dadurch veranlaßten Kriegen mit den Eingeborenen die Rede ist.

Was die epische Poesie der Malayen betrifft, so ist der Umstand, daß dieselbe von den verstümmelten Ueberresten der Mahabarata und Ramayana lebt, ein sicherer Beweis von den ehemaligen Beziehungen zu den Hindus. Dieselben fanden allem Anscheine nach statt, ehe sich die Malayen mit den Völkern persischen oder arabischen Ursprungs vermischten, die ihnen ihrer Seits mit dem Koran neue Wörter für ihre Sprache brachten, und sie für ihre romantische Literatur aus der arabischen schöpfen ließen.

Die Gesetze des Korans, die sich auf die Religion, die Ehe und die Erbschaft beziehen, wurden in den malayischen Staaten mehr oder weniger eingeführt. Neben denselben hatten noch diesen Volksstämmen eigene Gesetzbücher Geltung, die jedoch ein mehr ethnographisches als wissenschaftliches Interesse gewähren; dieselben gewinnen unter dem Gesichtspunkte, daß dieselben die sociale Richtschnur eines Volkes sind, das so weit verbreitet, theilweise entartet oder noch nicht vollständig bekannt ist, wie das malayische, eine hohe Bedeutung.

Die Europäer kennen die Malayen bloß seit der Periode ihres Verfalls, d. h. seitdem die Portugiesen in diesen Gebieten eintrafen und Malakka (1512) zerstörten. Vorher hatte zwischen dem 12. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts noch eine Glanzperiode, die in die Zeit der Gründung von Singhapore und die Eroberung von Malakka fällt, stattgefunden. Allein wie schwer auch das Joch, welches die Sieger den Besiegten auferlegten, drücken mußte, so dehnten sich doch die Schifffahrt und der Handel der letzteren zu weit im Archipel, und von da aus zu weit nach China aus, als daß ihre Nationalität so leicht vernichtet werden konnte. Auf der andern Seite hatten sie zu Malakka und zu Achim einen zu langen und zu muthvollen Widerstand geleistet, als daß sie jemals eine Aussöhnung mit ihren Feinden hoffen konnten. Ueberdieß bestund die Politik der Portugiesen, wie diejenige Roms gegenüber Carthago, darin, überall die Colonien des Mutterlandes zu zerstören, und Malakka durch den Ruin der von ihm gegründeten Pflanzstätten zu Grunde zu richten. Die Folge war, daß sich die Malayen überall vor den Portugiesen zu weichen gezwungen sahen, um so ihren Feinden zu entgehen. Aus Noth und aus Furcht vor stets neuen Angriffen ihrer Verfolger wurden sie flüchtig und Seeräuber, und als solche lernten sie die Europäer kennen und fürchten. Dieselben beurtheilten ihren Volkscharakter, wie sie ihn in

ihren vordem von ihnen beherrschten Seegebieten beobachtet hatten, und schlossen daraus, daß es eine unverbesserliche Race von Seeräubern sei. Und doch läßt sich behaupten, daß, so lange die portugiesische und holländische Verfolgung dauerte, die Malayen durch die Macht der Umstände und aus Nothwendigkeit es geworden sind. Gegenüber den Ansprüchen der Portugiesen und Holländer auf eine ausschließliche Herrschaft über alle Seegebiete des Archipels von Sunda blieb ihnen nichts anderes übrig, wenn sie sich eine unabhängige Existenz bewahren wollten. Die furchtbaren Strafen, die man wegen ihres Widerstandes über sie verhängte, trieben sie zur Verzweiflung und zu blutiger Wiedervergeltung. Weit davon entfernt, in der Unterwerfung eine Tugend zu erblicken, erschien sie ihnen nur als das Laster der Feigheit, das Gewerbe eines Seeräubers dagegen als eine Ehrenpflicht.

Allein im Grunde genommen waren von Anfang an die Malayen nichts als Ackerbauer im Innern größerer Landstriche gewesen. Später war aus ihnen ein hochcivilisirter Handelsstaat geworden, der von den Küstengebieten, wo sie sich angesiedelt hatten, Colonien in großen Entfernungen gründete, bis die Verfolgung das ganze Volk zu Piraten machte, zu Orang-Laot, d. h. zu Fischern, die sich auf der untersten Stufe der Gesellschaftsleiter befanden, mit einem Worte, zu Halbwilden.

Trotz dem Zustande der Versunkenheit und Gesetzlosigkeit, in dem sie als Piraten leben, beweisen die Malayen die großen Eigenschaften, welchen andere Umstände eine heilsame Richtung geben könnten. Ein tiefes Unabhängigkeits- und Ehrgefühl, das sie für alle Kränkungen, welche ihnen widerfahren, empfänglich macht; große Ueberlegungskraft und das stete Bedürfniß, Alles zu prüfen, ehe sie handeln, bilden diejenigen Fortschritts-Elemente, welche ihnen eigen sind, und verbürgen ihnen eine bessere Gesellschaftsordnung, deren Morgenröthe bereits für sie dämmert. Ihr politischer Zustand beruht zu Malakka, Sumatra und Borneo, wie auf allen andern Küstenstrichen, welche sie bewohnen, auf dem Feudalsystem, daher ihre stete Beharrlichkeit, keinen andern Gebieter anzuerkennen, als denjenigen aus dem Stamme der May-Nang-Kabaos, und die große Verehrung, welche sie für die Person und Familie ihres gegenwärtigen, durch eine lange Reihe von Ahnen von denselben abstammenden Fürsten und in der muselmännischen Linie vor Mohamed selbst hegen. Der Adel ihres Landes besteht aus den Häuptlingen und den unter denselben stehenden Vasallen. Ihre bürgerliche Organisation und innere Polizeiverwaltung

bestehen in einer Mischung alter, nationaler Gewohnheiten und mohamedanischer Gebräuche, welch letztere übrigens den ersteren untergeordnet sind, das Ganze in den größeren Staaten zu einem Gesetzbuche vereinigt, das jedoch für die kleineren nur als mündliche Ueberlieferung gilt. Außerdem zeichnet sie die große Verehrung aus, welche sie für alles hegen, was von ihren Voreltern auf sie herabgekommen ist.

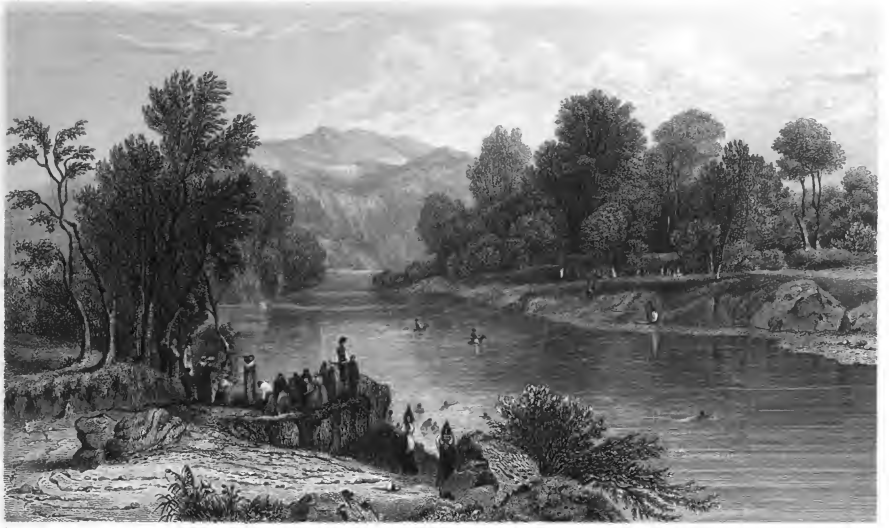
Hat der Malaye einmal etwas nach reiflicher Ueberlegung unternommen, so führt er es mit großem Eifer aus; im höchsten Grade besitzt er die Gabe kaufmännischer Berechnung. Allein, obgleich kühn und gewinnsüchtig, ist er niemals geldkarg oder geizig. An Muth und Kühnheit übertrifft er weit seine südlichen Nachbarn, die Javanesen, die ihn zwar in Kultur überragen, allein dabei die tiefen Spuren fremden Einflusses zur Schau stellen. Die Malayen besitzen weit größeren Adel der Gesinnung und Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, als ihre Nachbarn des Ostens, deren Kultur eine chinesische ist. Eben so wenig sind sie, wie ihre hierin unglücklichen Nachbarn des Westens, die Hindus, von dem Vorurtheil der Kasten befangen, noch huldigen sie in dem Grade, wie die Völker Vorder-Asiens, den Grundsätzen des Mohamedanismus. Entfalten sie auch keine besonders rühmlichen Eigenschaften in dem Handelsverkehre, so wissen sie doch deren Werth bei allen Völkern zu schätzen; stets geben sie dem Europäer, der sie einmal gut behandelt hat, dabei den Vorzug. Ihre Sprache, die sich in wenigen Monaten erlernen läßt, ist unerläßlich in allen Beziehungen, in die man zu ihnen tritt, sei es, um ihnen zu verkaufen oder von ihnen zu kaufen, da die Zwischenhändler, deren man sich sonst im Verkehr mit ihnen bedienen müßte, die größten Betrüger sind, welche es gibt. Man wird aber wohl daran thun, stets ihnen gegenüber auf der Hut zu sein und ihre Habgier nicht zu reizen; denn ein Diebstahl ist bei ihnen keine Gewissenssache, und sie scheuen sich nicht, für höchstens 100 Thaler einen Mord zu begehen.

Alle diese Betrachtungen und allgemeinen Aufschlüsse beziehen sich auf sämmtliche Malayenstaaten der Halbinsel. Selbst in seinem gegenwärtigen Verfall bietet dieses Volk noch immer Stoff zu Forschungen und ethnographischen Vergleichungen.

Die Inseln, welche dem malayischen Staate von Dschohor angehören und sich an der Mündung der Meerenge von Malakka längs dem südlichen Ufer erstrecken, sind sehr zahlreich, und theilweise von großem Umfange, aber alle unfruchtbar, sehr gering bevölkert oder gänzlich unbewohnt.

Lange Zeit hindurch waren sie, wie Dschohor, die hauptsächlichste Zufluchtsstätte der malayischen Piratenflotten, die die Gewässer von Sunda und Malakka unsicher machten.

Englische Reisende versichern, daß die südlich von Pulo-Penang und längs der Küste von Malakka sich ausdehnenden Gewässer sehr auffallend phosphoresciren. Der ganze Ocean scheint in Flammen zu stehen; auf seiner Oberfläche bewegen sich Flammen wie von Schwefel und Phosphor. Jeder Ruderschlag zieht einen langen Feuerstreifen nach sich; das Wasser des Meeres ist grünlich und schmutzig; das am Tage aus dem Meere geschöpfte glänzt feurig des Nachts. Eine genauere Beobachtung ergab, daß diese prachtvolle Naturerscheinung von kleinen gallertartigen Thierchen herrührt, die auf der Hand sich noch Sekunden lang mit der größten Schnelligkeit bewegen. Zahlreiche Inseln schützen diese Gewässer vor den verheerenden Tiefunen, die in dem offenen chinesischen Meere so häufig sind, und vor den heftigen Winden, die die bengalischen Gewässer heimsuchen. In der Meerenge von Singhapore machen sich die Stürme niemals unmittelbar, sondern nur mittelbar fühlbar. Die stürmische Erregung des chinesischen Meeres erstreckt sich hier nur auf das Seewasser, das alsdann plötzlich aufwogt, und zur Fluthzeit eine eigenthümliche Richtung einschlägt. Eine ähnliche, wenn auch schwächere Wirkung äußert sich zur Sturmzeit in den Gewässern des Golfs von Bengalen. — Im Innern dieser Inseln machen sich die anderwärts in regelmäßigen Perioden wiederkehrenden Monsuns kaum bemerklich, und die Luftströmung hat mehr den Charakter der Land- und Seewinde. Die Windstillen sind daher auch sehr häufig daselbst und machten sie früher, wo noch die Piratenflotten auf diesen Meeren kreuzten, für europäische Schiffe alsdann sehr gefährlich; seitdem aber diese Gebiete davon befreit sind, sind sie für die Dampfschifffahrt sehr geeignet. Daher rührt auch die hier das ganze Jahr herrschende gleichförmige Temperatur; sie ist stets angenehm und lieblich, vielleicht mehr als an irgend einem andern Punkte der Erde, weil die weite Oberfläche der See kaum von dem Winde bewegt wird, und der Himmel stets rein ist. Die Häfen dieser Meere sind aus demselben Grunde sehr sicher, und hierin beruht der Hauptvorzug, den Singhapore mit allen andern Häfen dieser Meere theilt. Thatsächlich fehlt hier die Regenzeit, die allen tropischen Ländern eigenthümlich ist; die Regen ergießen sich das ganze Jahr hindurch, und üben den heilsamsten Einfluß aus, indem sie die Atmosphäre abkühlen und die Vegetation beleben, was diese Gegenden dem Menschen viel angenehmer und zuträglicher



DER HEILIGE GANGES FLUSS.

Carlsruhe, Kunstverlag

Bayerische
Staatsbibliothek
München

macht. Die tropische Hitze ist auf diese Weise gemildert und weit weniger der Gesundheit nachtheilig, als in einer gewissen Entfernung vom Aequator oder in dürren Landstrichen. Die brennenden, häufig den Tod bringenden Winde des indischen Festlandes sind hier gänzlich unbekannt. Allerdings werden die sandigen Ufer des Tages über erhitzt; allein die Nächte kühlen sie von Neuem ab, und die Atmosphäre bekommt alsdann einen ganz eigenthümlichen Reiz, der mit der Entwicklung der Vegetation harmonirt. Die Bäume hängen in diesem üppigen Clima bis in die See herab; Wurzeln und Aeste bedecken sich mit Austerschaalen, die Pflanzen hie und da mit andern Pflanzen. Ueber die Erde hin, durch die Luft und das Wasser wogt in diesen Breitegraden eine Thierwelt, wie sie vorzugsweise in Indien heimisch ist.

Daß Stadt und Insel Singhapore seit 1824 dem englischen Scepter unterworfen sind, ist bereits oben Seite 247 erwähnt worden.

Pondichery.

In demselben Augenblicke, in welchem Frankreich von Neuem seinen Einfluß und mit ihm wohl auch seine unmittelbare Macht in Indien auszudehnen sucht, mag es am Platze sein, hier kurz zu erwähnen, was ihm als Lohn seiner Anstrengungen und Kämpfe, um die Suprematie über ganz Indien zu gewinnen, geblieben ist.

Oben (Seite 53—58) haben wir gesehen, auf welchen damals unerhörten Grad von Glanz Dupleix die französische Macht im Dekkan gehoben hatte. Unmittelbar nachdem er von seinem Posten entfernt war, begann der Verfall, und bald stellte sich der vollständige Ruin ein. Ein bald darauf abgeschlossener Vertrag beraubte die Franzosen ihres Handels mit dem indischen Festlande; als vollends Pondichery von den Engländern erobert ward, blieb ihnen nichts mehr auf demselben. Der Friede gab ihnen zwar diesen Hafen mit dem kleinen daran stoßenden Gebiete, ferner Maho, Karikal, Schandernagor und einige kleine Factoreien, in deren Besitz sie aber vollständig erst 1765 traten, wieder zurück. Die französische Compagnie hatte sich seit 1725 nur auf Kosten des Königs und des Staates erhalten können, die nach und nach 376 Millionen Franken für diesen Zweck ausgaben, ohne daß ihnen jemals der mindeste Ersatz dafür

geworden wäre. Mit dem Verluste ihrer Niederlassungen war sie thatsächlich aufgelöst. Da sie ihre Unfähigkeit, Nutzen daraus zu ziehen, so hinlänglich bewiesen hatte, erfolgte 1769 nach dem Frieden ihre förmliche Aufhebung. Jeder Franzose erhielt dadurch die Freiheit, nach den Gebieten, die jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung liegen, zu schiffen und Handel zu treiben. Diese Handelsfreiheit, welche Pondichery etwas hob, brachte den Franzosen jedoch nur kurze Zeit Nutzen, da die Stadt zwischen 1783 und 1803 dreimal in die Hände der Engländer fiel, bis sie den Franzosen durch die Verträge von 1814 und 1815 wieder zu dauerndem Besitze zurückgegeben ward. Diese Verträge stellen sie gewissermaßen unter den Schutz der Briten. Durch Artikel 12 des Pariser Vertrags vom 30. Mai 1814 verpflichtete sich Frankreich, „keine Befestigungen in den Gebieten anzulegen, die ihm zurückzugeben sind, und innerhalb der Gränzen der britischen Herrschaft über das Festland von Indien liegen; auch in diese Gebiete nur so viel Truppen zu legen, als zur polizeilichen Sicherheit derselben nöthig sind". Im selben Vertrage ging dagegen England die Verpflichtung ein, im Falle des Ausbruches eines Krieges alle Civil- und Militärangestellten der Franzosen nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, ihnen vielmehr eine Frist von drei Monaten zum Ordnen ihrer Angelegenheiten zu gewähren, auch ihnen nach Umlauf dieser Frist Transportmittel für sich, ihre Familien und ihr Eigenthum zur Rückkehr nach Frankreich zu stellen; es sollten alsdann alle übrigen Unterthanen der allerchristlichsten Majestät die Erlaubniß haben, ferner in diesen Niederlassungen zu wohnen und Handel daselbst zu treiben, so lange sie sich friedlich betrügen, und nichts gegen Gesetz und Regierungsverordnungen unternähmen.

Solche Bestimmungen sprechen ohne weitere Erklärungen für sich selbst; nur auf solche Bedingungen hin war es Frankreich gestattet, neben Pondichery noch einige kleine indische Factoreien beizubehalten.

Der letzten Volkszählung zufolge bestund die Gesammtbevölkerung des französischen Indiens aus 167,736 Individuen, nämlich: 980 Weißen, 165,241 sogenannten Schwarzen (Hindus) und 1515 Mischlingen; Pondichery mit seiner Umgebung und den auf seinem Gebiete liegenden Dörfern zählte von vorstehender Summe allein 53,659 Einwohner.

Die Holländer in Indien.

Wir haben oben Seite 151 bis 155 über das erste Auftreten der Holländer in Indien, wie über ihre Kämpfe mit den Portugiesen berichtet und sahen sie 1640 sich Malakkas bemächtigen. Ihre Macht und ihr durch den indischen Handel erworbener Reichthum waren damals in so mächtigem Aufschwunge begriffen, daß sie die kühnsten Pläne hegten. Ein solcher führte sie zur Belagerung und Eroberung von Malakka, dem stärksten Punkte, den damals die Portugiesen in Indien inne hatten, und der zugleich so vortheilhaft gelegen war, um einem thatkräftigen Volke, das solchen besaß, den Handel mit den Reichen von Dschohor, Siam und Pegu, und die Controlle über den Handel aller andern Völker mit China und Japan zu sichern. Indem sie sich zu Herren der Meerenge von Malakka machten, rechneten die Holländer darauf, allen Völkern, die der Handel in diese Theile der Welt führen würde, Gesetze vorzuschreiben.

In demselben Jahre gelang es auch den Holländern, die Portugiesen des ausschließlichen Handels mit Japan zu berauben. Dieß bewirkten sie dadurch, daß sie eifrig sich bemühten, sich in die Gunst des Herrschers dieses Landes einzuschmeicheln. Seinen Ministern stellten sie vor, sie seien ein demuthsvolles, friedfertiges, von der freundlichsten Gesinnung beseeltes Volk, dessen ganzes Trachten nur darauf gerichtet sei, sich einen Markt für seine Waaren zu verschaffen, und das kein anderes Interesse, wie keine andere Pflicht kenne, als die Zufriedenheit desjenigen Landes sich zu erwerben, das sie freundlich aufnehme. Unter diesem Heuchlergewande gewannen sie das Wohlwollen der japanesischen Behörden, die ihnen das Fort Firando überließen, sie auch sonst mit Auszeichnung behandelten. Vermittelst ähnlicher, von ihnen gebrauchter Mittel schmeichelten sie sich in die Gunst anderer indischer Fürsten ein, und erhielten von denselben die Erlaubniß, Factoreien gründen und Forts zum Schutze derselben erbauen zu dürfen. Nachdem sie so ihre Absichten erreicht hatten, erschienen sie nicht länger als Bittende; von da an schrieben sie Gesetze vor, und diejenigen Könige, denen sie sich Anfangs mit so heuchlerischer Demuth genähert, und um deren Gunst sie sich so kriechend beworben hatten, fanden bald zu ihrem eigenen Schaden, daß aus ehemaligen Freunden Gebieter geworden waren *).

*) Siehe Tavernier, Voyage des Indes.

Die Erfolge, die sie so erzielten, der große Reichthum, den ihnen derselbe verschaffte, wie die Gewinnste, welche ihnen ihr Handel abwarf, verbunden mit dem Schrecken, den ihre vielen gut geleiteten Kriegszüge verbreiteten, beseitigten alle Hindernisse, welche sonst der Erneuerung ihres Freibriefes entgegengestanden wären, und sie erhielten daher denselben für eine weitere Periode von 21 Jahren, vom 1. Januar 1644 angefangen. So groß war in der That die Wichtigkeit, welche die Gesellschaft erlangt hatte, daß beim Abschlusse des allgemeinen Friedens ihre Interessen in demselben Maaße, wie diejenigen der holländischen Regierung, Berücksichtigung fanden, und daß der Hof von Spanien sich veranlaßt sah, alle Rechte, welche er anfänglich Betreffs des Alleinhandels nach Indien geltend zu machen gewillt war, fallen zu lassen. Als ein Zeichen der Dankbarkeit, welche sie gegen ihr Mutterland fühle, griff die Compagnie den Plan auf, auf ihre Kosten dem Handelsruhm der Stadt Amsterdam ein Denkmal zu errichten. Es war dieß das Stadthaus, dessen Bau im Jahre 1648 begonnen und im Jahre 1658 vollendet wurde, und lange als eines der schönsten der Welt galt. Sie hätten solch ein großartiges Werk zu keiner geeigneteren Zeit unternehmen können; denn ihr Handel war gerade damals der blühendste; vom Cap der guten Hoffnung an bis an die fernsten Theile des indischen Meeres befand sich kein Potentat, der nicht gelernt hatte, ihre Macht zu fürchten, und nicht entweder die Wirkung ihres guten Willens oder ihrer Feindschaft erfahren hatte.

Kurz vor dieser Periode gelangen in Europa zwei gleichzeitige Umwälzungen, die heftige Kämpfe verursacht hatten. Die Portugiesen, unzufrieden mit der Herrschaft von Spanien, hatten dem Herzog von Braganza gehuldigt, und ihn unter dem Titel Joam IV. auf den Thron gesetzt. In verschiedenen Schlachten behaupteten sie muthig ihre Unabhängigkeit. Die portugiesischen Colonisten Indiens trugen kein Bedenken, das ruhmvolle Beispiel ihres Mutterlandes nachzuahmen, und ebenfalls ihren eingeborenen Fürsten anzuerkennen. Als natürliche Folge dieses Schrittes entging ihnen die Unterstützung der spanischen Macht, die ihnen sonst auf wirksamere Weise zu Theil geworden wäre; von den Behörden ihres Mutterlandes, die die Hände voll zu thun hatten, um sich ihrer letzten Gebieter zu erwehren, war natürlich keine Hülfe zu erwarten. Diesen Umstand benützten die Holländer, obgleich sie Alliirte Joams waren, um ihre Macht auszudehnen, indem sie jedoch zu gleicher Zeit ihre Handlungen, welche aus den schlimmsten Leidenschaften: Geiz und

niedriger Ehrsucht, entsprangen, so gut es eben ging, zu verschleiern suchten.

Die zweite Umwälzung, die noch in Betracht kommt, war die englische. Der in England ausgebrochene Bürgerkrieg fesselte die ganze Aufmerksamkeit der Nation, und die Interessen der englisch-ostindischen Compagnie traten vor den wichtigen Dingen, die sich im Mutterlande ereigneten, in den Hintergrund. Auch diesen Umstand wußten die Holländer zu benützen; unter den leichtfertigsten Vorwänden plünderten sie die englischen Factoreien und kaperten die englischen Schiffe.

Daß die Holländer sich um jene Zeit in den Besitz von Ceylon setzten, ist oben*) weitläufiger erzählt worden.

Nicht zufrieden mit dem glänzenden Resultate, welches der große Rath von Batavia solchergestalt erzielt hatte, machte er jetzt nachdrückliche Anstrengungen, um die Schwierigkeiten zu bewältigen, welche sich der Ausdehnung des holländischen Handels nach China entgegensetzten. Im Juli 1655 schickte derselbe einen Gesandten mit sehr reichen Geschenken an den Kaiser von China ab. Derselbe mußte jedoch acht oder neun Monate vergebens auf eine Audienz warten; als solche endlich stattfand, schöpfte er aus der Artigkeit, mit der er darin empfangen worden war, die besten Hoffnungen; allein kurz darauf mußte er die Wahrnehmung machen, daß er Feinde am Hofe habe, die Einfluß genug besäßen, alle seine Bemühungen zu vereiteln. Lange vorher schon hatten sich die Jesuiten im himmlischen Reiche niedergelassen; bei dem damals herrschenden Monarchen stunden sie in großem Ansehen und übten einen beträchtlichen Einfluß auf ihn aus. Unter ihnen zeichnete sich Adam Schaal, ein geborener Cölner, aus. Bereits fünf und dreißig Jahre lang hielt er sich in China auf und genoß der persönlichen Gunst des Kaisers, der ihn zu einem Mandarinen ersten Ranges gemacht und ihn an die Spitze aller Philosophen und Mathematiker des Reiches gestellt hatte. Derselbe entwarf von den neuen Ankömmlingen ein wahres, wenn auch mit etwas starken Farben aufgetragenes Bild, indem er sie als die vollendetsten Heuchler darstellte; sie seien ein Volk, das in einem der unbedeutendsten Winkel von Europa wohne, und sich von nichts als dem Waarenvertrieb und Seeraub zu ernähren pflege; durch Verrath und Grausamkeit hätten sie sich auf Kosten der Eingeborenen Indiens und mehr noch auf Kosten der

*) Siehe die Rubrik "Ceylon".

Fürsten, die schwach genug gewesen seien, sich von ihnen täuschen zu lassen, aber jetzt zu ihrem größten Schaden, wenn auch zu spät, es einsähen, ein ausgedehntes Reich erworben*). Als man den holländischen Gesandten auf Befehl des Kaisers über diese Behauptungen befragte, überzeugten sich die chinesischen Behörden von dem guten Grunde derselben, und die holländische Gesandtschaft mußte gegen Ende des Jahres 1657 heimkehren, ohne irgend etwas erreicht zu haben.

Ein ähnlicher Versuch, den die Holländer am Hofe von Japan machten, war erfolgreicher. In diesem Falle war es ihnen gelungen, in der Mission desjenigen, den sie mit dieser Mission betrauten, eine höchst glückliche Wahl zu treffen.

Zacharias Waghanaer war ein Mann von feinen Manieren, artigem Benehmen und großer Erfahrung. Als er im März 1659 an dem japanesischen Hofe ankam, gelang es ihm, die Gunst des Kaisers, und, was von gleicher Wichtigkeit war, diejenige seiner Minister zu gewinnen. Indem er die Versicherung gab, daß seine Landsleute Allem aufbieten würden, um jeden finstern Plan zu verhindern, den die Spanier etwa von den Philippinen aus gegen Japan im Schilde führten, ebenso, daß dieselben chinesische Schiffe, die mit Japan verkehrten, von jeder ferneren Belästigung zu bewahren suchen würden, erhielt er für sein Land Alles, was er vernünftigerweise nur immer erwarten konnte.

Während diese Verhandlungen mit den entfernten Reichen von China und Japan im Gange waren, entstanden einige Verwicklungen auf Java, die die Sicherheit von Batavia gefährdeten. Die Insel Java befand sich unter der Herrschaft eines Souveräns, dem die Holländer zuweilen den Titel Kaiser, zu andern Zeiten aber den eines Königs von Tschapara gaben. Dessen Gouverneur von Bantam schüttelte das ihm auferlegte Joch ab, und erklärte sich für unabhängig. In dieser Auflehnung ward er von den Holländern unterstützt, die schließlich, wenn beide Theile erschöpft seien, den Löwentheil zu erringen hofften. Ihre Politik, die ihnen bis jetzt so ausgezeichnete Früchte getragen hatte, bestund darin, alle dergleichen Fehden zu nähren; sobald daher der Kaiser die holländische Niederlassung zu bedrücken anfing, war der König von Bantam stets bereit, die Waffen für sie zu ergreifen; hatten sie mit dem letzteren irgend einen Zwist, so ward die Vermittlung des Kaisers von ihnen nachgesucht. In

*) Siehe Harris's Voyages. Vol. I. pag. 933.

Folge von innern Unruhen, welche im Jahre 1659 auf Java ausgebrochen waren, befand sich des Kaisers ganze Macht mit deren Unterdrückung beschäftigt. Dieß suchte der König von Bantam zu seinen persönlichen Zwecken zu benützen; er nahm daher eine sehr zahlreiche Armee in seinen Sold, mit der er einen Angriff auf die Holländer beabsichtigte, die, seiner Meinung nach, da ihnen der Kaiser nicht zur Hülfe kommen konnte, eine leichte Beute für ihn sein mußten. In dieser Zuversicht belagerte er Batavia; allein die Siegeshoffnungen, welche er nährte, wurden vereitelt, und die Holländer schlugen, durch ihre letzten großen Erfolge und die Geschwader, welche jüngst zu ihnen gestoßen waren, zuversichtlich gemacht, ihre Feinde zurück. Nachdem seine Armee mehrere Niederlagen erlitten hatte, floh der König von Bantam auf sein eigenes Gebiet zurück.

Ihre eigene bedrängte Lage und der Vertheidigungskrieg, den sie führen mußten, setzten die Holländer nicht außer Stande, ihrem Alliirten, dem Könige von Bengalen, dessen Thron durch die Ansprüche seines Bruders in Gefahr war, zu Hülfe zu kommen. Sie sandten ihm Mund- und Waffenvorräthe, sowie ein Hülfscorps zu, durch die ihm eine Befestigung seines Thrones möglich wurde. Zum Dank für so zeitgemäß geleistete Dienste, gab er ihnen die Erlaubniß, am Hugly eine Factorei gründen und ein Fort erbauen zu dürfen. Diesen Punkt setzten sie in starken Vertheidigungsstand. Seit 1640 besaßen die Engländer ebenfalls eine Factorei daselbst.

Die Abweisung, welche ihre Politik am Hofe von China erfahren hatte, schmerzte den Gouverneur und den großen Rath von Batavia in dem Grade, daß sie lebhaft eine Vergeltung an den Jesuiten für deren Dazwischentreten zu üben wünschten. Zu diesem Zwecke rüsteten sie eine Flotte von dreißig Segeln zu einem Kriegszuge nach Macassar aus, um damit die Hauptstadt dieses Namens zu überfallen, in deren Hafen sie eine reiche portugiesische Flotte, woran die Jesuiten großen Antheil hatten, geankert wußten. Im Juni 1660 ward Macassar zu Land und zur See von ihnen angegriffen, und obgleich der König dieser Insel Alles zur Vertheidigung seiner Alliirten aufbot, erlangten die Holländer doch einen vollständigen Sieg. Sie verbrannten bei dieser Gelegenheit drei feindliche Schiffe, bohrten zwei derselben in Grund und kaperten eines, dessen Ladung so werthvoll war, daß sie ihnen die Kosten der Gesandtschaft nach China (welche sie am meisten schmerzten), so wie diejenigen dieses Kriegszuges ersetzte. Der König von Macassar sandte jetzt zur nicht geringen

Ehre und Befriedigung der Sieger eine Gesandtschaft nach Batavia und unterwarf sich zum Voraus allen noch so strengen Bedingungen, welche der Gouverneur ihm aufzulegen für gut fände. Dieselben lauteten: Alle portugiesischen Colonisten seien aus seinem Gebiete zu entfernen und nie mehr in demselben zur Niederlassung aufzunehmen, eben so wenig andere Europäer, außer den Holländern. Festung und Hafen von Jampandam, mit Allem, was vier Meilen im Umkreise von denselben liege, seien der holländisch-indischen Compagnie einzuräumen; die Jesuiten seien zu vertreiben, ihre Collegien dem Boden gleich zu machen, ihre Kirchen zu schließen und Alles, was ihnen gehöre, als Eigenthum der Compagnie zu erklären. Dem Könige ward auferlegt, an den Generalgouverneur einen Gesandten mit geeigneten Geschenken abzuschicken, damit er von diesem die Ratification dieses Vertrags, wenn auch auf solche höchst ungünstige Bedingungen hin, erhalte. Dieß war der wichtigste und vortheilhafteste aller von ihnen im Orient erzielten Erfolge. Nichts desto weniger aber und ohne allen Zweifel war es eine nicht zu rechtfertigende Handlung offenen Raubs und Plünderung, die sie nach langer Ueberlegung, und indem sie den günstigsten Zeitpunkt zu deren Ausführung abwarteten, auf so verrätherische Weise in's Werk setzten. Zehn Jahre früher, wo sie noch Handel mit dieser Insel trieben und mit dem Beherrscher derselben auf freundlichem Fuße verkehrten, hatten sie eine Anzahl ihrer Landsleute vermocht, sich in verschiedenen Theilen der Insel niederzulassen. Als diese sich nun hinlänglich erstarkt fühlten, sammelten sich dieselben zu einem bedeutenden Heere, und überfielen, da sie auf Hülfe von Batavia zählten, die ihnen insgeheim von da aus zugesichert war, den König damit in seinem Palaste. Allein durch irgend einen Zufall langte dieselbe nicht zeitig genug an; in der Zwischenzeit musterte der König, obgleich plötzlich überfallen, seine Streitkräfte, und trat mit solchem Nachdrucke auf, daß die holländischen Aufrührer und ihre Alliirten nahe daran waren, zu erliegen. Beide Armeen waren Angesichts von einander campirt und nur durch einen Fluß getrennt. Als nun die Holländer bemerkten, daß die eingeborenen Soldaten zu einer gewissen Zeit sich an den Fluß begaben, um daraus zu trinken, vergifteten sie das Wasser und brachten so eine große Zahl derselben um's Leben. Ihnen selbst gelang es, sich zu halten, bis Hülfe kam.

Die Selbstzufriedenheit, welcher sich die Holländer nach diesem Kriegszuge hingaben, ward bald darauf durch einen der größten Unfälle unter-

brochen, die sie überhaupt im Orient erlitten. Um jene Zeit war Formosa eine ihrer blühendsten und herrlichsten Niederlassungen. Diese Insel liegt ungefähr 90 (englische) Meilen von der chinesischen Küste entfernt, von der sie der Kanal von Fo-Kien trennt. Sie ist eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Orients, und bringt alle Arten von Körnern und andern Früchten hervor. Unter ihren Handelserzeugnissen befindet sich Mais, Zucker, Tabak, Früchte, Bauholz, Salz, Schwefel, Campfer, Baumwolle, Hanf, Seide u. s. w. Gegenwärtig gehört sie China und heißt gewöhnlich die Kornkammer der Südprovinzen dieses Reiches, dessen Bewohner sie erst im Jahre 1403 kennen lernten. Um das Jahr 1643 bauten die Holländer auf einer kleinen Insel, die die Hafenbucht der Hauptstadt Taiwan beherrscht, ein Fort daselbst, dem sie den Namen Zeeland gaben. Im Jahre 1653 entwarfen die Chinesen einen geschickt angelegten Plan, um diese Niederlassung zu zerstören, wurden aber durch einen Zufall an dessen Ausführung verhindert. Allein die glückliche Lage, in der sie sich befanden, ließ die Holländer die gewohnte Vorsicht bei Seite setzen; gänzlich mit ihren Privatspeculationen beschäftigt, vernachläßigten sie ihre Pflichten gegen die Gemeinschaft. Die Befestigung gerieth in Verfall, die Magazine wurden leer. Zu gleicher Zeit wurden die auf der Insel befindlichen, zwischen 20—30,000 betragenden Chinesen auf's Grausamste behandelt. Diese Chinesen waren in steter Verbindung mit ihren Landsleuten auf dem Festlande, die gerade um jene Zeit der tartarischen Invasion, welche das Reich bedrohte, Widerstand leisteten. Der holländische Gouverneur Werburgh schritt, um sich und die Garnison, wie er dachte, vor allen Angriffen sicher zu stellen, gegen alle diejenigen, welche unter den Waffen stunden oder verdächtig waren, an einer verbotenen Verbindung Theil zu nehmen, ein. Viele der ersteren wurden in Stücke zerschnitten, eine große Zahl der letzteren erlitten grausame Todesarten und Qualen der Tortur. Dadurch wurden alle Chinesen erbitterte Feinde der Holländer.

Um jene Zeit, als die Tartaren die Eroberung von China vollendeten, wohnte auf Fort Zeeland ein Schneider, dessen Namen Tschintschilong war, den aber die Europäer Eiquon hießen. Er war ein Mann von Fähigkeiten, großer Thatkraft und unbeugsamem Muthe, zugleich ein warmer Vaterlandsfreund. Bei dem Hasse, den er gegen fremde Bedrückung hegte, mußte es ihm unmöglich sein, bloßer Zuschauer bei den Gefahren zu bleiben, von denen sein Vaterland bedroht war. Er sammelte daher verwandte Seelen um sich, bemannte damit zwei oder drei Barken und nahm

damit an dem Kampfe thätigen Antheil. Sein kühner Versuch ward von glücklichem Erfolg begleitet; in kurzer Zeit war seine Macht so stark geworden, daß sie dem Tartarenkaiser Schrecken einflößte. Um einen so gefährlichen Gegner los zu werden, ließ sich der Kaiser in Unterhandlung mit ihm ein und machte ihm das Anerbieten, ihn zum Könige der zwei ausgedehnten Provinzen von Canton und Fo-Kien zu machen; auch lud er ihn nach Fo-Kien ein, um ihn daselbst mit dieser neuen Würde zu bekleiden; allein, anstatt sein Wort zu halten, ließ er seinen Gast daselbst ergreifen und vergiften. Dieser Mann hatte einen Sohn mit Namen Coxinga, der auf die Nachricht von seines Vaters Tode den Befehl über dessen Flotte ergriff. Derselbe suchte zuerst die Hülfe der Holländer nach, indem er ihnen für den Fall des Gelingens große Vortheile in Aussicht stellte; allein er erhielt eine abschlägige Antwort. Erbittert über diese Abweisung, und da ihm der vernachläßigte Stand der holländischen Vertheidigungsmittel und der Haß, welchen die Chinesen gegen sie nährten, wohlbekannt waren, entschloß er sich, seine Waffen gegen Formosa zu kehren. Zu diesem Zwecke sammelte er eine Flotte von 600 Segeln, wovon viele kleine Fregatten, aber auch ungefähr einhundert Kriegsfahrzeuge von vierzig und mehr Kanonen waren, und ehe man sich holländischer Seits nur irgend auf deren Empfang rüsten konnte, erschien er im März 1661 vor der von den Holländern bewohnten Stadt. Die Chinesen landeten daselbst 40,000 Mann; in kurzer Zeit waren alle Außenwerke in die Gewalt Coxingas gefallen, und alle auf der Insel befindlichen Streitkräfte der Holländer auf Fort Zeeland zurückgedrängt. Ein neun Schiffe starkes Geschwader unter dem Befehl des Admirals Jacob Cawen, das die Garnison verstärken sollte, verlor 400 Mann bei einem Landangriffe auf 6000 Chinesen. Ein Angriff zur See mißlang ebenfalls; die Holländer verloren dabei zwei ihrer besten Kriegsschiffe, wovon eines strandete, und dessen 380 starke Mannschaft durch die Chinesen umgebracht wurde; das andere, was einen Schuß in sein Pulvermagazin erhalten hatte, flog dadurch in die Luft. Unter diesen Umständen segelten die fünf übrigen Schiffe mit 200 Weibern und Kindern, die sich aus dem Fort auf dieselben gerettet hatten, nach Java. Der Gouverneur des Forts, Cojet, benahm sich bei dessen Vertheidigung als Soldat und Mann von Ehre; als man ihn durch Versprechungen und zuletzt durch Drohungen zur Uebergabe aufforderte, war seine Antwort die eines Spartaners. Nichts sei im Stande, so lautete seine Erklärung, ihn zum Verrath des in ihn gesetzten Vertrauens

oder zur Aufgabe seines Postens zu bewegen. Derselbe führte vielmehr, obgleich ihm die Mitwirkung der Flotte fehlte, eine solche hartnäckige Vertheidigung, daß Sautscha, der Oheim Coxingas, der die chinesische Flotte befehligte, sich zur Aufhebung der Belagerung, ohne Wissen seines Neffen, entschloß, wenigstens für den unter seinem Befehle stehenden Theil der chinesischen Seemacht. Coxinga ließ ihn auf die Nachricht hiervon festnehmen, und setzte dann die Belagerung mit solcher Taktik und solchem Nachdruck fort, daß die holländische Besatzung sich zur Ergebung genöthigt sah, obgleich der von ihr erwartete Entsatz bereits in Sicht war.

Die Lage der Holländer ward durch den Verlust dieser Niederlassung sehr gefährdet. Statt daß sie den ganzen spanischen, portugiesischen und chinesischen Handel jener Meere, wie bisher, in ihrer Macht hatten, waren sie nicht einmal mehr, außer mit vielen Schwierigkeiten und großen Gefahren, ihre eigenen Schiffe dahin zu senden im Stande; — einen Vortheil erlangten sie jedoch aus diesem Unfalle, nämlich den, daß derselbe sie veranlaßte, mit dem Kaiser von China noch einmal in Verbindung zu treten. Derselbe sagte ihnen jetzt seine Mitwirkung zu, um die Macht Coxingas im Zaume zu halten, daß derselbe seine Schiffe in den chinesischen Meeren nicht zum Raube aussende, und den Handel Chinas und Japans nicht ferner belästige.

Um jene Zeit fand durch Vermittlung Carls des II. von England, der die Infantin Catharina von Portugal geheirathet hatte, ein Friedensschluß zwischen den Generalstaaten und Portugal zur Zufriedenheit beider Theile statt; denn obgleich die Holländer ihren Gegnern im Orient überlegen waren, so wurden doch ihre daselbst gemachten Gewinnste von den Verlusten, welche sie in andern Weltgegenden erlitten, aufgewogen. In West-Indien waren die Portugiesen Sieger; bereits hatten sie Brasilien den Holländern entrissen. Sie waren daran, noch größere Eroberungen an ihnen zu machen, und ihre Kreuzerschiffe waren bereits so zahlreich, daß der Handel, den die Holländer nach dem Mittelmeer und der Küste von Afrika trieben, in einer gefährlichen Lage sich befand.

Die holländisch-ostindische Compagnie kümmerte sich wenig um die Verpflichtungen, welche ihr dieser Tractat auferlegte. Sie handelte, als wäre sie souverän innerhalb des Freibriefes, den sie besaß. Im Jahre 1663 machte sie einen Angriff auf Cautan an der Küste von Malabar, und nahm es weg. Der nächste Angriff war gegen Cannanore gerichtet, und auch hiervon ward nach heftigem Widerstande Besitz ergriffen. Die

Holländer erneuerten die daselbst befindlichen Befestigungen und ließen sich daselbst nieder. Ihre nächste Belagerung war die von Cotschin, einer Stadt von größerer Bedeutung, zugleich einem Bischofssitze und dem Mittelpunkte eines wichtigen Handels. Nach einer längeren, erbittert geführten Vertheidigung fiel es ebenfalls in die Gewalt der Holländer. Der den Portugiesen tributpflichtige Radscha von Porca war der nächste, welcher sich unterwarf; Cranganore wurde ebenfalls genommen. So hatte im Laufe eines einzigen Jahres Admiral Göns die Portugiesen aus allen ihren Besitzungen an der malabarischen Küste vertrieben und einen 150 Meilen ausgedehnten Küstenstrich mit allem dem Handel erobert, den derselbe trieb, und in dessen Besitze die Portugiesen seit ihrer ersten daselbst bewerkstelligten Landung ohne Unterbrechung gewesen waren. Jetzt schlossen die Holländer Allianzverträge mit dem Zamorin von Calicut, dem Könige von Cotschin und verschiedenen andern indischen Prinzen ab.

Als Aurengzeb auf den Thron gelangte, schickten die Holländer eine Gesandschaft an ihn ab, die gnädig aufgenommen ward. Dieselbe Ehrfurcht bezeigten sie den Souveränen, deren Besitzungen an die Bay von Bengalen gränzten, und wurden von ihnen allen gleich gut aufgenommen.

Mißhelligkeiten brachen zwischen den Holländern und dem Kaiser von Siam aus, in deren Folge die erstern ihre Factoreien von den Küsten seines Landes zurückzogen. Beunruhigt wegen des Schadens, der ihm hiervon drohte, richtete der Kaiser an den großen Rath von Batavia eine sehr höfliche Anfrage um die Ursache dieser Maßregel und schickte hierauf einen Gesandten ab, um die Holländer wieder zur Niederlassung an den Küsten seines Landes einzuladen. Derselbe sollte sie zugleich seiner Geneigtheit und seines guten Willens versichern, womit er allen ihren jetzigen und künftigen Beschwerden abzuhelfen bereit sei. In dessen Folge wurden die Factoreien wieder nach Siam und Ligor verlegt. Dieser befriedigenden Schlichtung des bestandenen Zwistes folgte von Seiten der Holländer eine Gewaltthat, die jedoch von ihren eigenen Behörden, zu deren Lobe sei es erwähnt, eine entsprechende Bestrafung erhielt. Holländisches Schiffsvolk hatte 35 Siamesen, deren Weiber und Töchter zuvor von ihm genothzüchtigt worden waren, mit kaltem Blute ermordet. Ehe jedoch vom Hofe von Siam eine Beschwerde hierüber eintreffen konnte, hatte der große Rath von Batavia die Uebelthäter ergreifen und richten lassen. Vier derselben wurden gerädert und fünf gehängt. Auch sei hier zum Lobe der Holländer erwähnt, daß dieselben auf jede mögliche Weise bemüht

waren, unter ihren asiatischen Alliirten europäische Literatur und Civilisation zu verbreiten, dadurch, daß sie viele der indischen Fürsten und Häuptlinge veranlaßten, ihre Kinder nach Batavia zu senden, um daselbst, wie es in vielen Fällen geschah, auf Kosten der Compagnie erzogen zu werden. Damit verbanden sie aber den selbstsüchtigen Zweck, daß sie sich alle mögliche Mühe gaben, den ihrer Erziehung anvertrauten Kindern eine hohe Idee von der Macht, dem Uebergewicht und der Befähigung ihrer Nation zur Behauptung der Stellung, welche sie in diesen Gebieten errungen hatte, beizubringen.

Diese Politik hatten sie von den Portugiesen gelernt, welche dieselbe mit großem Nutzen befolgten.

Ihre Vertreibung aus Formosa hatten sie noch nicht zu vergessen vermocht; sie erschienen daher gemeinschaftlich mit den chinesischen Tartaren mit einer großen Flotte vor dieser Insel. Ihre Angriffe auf die Forts wurden zwar abgeschlagen; allein in einem Seetreffen, dem ihre Alliirten unthätig zuschauten, rissen die großen europäischen Schiffe die Dschonken Coxingas, trotz seiner sonst glänzenden Vertheidigung, und obgleich seine Leute mit einer Tapferkeit fochten, die man bis dahin noch nicht an Chinesen bemerkt hatte, in Stücke. Dieser erfahrene Seemann büßte in diesem Treffen nicht allein seine bisherigen Eroberungen, sondern auch sein Leben ein. Die Sieger bemächtigten sich Amoys und rechneten noch überdieß mit Zuversicht darauf, daß sie wieder in den Besitz von Formosa kämen; allein darin scheiterten ihre Erwartungen, da es dem alten Sautscha gelang, die Ueberreste der Land- und Seestreitkräfte seines Neffen zu sammeln und damit ihre Pläne zu Nichte zu machen. Coxingas Sohn, dessen chinesischer Name Tsching-King-May war, setzte hierauf seinen Großoheim ab und ergriff selbst den Oberbefehl. Derselbe bewies sich dadurch als einen vollkommen würdigen Abkömmling seiner Ahnen, und benahm sich so geschickt dabei, daß sich der holländische Admiral zur Rückkehr nach Batavia genöthigt sah, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben.

Kurz nach diesem Siege starb Tsching-King-May und ließ die Insel im Besitz seines minderjährigen Sohnes, Tsching-Ki-San. Diejenigen, welche zur Aufsicht über ihn gesetzt waren, vernachläßigten dieselbe; als er nun volljährig ward und sich seine sanfte, melancholische Gemüthsart immer mehr entwickelte, übergab er den Tartaren freiwillig sein Gebiet, hauptsächlich aus Furcht, daß ihm ein gleiches Schicksal drohe, wie es seinem Freunde und Alliirten, dem Könige von Fo-Kien, den die Tartaren ermordet

hatten, widerfahren war. Als abgedankter Fürst begab er sich im Jahre 1683 nach Peking, und verlebte daselbst als Pensionär den Rest seiner Tage. Seitdem ist die Insel, oder wenigstens der Theil derselben, welcher den Holländern gehört hatte, wieder mit China vereinigt. Da dies der letzte Gebietstheil war, den die Chinesen noch inne gehabt hatten, so war damit die Eroberung des himmlischen Reiches durch die Tartaren vollständig.

Von dem Zeitpunkte an, wo Oliver Cromwell das Steuerruder Englands zu führen begann, trat in der Entwicklung der See- und Colonialmacht Hollands ein entscheidender Wendepunkt ein. Die Holländer wurden vollständig geschlagen und zur Herausgabe aller der Punkte des indischen Archipels genöthigt, welche sie vordem den Engländern abgenommen hatten.

Um die Bedeutung zu ermessen, welche die Siege Cromwells und der in deren Folge abgeschlossene Friede für England hatten, möge hier statt vieler nur nachstehender weniger Thatsachen Erwähnung geschehen:

Eine Flotte von zwölf holländischen Kriegsschiffen blokirte die Bucht von Surat, wohin der Haupthandel der Engländer ging. Der Küstenhandel zwischen den verschiedenen englischen Factoreien war in Folge der Wachsamkeit und Thätigkeit der batavischen Kreuzer vollständig unterbrochen. Den englischen Meerbusen hatten sie rein „ausgefegt". Drei der englisch-ostindischen Compagnie gehörende Schiffe waren von ihnen gekapert, eines in Grund gebohrt worden. Zur selben Zeit machten die Schiffe der Generalstaaten förmlich auf die Portugiesen Jagd. Sie vertrieben dieselben von der Insel Ceylon und hielten daselbst Besatzungen, also in gefährlicher Nachbarschaft der britischen Factorei des Forts St. Georg. Eine holländische Flotte blokirte Goa und die kleine Insel Diu. Der indische Ocean, die arabische See und der persische Meerbusen waren voll von ihren Kreuzern. Auf dem ganzen indischen Festlande war nicht ein Posten, der nicht vor der Uebermacht der holländischen Schiffe die größte Gefahr lief.

Der nächstfolgende Krieg, den die Holländer führten, war der wichtigste und zugleich der nachdrücklichste aller der von ihnen seit ihrer ersten Niederlassung im Orient geführten. Das Königreich Macassar, in dem sie seit der Vernichtung der daselbst geankerten portugiesischen Flotte und nach Vertreibung der Portugiesen, wie oben erzählt, eine Colonie gegründet hatten, begreift den letzten Theil der von einem tapfern und zahlreichen Volke bewohnten Insel Celebes in sich, deren Monarchen, wie sie niemals

sich vor den Portugiesen gebeugt hatten, einen starken Widerwillen gegen das holländische Joch hegten. Der Erfolg ihrer ersten dahin gerichteten Handelsunternehmung war so bedeutend gewesen, daß der Rath von Batavia sich ein Handels-Monopol daselbst zu erwerben beschloß. Zu diesem Zwecke war es nöthig, sich der Portugiesen zu entledigen, die sich in denselben Handel mit ihnen theilten. Dieß war keine leichte Aufgabe; denn, so gehässig sich auch anderwärts die Portugiesen benommen haben mochten, so waren sie hier wegen ihrer ehrenhaften Handlungsweise, der hohen Achtung, in welcher die Jesuiten standen, und des großen Erfolgs ihrer Mission, der in ihnen die Hoffnung der Bekehrung der gesammten Bevölkerung aufkommen ließ, sehr beliebt.

Ehe sie jedoch die Feindseligkeiten begannen, wurden Unterhandlungen gepflogen, und es kam ein Vertrag zum Abschlusse, worin der König Genugthuung für alle von den Holländern behaupteten Kränkungen zusagte. Diese Verhandlungen scheinen übrigens von ihnen nur gepflogen worden zu sein, um Zeit für ihre Rüstungen zu gewinnen, und um die nichts ahnenden Inselbewohner durch einen Ueberfall zu überraschen. Ein Geschwader von dreizehn Kriegsschiffen war unter dem Commando des Admirals Spielman von Batavia abgefahren; dasselbe hatte 800 Soldaten an Bord, war von einer Anzahl Transportfahrzeugen begleitet, und hatte den Befehl, darauf zu sehen, daß der Vertrag buchstäblich vollzogen werde. Derselbe kam am 19. Dezember 1666 vor Macassar an. Der Tag nach seiner Ankunft sandte ihm der König 1056 Goldbarren, nebst 1430 Dollaren, zum Ersatz, wie es hieß, für die Kränkungen, welche die Holländer von seinen Unterthanen erduldet hätten. Allein eine friedliche Ausgleichung war keineswegs der Zweck dieser Rüstungen gewesen; es wurden daher neue Beschwerdepunkte vorgebracht, namentlich der, daß er zum Angriffe der Insel von Bauton eine Flotte ausgesandt habe. Unmittelbar nachdem diese Beschwerdepunkte eingereicht waren, erklärte der Admiral den Krieg, ließ seine Mannschaft an zwei Punkten der Insel landen und alles zerstören und wegnehmen, was in ihren Bereich kam. Einen so schmählichen Bruch des Völkerrechts hatte der Herrscher dieses Landes allerdings nicht voraussehen können. Admiral Spielman wandte sich alsdann zur Zerstörung der Streitmacht, welche sich bei der Insel Bauton befand, und kam daselbst am Neujahrstage 1667 an. Vermittelst der kleinen Schiffe seiner Flotte drang er in die daselbst befindliche Bucht und zwang die daselbst vor Anker liegende Flotte des Königs von Macassar zur Unter-

werfung. Im Laufe von 4 Monaten war so der ganze Kriegszug vorüber. Die Holländer behandelten ihre Gefangenen eben so grausam, wie sie den Krieg auf die treuloseste Weise begonnen hatten.

Allein noch weitere schwere Kämpfe waren von Seiten der Holländer nöthig, um die Insel Macassar vollends zu unterwerfen. Erschöpft durch die erlittenen großen Verluste, mußten die Beherrscher dieses Landes sich schließlich jede noch so harte Bedingung gefallen lassen, und es kam der Vertrag vom 15. Juni 1669 zu Stande, wodurch die holländisch-indische Compagnie den Alleinhandel der Insel Celebes, und was noch weit wichtiger für sie war, die absolute Souveränität über die Molukken erhielt.

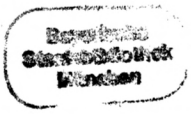
Dieser Tractat verlieh der hollandisch-ostindischen Compagnie eine dauerhafte Basis. Derselbe machte allem offenen Widerstande, der ihr bisher von Seiten der Indier oder Portugiesen gedroht hatte, ein Ende; aller Widerstand, der sich ihr fortan von dieser Seite entgegenstellte, war eher als Aufruhr oder als Auflehnung, denn als ein Krieg, den unabhängige Staaten mit einander führten, anzusehen *).

Die Periode, für welche ihr dritter Freibrief lautete, war jetzt abgelaufen und die Compagnie daher genöthigt, einen neuen nachzusuchen. Die Republik Holland befand sich jetzt unter der Leitung eines Staatsmannes, der kein Freund von Handelsmonopolen war, und wenig Neigung besaß, seine Ueberzeugung von Recht oder Unrecht irgend Jemand zum Opfer zu bringen. Es war dieß der berühmte de Witt, der, kaum 28 Jahre alt, an die Spitze des Staates gestellt und Haupt der Friedenspartei wurde. Dieser Staatsmann bekannte sich zu der Lehre, daß Compagnien in der Kindheit des Handels und zur Gründung von Niederlassungen nöthig seien, wenn aber der Handel einmal erstarkt sei, so sei es den Interessen der Gesammtnation nachtheilig, Macht und Reichthum

*) Um zu zeigen, in welchem Grade die Europäer in Indien mit einander rivalisirten, genüge hier die Anführung des 6. Paragraphen dieses Vertrags: „Alle Portugiesen, ohne Ausnahme, die sich auf der Insel befinden, sollen gehalten sein, selbige, wie auch alle andern der Krone Macassar gehörige Landstriche zu verlassen, und weil wir annehmen müssen, daß die Engländer große Ruhestörer sind, und die mit ihnen abgeschlossenen Verträge nicht heilig halten, so machen sich sämmtliche Regenten von Macassar anheischig, sie ebenfalls aus ihren Gebieten zu vertreiben, ohne jemals einer dieser beiden Nationen oder einzelnen ihnen angehörenden Individuen den Aufenthalt und Handel im ganzen Umfange des Reiches zu gestatten, oder sie nach Umfluß eines gewissen Termins ferner daselbst zu dulden".

DAS HIMMLISCHE JERUSALEM.

Carlsruhe, Kunstverlag.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

unverhältnißmäßig in den Händen einiger wenigen Begünstigten ansammeln zu lassen. Von der Rednerbühne herab sagte er: Er habe die Ueberzeugung erlangt und stehe nicht an, sie öffentlich auszusprechen, daß die Holländer, welche sich in den niederländischen Niederlassungen befänden, der Abschaum der Erde seien, ein entsittlichtes, beutegieriges, ausschweifendes Geschlecht; die Ursache hiervon liege in den strengen und sklavischen Bedingungen, welche die Compagnie auferlege, denen sich daher Niemand unterwerfe, der zu Hause leben oder auf seine eigenen Kosten auswandern könne. Trotz dieser mächtigen Opposition erhielt die Compagnie gegen Erlegung einer starken Geldsumme ihren vierten Freibrief für weitere 21 Jahre, welche vom Jahre 1666 an gerechnet werden sollten.

Die Gewinnste, welche die Compagnie für die letzte Periode austheilte, überstiegen den vierfachen Betrag der Antheile.

Um die gleiche Zeit geriethen die Holländer in Zwistigkeiten mit dem Reiche von Tonquin, mit dem sie über vierzig Jahre einen sehr vortheilhaften Handel getrieben hatten. Es mag hier am Platze sein, einen kurzen Bericht über ihre Niederlassung in diesem Reiche zu geben. Kurz nachdem die Holländer den Eintritt in das Reich Japan erlangt hatten, erfuhren sie, daß regelmäßig des Jahres ein kleines Geschwader aus demselben nach Tonquin segle, und daß zwischen diesem Reich und China ebenfalls ein bedeutender Handel bestehe. Ein gewisser Karl Hartsink schlug hierauf vor, daß man ein Schiff von Japan aus, mit den gewöhnlichen Ausfuhrartikeln und einigen europäischen Waaren, nebst passenden Geschenken für den Kaiser dieses Landes, dahin abgehen lasse. Hartsink fand mit seiner Ladung gute Aufnahme daselbst. Dieselbe ward zu sehr hohen Preisen von ihm verkauft und er konnte bald darauf mit einer werthvollen Ladung nach Batavia absegeln. Van Dieman, der damalige holländische Gouverneur auf Java, belobte höchlich seinen Fleiß und seinen Eifer, und beschloß, eine Factorei daselbst zu gründen; klugerweise machte er Hartsink zum Vorstand derselben, der in kurzer Zeit in dem Grade die Gunst des Königs gewann, daß derselbe ihn zu seinen Berathungen zuzog, in die höchsten Ehrenstellen des Landes beförderte und schließlich als seinen Sohn annahm. So lange dessen Einfluß dauerte, waren die Geschäfte, welche die Compagnie im Reiche Tonquin betrieb, in blühendem Zustande. Später, gegen das Jahr 1664, brachen jedoch Zwistigkeiten aus, in deren Folge die Factorei zurückgezogen wurde. Vermuthlich ist der Grund hiervon, in der übertriebenen Habgier der Holländer zu suchen.

Von da an wurden die Franzosen und Engländer die leitenden europäischen Mächte im Orient; in der Geschichte der Machtausdehnung dieser Völker ist daher fortan die des Verfalls einer Nation zu suchen, die einst allmächtig auf jenen Gebieten war, und deren Arm heute noch sich daselbst fühlbar macht.

Rückblicke.

Wir haben in vorstehenden Abschnitten alle in Indien aufgetretenen, meist europäischen Nationen wie in einem Kaleidoskop vor unserem innern Auge vorüberziehen sehen; blicken wir jetzt, vor Schluß dieses Bandes, auf die Hauptmerkmale ihres Auftretens zurück.

Die Portugiesen, als erste der westeuropäischen Nationen, welche den Boden Hindustans betraten, waren zunächst von dem Streben beseelt, das Christenthum daselbst auszubreiten und ein großes christliches Reich zu gründen. Allein sie thaten für diesen Zweck sehr wenig; ihr religiöser Eifer erkaltete schnell, und in sehr kurzer Zeit machten sich die Haupttriebfedern ihrer Handlungsweise: Ehrgeiz und Habsucht, geltend. Anstatt sich gänzlich dem religiösen Zwecke, den sie oder wenigstens ihre Herrscher anfänglich meist im Auge gehabt hatten, zu widmen, dachten sie an nichts als an die Ausdehnung ihres Herrschgebietes und an ihre eigene Bereicherung. Viele der Hindus, die sich zum christlichen Glauben von ihnen hatten bekehren lassen, vergaßen, da sie weder durch heilsame Lehren, noch durch gute Beispiele erbaut wurden, bald, daß sie getauft waren und kehrten zu ihrem früheren Götzendienste zurück. Die Bekehrten, welche längs der Küste wohnten, und treu in dem von ihnen angenommenen Glauben aushielten, sahen sich grausam von den Mohamedanern verfolgt, welche an vielen Orten die Oberhand hatten und sehr reich waren; die portugiesischen Behörden aber blieben theilnahmlose Zuschauer an all den Gräueln, welche an denselben verübt wurden. Dadurch wurden Tausende abgehalten, den christlichen Glauben zu bekennen; es fanden überhaupt keine Uebertritte mehr statt. Die Portugiesen selbst führten mehr ein heidnisches als ein christliches Leben. In einem vollkommen glaubenswürdigen Bericht, der dem portugiesischen Könige Johann III. von einem hochstehenden Manne zu jener Zeit aus Indien eingesandt wurde, heißt

es von ihnen: „Jeder hält sich so viele Weibspersonen, als ihm beliebt, und zwar ganz frei in seiner Wohnung, sogar als rechtmäßige Frauen. Sie kaufen Weiber oder stehlen sie, entweder zu eigener Verwendung oder um Geld daraus zu ziehen. Ihre Herren verlangen alsdann, daß dieselben ihnen eine gewisse tägliche Summe eintragen; können sie dem nicht nachkommen, so verhängen sie über dieselben alle Arten von Strafen, und zwar in dem Grade, daß diese unglücklichen Geschöpfe bei ihrem häufigen Unvermögen, die ihnen auferlegte Summe zu erschwingen, ihre Körper preisgeben, um den Geiz ihrer schmutzigen Gebieter befriedigen zu können. Mit der öffentlichen Gerechtigkeit wird förmlicher Handel getrieben und die furchtbarsten Verbrechen bleiben unbestraft, weil diejenigen, welche sie verübt haben, reich genug sind, ihre Richter zu bestechen. Jede noch so schändliche Art, sich zu bereichern, gilt als rechtmäßig; Erpressungen finden fast stündlich statt. Mord wird bloß mit einer Geldbuße bestraft, und man rühmt sich dessen meist nur als einer tapferen Handlung."

Die Engländer beabsichtigten anfänglich weder die Ausbreitung des Christenthums, noch die Gründung eines Reiches. Selbst der ehrgeizigste Engländer jener Zeit huldigte keiner solchen Idee. In England galt der Großmogul als ein sehr mächtiger, wo nicht als der mächtigste Potentat der Welt. Man dachte sich seinen Hof als den glänzendsten des Orients, wo nicht der ganzen Erde; seinen Thron als strahlend von Gold, Elfenbein, Perlen, den seltensten Juwelen und Diamanten von reinstem Wasser. Sein edelsteinverzierter Turban und Schwertgriff wurden dem Werthe reicher europäischer Städte oder Provinzen gleichgeschätzt. Seine Reiterei, glaubte man, zähle nach Millionen und seine Kriegselephanten nach Hunderttausenden. So groß schon an und für sich sein Herrschergebiet war, so ward dessen Umfang noch außerordentlich übertrieben. Reich und fruchtbar wie schon der Boden Indiens war, die erregte Phantasie schmückte ihn in beiden Beziehungen noch mehr aus. Die Engländer waren der Meinung, die fernsten Provinzen des überdieß unerschöpflich reichen Hindustans bürgen Minen von Diamanten und kostbaren Steinen, womit man alle Höfe der Welt ausstatten könne. Sie sahen den lebhaften Portugiesen und ausdauernden Holländer im Besitz des gewinnbringenden Handels mit den Specereien und Edelsteinen des Orients und dachten es sich als unvereinbarlich mit ihrer Nationalwürde, solches länger zu dulden. Als die Engländer zum ersten Mal die Gestade Indiens aufsuchten, waren sie von nichts als dem Ehrgeize beherrscht, sich mit den

unternehmenden Portugiesen und Holländern in den reichen Handel dieses Welttheils zu theilen. Trieb sie noch sonst etwas hierzu an, so war es das Bestreben, ihre Uebermacht als seegebietende und Handelsnation den mit ihnen wetteifernden Handelsmächten Europas, welche bereits den indischen Handel besaßen, thatkräftig zu beweisen. Sie dachten damals nicht weiter, als sich mit den Portugiesen und Holländern in denselben zu theilen, oder sie dessen zu berauben; die erleuchtetsten Engländer jener Zeit, sowohl Staatsmänner als Handelsherren, waren hingegen unter sich einverstanden, daß jede Anwendung oder nur Entfaltung von Gewalt gegen die Eingeborenen von Indien unklug und sogar gefährlich wäre. Der Gedanke an Eroberung eines, wenn auch noch so kleinen Landstrichs aus dem Herrschergebiete des Großmoguls, wäre damals als ein wirrer Traum von Narrheit und Ehrgeiz, als ebenso lächerlich wie gefährlich erschienen. Man empfand nicht den geringsten Widerwillen gegen jeden noch so wenig veranlaßten Angriff auf Schiffe anderer Staaten, um sie in ihrem indischen Handel zu belästigen oder sich den Alleingenuß desselben zu sichern; gegen die Hindus selbst aber benahm man sich mehr unterwürfig als keck, und suchte sie für den Handel zu gewinnen, indem man sich eher eine unwürdige Behandlung von ihnen gefallen ließ und jede Machtentfaltung zu vermeiden bemüht war. Hätte Jemand in jenen Tagen die Ansicht ausgesprochen, die britische Flagge werde einst siegreich im indischen Ocean oder der Bay von Bengalen, von der Meerenge von Babelmandel und dem persischen Meerbusen an bis an's gelbe Meer, und zu Lande vom Cap Comorin bis zum Himalaya, von Kurratschi bis nach Malakka, wehen, so wäre derselbe als geisteswirr und als ein solcher behandelt worden, der den Genius und den Unternehmungsgeist des englischen Volks lächerlich zu machen suche. Selbst für bloße Handelszwecke, die mit Indien in Verbindung standen, waren die Engländer jener Tage nur schwer zu begeistern. Sogar nachdem Stevens, Fitch und Leedes, die ältesten englischen Wanderer in jenem Lande der Wunder und Märchen, dem englischen Volke die Erfahrungen ihrer Reisen erzählt hatten, und obgleich ein solches seeunternehmendes Volk, wie die Engländer, von Eifersucht gegen die Portugiesen beseelt sein mußte, war es doch äußerst schwierig, Unterschriften zu einer ostindischen Handelsgesellschaft zu erlangen. Selbst als schon der Handelsgeist der Londoner Kaufherren geweckt war und die Engländer bereits eine gewisse Bedeutung in den englischen Seeen erlangt hatten, war ihren Gedanken nichts ferner, als militärische Besetzung eines

indischen Gebietstheiles oder kriegerische Unternehmungen gegen irgendwelche Eingeborene. Der früher genannte Sir Thomas Roe, den Jakob I. im Jahre 1615 an den Großmogul abgesandt hatte, schrieb damals der Compagnie, Handel und Krieg seien unvereinbarliche Dinge; der Kaiser habe daher dadurch, daß er den Engländern die Erlaubniß der Erbauung eines Forts verweigerte, ihnen eher einen Dienst als das Gegentheil erwiesen; würde Se. kaiserliche Majestät ihm gestatten, mehrere befestigte Plätze anzulegen, so würde er im Interesse von England solches sich verbitten. So sahen es damals englische Kaufleute und die englische Regierung selbst an, bis indische Ereignisse, die den Bestrebungen der englischen Compagnie, wie der englischen Regierung selbst gänzlich fern lagen und ebenso ihrer Einwirkung vollständig entzogen waren, zum Landerwerb die Veranlassung gaben. Das spanische Sprichwort: „Mache mir Platz zum Sitzen und ich will mir schon Raum zum Liegen schaffen", ist vollkommen anwendbar auf die in Indien entwickelte Thatkraft und Zähigkeit der Engländer, mögen es nun Kaufleute, Colonisten oder Eroberer gewesen sein, und mag am treffendsten die von ihnen daselbst betretene Laufbahn bezeichnen; allein sie trachteten in keiner Weise nach einem solchen Landerwerb. Eine berühmte englische Schriftstellerin*) stellt folgende sehr treffende Betrachtungen hierüber an:

„Wie war es anders möglich, als daß unsere erste Niederlassung in einem solch mächtigen Reiche nur klein und anspruchslos erschienen ist? Man wird zwar ohne Zweifel einwenden, daß List unter dieser Demuth verborgen war; allein es ist klar, daß eine solche Anklage bloße Verläumdung wäre. Was die Engländer damals ausschließlich wollten, war kaufen und verkaufen." Dieselbe Schriftstellerin bemerkt ferner: „Das Trachten nach einer Herrschaft zur See mußte nothwendig zum Seekriege führen; die Siege, welche die Engländer in ihren Seekämpfen über die mit ihnen wetteifernden Mächte erfochten, dehnten allerdings auch ihren Einfluß zu Lande aus. Lange Jahre hindurch machten die Engländer auf die sie umgebenden Nationen den Eindruck eines thatkräftigen Volkes, das stets kaufe und verkaufe, Schiffe aus- und einlade, seine Gläubiger bezahle und seine Ausstände eintreibe, aber gereizt werde, wenn von den Holländern und den Portugiesen und deren Gewürzhandel die Rede sei, und daher sich stets geneigt zeige, sich mit denselben deßhalb zu schlagen. Dieß war

*) Miß Martineau.

der Beginn unserer Verbindung mit Hindustan und somit ein rein geschäftlicher. Nichts macht mehr den Unterschied zwischen Wollen und Vollbringen klar, als das, was die Folge der frühesten, von der englisch-ostindischen Compagnie verfolgten Pläne war. Die Mitglieder derselben, ihr Anhang, wie die Gegenpartei, waren höchlich erstaunt, von Zeit zu Zeit die Wahrnehmung zu machen, daß sie kaum etwas von dem erzielten, was sie beabsichtigten, und daß alles gegen die natürliche Voraussicht geschah, gleich als ob das Schicksal mit ihnen bloßen Scherz treibe. Die Kaufleute, von denen der Antrieb zu alle dem ausgegangen war, hatten bloß Handel treiben und große Gewinnste erzielen, sich aber sonst von allem Andern fern halten wollen. Mit dem, was die großartige Entfaltung der öffentlichen Dinge in Indien bot, wollten sie nichts zu thun haben, so weit es über den Werth der Waaren, über Kaufen und Verkaufen hinausging. Ob Mongole oder Mahratte Sieger wurde, kümmerte sie wenig, außer insofern, als Gefahr für ihre eigenen Personen und ihr Eigenthum damit verbunden war. Alles, wonach sie trachteten, bestund darin, daß ihnen vergönnt sei, sich Reichthümer zu erwerben. Diese Männer dachten und handelten dabei sicherlich in voller Aufrichtigkeit, und doch trieb im Laufe des nachfolgenden Jahrhunderts ein neckisches Schicksal mit ihnen und ihren Planen sein Spiel. . . . Ihr Handel war niemals sehr ergiebg gewesen; derselbe war zwar ziemlich bedeutend und brachte ihnen Gewinn, allein lange nicht in dem ihren Erwartungen entsprechenden Grade. Während sie so in ihren Hauptzwecken bloß mittelmäßige Erfolge errangen, sahen sie sich plötzlich den indischen Fürsten gegenüber als Gesetzgeber, als eine Staatsgesellschaft, die benachbarte Reiche mit Krieg überzog oder Frieden mit ihnen schloß. An vielen Punkten Indiens hatten sie Niederlassungen gegründet, und ohne es eigentlich erstrebt zu haben, Gebiete sich erworben, bis sich die Nothwenigkeit darstellte, welche aus ihnen eine große administrative und militärische Gewalt machte".

Vom größeren Theile ihrer bisherigen indischen Laufbahn gilt als wahr, daß sie ihre mächtigen Erfolge mehr ihrer geistigen, als physischen Ueberlegenheit, mehr den höheren Eigenschaften, welche sie befähigten, geringe Mittel vortrefflich zu ihren Zwecken anzuwenden, als diesen Mitteln selbst verdankten. Von den Zeiten Lord Clives an beruhten die Grundlagen der englischen Macht in der moralischen Gewalt, welche er schuf, und seine Nachfolger zu benützen wußten. Nach und nach empfanden alle die entnervten und halbwilden Stämme, womit die Engländer in

Berührung kamen, den Zauber dieses moralischen Uebergewichts. Dieselben beugten sich alsdann nicht bloß vor britischer Ausdauer, Tapferkeit und Wahrhaftigkeit, sondern sie wurden sogar selbstbewußte, zu Zeiten sogar enthusiastische Werkzeuge zur stets weiteren Ausdehnung der englischen Herrschaft.

Was die Engländer in Indien sahen, übertraf alle ihre bis dahin gehabten Vorstellungen. Nach und nach trat, je mehr sie von zahlreichen Fürsten und Häuptlingen hörten, wovon ein jeder eine Provinz oder einen Distrikt, ein König- oder ein Kaiserreich beherrsche, und als sie die altindische Eintheilung in staatliche Gemeinschaften von 10, 100 oder 1000 Städten vorfanden, die Unermeßlichkeit dieses Reiches vor ihr inneres Auge. Allmählig hörten sie von den beiden Deltas des Ganges und Indus, wo sich an bloßen Strommündungen, ohne nur den Lauf der Ströme selbst zu berücksichtigen, große Reiche würden gründen lassen. Ebenso ward ihre Einbildungskraft stets mehr und mehr vertraut mit den Gipfeln des Himalaya und mit dem Theil des Dekkan, den die Ghats einschließen. Je mehr sie sich von der Größe Hindustans überzeugten, desto mehr glaubten sie einzusehen, wie thöricht es wäre, hier mehr als Handel zu treiben. Der Mensch und sein staatliches Zusammenleben in Hindustan machten denselben großartigen Eindruck auf sie, wie die Natur des Landes selbst. Die ersten englischen Residenten an indischen Höfen waren Augenzeugen von solch furchtbaren Kriegsscenen, daß sie nicht wagten, nach Hause darüber zu berichten, aus Furcht, der Uebertreibung geziehen zu werden.

Was hauptsächlich in England selbst Befürchtungen erregte, hatte in der Voraussicht heftiger Kämpfe, nicht mit den eigenwilligen Mongolen oder den Portugiesen, sondern mit den tapfern, thatkräftigen und ausdauernden Holländern seinen Grund; denn alle Diplomatenkünste englischer Abgesandten hatten keine Versöhnung zwischen Engländern und Holländern zu begründen vermocht. Zwar entsagten erstere allen Ansprüchen, wo die letzteren durch frühere Besitzergreifung ein Vorrecht geltend machten; allein sie trugen kein Bedenken, ihre Factoreien nahe an denen ihrer Nebenbuhler anzulegen, und erregten dadurch den Zorn derselben in gleichem Grade, als wenn England ihre sämmtlichen Colonien des Ostens angegriffen hätte.

Der Kampf, der sich zwischen beiden Nationen auf den Molukken entsponnen hatte, beweist dieß. Die Holländer hatten schon in frühen Zeiten Niederlassungen daselbst gegründet, und die Engländer legten nun

Factoreien auf den kleinen Inseln Pulerum und Rosengen an, die zwar zu einer Inselgruppe gehörten, welche im Allgemeinen von den Holländern besetzt war, obgleich dieselben auf diesen Inseln selbst keinerlei Niederlassungen besaßen. Die Holländer forderten die Engländer auf, sich schleunigst davon zu entfernen, indem sie behaupteten, die Oberherrlichkeit über alle Gewürzinseln stehe ihnen zu; sie griffen sogar die Engländer an, wurden aber zurückgeschlagen. Alsdann nahmen sie zwei englische Schiffe weg, und drohten, solche erst dann herauszugeben, wenn sich England von diesen Inseln zurückziehen würde.

Verschiedene andere unangenehme Vorfälle erweckten um jene Zeit in den Engländern die Neigung,, die Holländer gänzlich aus Indien und dem großen indischen Archipel zu vertreiben. Englische Kauffahrer griffen reichbeladene, heimkehrende Schiffe der Holländer an und nahmen sie weg, wenn dieselben nicht von starken Geschwadern begleitet waren. Die holländische Regierung empfand bitter die Kosten, welche ihr diese Begleitgeschwader auferlegten; die holländischen Kaufleute und die holländisch-ostindische Compagnie waren ebenso verletzt, wie benachtheiligt durch die Wegnahme ihrer Schiffe. Die Briten ihrerseits erlitten von den Holländern ähnliche Verluste, die sich schnell auf einander folgten. Der Kampf, der um jene Zeit zwischen den Portugiesen und der Krone Spanien geführt wurde, beschäftigte beide letztere Nationen in dem Grade, daß die Holländer von dieser Seite völlig freie Hand erhielten und alle ihre Thatkraft auf die Unterdrückung des Handels und der Macht der Engländer in den östlichen Meeren verwenden konnten.

Holland, das sich durch einen werkthätigen Protest gegen „organisirte Priestertyrannei und Weltherrschaft" zu einem freien Staate nach einem Kampfe von achtzig Jahren aufgeschwungen hatte, besaß damals Besitzungen in Asien, Amerika, Afrika und Australien, hatte seiner Herrschaft Brasilien, Guiana, Westindien, New-York, das Cap der guten Hoffnung, einen großen Theil Hindustans, die Inseln Ceylon, Java, Sumatra und Neu-Holland unterworfen.

In Folge vieler unangenehmen Vorfälle, welche kurz zuvor zwischen Holländern und Engländern stattgefunden hatten, und die Holländer für die Sicherheit ihrer Herrschaft im indischen Archipel besorgt machten, war die Stadt Batavia auf der Insel Java von ihnen gegründet worden. Dieß geschah im Jahre 1619 von dem holländischen General Johann Pieterson Coen. Es ist ein großer und stark befestigter Seehafen an der

Nordküste der Insel und die Hauptstadt der holländisch-indischen Niederlassungen. Sie liegt an den Ufern der Jacatra in einer Sumpfebene, am Rande einer geräumigen, geschützten Bucht und genoß als Handelsplatz große Vortheile. Ihre damals höchst ungesunde Lage ist seitdem durch manche zweckmäßige Anlagen sehr verbessert worden. Ihr Hafen ist zu allen Zeiten vollkommen sicher, da 15 bis 16 davorliegende Inseln ihn vor Wind und Wetter schützen. Die Stadt wird von den verschiedenen Völkern des Ostens besucht und hat eine sehr gemischte Bevölkerung, von der sich die nahe an 60,000 Seelen betragenden Chinesen durch ihren Unternehmungsgeist und großen Fleiß vortheilhaft auszeichnen.

Die Eifersucht sowohl der Javanesen als der Engländer ward durch die Gründung dieses festen Platzes rege gemacht; beide Völker verbanden sich daher dagegen und belagerten ihn. Ein Traktat kam bald darauf zu Stande, durch den sich die Holländer zur Zahlung von sechs tausend Reichsthalern an den König von Jacatra und zur Schleifung der Festung verbindlich machten. Dadurch wurde der Grund zu weiteren Befürchtungen beseitigt, die sich an die andauernde Abwesenheit des Coen knüpften. Van der Broek, der während derselben die Besatzung befehligte, war vom Könige des Landes zu einem Feste geladen, und während desselben mit seinem ganzen Gefolge ergriffen und in Ketten gelegt worden. Auf die Engländer fiel, und mit Recht, der Verdacht dieser Schandthat, denn sie benützten dieselbe, um die Holländer zu einem neuen Traktate und zur Uebergabe der Festung an den König von Jacatra zu nöthigen. Allein der Erfolg des letzteren war nur von kurzer Dauer. Den Tag, der auf den Abschluß dieses Vertrags folgte, griff der Beherrscher des benachbarten Staates Bantam, entweder auf Anregung der Holländer, oder weil der Besitz der Festung und des Reichthums von Batavia zu lockend für ihn war, das Heer von Jacatra an, besiegte es und zwang den Kriegsherrn desselben zu fliehen. Die holländischen Gefangenen wurden von dem neuen Sieger ebenso hart behandelt, als von dem früheren; allein die Stunde der Befreiung hatte für sie geschlagen. Coen kehrte eben an der Spitze von achtzehn Schiffen zurück; durch seine Uebermacht waren die Engländer bald aus der Meerenge von Sunda verjagt, die Stadt angegriffen und nach Verfluß weniger Stunden mit Sturm genommen. Ebenso schnell waren seine Landsleute aus ihrer Gefangenschaft befreit und die Stadt vom Feinde geräumt. Von da an erhielt sie zum ersten Mal den Namen Batavia, nach dem klassischen des Mutterlandes, und ward bald eine der reichsten und pracht-

vollsten Handelsstädte der Welt. Diejenigen, welche damals in Holland den indischen Handel überwachten, waren höchst erfreut, als sie von der Gründung dieser Stadt und Festung erfuhren; denn es gehörte damals zu ihren durchdachten Regierungsmaximen, Forts zu errichten, feste Magazine anzulegen, eine militärische Gewalt zu organisiren und eine geregelte Verwaltung zu bestellen. Sie wußten sehr wohl, daß es ohne solche Hülfsmittel für sie unmöglich sein müßte, mit ihren europäischen Rivalen einen erfolgversprechenden Wettkampf zu beginnen.

Die holländisch-indische und englisch-indische Compagnie waren übereingekommen, sich gegenseitig auf jede Weise zu unterstützen; der 26. Artikel des betreffenden Vertrags besagte ausdrücklich: Die beiden Compagnien sollten vereint den Handel nach China eröffnen. Allein die Politik und das Verfahren der Holländer waren in Bezug auf den Handel nach China ihren Nebenbuhlern gegenüber dieselben, welche sie in dem der Gewürzinseln gewesen waren. In dem erstern Falle hatten sie keinen Vorwand früherer Besitzergreifung oder eines sonstigen Vorrechts geltend zu machen; weder der abgeschlossene Traktat, noch die Furcht vor Repressalien, noch ein Gefühl von dem zwischen England und den Generalstaaten abgeschlossenen Freundschaftsbunde waren im Stande, die Habgier der holländisch-indischen Gesellschaft in Schranken zu halten oder letztere ihren Alliirten gegenüber zu einem billigeren Verfahren zu bewegen.

Sobald die Holländer sahen, daß die Engländer, abgeschreckt durch diese Aeußerungen des übeln Willens ihrer Nebenbuhler, auf einem anderen Wege sich den Handel nach China zu öffnen suchten, griffen sie die Schiffe derselben an und plünderten sie; ebenso die Dschonken der Chinesen, indem sie sich für Engländer ausgaben und unter englischer Flagge diese Schandthaten verübten. Die Folge hiervon entsprach ihrer Erwartung — längs der chinesischen Küste ward ein tiefes Mißtrauen gegen die Engländer dadurch rege. Die Holländer hatten zu jener Zeit auf allen Meeren, wo sie irgend eine Gewaltthat zur Ausführung brachten, die Gewohnheit angenommen, englische Farben aufzuhissen und sich ihren Opfern als Engländer auszugeben.

Eines der wichtigsten, wo nicht das wichtigste Ereigniß der englischen Festsetzung auf indischem Boden war die Niederlassung am Hugly. Die Umstände, welche sie veranlaßten, sind besser bekannt, als die Zeit, wann sie Statt hatte. Dieselben bestunden in Folgendem:

Der Großmogul Schah Dschihan hatte eine Lieblingstochter, Namens

Dschihanara. Einst, als sie den Abend mit ihrem Vater zugebracht hatte und sich eben in ihre Gemächer zurückbegeben wollte, trat sie einer der Lampen, welche die Vorhalle des Palastes erleuchteten, zu nahe und setzte ihre Kleider dadurch in Brand. Da sie die Aufmerksamkeit der Wachen nicht erregen wollte — orientalische Damen ihres Ranges müssen um jeden Preis es vermeiden, sich fremden Blicken auszusetzen — so floh sie mit brennenden Gewändern, die durch ihre eilige Flucht nur noch mehr angefacht wurden, in ihren Harem. Dort fiel sie bewußtlos in die Arme ihrer Dienerinnen, die das Feuer auslöschten; allein die Prinzessin war schwer und sogar gefährlich verwundet. Der Großmogul berief die ersten Aerzte seines weiten Reiches zu sich; allein es gelang keinem von ihnen, ihr eine solche Hülfe zu gewähren, die die Hoffnung ihrer schließlichen Genesung aufkommen ließ. Alsdann dachte der Großmogul an die Aerzte der englischen Ostindienfahrer in Surat, und ein gewisser Gabriel Boughton begab sich auf seinen Befehl an seinen Hof. Als Folge seiner Behandlung der Dame genaß dieselbe vollständig, worüber nicht nur diese, sondern auch ihr Vater mit seinem ganzen Hofe die lebhafteste Freude empfanden. Der Großmogul forderte den glücklichen Arzt auf, irgend eine Belohnung zu nennen, die zu gewähren in seiner kaiserlichen Gewalt liege. Der edle Engländer dachte nur an seine Landsleute und forderte für dieselben die Freiheit, nach allen Theilen des Reiches Handel treiben zu dürfen, während ihnen solcher bis dahin nur in wenigen Plätzen, worunter der hauptsächlichste Surat, zugestanden war. Die Prinzessin vereinigte ihre Bitten mit den seinigen, und der Kaiser gewährte das Verlangen. Wie es scheint, hatte Boughton um die gleiche Zeit dem Prinzen Shuga, Gouverneur von Bengalen, ebenfalls werthvolle Dienste erwiesen und auch in diesem Falle sich für seine Person ebenso uneigennützig gezeigt. Genug: der Prinz Shuga fertigte, unter Gutheißung des Kaisers, einen Nischam oder Befehl aus, der den Engländern den freien Handel nach allen Häfen Sr. kaiserlichen Majestät, ebenso die Befreiung von allen Zöllen, mit Ausnahme der zu Surat üblichen, sowie die Erlaubniß zugestand, wo es ihnen beliebe, Factoreien anlegen zu dürfen.

Die Engländer machten hiervon sofort Gebrauch und errichteten am Hugly eine Factorei, die zur Grundlage ihres später fast wunderbar aufgeblühten Handels und Reiches in Bengalen wurde. Calcutta heißt die stolze Stadt, welche aus dem Mittelpunkte dieser Niederlassung entstund.

Im Jahre 1686—87 ließ der Großmogul verschiedene englische

Agenten zu Surat einkerkern als Repressalie gegen Gewaltthätigkeiten, welche englische Piraten durch offene Angriffe zur See an Schiffen seiner Nation verübt hatten. Die Keckheit dieser Piraten ging so weit, daß sie eines der Kriegsschiffe des Großmoguls, das Pilgrimme nach Motscha und Dschedda, den Seehäfen von Mekka, überführen sollte, angriffen und wegnahmen. Ein mohamedanischer Schriftsteller, Namens Khafi-Khan, entwirft von der seltenen Tapferkeit, welche die Mannschaft des kleinen englischen Schiffes bei dieser Gelegenheit entfaltete, eine lebhafte Schilderung. Das kaiserliche Schiff, das 80 Kanonen und 400 Musketen führte, ward im Jahre 1693 weggenommen. Dem obengenannten Khafi-Khan zufolge segelte ein kleines englisches Schiff den mongolischen Leviathan an und es entspann sich zwischen beiden ein Gefecht. Als an Bord des kaiserlichen Schiffes eine Kanone platzte, ward es den Engländern bei der hierdurch entstandenen Verwirrung, trotz der ihnen entgegenstehenden Ueberzahl, möglich, an Bord desselben zu gelangen, und das Schiff wegzunehmen. Der durch diese Beleidigung erregte Zorn des Großmoguls ward dadurch besänftigt, daß die englischen Behörden tausend Pfund Belohnung auf die Ergreifung des Thäters setzten und denselben hängen zu lassen versprachen.

Schon oben ist von uns erwähnt worden, daß König Carl II. von England, als derselbe die Infanta Catharina von Portugal heirathete als Mitgift derselben die Insel Bombay erhalten hatte. Derselbe sandte sofort den Earl von Marlborough zu deren Besitzergreifung ab.

Mittlerweile war Kaiser Aurengzeb auf den Thron von Delhi gelangt, und begannen die unter seiner Regierung ausgebrochenen Kriege mit den Mahratten, während welcher die europäischen auf dem Festlande von Indien gegründeten Factoreien große Gefahren liefen. Als die Holländer Batavia und Colombo zu Regentschaftssitzen erhoben, thaten dieß die Engländer mit Bombay ebenfalls (1687).

Bereits im Jahre 1685 hatten die englisch-indischen Behörden, der Bedrückungen müde, welche die Gouverneure des indischen Reiches an ihnen verübten, die Berufung an das Schwert ergriffen. Zunächst verlegten sie, „in Rücksicht darauf, daß Hugly eine offene Stadt sei", die Factorei nach Chuttanutty oder Calcutta, als einem Platz, „der sich mehr zu einer Unterhandlung mit dem Gouverneur oder Großmogul eigne, als das wenig befestigte Hugly".

Mongolische Truppen hatten mittlerweile die englischen Factoreien Patna und Cassimbazar geplündert und die daselbst befindlichen Engländer

gefangen in's Innere geschleppt. Capitän Heath gelangte gerade um dieselbe Zeit aus England mit zwei englischen Kriegsschiffen an die indische Küste. Am 29. November 1688 griff derselbe, ohne auf die Vorstellungen der englischen Behörden zu hören, Balasore an, und ließ es plündern, indem er den Befehl seiner Regierung zur Kriegführung gegen das Mongolenreich vorschützte. Allein nach manchen vergeblichen Versuchen drangen die englischen Behörden damit durch, ihn zu beschwichtigen und von der Küste zu entfernen.

Aurengzeb, erbittert durch dieses Auftreten der kleinen Anzahl Engländer, gab jetzt den Befehl, dieselben aus seinem Reiche zu vertreiben. Matschtar Khan, der Vicekönig von Gudscherat, ließ ihre zu Surat befindlichen Waarenlager verkaufen, verlangte 500 Laks Rupien Entschädigung für die zu Balasore und an einigen andern Orten Bengalens verübten Plünderungen, und versprach überdieß demjenigen, der ihm den Vorstand der Factorei todt oder lebendig liefere, eine große Belohnung. Die Engländer mußten sich nothgedrungen diesen Bedingungen unterwerfen. Der Großmogul ließ sich durch die Rücksicht, welche er wegen Erschöpfung der öffentlichen Kassen auf den vortheilhaften Handel mit den Engländern zu nehmen hatte, insofern erweichen, daß er sie fortan noch als bloße Handeltreibende, nicht aber mehr als Colonisten dulden wollte.

Von da an zeigten sich längere Zeit hindurch die Engländer den Mongolen sehr unterwürfig. Kein westeuropäisches Volk beugt sich in dem Grade, wie das englische, vor der Macht, die sich ihm gegenüber geltend macht, während hingegen keines so hartnäckig, wie es, die bereits erworbene vertheidigt.

Im Jahre 1689 verbanden sich die Engländer und Holländer (in Europa) zu einem Kriege gegen die Franzosen. Die Seekämpfe zwischen diesen Nationen sind denkwürdig in der Weltgeschichte, und dauerten bis zum Ryswicker Frieden (1691). Die Franzosen standen damals in der Staatswissenschaft den Engländern, wie diese in derselben Beziehung den Holländern nach. Namentlich der Handelswissenschaft waren die Franzosen unkundig, so sehr auch einzelne hervorragende Männer dieser Nation Licht hierüber verbreitet hatten. In Indien benahmen sich die Franzosen so unklug, daß ihre meisten Unternehmungen scheitern mußten. In Europa nahmen ihre Kaper- und Kriegsschiffe so häufig englische und holländische Ostindienfahrer weg, daß die Preise französischer Einfuhrartikel aus Indien bedeutend auf den französischen Märkten fielen. Die Flotte Ludwigs XIV.

und die Schiffe französischer Rheder nahmen während des Kriegs gegen 4000 englische Schiffe, worunter viele Ostindienfahrer, weg. In Indien und auf dem indischen Ocean brachten französische Kreuzer den Holländern und Engländern empfindliche Verluste bei, namentlich den letzteren.

Mit diesen Kämpfen um die Herrschaft in Europa und auf den indischen Meeren schloß sich das 17. Jahrhundert. Die Charaktere der verschiedenen in Indien aufgetretenen europäischen Gesellschaften und Nationalitäten bieten wenig Stoff zu Vergleichungen. Im ganzen genommen erscheinen die Engländer nicht ausgreifender und eigenwilliger als ihre Rivalen. Vielleicht benahmen sich die Dänen in dem kleinen Wirkungskreise, in dem sie sich bewegten, am löblichsten. Sie zeichneten sich namentlich dadurch aus, daß sie eine große Sorgfalt für die religiöse Erziehung ihrer Untergebenen und Seeleute, wie auch der Eingeborenen an den Tag legten, über welche letztere sie einen ziemlich großen Einfluß ausübten, obgleich ihr Hauptbestreben der Handelsgewinn geschienen hatte.

Die Holländer waren ebenso eifrige Protestanten als Handelsleute und waren eben so hartnäckige Gegner der Portugiesen in religiöser Beziehung, wie sie in politischer die spanische und portugiesische Nation zu erniedrigen, und um ihren Handel und ihre Colonien zu bringen bemüht waren. Gegen die Engländer nahm sie die Ahnung ein, daß die britische Nation bestimmt sei, übermächtig zur See zu werden, und sie legten einen tiefen Widerwillen an den Tag, sich vor einer sich so rasch entwickelnden Marine zu beugen, deren einzelne Schiffe sie schon mit so großem Erfolg bekämpft hatten. Wie groß auch immer die Geldgier und Unverträglichkeit der holländischen Handels- und Seeleute sein mochte, so gab es doch unter dieser Nation viele fromme und gelehrte Männer, und ein ansehnlicher Theil des holländischen Volkes hatte kein anderes Streben, als „den Frieden auf Erden und die Gottesfurcht der Menschen", wie auch die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Heiden. Im Verhältnisse, wie die holländischen Colonien mächtiger wurden, wurden von ihnen Schulen gegründet, Kirchen erbaut, die Bibel in die Sprachen der Eingeborenen übersetzt und Missionäre ausgesendet. Die Portugiesen dagegen waren mit Feuer und Schwert in gleicher Richtung thätig. Ihrem Glauben zufolge standen nach dem Willen der göttlichen Vorsehung alle Völker unter dem römischen Papste, und sie waren die erkorenen Werkzeuge, ihm den Orient zu unterwerfen. Die Engländer waren in Bezug auf religiöse Zwecke nur wenig thätig. In den Freibriefen, welche ihren

Compagnien ausgestellt wurden, war zwar die Bestellung von Geistlichen und die Ertheilung eines religiösen Unterrichts vorgeschrieben; allein dieß ward wenig beachtet und die Gesellschaften selbst waren nur schwer zu bewegen, Geld zu diesem Zwecke auszugeben. Theilweise mochte dieß in dem Widerwillen seinen Grund haben, den zahlreiche Engländer gegen alle Ausbreitung der Religion durch den Staat oder auf gewaltsamem Wege empfanden.

Die englisch-indische Compagnie war am Ende des 17. Jahrhunderts verhältnißmäßig mächtiger als ihre Rivalen. Die Holländer beherrschten zwar den indischen Archipel; allein die Grundlage ihrer in Indien erlangten Macht war vergleichsweise eine wenig sichere. Die von ihnen besetzten Punkte waren wenig umfangreich; wenn auch gut gewählt und vertheidigt, konnten sie doch nicht als wesentliche Stützpunkte zu Angriffen auf die eingeborenen Fürsten und die übrigen Europäer gelten. Ihre Hauptstärke äußerte sich, was Indien betraf, auf dem Seegebiet.

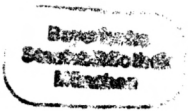
Die Portugiesen besaßen noch immer Goa, so sehr dieser Platz auch unter den Belagerungen einheimischer Armeen und den Blokaden der Holländer gelitten hatte. Ebenso war ihnen vom westlichen Indien Daman, Tschaul, Bassein und Diu in Gudscherat verblieben. Niemand war um jene Zeit so machtlos, um sich vor den Portugiesen zu fürchten. An den chinesischen Küsten besaßen sie die Inseln Makao, Timor und Solor.

Die Holländer hatten mehrere Punkte inne, welche sie den Portugiesen entrissen hatten. An der Küste von Coromandel besaßen sie Negapatam, in Bengalen Factoreien zu Hugly, Cassimbazar und Patna; an der Küste von Gudscherat zu Surat, mit Unteragenturen zu Agra und Ahmedabad. An der Malabarküste hatten sie die Posten von Cotschin, Quilon, Cranganore und Cannanore inne. An dieser Küste besaßen sie ein Gebiet, das sie den Portugiesen entrissen hatten und unterhielten eine bewaffnete Macht darauf. Gegenüber Madras waren sie Herren von Ceylon, obgleich es den Franzosen gelungen war, sich in Trincomale festzusetzen. Am mächtigsten waren die Holländer im östlichen Archipel. Batavia, die Hauptstadt von Java, war zugleich die schönste Stadt des ganzen Orients. Zu Malakka, Bantam, Amboyna, Banda, Ternate, Siam, Tonquin und Macassar hatten sie blühende Handelsbesitzungen, und ihnen allein war es gelungen, in Japan Handelsvortheile zu erlangen. Holländische Schiffe und Armeen hatten zuerst die Portugiesen, und dann die Engländer aus allen östlich von der Meerenge von Malakka gelegenen Gebieten vertrieben.

Die Dänen waren im Besitz von Tranquebar, woraus sie jedoch von den Holländern ohne die von den Engländern gewährte Hülfe vertrieben worden wären. Pondichery war der einzige von den Franzosen besetzte Punkt. Die Hauptposten der Engländer waren Bombay, Madras, Surat und Calcutta, das damals aufzublühen begann. Ihre Forts: Carwar, Tellicherry, Adschengo lagen, wie auch die Factorei Calicut, an der Malabarküste. An der Coromandelküste besaßen sie Madras, Fort St. David, Caddalore, Porto-Novo, Pettipoli, Masulipatam, Madapallam, Vizagapatam und Orissa. Drüber hinaus, östlich und westlich, waren Calcutta, Hugly, Dacca und Patna. Außerdem waren noch einige kleinere Punkte, die erst später Bedeutung erlangten, in ihrem Besitze; merkwürdig ist von ihnen nur so viel, daß alle diejenigen, welche sich in der Geschichte ihrer Herrschaft über Indien bis heute werthvoll für sie erwiesen, schon am Ende des 17. Jahrhunderts in ihrer Gewalt waren. Westlich von Indien hatten sie in Persien, zu Gombrun, eine Factorei und Handelsniederlagen zu Ispahan und Schiraz. Noch besaßen sie in der Nähe der Meerenge von Malakka und im östlichen Archipel einige Colonien von Bedeutung. Auf Sumatra hatten sie sich zuerst vor allen Europäern festgesetzt. Einige andere, wie z. B. Tonquin, waren damals noch nicht von ihnen aufgegeben, allein sie hingen von der Gnade der Holländer ab, die bloß durch europäische Ereignisse abgehalten wurden, solche wegzunehmen.

Eine geistreiche, schon öfter von uns citirte englische Schriftstellerin, Miß Martineau, faßt die Lage der Engländer in Indien, wie sie um jene Zeit war, in folgenden Worten zusammen: „So war im Laufe eines Jahrhunderts aus einer handvoll Abenteurer, die auf gut Glück nach Indien gekommen waren, eine Körperschaft entstanden, die durch den ausgebreiteten Handel, welchen sie trieb und durch die staatliche Gemeinschaft, welche sie gegründet hatte, zu großem Ansehen gelangt war. Woher sie die Befugniß zu allem dem nahm, wer diese Engländer waren und woher sie kamen, ist vielleicht selbst dem großen Kaiser Aurengzeb nicht klar geworden; sind sogar noch heut zu Tage die Beziehungen des indischen Reiches zu dem Mutterlande den eingeborenen Hindus und Muselmännern ein Räthsel, wie sie der übrigen Welt schwer erklärlich erscheinen müssen. Allein dort waren sie einmal, besaßen drei Regierungssitze und übten bereits eine große Handelsmacht aus. Es war nicht Mangel an Unternehmungsgeist, daß die Engländer damals noch auf fremder Scholle wohnten. Sie hatten bereits die Erwerbung derselben als nothwendig

GEGEND VON KUTCH.
(AFGHANISTAN)



zur Sicherung ihres Handels erkannt und im Jahre 1686 einen bewaffneten Versuch hierzu in Bengalen gemacht. Allein er war mißlungen, und würde ihre Vertreibung aus dem ganzen Gebiete des Großmoguls zur Folge gehabt haben, wäre nicht Aurengzeb überzeugt gewesen, daß ihr Handel seinem Schatze und seinem Reiche unentbehrlich geworden sei. Zwar hatte durch diese Entfaltung ihres Ehrgeizes und ihrer Habgier ihr Ansehen sehr gelitten; allein nichts destoweniger sank der letzte der Großmongolen mit dem Gedanken in's Grab, daß sich die Engländer in seinem Reiche festgesetzt hätten, ohne daraus vertrieben werden zu können. Sie waren damals weder Herrscher noch Beherrschte auf indischem Boden; einem Manne von der Einsicht des Aurengzeb mußte jedoch deutlich geworden sein, daß, wenn sie wirklich unvertreibbar waren, das Eine oder Andere unfehlbar eines Tages aus ihnen werden mußte."

Uebersieht man die Ereignisse, die hier nur skizzenhaft angedeutet werden, so wird der Geist mächtig ergriffen. Es muß sich dem Leser die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Schaffung und Entwickelung der englischen Macht in Indien nichts Aehnliches in der Weltgeschichte zur Seite zu stellen ist. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts waren die Engländer, trotz kürzlich erlittener Niederlagen und Demüthigungen, im Besitz wichtiger Punkte des indischen Festlandes, und strebten nach der Gründung eines großen Reiches. Gewöhnlich erzählt uns die Geschichte, sagt ein englischer Schriftsteller, wie aus dem Bache ein Fluß, aus dem Flusse ein See ward; allein die von Britisch-Indien ist abweichend hiervon und gänzlich eigenthümlich. Sie beginnt ohne einen Streifen eigener Scholle. Aus einem Waarenmagazin entfaltet sich eine Provinz; aus einer Provinz ein Reich.

Wie groß auch die von den Engländern in Hindustan begangenen Fehler gewesen sein mögen, so stehen sie gegen ihre Rivalen, was Muth, Ausdauer, Moralität und Herzensgüte betrifft, nicht zurück. Kein Volk trieb jemals den Handel mit mehr Habgier, per fas et nefas, als die Portugiesen. Ihr Blutdurst war der wildesten Art und unersättlich, nicht bloß gegen die Eingeborenen, sondern gegen alle andern europäischen Nationen. Zwar begingen sie niemals eine Schandthat, wie die Holländer gegen die Engländer auf der Insel Amboyna; allein ihre ganze Laufbahn war mit Grausamkeit und Blutvergießen befleckt. Die Engländer hatten von diesen schlimmen Eigenschaften ihrer Rivalen viel zu leiden, suchten aber an denselben zu keiner Zeit die von ihnen erlittene Unbill zu rächen,

so oft sich ihnen auch hierzu die Gelegenheit bot. Englische Schriftsteller jener Zeit berichten Einzelnheiten über die von Engländern durch Portugiesen erduldeten Mißhandlungen, die man zum großen Theil als wahr annehmen muß.

Daß die Portugiesen solcher Schandthaten fähig waren, wird durch das Zeugniß bestätigt, welches ihnen ein Schriftsteller, dem es an jedem Beweggrund, ihnen unverdient Uebles nachzusagen, mangeln mußte, ausstellte. Abbé Raynal lebte lange in Indien, und war genau, sowohl mit dem Charakter der Eingeborenen, als dem der europäischen Colonisten, bekannt. Er unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zu den Engländern; seine Stellung als römisch-katholischer Priester brachte ihn eben so häufig in Berührung mit den Portugiesen. Allein der Abbé war nicht so glaubenseifrig, um darüber den moralischen Unwerth seiner Glaubensgenossen zu verkennen, und er schildert sie, wie folgt:

„Die Portugiesen hatten niemals ein anderes Streben, als den Vortheil des Einzelnen im Auge; das allgemeine Beste trat davor in den Hintergrund. Ihre indischen Besitzungen bestanden aus drei Regierungen, wovon keine der andern Hülfe gewährte, ja wovon die eine die Pläne und Interessen der andern zu durchkreuzen suchte. Weder Mannszucht, noch Liebe zum Ruhme beseelte die Krieger dieser Nation. Ihre Kriegsschiffe wagten sich nicht mehr aus den Häfen hinaus; geschah dieß, so zeigte sich ihre Ausrüstung als mangelhaft. So sank diese Nation immer tiefer! Keiner ihrer Befehlshaber besaß Gewalt genug, um den Strom des Lasters aufzuhalten; die Mehrzahl derselben war selbst verderbt. So hatten bereits die Portugiesen alle ihre frühere Größe eingebüßt, als eine freie und erleuchtete Nation, welche von dem edelsten Geiste der Duldung beseelt war, in Indien erschien, und ihnen den Besitz dieses großen Reiches streitig machte."

Es kann nicht auffallend erscheinen, daß ein so entartetes Volk jeder Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Grausamkeit gegen die Mitglieder anderer Nationen fähig war. Selbst neuere katholische Schriftsteller geben zu, daß es den Portugiesen nicht entfernt gelungen ist, sich im Orient den moralischen Einfluß zu erringen, der sich in irgend einer Weise mit dem von den Engländern daselbst errungenen hätte messen können. Die ganze orientalische Geschichte Portugals, wie die von Spanien, mit welchem letzteren Lande Portugal während eines großen Theils seiner orientalischen Laufbahn enge verbunden war, beweisen dieß. Montalembert, das hervor-

ragende Mitglied des französischen Adels, und der begeisterte katholische Schriftsteller, schildert, wie nachsteht*), die orientalische und Colonialpolitik der beiden Nationen der iberischen Halbinsel, so weit sich solche aus dem religiösen und moralischen Gesichtspunkte und nach den Nützlichkeitszwecken, welche sie sich vorgesetzt hatten, darstellt: „Es ist nicht die allgemeine, sondern die Colonialpolitik von England, welche in Frage kommt, und es ist vorzugsweise die letztere, in der der britische Genius in vollem Glanze erscheint; ich will damit nicht sagen, daß sie zu allen Zeiten und überall fleckenrein geblieben sei, allein immer und überall ist sie allen andern europäischen Raçen, welche sich in derselben Bahn befanden, was Weisheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit betraf, gleichgekommen, oder hat sie noch übertroffen. Sicherlich ist die Geschichte der Beziehungen des christlichen Europas zu der übrigen Welt seit den Kreuzzügen nichts weniger als anziehend. Unglücklicherweise haben sich die mächtigen westeuropäischen Nationen bei den Eroberungen, welche sie in Asien und Amerika machten, weder durch die Tugenden, noch durch die Wahrheiten des Christenthums leiten lassen. Nach dem ersten so edeln und frommen Anlaufe, den das 15. Jahrhundert genommen hatte, dessen Geist den großen, herrlichen Columbus, und alle die Größen der portugiesischen See- und Colonialpolitik erzeugte, die derselben Unsterblichkeit werth sind, wie die Helden des alten Griechenlands, sehen wir alle Laster der modernen Civilisation an die Stelle reiner religiöser Begeisterung und Selbstverläugnung treten, hier die rohen eingeborenen Raçen ausrotten, und dort dem verweichlichenden Einflusse der orientalischen Civilisation unterliegen, statt veredelnd auf sie einzuwirken. Man darf England das Zeugniß nicht vorenthalten, daß es sich, namentlich, seit es sich so glorreich von dem Neger- und Sklavenhandel losgekauft hat, von dem größeren Theile aller dieser beklagenswerthen Verlockungen vom Pfade des Rechts frei zu halten wußte. Dem Geschichtschreiber, der die Frage stellt, welches Resultat seine See- und Colonialpolitik während der letzten zwei Jahrhunderte geliefert habe, hat es ein Recht zu antworten: „Si quaeris monumentum, circumspice“!**) Liefert die Weltgeschichte auf einem ihrer Blätter ein großartigeres, außerordentlicheres Schauspiel, als das, welches uns eine Gesellschaft englischer Kaufleute während 250 Jahren gewährte, die noch gestern aus einer Entfernung von 2000 Meilen

*) Siehe Montalembert, un Débat sur l'Inde. 1858.

**) Suchst du ein Denkmal, so blicke um dich!

vom Mutterlande zweihundert Millionen Menſchen vermittelſt achthundert Civilbeamten und eines Heeres von 15,000 bis 20,000 Mann regierte? England hat noch mehr gethan; es hat nicht bloß Colonien gegründet, ſondern auch Nationen in's Leben gerufen. Die vereinigten Staaten von Amerika ſind ſein Werk; es hat ſie zu einer der erſten Mächte der Gegenwart und Zukunft gemacht, indem es ihnen diejenigen Provinzial- und individuellen Freiheiten gewährte, welche ſie in den Stand ſetzten, ſich von dem leichten Joche des Mutterlandes zu befreien. „Unſere freien Inſtitutionen (heißt es in dem Berichte des Präſidenten der vereinigten Staaten Amerikas vom Jahre 1852) ſind nicht die Frucht der Revolution; ſie beſtanden ſchon vorher; ſie hatten ihre Wurzeln in den Freibriefen, welche das Mutterland ſeinen Colonien ertheilte". Was müſſen wir, im Gegenſatz hiervon, von den rechtgläubigen Nationen denken, denen überallhin, wo ſie ihre Waffen trugen, Verwüſtung und Entvölkerung auf dem Fuße folgte? Und welchen ſtaatlichen Aufbau lieferte ſpaniſche Eroberung an der Stelle der Raçen, die es vertilgte, ſtatt ſie zu civiliſiren? Muß ſich nicht unſer Auge traurig abwenden, daß ſpaniſchem Unternehmungsgeiſte ſo ſehr alle erſten Elemente der Ordnung, der Thatkraft, Mannszucht und Geſetzlichkeit fehlten, und daß ſolcher die ſtarken Tugenden des altcaſtiliſchen Geiſtes in einem ſolchen Grade verläugnete, ohne im Stande geweſen zu ſein, diejenigen Eigenſchaften, welche den modernen Fortſchritt bezeichnen, an deren Stelle zu erwerben? Was iſt in Hinduſtan von allen portugieſiſchen Eroberungen übrig geblieben? Was aus den Heidenbekehrungen geworden, die St. Franziscus Xavier ſo zahlreich in's Werk geſetzt hat, was aus der indiſchen Kirche, die unter den Schutz der Krone Portugals geſtellt war? Gehet hin nach Goa und fraget daſelbſt! Ergründet daſelbſt die Tiefen moraliſcher und materieller Verkommenheit, in die eine Herrſchaft gefallen iſt, welche einſt ein Albuquerque, ein Juan de Caſtro und ſo viele Andere unſterblich machten, Männer, die man zu den würdigſten Chriſten zählen darf, welche je gelebt haben. Ihr werdet alsdann lernen können, welche Folgen unbeſchränkte Gewalt über katholiſche Colonien und deren Mutterländer verhängen kann!"

Inhalt.

	Seite
Vorwort	1—22
Indien	23
Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung	30
Religion, Kastenwesen	36
Altindische Regierungsform. — Anfang und Entwicklung der englisch-ostindischen Compagnie	46
Eroberung Bengalens durch Clive	58
Allgemeine Lage von Indien nach Vertreibung der Franzosen	60
Letzte Phase des Mongolenreichs	65
Hayder Ali und sein Sohn und Nachfolger Tippu Sahib	67
Der indische Aufstand und seine Ursachen	73
Aufstand von Mirut	77
Aufstand von Delhi	79
Wiederaufrichtung des Thrones der Großmongolen	80
Vor- und Rückschritte der Insurrektion	81
Metzelei von Caunpur	83
Belagerung von Delhi	88
Die Stadt Delhi und der Hof des Großmoguls. — Hauptmoschee von Delhi	90
Calcutta	96
Religiöses Fest des Ramlaila	101
Der Tempel von Jaggernath	105
Das muselmännische Fest des Mohorrim	108
Bombay	116
Madras	122
Das Christenthum und das Auftreten der westeuropäischen Nationen in Hindustan	129
Unterabtheilung: Erstes Auftreten der Engländer in Indien bis zur Gründung der englisch-ostindischen Compagnie	155
Der Mohamedanismus in Indien	164
Einfall Timurs in Hindustan	181
Rückblick auf die mohamedanische Herrschaft in Hindustan	205
Die Parsis (Feueranbeter) in Hindustan	216
Der sociale Zustand der Hindus	219
Die politische Eintheilung von Hindustan	229
Allahabad	240
Benares	242
Grabmal des Großmoguls Akbar	244
Der Tadschmahal zu Agra	245

Seite

Lucknow 245
Singapore 246
Karratschi 249
Kabul 250
Ghiznee 250
Sutti, oder Feuertod indischer Frauen als Todesopfer für verstorbene Gatten . 251
Der große Ochse von Tanjore 254
Die Insel Ceylon 254
Unterabtheilung: Portugiesische Epoche (1505—1658) 256
Holländische Epoche (1658—1796) 261
Englische Epoche (1796 bis heute) 263
Clima und Vegetation von Ceylon 271
Die ostindische Handelsgesellschaft in Ostende 290
Die Dänen in Indien und in Ost-Asien 302
Die schwedische Compagnie 312
Die Preußen in Indien 314
Die kaiserliche Triester Compagnie 316
Die Spanier in Indien 319
Englisches Hinterindien 325
Pondichery 337
Die Holländer in Indien 339
Rückblicke 354

Inhalt

des Neuesten aus der Länder- und Völkerkunde.

Seite

Eine Vorstellung von Rothhäuten bei ihrem „großen Vater", dem Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika 1
Begräbnißfeier der Königin von Audh zu Paris am 27. Januar 1858 . . . 5
Anklageakte, erlassen gegen den König von Delhi, letztem Inhaber des Thrones der Großmongolen von Indien 6
Gefangennehmung Yehs, des chinesischen Vicekönigs und der andern hohen Würdenträger von Kanton 7
Plünderung des kaiserlichen Schatzes in Kanton 8
Gefangennehmung des Tartarengenerals Mukitena in Kanton 9
Gefangennehmung des Vicekönigs Yeh 9
Eine Sclavengeschichte, als Beitrag zu einer Schilderung der amerikanischen Zustände 13
Ein Staatsbesuch zu Hyderabad 14
Reise eines Engländers im Spätsommer 1857 in China 19
Die Landgränzen des himmlischen Reiches 23
Weltumseglungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara, Simonsbai am Kap der guten Hoffnung 26
Simonsbai 27
Auf dem Ocean 27
Madras 28
Madras 30
Singhapore, Rhede 31
Singhapore, Stadt 31
Batavia 31
Batavia 32
Das Königreich Birma 34
Das Königreich Persien 37
Affghanistan 42
Der erste Besuch einer europäischen (englischen) Gesandtschaft in der Hauptstadt von Japan im August 1858 44
Der heilige Buddhazahn der Insel Ceylon 47
Weltumseglungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara „in See" . . 50
Die neue Welt im innern Afrika 51
Annam oder das Kaiserreich Cochinchina 53
Besuch eines Reisenden in Bangkok, der Hauptstadt von Siam 55
Eine Aufwartung der holländischen Mission zu Nangasaki bei dem Kaiser von Japan 59
Eine Reise in den Ländern Laos 65
Weltumsegelungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara 71
Das nördliche Polarmeer 72

Verzeichniß der Stahlſtiche.

Titelblatt: Seeſturm während des Monſuns.
1. Königspalaſt zu Alahabad.
2. Benares am Ganges.
3. Delhi.
4. Hauptmoſchee von Delhi.
5. Futtypore Sicri.
6. Grabmal des Großmoguls Akbar.
7. Schah Dſchihanabad oder Neu-Delhi.
8. Der große Ochſe von Tanjore.
9. Madras.
10. Schah Dſchihan und ſein Sohn Dara-Schikoh.
11. Vertheidigung des Kheyberpaſſes durch Affghanenſtämme.
12. Calcutta.
13. Bombay.
14. Kabul.
15. Lucknow.
16. Karratſchi.
17. Singapur.
18. Tadſch-Mahal zu Agra.
19. Elephantenkampf zu Lucknow.
20. Hauptmoſchee von Ghiznee.
21. Sutti, oder Feuertod indiſcher Frauen, als Todesopfer für verſtorbene Gatten.
22. Der heilige Gangesfluß.
23. Anſicht der Himalayagebirge.
24. Landſchaft von Kutſch (Affghaniſtan).

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Eine Vorſtellung von Rothhäuten bei ihrem „großen Vater", dem Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Anfangs Januar 1858 fand eine große ceremonielle Vorſtellung von Abordnungen dreier Indianerſtämme — der Poncas, Pawnees und Pottowattamies — bei dem Präſidenten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten in Washington ſtatt. Jede dieſer Abordnungen kam einzeln für ſich aus dem fernen Weſten heran; die Pawnees und Poncas waren ſogar alte Erbfeinde, aber in Gegenwart ihres „großen Vaters", wie ſie den Präſidenten nennen, betrachtete die eine die andere mit derſelben vornehmen Gleichgültigkeit, wie man es nur in den faſhionabeln Cirkeln von Paris oder London hätte thun können. Sie ſchienen kaum die Gegenwart von etwas Anderm zu beachten, als die ihres „großen Vaters", den Glanz ſeiner Wohnung, und nur Sinn zu haben für die Angelegenheit, wegen welcher ſie zweitauſend Meilen weit aus den Wildniſſen des Weſtens an den Mittelpunkt nordamerikaniſcher Civiliſation gekommen waren. Die Vorſtellung hatte etwas ungemein Maleriſches; war ihre Wirkung auch in mehrfacher Beziehung für die Augen des oberflächlichen Beobachters etwas komiſch, ſo war doch der Hauptcharakter derſelben pathetiſch, ja ſogar feierlich. Die vollkommenſten Gegenſätze ethiſcher Bildung ſtanden ſich hier gegenüber. Auf der einen Seite die höchſte Bildung in der Perſon des verehrungswürdigen und leutſeligen Präſidenten, deſſen Haupt weiß wie Schnee war, und der ſich in Mitte eines ausgewählten Kreiſes von Staatsmännern, Senatoren, fremden Geſandten und den vornehmſten Damen von Washington befand; auf der andern der Zuſtand faſt völliger Rohheit in den Abordnungen dieſer rohen Stämme, in ihren auffälligen, wilden Trachten, wie ſie in die langen roth und blauen Gewänder, womit ſie ihre Blößen bedecken, gehüllt waren. Das Maleriſche ihrer Erſcheinung wurde erhöht durch den Schmuck, welchen ihre langen, ſchwarzen Haare durch die Adlerfedern erhielten, welche in dieſelben geſteckt waren, während vielfarbige Bänder ſolche umſchlangen. Ihre Ohren waren überladen mit ſchweren Ringen; ihre Nacken zierten Halsbänder von kunſtvoll zuſammengefügten Bärenklauen, Bruſt und Schultern die Skalpe (Hirnſchalenhaut), welche ſie ihren Feinden abgezogen hatten. In den Händen trugen ſie den Speer, den Tomahawk (eine Art Streitart) und die Kriegskeule. Geſicht und zuweilen auch die Haare waren übermalt auf die grellſte Weiſe mit rothen, blauen, grünen und gelben Farben.

Die Vorſtellung hatte zur beſtimmten Stunde im großen oder öſtlichen Gemache der Wohnung des Präſidenten ſtatt. Um 11 Uhr war eine ziemliche Anzahl Gäſte daſelbſt verſammelt; um ½12 Uhr erſchienen die Rothhäute, jede Abordnung von einem Dollmetſcher begleitet. Die Pawnees — ſechszehn an der Zahl — traten zuerſt herein; ein ſchöner Schlag Menſchen, wovon einige nackt bis zum Gürtel, andere aber in Ochſenfelle eingehüllt waren, während alle den vollen Schmuck von Federn und Malerei an ſich trugen, womit ſich die Rothhäute bei großen und feierlichen Anläſſen zu bekleiden pflegen. Nach den

Pawnees kamen die Poncas — ſechs an der Zahl — auf gleiche Weiſe bekleidet und bemalt, kräftige, ſchöne Geſtalten, aber von melancholiſchem Aeußern, deren würdevolles Benehmen aus allen ihren Zügen ſprach, ſo ſehr ſolche auch durch die bunte Malerei wenigſtens für die Augen des weißen Mannes entſtellt waren. Auch ſie waren von einem Dollmetſcher, einem an der Gränze zwiſchen ihrem und dem Gebiete des weißen Mannes wohnenden Krämer von europäiſchem Urſprung begleitet, der in einer vieljährigen geſchäftlichen Laufbahn, vielleicht im Austauſch von Feuerwaſſer (Branntwein) gegen Jagdbeute oder in andern Geſchäften, die nicht weniger nachtheilig den Rothhäuten ſind, ſich von ihrer Sprache zu eigen gemacht hatte. Zuletzt kamen die Pottowattamies — neun an der Zahl — in ſchäbiger europäiſcher Tracht. Dieſer Stamm macht Anſpruch darauf, halb oder ganz civiliſirt zu ſein; ſie ſcheinen aber von dem höheren Grad der Cultur nichts als ſeine Laſter und Mängel geerbt und dafür das mannhafte und ſtoiſche Weſen, die heitere Selbſtbeherrſchung, ſo wie die Gewohnheiten und Trachten der andern Indianerſtämme eingebüßt zu haben. Sie bildeten einen ſtarken Gegenſatz gegen die Pawnees und Poncas. In jedem Zug ihres Antlitzes, in jeder Bewegung ihres Körpers gab ſich die Verſchlagenheit, die unterwürfige und niedrige Geſinnung ihres Weſens eben ſo unverkennbar kund, wie das Schäbige und Unbeholfene ihrer äußeren Erſcheinung bezeichnend war. Ein wenig blaue und rothe Bemalung hätte ihren bleichen, pavianartigen Geſichtern Anmuth verliehen, hätte ihnen ein ihrem Weſen entſprechendes Aeußere gegeben, ſie mit einem Worte zu den Wilden gemacht, welche ſie wirklich waren. Dieſe armen Pottowattamies waren übel daran. Sie hatten beſondere Klagen und Bittgeſuche beim Präſidenten anzubringen; da ſie aber nach Washington gekommen waren, ohne ſich zuvor mit dem Spezialagenten für die indianiſchen Angelegenheiten verſtändigt zu haben, ſo waren ſie auf ihre Koſten dahin gereist und hatten ebenſo die ihres Aufenthalts und der Rückreiſe zu beſtreiten. Die Pawnees und Poncas waren dagegen von den Behörden zur Reiſe eingeladen, und erhielten daher auch ihre Reiſekoſten von dem Augenblicke an, wo ſie ihre Jagdgründe verließen, bis zum Tage ihrer Rückkunft von der Regierung erſetzt.

Mit Schlag 12 Uhr betrat der Präſident das öſtliche Gemach und blieb im Mittelpunkt eines Viereckes ſtehen, von dem die Indianer drei Seiten, die Zuſchauer aber die vierte bildeten. Die Rothhäute, die bis dahin ſtille Bewunderer der reichen Teppiche, der glänzenden Fenſtervorhänge und vergoldeten Verzierungen des Audienzſaales waren — ohne Zweifel die prächtigſte Entfaltung des Reichthums und des Gewerbfleißes, die ſie bis jetzt bei dem weißen Manne gewahr geworden waren — hefteten jetzt ihre ſtummen Blicke auf den Präſidenten, ohne durch irgend einen Laut die Neugierde oder die Verehrung zu verrathen, die ſie beſeelte. Das Haupt des Präſidenten iſt ſtets etwas vorwärts geneigt, welch kleiner Naturfehler, in Verbindung mit dem milden Ausdruck ſeiner Züge und dem ehrwürdigen weißen Haar, den wohlthuenden Eindruck ſeiner Erſcheinung erhöht und glauben läßt, daß er ſein Haupt abſichtlich neige, um genauer alles zu hören, was man ihm vorzutragen habe. Die vier Häuptlinge der Pawnees und die übrigen zwölf Leute ihres Stammes wurden einer nach dem andern dem Präſidenten vorgeſtellt, der auf herzliche Weiſe ihre Hand ſchüttelte und die ganze Zeit über gerade ſo ausſah, als fühle er wirklich das väterliche Intereſſe, was in ſeinem Verhältniſſe zu ihnen als Staatsoberhaupt lag, und das er unfähig war, in ihrer Sprache auszudrücken. Einem von ihnen ſchenkte der Präſident eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es war dieß ein wohlgebildeter wenn auch kleiner Mann, gegen fünfzig Jahre alt, deſſen Geſichtszüge von Pockennarben arg entſtellt waren, und der menſchliche Skalpe neben einer ganzen Bruſtverzierung ähnlichen Schmucks als Auszeichnung, in der Hand aber eine dicht mit eiſernen Nägeln beſetzte Keule trug. Der Dollmetſcher bezeichnete ihn als den Tapferſten ſeines Volkes, gleichſam als le plus brave des Braves, den Marſchall Ney ſeines Stammes, der, ſo weit ſein Wiſſen reiche, mehr Hirnſchalenhäute abgelöst habe, als irgend eine andere Rothhaut. Bei dieſer Vorſtellung lenkten ſich die Blicke aller Anweſenden auf dieſen furchtbaren Häuptling; allein es lag nichts

Wildes oder Herausforderndes in seiner äußern Erscheinung. Seine Züge, wie sein ganzes übriges Wesen drückten stoisches Ertragen und energisches Selbstvertrauen, keineswegs Grausamkeit und Verschlagenheit aus. Die Poncas und ihr Häuptling machten dieselbe Empfangsceremonie durch und wurden eben so aufgenommen; selbst die ungeladenen Pottowattamies wurden von ihrem großen Vater auf gleiche Weise willkommen geheißen. Es war jedem Augenzeugen dieser Scene klar, daß der Präsident, dessen milder, ihm sonst so eigenthümlicher Gesichtsausdruck die ganze Vorstellung über haften blieb, ebenso großes Interesse für seine rothen Kinder fühlte, als diese für ihn.

Als die Vorstellungen vorüber waren, hieß der Präsident die Rothhäute in einer kurzen Anrede willkommen und drückte seine Bereitwilligkeit aus, zu vernehmen, was sie ihm zu sagen hätten, so wie zur Abhülfe alles dessen, worüber sie sich gerechter Weise beklagen konnten, falls eine Abhülfe überhaupt in der Macht der Regierung läge. Nachdem dieß dreimal verdollmetscht war — denn kein Stamm verstand des andern Sprache — drückte jeder seine Zustimmung aus; die Poncas durch einen emphatischen Kehllaut, der ungefähr wie das „Dich!" „Dich!" des schottischen Hochländers lautete; die Pawnees durch den Ausruf „Lowar!"; die Pottowattamies durch ein kurzes „Uff!" „Uff!"

In Folge dieser Aufforderung des Präsidenten begannen die Anreden der Rothhäute.

Die vier Häuptlinge der Pawnees, einer der Poncas und einer der Pottowattamies erklärten einer nach dem andern den Zweck ihrer Reise nach Washington. Die Pawnees waren gekommen, einen Vertrag zu ratificiren, welchen sie mit der Regierung abgeschlossen hatten, ferner, um ihren „großen Vater" zu sehen, um von ihm zu lernen, wie man reich werde, wie die „weißen Männer", und nicht länger arm sei; die Poncas waren da, um den Verkauf ihrer Ländereien in Nebraska abzuschließen, um mit ihren eigenen Augen ihren „großen Vater" zu sehen, von dem sie nach dem Glanze, der ihn umgebe, urtheilen müßten, daß er reich sei und von dem „großen Geist" begünstigt werde; die Pottowattamies baten, daß eine Geldsumme, die ihnen vertragsmäßig halbjährig zukomme, künftig ganzjährig bezahlt werde, ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen. Alle Redner verbreiteten sich über ihre Armuth und ihr Elend. Einige von ihnen hielten ihre Arme empor und entblösten ihre Brust, um ihre Nacktheit zu zeigen. Sie wollten, sagten sie, darin unterwiesen sein, wie man reich werde, in dem Grade, wie der weiße Mann; wie man die Gnade des großen Geistes erlange und aufhöre, arm zu sein. Armuth, äußerste Armuth, war der Refrain ihrer Reden, der nahezu ganze Inhalt ihres Klagliedes. „Wir sind," sagte einer von ihnen, indem er den Präsidenten scharf ansah und so nahe auf ihn zutrat, daß sein Athem, während er sprach, die Wange Buchanans berührt haben muß, „wie Ihr, Kinder des großen Geistes. Unsere Reise hat uns weit her zu Euch geführt. Anfänglich reisten wir nur langsam. An jedem Orte, wo wir anhalten mußten, glaubten wir Euch zu finden; wir fragten das Volk nach Euch und man sagte uns, daß Ihr noch weit entfernt wohntet. Endlich fanden wir Euch und sind dessen froh. Nach den Dingen zu urtheilen, die wir hier sehen (mit Hindeutung auf die vergoldeten Wände, die Teppiche und Vorhänge) müßt Ihr reich sein. Auch wir waren reich in vergangenen Tagen; auch wir waren vom großen Geiste begnadigt. Der Boden selbst, auf dem wir eben stehen (hier stampfte er sehr bezeichnend mit dem Fuße auf den Teppich) gehörte einst unsern Vätern. Jetzt sind wir arm, sehr arm. Wir können keinen Schutz vor der Kälte finden; wir sind aus unsern Besitzungen vertrieben und leiden Hunger. Jetzt kommen wir zu Euch um Hülfe; der große Geist wird durch den Mund des großen Vaters zu uns sprechen und uns sagen, was wir zu thun haben. Machet uns reich, wie die weißen Männer, damit unsere Armuth ein Ende nehme."

Dieß war der melancholische Inhalt aller ihrer Reden. Bei jeder Wiederholung des Wortes „arm", das die Dollmetscher in der kältesten, ungeschminktesten Weise wiedergaben, lachte ein Theil der weißen Zuhörer, was die armen Rothhäute nicht wenig verblüffte, wie sich deutlich aus ihrem Mienenspiel erkennen ließ. Ihnen war offenbar die Armuth kein spaßhafter Gegenstand; sie waren nach Washington nur gekommen, um hiervon zu sprechen. In der Einfalt ihres Herzens hatten sie ge-

glaubt, der Präſident könne ihrer Armuth ein Ende machen, und ſie hatten das Vertrauen zu allen ihren bisherigen Anſchauungen des Lebens verloren, bloß um auf die gleiche Stufe des Beſitzes mit den weißen Männern zu gelangen. Und nun dieſes Lachen! Der Präſident wußte ihnen ausgezeichneten Rath. Er ſagte ihnen, daß ſie ſo lange arm ſein würden, als ſie blos von der Jagd ſich ernährten; der Weg, um reich zu werden, beſtehe darin, es zu machen wie die weißen Männer — das Land zu pflügen, die Künſte des Grobſchmieds, des Zimmermanns, des Baumeiſters, des Müllers zu lernen, und in mehr als in allem Andern darin, daß ſie den unaufhörlichen Kriegen unter ſich ein Ende machten. Ich höre, fügte er hinzu, daß die beiden hier anweſenden Stämme Pawnees und Poncas Todfeinde ſind. Es iſt mein Wunſch, den mir der große Geiſt in die Bruſt gepflanzt hat, daß Ihr nicht länger Feindſchaft gegen einander heget, und daß Ihr zum Zeichen deſſen in meiner Gegenwart Euch die Hände reichet. Dieß ward ihnen durch die Dollmetſcher erklärt; die Feinde gaben jedoch außer dem gewöhnlichen Kehllaut, der ihre Zuſtimmung ausdrücken ſollte, kein weiteres Zeichen der Befriedigung oder des Unwillens. Ich wünſche, ſagte der Präſident, Eure Hände in einander zu halten und daß fortan ewiger Friede zwiſchen Euch ſei. Die Häuptlinge der beiden Stämme traten herbei und ſchüttelten die Hände, zuerſt dem Präſidenten und dann einer dem andern. Einer von ihnen reichte ſeinem frühern Feinde die linke Hand dar, allein dieß ward von dem Dollmetſcher dahin erklärt, daß der Pawnee nur deßhalb die rechte vorenthalte, weil dieſelbe den Bruder des Ponca erſchlagen habe, daß aber deßhalb der neue Freundſchaftsbund nicht weniger heilig gehalten werde, weil ihn die rechte nicht bekräftigt habe. — Werden ſie Frieden halten? fragte hier Jemand den Präſidenten. „Ich habe den feſten Glauben, daß ſie dieß thun werden," antwortete dieſer, „ein Friede, der in Gegenwart des großen Vaters geſchloſſen wird, gilt mehr denn ſonſt als heilig." Und hierin ſtimmten alle drei Dollmetſcher mit ihm überein.

Damit endete die Vorſtellung. Wo man übrigens auch die Rothhäute während ihres Aufenthalts in Washington beobachtete, war es nun im Theater, wo ſie höchſt aufmerkſam den Sprüngen einer berühmten Tänzerin zuſahen, oder in ihrem Gaſthofe, wo ſie ihre Zeit mit Kartenſpiel und Rauchen zubrachten, oder im Arſenal, wo ſie aus den Händen des Kriegsminiſters, Generals Floyd, die Musketen und Büchſen empfingen, welche ihnen die Regierung als Geſchenke auf die Heimreiſe in ihre Wildniß geben ließ — überall mußte man ſich ſtark angezogen fühlen von der natürlichen Würde und dem Verſtand dieſer armen Leute. Aber ihr Urtheil bleibt geſprochen. Zwiſchen ihnen und den Weißen gibt es keinen dauernden Frieden. Die weißen Männer ſtehen im Dienſte der Civiliſation, um ſich den Weg durch die weite Wildniß zu bahnen, und ſind von Natur rauher, kräftiger und von einem energiſcheren Willen beſeſſen, als die Rothhäute. Zwiſchen beiden iſt ſteter Gegenſatz. Die Rothhäute, als die ſchwächeren, vermögen nichts gegen ihre weißen Gegner, die ſie erbarmungslos wegen der kleinſten Beleidigung niederſchießen, als Diebe mit dem Tode beſtrafen und Whisky und Rhum da als Zerſtörungsmittel anwenden, wo keine andern zur Hand ſind. Die Zahl der Rothhäute, welche jetzt noch in den vereinigten Staaten übrig ſind, beträgt bloß 314,622 Köpfe, alſo ungefähr die Hälfte der Bevölkerung von Philadelphia und auch dieſe werden raſch aufgerieben durch die Blattern, den Zerſtörungskrieg unter ſich, die Kugeln und Whiskyflaſchen der Weißen. —

Langſam und traurig
Erſteigen ſie die Berge des Weſtens
Und leſen ihr Schickſal
Im Untergang der Sonne.

In Mexico oder Südamerika gedeihen und vermehren ſie ſich noch oder vermiſchen ſich mit den europäiſchen Raçen, aber in den vereinigten Staaten und Canada, wo die angelſächſiſche vorherrſcht, werden ſie in wenigen Jahren von dem Boden verſchwunden ſein, der einſt ihnen gehörte und keine Spur von ſich zurücklaſſen, als die Namen einiger wenigen Flüſſe oder Berge, und hie und da eines Staates, der in Ermanglung eines angelſächſiſchen den indianiſchen beibehält, wie z. B. Minneſota, das ſo eben die Aufnahme in den Staatenbund verlangt, oder Wisconſin und Michigan, die bereits aufgenommen ſind. Ihr Loos, wenn

auch ein trauriges, iſt unabänderlich. Die alten Briten leben in ihren Nachkommen fort; die Abkömmlinge der Ureinwohner von Nordamerika ſterben aus, und ihr Blut trägt nichts zu dem Bau der großen Republick bei, die ſo raſch ſich vergrößert, um ihren ſtets mächtigeren Schatten über die Welt zu werfen.

Begräbnißfeier der Königin von Audh zu Paris am 27. Januar 1858.

Man behauptet, die Königin von Audh, welche vor ungefähr einem Jahre aus Indien nach England kam, um bei der Königin Viktoria und dem engliſchen Parlamente Schritte zur Wiedererlangung der geraubten Krone ihres Landes zu thun, habe nach einem Aufenthalt von nahezu einem Jahre das Vorgefühl ihrer nahenden phyſiſchen Auflöſung beſeſſen. In dieſem Vorgefühl verließ ſie in der Zeit, als ihr Uebel ſchlimmer ward, England, „um“, wie ſie ſagte, „nicht ihr Daſein unter einem Volke zu beſchließen, das der Urheber aller ihrer Leiden geweſen“. Um Mitternacht den 21. Januar 1858 kam ſie in Paris an, und ward, gefolgt von ihren Dienern, welche Fackeln trugen, in einer Sänfte ins Hotel Laſtte gebracht. Ihre Krankheit nahm ſchnell daſelbſt zu, aber erſt im letzten Momente ward Zuflucht zu der Hülfe zweier berühmten Aerzte, der Doctoren Gabarrus und Royer, genommen. Allein es war bereits für deren Kunſt zu ſpät und ſie ſtarb am 24. Dem Kummer nach, den ihr Gefolge auf das Bekanntwerden ihres Todes an den Tag legte, mußte die Königin ſehr beliebt ſein. Ihr weibliches Gefolge brach, als man es in ihr Gemach einließ, in die lauteſten Klagen um ihren Verluſt aus (dergleichen iſt jedoch im Orient nicht ſelten mehr Ceremonie als tief gefühlt). Als Seine Hoheit Prinz Mirza den Tod ſeiner königlichen Mutter erfuhr, rief er gefaßt aus, „ärztliche Kunſt konnte ihr nicht helfen, ihr Schickſal war beſiegelt“. Seine Hoheit war aber (er ſtarb kurz darauf) eben ſo fühlender Menſch, als Philoſoph; denn man erfuhr ſpäter, daß er in ſeinem Gemache ſich dem tiefſten Schmerze hingegeben habe, bis zu dem Grade, daß man für ſein Leben beſorgt war.

Wenige Stunden nach dem Tode Ihrer Majeſtät ward ihr Leichnam in ein Gemach des Erdgeſchoſſes des Gaſthofs gebracht. Ihr Gefolge zündete im Hofe ein großes Feuer an, und eine Anzahl deſſelben brachte die Nacht bei der Leiche zu. Der Eingang in das Gemach, wo dieſelbe lag, war mit einem großen Tuche behangen, und die weibliche Bedienung balſamirte den Körper ein. Dieß geſchah auf folgende Weiſe: der Leichnam ward auf eine Tafel gelegt und von einer Dienerin nach der andern aus großen Gefäßen mit Waſſer begoſſen. Als dieß geſchehen und der Körper wieder ſorgfältig abgetrocknet war, ward das Geſicht der Leiche bemalt, um den Anblick des Todes zu verbergen. Eine ſtarkwohlriechende Flüſſigkeit ward in ihren Mund gegoſſen, der dann mit rothem Wachs und dem Siegel des Königreichs Audh verſiegelt wurde; eben ſo die Augen, Naſenlöcher und Ohren. Hierauf ward der Körper mit wohlriechenden Salben gerieben und in ſchöne und reiche Gewänder gehüllt. Jetzt war das Einbalſamiren fertig, Die Königin ward nun auf ein Bett gelegt, und die Trauerceremonien begannen, wie ſie der mohamedaniſche Kultus vorſchreibt. Ein Prieſter und die erſten Leidtragenden betraten jetzt das Gemach, das von zahlloſen Lichtern erhellt war; es wurde gebetet und Verſe aus dem Koran geſungen, während ſich das Gemach mit den ausgeſuchteſten Wohlgerüchen füllte.

Das Begräbniß der Königin fand am 27. Januar mit außerordentlicher Pracht ſtatt. Als der Leichenwagen und das Leichengefolge am Thor des Hotels anlangten, wurden ſie abgewieſen, da das Begräbnißfeuer noch nicht lange genug brenne. Wenige Stun-

den darauf war dieſe Ceremonie jedoch beendet und es wurden jetzt Anſtalten gemacht, die Leiche zu ihrer letzten Ruheſtätte auf dem mohamedaniſchen Begräbnißplatz des Père la Chaise zu verbringen. Ehe der Sarg in den Leichenwagen gebracht ward, trat ihre ſämmtliche weibliche Begleitung nochmals in das Gemach, wo die Leiche auf dem Paradebette lag und wo der Prieſter noch immer Gebete herſagte. Der Leichenzug ging um 2 Uhr des Mittags vor ſich. Den Sarg trugen acht der höchſten Leidtragenden in den Wagen, der ganz mit Silbergewebe bedeckt war und den acht weiße Pferde zogen. Dem Leichenwagen voran fuhr der Prieſter; hinter demſelben ging der Prinz Mirza-Bahadur, der auf der einen Seite dem General Orgoni, auf der andern dem Capitain Lynch den Arm reichte; hinter ihnen kamen ebenfalls zu Fuß gegen 12 Eingeborene des Gefolges, und zuletzt eine Reihe von zehn Wagen mit verſchiedenen Geſandten und Männern des Wiſſens und der Kunſt. Eine unzählige Menſchenmenge war in der Straße Lafitte verſammelt, um das Ganze anzuſehen, und in dem Momente, wo die Leiche aus dem Hauſe gebracht wurde, trat eine Anzahl indiſcher Weiber von ausnehmender Häßlichkeit, jedoch reich und maleriſch gekleidet, auf den Balkon.

Angekommen auf der Grabſtätte des Père la Chaise ward ein weißes Tuch nahe dem Grabe gebreitet; auf dieſes ſetzte ſich der Prinz mit ſeinem Gefolge und betete laut, indem er die Tugenden der Verſtorbenen hoch pries. Mit dem Untergang der Sonne ward der Körper der Erde übergeben.

Der Name der Königin iſt in der Mairie des 2. Arrondiſſements wie folgt regiſtrirt: „Malka Kachwar, Königin von Audh, geſtorben Rue Lafitte im Alter von 53 Jahren", der Ort ihrer Geburt iſt offen gelaſſen, da weder ihr Sohn noch ſonſt wer ihres Gefolgs denſelben anzugeben im Stande war.

Anklageakte, erlaſſen gegen den König von Delhi, letzten Inhaber des Thrones der Großmongolen von Indien.

Derſelbe iſt angeklagt:

1) Daß er, während er eine Penſion von der britiſchen Regierung genoß, zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen dem 10. Mai und 1. Oktober 1857 den Mahomed Bukht Khan, Subahdar des Artillerieregiments und verſchiedene andere Offiziere und Soldaten im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie zu den Verbrechen der Auflehnung und des Aufruhrs gegen den Staat angeſtiftet, dazu mitgeholfen und dieſelben darin beſtärkt habe.

2) Daß er zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen dem 10. Mai und 1. Oktober 1857 ſeinen Sohn Mirza Mogul, einen Unterthan der britiſch-indiſchen Regierung, ebenſo verſchiedene andere unbekannte Bewohner von Delhi und der indiſchen nordöſtlichen Provinzen, ebenfalls Unterthanen der genannten britiſchen Regierung, angeſtiftet, dazu mitgeholfen und darin beſtärkt habe, ſich aufzulehnen und Krieg gegen den Staat zu beginnen.

3) Daß er, als Unterthan der britiſch-indiſchen Regierung und ohne Rückſicht auf ſeine Unterthanenpflicht, zu Delhi am 11. Mai oder ungefähr um dieſe Zeit, als Verräther am Staate, ſich ſelbſt als den regierenden König und Souverain von Indien proklamirt und verrätheriſcher Weiſe ungeſetzlichen Beſitz von Delhi ergriffen und behauptet habe; ferner, daß derſelbe zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen dem 10. Mai und 1. Oktober 1857 in derſelben verrätheriſchen Abſicht ſich mit Mirza Mogul, ſeinem Sohne, mit Mahomed Bukht Kahn, dem Subahdar des Artillerieregiments und andern Verräthern durch gemeinſchaftliches Handeln verbunden habe, Auflehnung, Rebellion und Krieg gegen den Staat zu beginnen und vollſtändig ins Werk zu ſetzen; ferner, daß derſelbe zur Verwirklichung ſeiner verrätheriſchen Abſicht des Umſturzes und der Vernichtung der britiſchen Herrſchaft in Indien, Streitkräfte in Delhi

zusammengezogen und dieselben ausgesandt habe, um gegen die benannte britische Regierung zu fechten und Krieg zu führen.

4) Ferner, daß er zu Delhi am 16. Mai 1857 oder ungefähr um diese Zeit innerhalb des Palastes von Delhi treuloser Weise die Ermordung von 49 Personen, meist Weibern und Kindern von europäischem oder gemischt-europäischem Ursprung veranlaßt und befohlen habe; ferner, daß er zwischen dem 15. Mai und 1. Oktober 1857 verschiedene Soldaten angestiftet und bestärkt habe, indem er denselben dafür Belohnung durch Anstellung theils gab, theils zusicherte, daß sie europäische Offiziere und andere europäische Unterthanen, wie auch Weiber und Kinder ermordeten; ferner, daß er verschiedenen eingeborenen Herrschern Befehle gegeben habe, Christen und Engländer niederzuschlagen und zu morden, wo sie sich auf deren Gebieten nur finden ließen, welch alle diese Handlungen zusammen oder einzeln als ein Criminalverbrechen zu betrachten und nach der Acte 16 des Jahres 1857, erlassen vom indischen Gesetzgebungsrath, zu richten sind.

Gefangennehmung Yehs, des chinesischen Vicekönigs und der andern hohen Würdenträger von Kanton.

Um ½ 8 Uhr des Morgens, am 5. Januar 1857, während Regen fiel, drangen drei Colonnen englischer Rothröcke in die Stadt durch drei enge Straßen, während eine Abtheilung von 400 Mann französischer Blaujacken nach der Mauer zur Rechten derselben mit zwei Kanonen sich bewegte. Sie waren bald dem Gesichtskreise entschwunden. Die englische Abtheilung, welche Oberst Holloway anführte, war so glücklich, den beabsichtigten Erfolg zu erringen. Dieselbe marschirte im Geschwindschritt durch die Straße und wurde nur wenige Minuten durch einen geschlossenen Thorweg aufgehalten. Es war jedoch blos passiver Widerstand. Die Pioniere öffnen sich mit wenigen Axthieben einen Weg durch dieses Hinderniß, wie auch durch eine Barrikade, welche nicht weit von demselben errichtet, aber nicht besetzt ist. Die Bevölkerung sieht aus den Thüren ihrer Wohnungen zu; die Coolies tragen Wassergefäße ab und zu im Rücken der Truppen, gerade, als fiele nichts Ungewöhnliches vor. Jetzt gelangen die Truppen an einen Kreuzweg, in den eine der Hauptstraßen von Kanton mündet. Oberst Holloway sendet hier den Capitain Parkes mit zwei Compagnien zur Linken ab, um gegen das Gebäude, worin der öffentliche Schatz aufbewahrt ist, vorzurücken und denselben wegzunehmen, während er selbst den Rest seiner Mannschaft zur Rechten führt. Hundert Schritte davon gelangen sie zur Vorderseite des Yamuns (Palastes), der gewöhnlichen Residenz von Pih-Kwi, dem Gouverneur der Stadt und Provinz. Wie die Vorderseite aller chinesischen Yamuns hat er die Gestalt eines unschönen Viereckes, mit einer Mauerwand auf der einen Seite, worauf ein Thier in riesiger Größe abgebildet ist. Die Vorderseite dieses Yamuns besteht fast ganz aus zwei Thoren, worauf von ungeschickter Hand zwei große Figuren, wie Gog und Magog, abgebildet sind. Dieß ist der in den Instructionen des Obersten bezeichnete Platz. Jetzt erschallt das Commandowort: „Nun voran!" Die Pioniere stemmen sich gegen die Thore, und diese, nur schwach angelehnt, gestatten den Einlaß. Einen Augenblick darauf stürmen die Rothröcke, in Gliedern von vier Mann, über einen breiten granitenen Fußweg, in die Mitte eines ungeheuern Hofes, während Bäume und Strauchwerk den Fußweg beschatten, niedrige Gebäude rechts und links das Ganze einschließen, und im Hintergrunde ein großer, scheunenartiger Pavillon den Schluß bildet. Jetzt werden an jedem Fleck Wachen ausgestellt, während die Hauptmacht ihren Weg fortsetzt.

Einige wenige chinesische Wachen mit

Piken und Luntenſchlöſſern, auf die man hier ſtößt, werden entwaffnet und zum Eingangsthor getrieben, der Pavillon aber eilig durchſucht. Da man den Geſuchten nicht darin findet, ſo wird weiter geeilt in einen andern Hofraum, ähnlich dem vorigen, nur mehr granitene Terraſſen und Fußwege, mehr Bäume und Strauchwerk, mehr niedrige Gebäude enthaltend, und mit einem ähnlichen dunkeln Pavillon geſchloſſen. Es wiederholt ſich damit, was mit dem vorigen geſchah; aber man begegnet blos einigen überraſchten Wachen und einer Schaar Aufwärter. Jetzt gelangt man in eine geräumige, halb verfallene Halle und darüber hinaus wieder in einen Pavillon. Dieſer iſt ein in ſchlechtem Styl gebauter, ſchmutziger Audienzſaal, in den eine engliſche Rakete ihren Weg gefunden hatte. Hier befinden ſich rechts und links kleinere Thüren mit Vorhängen, die offenbar zu Privatgemächern führen.

Das Commandowort „Gewehr bei Fuß“ und das Anſtoßen der Musketſchäfte auf dem ſteinernen Pflaſter verurſacht ein Geräuſch, deſſen Echo das alte Gebäude erſchüttert. In dieſem Augenblick geht eine der Flügelthüren auf, und ein alter Mann in dem gewöhnlichen blauen chineſiſchen Gewande, deſſen Kopf eine Mandarinsmütze mit dem rothen Knopfe ſchmückt, erſcheint auf der Schwelle. Er trägt einen ſchwarzen Schnurrbart, hat ein lebhaftes Auge und mehr geiſtigen Ausdruck in den Geſichtszügen, als man in der Regel bei Chineſen findet. Seinem Mienenſpiel nach zu urtheilen, ſcheint er zu ſagen: „Was mag denn all dieſer Lärm bedeuten?“ Jedermann fühlte, daß dieß Niemand ſein konnte, als Pih-Kwi ſelbſt. Oberſt Holloway legte die Hand auf ſeine Schulter und führte ihn höflich in ſein Gemach zurück, wo er ihm bedeutete, ſich niederzuſetzen, indem er eine Wache in ſeine Nähe beorderte. Der alte Herr ſaß gemüthlich bei ſeinem Frühſtück, als die engliſchen Seeſoldaten hereinſtürmten.

Es entſtand nun eine kleine Pauſe, bis ein Dollmetſcher herbeikam, während welcher der Gouverneur, der erkannte, daß er in keiner unmittelbaren Gefahr ſchwebe, den Gleichmuth wieder gewann, den er äußerlich immer zur Schau trug. Man forderte ihm jetzt ſeine Amtsſiegel und Papiere ab. Allein er gab vor, unſeliger Weiſe am ſelben Morgen die Schlüſſel verlegt zu haben. „Man erkläre ihm, ſprach Oberſt Holloway, er ſolle ſich deßhalb keine Sorge machen; ich habe einen Hauptſchlüſſel bei mir,“ und auf ein Zeichen von ihm trat ein ſchlanker Pionier mit ſeiner Art hinzu. Hierauf hob der Gouverneur ein Tuch auf und ſiehe da! die verlornen Schlüſſel fanden ſich „zufällig“ unter demſelben.

Plünderung des kaiſerlichen Schatzes in Kanton.

Mittlerweile war Capitain Parkes mit ſeiner Abtheilung nicht weniger glücklich. Indem ſie ſich zur Linken wandten und die Hauptſtraße hinabmarſchirten, kamen ſie an das Gebäude, welches als die Schatzkammer bezeichnet war. Auch hier gaben die Thore dem erſten Anprall nach; die Ueberraſchung war vollſtändig, da ein Theil der Wache mit Schlafen, der andere mit Kochen und wieder einer mit Rauchen beſchäftigt war. Alle verhielten ſich mäuschenſtille, als ſie engliſche Bajonette gegen ſich gerichtet ſahen. Sechs Tage lang war das weſtliche Thor Kantons offen gelaſſen und Niemand für ſeine Perſon, Waaren oder Schätze der Austritt verweigert worden und doch war die Schatzkammer ſo mit Silber angefüllt, wie vielleicht jemals. Man fand darin 52 Kiſten, welche ein einzelner Mann nicht in die Höhe zu heben im Stande war, und 68 Barren maſſiven Silbers. Auch befand ſich daſelbſt in einer Vorrathskammer das koſtbarſte Pelzwerk für die Mandarinentracht und ein Zimmer mit Kupfermünze. Die Befehle lauteten dahin, das Geld wegzuſchaffen, alles Andere aber unberührt zu laſſen. Dieſelben wurden aufs Pünktlichſte vollzogen. Es entſtand nun aber die Frage, wie dieſe ſchwere Maſſe Silbers weg-

zuschaffen sei Es hatte sich mittlerweile eine Menge Menschen an der Nordseite des Gebäudes eingefunden und einer der Offiziere hatte den glücklichen Gedanken, auszurufen: „Wer dieses Silber ins englische Lager schaffen hilft, soll einen Dollar Lohn erhalten!“ Augenblicklich stob die Menge auseinander, um ihre Bambusstäbe zu holen und kurz darauf sah man gegen tausend Freiwillige sich um die Ehre streiten, den Schatz ihrer Stadt ins Feindeslager zu schaffen. Als die letzten englischen Soldaten die Schatzkammer verließen, stürzte der chinesische Pöbel wie eine zahllose Menge ausgehungerter Wölfe auf dieselbe zu. Die Engländer konnten auf ihrem Weitermarsche das Geschrei und den Lärmen hören, mit dem sie sich über das Pelzwerk und die andern zurückgelassenen Gegenstände hermachten.

Gefangennehmung des Tartarengenerals Mukitena in Kanton.

Gleichzeitig mit diesen Operationen hatten die Franzosen über die Wälle die Richtung nach dem westlichen Thore zu genommen und solches geschlossen. Indem sie eine Abtheilung zu dessen Bewachung zurückließen, wandte sich die Hauptmacht den Mastenstangen zu, welche die Lage des Palastes bezeichneten, wo der Tartarengeneral wohnte. Wenn überhaupt irgendwo, so war hier Widerstand zu erwarten. Aber Alles war hohle, schmachvolle Aufgeblasenheit. Man kam, um eine palastähnliche Festung zu bezwingen und fand nichts als baare Wildniß, colossale Höfe mit hochgewachsenem, an manchen Stellen verdorbenen Grase; Räume, groß genug für eine ganze Armee, aber dem Anschein nach von keinem einzigen Soldaten betreten; weite, leere, faulende Hallen, deren Dachwerk von Tausenden von Fledermäusen wimmelte, während die Fußböden zolltief von Schmutz bedeckt waren. Auf Pih-Kwis Tische fand man einen Bericht des Tartarengenerals, daß 7000 Tartaren unter seinem Befehle stünden. Wo waren sie denn? So viel war sicher, daß solche innerhalb eines Jahres nicht in diesen Yamun gekommen waren; der Tartarengeneral muß hier ganz allein gewohnt haben. Ein einziges Hundert Leute hätte dieses hohe Gras niedergetreten und diese eckelhaften Schwärme von Fledermäusen verjagt. Einige Tage später kamen verschiedene englische und französische Offiziere in diesen Yamun, um Quartier daselbst zu machen. Nach genauer Besichtigung ergab sich als Resultat, daß nur zwei Gemächer des ganzen Gebäudes geeignet seien, einen anständigen Menschen zu beherbergen. Aus einem derselben vertrieben die Franzosen den Tartarengeneral, der mit einem weniger guten Raume in der Nähe vorlieb nehmen mußte.

Gefangennehmung des Vicekönigs Yeh.

Wenden wir uns nunmehr zu diesem. Consul Parkes, der als Dollmetscher der Abtheilung Oberst Hollowayes zugetheilt war, kam zu spät und befand sich ohne Escorte. Während er über sein Mißgeschick klagte, traf er mit Commodore Elliot zusammen, der, angeeifert durch Parkes Erzählung, daß er Yehs Schlupfwinkel einigermaßen kenne, auf seine eigene Verantwortung hin den Entschluß faßte, ihn mit vierhundert Blanjacken (Matrosen) zu begleiten. Parkes rechnete darauf, Yeh in dem kaiserlichen Bibliothekgebäude zu finden, wurde jedoch hierin getäuscht. Er fand blos einen einzelnen, tief in das

Studium versunkenen Chinesen daselbst. Als man denselben aus seinem einsamen Gemache hervorzog und einem scharfen Verhöre unterwarf, brachte man ihn nach und nach zu dem Geständnisse, daß Yeh zwar da gewesen sei, aber das Gebäude schon seit mehreren Tagen verlassen habe. Zuletzt fiel ihm ein, derselbe werde sich drei (englische) Meilen von da befinden, irgendwo im südwestlichen Ende der Stadt in einem kleinen Yamun des Gouverneurs. Dahin wandte man sich demnach, indem man den chinesischen Gelehrten als Führer benützte. Der Gouverneur befand sich um diese Zeit im Gewahrsam des Obersten Holloway und der Admiral Seymour wie der General Straubenzee waren bei ihm angelangt. Ein Verhör fand auch hier statt, in dem der Gouverneur nach verschiedenem Drängen zugab, daß auch er den Schlupfwinkel Yehs kenne, und dieselbe Oertlichkeit wie der Gelehrte namhaft machte. Man veranlaßte ihn, einen zweiten Führer mitzugeben, und die Blaujacken machten sich, die zwei Chinesen voran, dahin auf den Weg.

Endlich nach einem ziemlich weiten Marsche machten die Führer an einem Yamun von geringem Aussehen Halt, der geschlossen und verlassen schien. Die Thüren wurden jedoch aufgerissen und die Blaujacken waren in einem Nu über den ganzen Raum verbreitet. Offenbar befand man sich auf der richtigen Fährte. Der Ort war voll von eilig zusammengepackten Effekten, Mandarinen rannen hin und her, bis einer derselben heran kam und sich als Yeh zu erkennen gab. Er war jedoch nicht feist genug; Parkes schob ihn daher auf die Seite und eilig gings weiter, bis man an eine fette Gestalt kam, welche sichtbare Versuche machte, sich am äußersten Ende des Yamuns über die Mauer zu schwingen. Capitän Key und Commodore Elliots Bootsmann rannen darauf zu. Key nahm den fetten Herrn um den Leib und der Bootsmann wickelte den erhabenen Zopf des kaiserlichen Stellvertreters um seine Faust. Es war keine Verwechslung mehr — es war der wahre Yeh. Instinctmäßig fühlten dies die Blaujacken heraus; in ihrem Wonnegefühl warfen sie ihre Hüte in die Höhe und brachten drei weithin schallende Hurrahs aus. Er zitterte stark, als man ihn gefangen nahm; auf's Kräftigste verläugnete er seine Person und erst nachdem Consul Parkes ihn verschiedene Male versichert hatte, daß er persönlich nichts zu fürchten habe, ward er beruhigt. Mit dem Augenblicke jedoch, daß er diese Ueberzeugung gewann, kehrte auch seine Anmaßung zurück. Mit vornehmem Anstande richtete er sich in seiner Sänfte auf; aufgefordert, seine Siegel abzugeben, brach er in ein höhnisches Gelächter aus, namentlich als man ihm begreiflich machte, daß man ihn gefangen wegführen werde. Er wolle warten, bis die Männer Elgin und Gros (der englische und französische Bevollmächtigte) herbeikämen. Die Kunde von seiner Gefangennahme ward nun in's Hauptquartier gesandt. Oberst Holker kam mit einer starken Abtheilung Marinesoldaten herbei und Yeh zitterte wieder, als er gefangen in seiner Sänfte weggeführt ward.

Vor dem großen chinesischen Bethause auf dem Magazinshügel befindet sich ein viereckiges großes Gebäude, das jetzt zum britischen Hauptquartier diente. An diesem Tage war die Säulenhalle dieses Gebäudes gedrängt voll von Postcapitainen, Obersten und andern Bediensteten der Alliirten. Man kannte nämlich bereits allgemein die Neuigkeit, daß die Stadt eingenommen, und die hohen Würdenträger des himmlischen Reichs der Mitte gefangen seien; Jedermann war daher neugierig, die Gefangenen zu sehen. Zuerst kam Pih-Kwi, nach ihm mit majestätischem Schritt, beinahe riesiger Gestalt und von ansehnlichem Körperumfang, der Tartarengeneral. Er ist sechs Schuh vier Zoll groß. Sie wurden in das schmale Gemach am Ende der Säulenhalle geführt, wo sich die beiden Herrn mit einer Würde niedersetzten, als seien sie gekommen, eine Staatsvisite zu machen.

Platz für den großen Mandarinen! Unter Voranschritt des Obersten Holker, der sein Schwert gezogen hatte, und in Begleitung des Commodore Elliot und des Capitain Key wackelt der große Yeh heran, dem zwei Reihen Marinesoldaten folgen. Man weist ihn nicht in das kleine Gemach zu den beiden Andern, sondern in das Zimmer des Admirals. Während des Ganges dahin hätte er im Vollgefühl seiner vicekönigischen Gewalt den Kopf nicht höher tragen können.

Nachdem einige Begrüßungen gewechselt

waren, befragte ihn der engliſche Admiral wegen einiger Gefangenen, die ſich in ſeinem Gewahrſam befinden ſollten. Er gab ſich das Anſehen, als habe er die Frage mißverſtanden, denn er antwortete: „Dieſe achtzehn Leute waren meine Kriegsgefangenen. Es machte mir deren anſtändiges Begräbniß große Sorge. Ich kann Euch deren Gräber jeden Augenblick zeigen.“ „Was waren das für achtzehn Männer“, fragte der Admiral, „und wann wurden ſie gefangen genommen“? Die Antwort lautete: „Wie ſoll ich Euch ſagen können, wer ſie waren, oder mich erinnern, wann ſie gefangen genommen wurden? Die Mißhelligkeiten dauerten vom Oktober bis Januar, wo Ihr geſchlagen und vertrieben wurdet und Eure Schiffe den Reißaus nahmen. Es muß damals geweſen ſein.“

Offenbar konnte es nicht der Würde des Admirals und des Generals angemeſſen ſein, dieſe Unterhaltung weiter zu führen. Nach einiger Berathung mußte Parkes ſeine „Excellenz“ verſichern, daß man für ſeine perſönliche Sicherheit und Bequemlichkeit alle Sorge tragen werde, daß man es aber für nöthig erachte, ihn an Bord eines Schiffes zu bringen. „Ich ſehe hierzu keine Veranlaſſung“, erwiederte Seine Excellenz; „was man von mir will, kann ich eben ſo gut hier verrichten.“ Als aber Yeh bemerkte, daß die Admirale ernſt und unerbittlich blieben, und im Begriffe waren, ſich zu entfernen, ward er unruhig. Seine erſchreckten Blicke durchflogen das Gemach und er ſetzte nach einer längern Pauſe hinzu: „Wohlan denn, ſo nehme ich Eure Einladung an. Ich freue mich in der That darauf, daß ich einen Anlaß erhalte, eines Eurer Schiffe näher zu ſehen.“ Es dauerte indeß über eine Stunde, bis er, nachdem er allerlei Einwände verſucht, endlich in ſeiner Sänfte Platz nahm. Während er ſo mit ſeiner Eskorte Seeſoldaten längs den Mauern des Landungsplatzes hingeführt wurde, begegnete er einem Schwarm mit dem Transport des Schatzes beſchäftigter Coolies, die ihre Laſten abgeſtellt und Seine Excellenz mit dem furchtbarſten Hohne bewillkommt haben ſollen. Dies war zu viel für ihn. Er knirſchte vor innerer Wuth mit den Zähnen.

Yeh iſt jetzt Kriegsgefangener auf dem engliſchen Linienſchiffe „the Inflexible“, der Mann, auf deſſen Befehl mehr als 70,000 Menſchen in Kanton während zweier Jahre hingerichtet worden ſein ſollen und der von den erſten Staatsmännern Englands auf der Rednerbühne des Parlaments als größtes Scheuſal der Neuzeit hingeſtellt wird.

Der Exvicekönig von Kanton verließ China gegen Ende Februar, um nach Kalcutta gebracht zu werden, wo er bis zum Frieden internirt werden ſoll. Seine Haltung, ſeine Sprache und Ideen, welche das Erfahrene nicht zu ändern vermochte, bewieſen, daß er unter gewiſſen Umſtänden wieder gefährlich werden könnte, weßhalb man ſeine Entfernung für gerathen hielt. Am Vorabend vor ſeiner Abreiſe beſuchte ihn Lord Elgin, der britiſche Obercommiſſär, an Bord des „Inflexible“ und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Tags zuvor nahm man geſprächsweiſe eine Art von Verhör mit ihm vor. Mehrere Perſonen wohnten dieſem Verhöre bei, welches von einem engliſchen Commiſſär geleitet wurde und deſſen Hauptinhalt folgender war:

Der Commiſſär: In welchem Theile Chinas ſind Sie geboren und welches iſt Ihr Urſprung?

Yeh: Ich bin im Dorfe Kao-Fih in der Provinz Ho-Nan geboren; mein Vater war Korbflechter und betrieb außerdem einen kleinen Reishandel. Wir waren 14 Geſchwiſter; ſchon frühzeitig zeigte ich Geſchmack für Lectüre und kaufte mir Bücher, ſo oft ich etwas Geld hatte. Nach einigen Jahren galt ich unter meinen Kameraden für einen ſehr unterrichteten Mann, und als der Generalinſpektor des öffentlichen Unterrichts, welcher alle fünf Jahre in jede Provinz reist, in unſer Land kam, meldete ich mich zum Examen. Nachdem mein Anſuchen genehmigt war, ſtellte ich mich mit einem erläuternden Kommentar des „Tao-Kio“, eines Buches der großen Wiſſenſchaft des Confucius vor, und nach dreitägiger Prüfung wurde ich zum Gelehrten dritter Claſſe ernannt und als Repetitor des Kollegs von Khai-Fanu, Hauptort der Provinz, angeſtellt. Der Mandarinen-Gouverneur von Ho-Nan lernte mich kennen, und nahm mich zwei Jahre ſpäter mit in die Hauptſtadt, wohin er berufen war. Nach und nach wurde ich Schriftgelehrter zweiter

und erſter Claſſe. Mein Protektor ſtarb; aber ich war von dem Chef des Kuy-Ko, Direktor des Kabinets des Kaiſers, bemerkt worden, und bekleidete bereits den Rang eines Vicepräſidenten des Hing-pou oder Strafpolizeigerichts. Zwei Miſſionen, mit welchen ich beauftragt wurde, zogen die Aufmerkſamkeit unſeres erhabenen Herrſchers auf mich und im Jahr 1847 wurde ich dem ſehr würdigen und ſehr bedauerten Houang-Niang-Tong beigegeben, welcher Gouverneur von Kanton war.

Der Commiſſär: Hier beginnt Ihre neue Carrière, Ihre unſeligen Beziehungen zu den Fremden und Ihre grauſame Tyrannei gegen Ihre Landsleute.

Yeh: Hören Sie! Das Land war damals von einer furchtbaren Inſurrektion heimgeſucht, die es zu bewältigen galt; die Empörer verbrannten Städte und Dörfer und mordeten die Bewohner; ſie mußten zur Ruhe gebracht werden. Der Vicekönig Sin, bei welchem wir waren, ſchenkte keinem der Schuldigen das Leben und es gelang ihm dadurch, die Revolution zu dämpfen. 1853 ſtarb er; ich folgte ihm und ſeinem Beiſpiele und nach und nach ward man Meiſter der Inſurrektion.

Der Commiſſär: Sie wandten dazu ſchauderregende Mittel an. Sie ließen Gefangene lebendig zertheilen und ihnen das Fleiſch ſetzenweiſe abreißen.

Yeh: Hören Sie! Es war ein Rebellenchef, welcher alle unſere Soldaten, deren er habhaft wurde, zwiſchen zwei Brettern zerſägen ließ. Ich ſagte ihm, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten würde; ſeine Familie wurde gefangen; ich ließ ſie in der erwähnten Weiſe hinrichten; er aber hatte uns 6,000 Mann und darunter viele Offiziere zerſägen laſſen.

Der Commiſſär: Wie hoch ſchlagen Sie die Zahl der Menſchen an, welche ſie hinrichten ließen?

Yeh: Auf 60,000; aber die Rebellen tödteten uns mehr denn 300,000.

Der Commiſſär: Sie ließen eine große Menge Menſchen tödten, die gar nicht zur Inſurrektion gehörten.

Yeh: Urtheilen Sie. Die Provinz Kanton iſt die Zufluchtsſtätte aller Verbrecher des Reichs, welche entwiſchen. Ich ſah, daß viele Verbrechen begangen wurden und ordnete häufige Hinrichtungen an, jedoch ſtets von Mördern und Dieben, welche ihre Vergehen faſt immer geſtanden.

Der Commiſſär: Ihr Land iſt ein trauriges Land, daß es ſo viele Verbrecher darin gibt.

Yeh: Meine Schuld iſt es nicht.

Der Commiſſär: Das ganze Volk haßte ſie.

Yeh: Ich ward es nie gewahr. Die Stadt war ruhig, die Geſchäfte waren belebt und im Gedeihen. Der Kaiſer, mein unſterblicher Herr, hatte mir zur Belohnung den Titel „Nantſia“ verliehen, den höchſten von allen, und ermächtigte mich, den Beinamen „Manzin-chin“ (glänzender Jaspis) zu führen.

Der Commiſſär: Man ſagt, daß Sie große Reichthümer anhäuften und dazu Ihre Stellung mißbrauchten.

Yeh: Geben Sie wohl acht; das iſt falſch. Ich bin reich an Titeln und Ehren, aber arm an Geld. Ich ſchicke einen großen Theil meiner Einkünfte an meine Verwandten, und in meinem Geburtsorte ließ ich auf meine Koſten einen Tempel und mehrere Häuſer für die armen Familien bauen. Was meine Feinde betrifft, ſo ſind ſie meiſtens in den hohen Claſſen, und namentlich unter Jenen, welche meine Stelle wünſchen.

Damit endete die Unterredung. Yeh iſt ein Mann von unbeſtreitbarer Intelligenz, äußerſt ſtolzen und unbeugſamen Charakters. Sein einziges Streben iſt, zu den höchſten Würden und Ehren zu gelangen. Die von ihm begangenen Grauſamkeiten liegen, leider, zum großen Theile, im chineſiſchen Regierungsſyſteme und in dem Volkscharakter. Der Beſuch Lord Elgins ſchmeichelte ihm ungeheuer; er iſt über ſein Schickſal beruhigt und weiß, daß er nichts zu fürchten hat. Er bat ſich die Gunſt aus, nach Kalcutta von mehreren Dienern und zwei Gelehrten, ſeinen Secretären, begleitet zu werden.

Eine Sclavengeſchichte, als Beitrag zu einer Schilderung nordamerikaniſcher Zuſtände.

Anfangs Februar 1858 landete zu Liverpool ein Schwarzer, der, im Frachtraume eines Baumwollenſchiffes verborgen, von New-Orleans dahin gekommen war. Die Wahrheit deſſen, was derſelbe von ſeinen ausgeſtandenen Leiden erzählte, iſt als verbürgt anzuſehen. Seine Ausſage lautete:

Mein Name iſt Thomas Wilſon. Das Schiff Metropolis, Capitän Foſter, brachte mich von New-Orleans hierher. Ich bin in der Sclaverei geboren, war ſtets ein Sclave und jetzt bin ich 45 Jahre alt. Zuletzt gehörte ich ſieben Jahre lang dem Baumwollenpacker Heinrich Faſtman von New-York. Vorher hatte ich dem Oberſten Barr zu Woodford angehört. Dort beſaß ich ein Weib und drei Kinder und hatte überdieß ein viertes durch den Tod verloren. In öffentlicher Verſteigerung wurde ich daſelbſt um den Preis von 2,500 Dollars verkauft und von Weib und Kindern weg, die ich ſeitdem nicht mehr ſah, nach New-Orleans gebracht. Kurz nach meiner Ankunft in New-York war ich ſchlimmer Behandlung ausgeſetzt geweſen. Ich verſtand es nicht, Baumwollenballen zu knüpfen; die Sache war mir neu und ich ungeſchickt; ich wurde dafür gepeitſcht. Man pflegte mich quer über einen Baumwollenballen zu binden und mir mit einem Lederriemen 200 — 300 Hiebe aufzuzählen. Die Spuren kann man an meinem Körper, von den Füßen an bis zum Kopfe, ſehen. Etwas ſpäter, als ich nach Woodford verkauft ward, hatte mir der Factor daſelbſt, als ich ihm bei einer Züchtigung Widerſtand leiſtete, den Muskel des rechten Arms zerhauen und ihn dann wieder zuſammennähen laſſen. Er that dieß, wie er ſagte, um meinen Arm, der zu ſtark ſei, ſchwächer zu machen. Nachdem ich ungefähr ein und ein halb Jahr in New-Orleans war, entlief ich in die Wälder; der Factor verfolgte mich dahin mit einem Rudel Bluthunde, die meinen Körper fürchterlich zurichteten, wie man heute noch ſehen kann. (Bei dieſen Worten ſchob er ſeine Beinkleider in die Höhe und ließ ſtarke Narben ſehen, die das ganze Bein bis an die Kniekehle bedeckten.) Der Factor ritt mir mit ſeiner Flinte nach, womit er mir 14 Rehſchrote, die man heute noch ſehen kann, in die Hüfte ſchoß, während die Hunde noch immer fortfuhren, mich mit ihren Zähnen zu zerfleiſchen. Alles dieß verſetzte mich in einen Zuſtand von Bewußtloſigkeit, der ungefähr eine Woche dauerte. Als ich wieder etwas zu Kräften gekommen war, brannten ſie meinen Rücken mit einem weißglühenden Eiſen und meine Beine mit Terpentingeiſt, um, wie ſie ſagten, mich für mein Entrinnen zu beſtrafen. Sie legten mir hierauf einen eiſernen Ring um den Hals, den ich acht Monate lang trug, und eben ſolche Ringe um meine Beine. Von da an war ich ſtreng beobachtet, entwiſchte aber doch wieder während einer Nacht, eine Woche nach Chriſttag und verbarg mich unter Sägeſpähnen in einer Sägemühle unterhalb New-Orleans. Der Factor und ſeine Hunde folgten mir auch dahin, fanden mich aber nicht. Ich ſchlüpfte darunter hervor und lief davon, dem großen Salzwaſſerſee zu, hinter Orleans, um mich unter dem Buſchwerk ſeiner Ufer zu verbergen. Es gibt Alligatoren in dieſem Fluſſe, die mich, während ich knietief darin watete, mit lautem Geräuſch verfolgten, und mich zu erhaſchen trachteten. Oefters mußte ich mich auf Bäume flüchten, um ihnen zu entgehen, doch fühlte ich mich unter ihnen mehr in Sicherheit, als unter den Weißen. Gegen Morgen um 4 Uhr ging ich auf den Hafen zu und begegnete auf dem Wege dahin einigen Leuten, die mit Gewehren und Hunden mich ſuchten. Es fing gerade an zu tagen. Um ſie irre zu führen, ging ich pfeifend und ſingend bei ihnen vorüber, und täuſchte ſo ihre Aufmerkſamkeit. Im Hafen angelangt nahmen mich einige von dem farbigen Schiffsvolk der Metropolis an Bord und verbargen mich unter Baumwollenballen. Ein Mann aus dem Schiffsvolk war durch unvorſichtige Aeußerung die Veranlaſſung, daß man das Schiff nach mir durchſuchte, jedoch vergebens, obgleich man mir ganz nahe kam. Der Gedanke, abermals zurückgebracht und gepeinigt zu werden, machte mich ſchaudern. Auch fürchtete ich für die Farbigen, welche ſich meiner angenommen hatten. Man hielt mich

vor allen Weißen verborgen, und der Schiffscapitän erfuhr erſt dann etwas von mir, als er bereits ſeinen Leuten in Liverpool den Lohn ausbezahlt hatte. In dieſem Schlupfwinkel war ich ungefähr 4 Wochen lang verborgen gelegen, bis das Schiff hier (in Liverpool) anlangte. Während dieſer ganzen Zeit wurde ich von dem farbigen Schiffsvolke, das mich aufgenommen hatte, jede Nacht mit Speiſe und Trank verſehen. Als ich das erſtemal meinen Fuß ans Land ſetzte, machte mich der Anblick eines jeden Weißen, an dem ich vorüberging, zittern; ich ſuchte daher auch ſtets mich möglichſt zu verbergen, und bettelte bloß des Nachts um Brod. Stets peinigte mich die Angſt, in die Sclaverei zurückgebracht zu werden, denn ich wußte damals noch nicht, daß ich mit dem Betreten des engliſchen Bodens frei war.

Ein Staatsbeſuch zu Hyderabad.

Der Nizam (Beherrſcher) von Hyderabad, war der erſte der indiſchen Fürſten, welcher ſich unter den Schutz der oſtindiſchen Compagnie begab, in Folge deſſen er ſeitdem nur noch einen ſchwachen Schatten von Oberherrlichkeit über ſein Land beſitzt. Um dieſen Schutz wirkſam auszuüben, unterhält die oſtindiſche Compagnie an ſeinem Hofe einen Reſidenten mit einer Heeresmacht von 10,000 Mann, deren Unterhaltungskoſten von dem Vaſall beſtritten werden.

Dieſes Reich, ſonſt auch das Dekkan geheißen, einſt eine Provinz der großen mongoliſchen Macht, enthält nach den neueſten Zählungen 10 Millionen Einwohner; die Hauptſtadt gleichen Namens, das ehemalige Golconda, ſoll deren 250,000 enthalten.

Nähert man ſich dieſer Stadt, ſo bemerkt man kein äußeres Anzeichen, daß man ſich unweit der im Umfange größten, reichſten und bevölkertſten Stadt Hinduſtans befindet. Der Boden iſt eben ſo wenig angebaut, die Hütten ſo armſelig wie anderwärts. Nur ſieht man ſchon aus der Entfernung von 3 Stunden ſeine Dome, ſeine Kuppeln und hauptſächlich die 4 Minarets ſeines berühmten Karavanſerais, des Tſcharminar, ſich prachtvoll vom blauen Himmel ablöſen.

Für einen Europäer wäre es wenig rathſam, ſich ohne Eskorte in europäiſcher Tracht, zu Fuß, zu Pferd oder in einer Sänfte in dieſe Stadt zu begeben. Er käme an keinem Joghi (Hindu-Bettelmönch), an keinem Fakir (muſelmänniſchen Religioſen) vorüber, ohne als Ungläubiger, als „Kaffir“, der Verwünſchung und öffentlicher Unbill preisgegeben zu werden. Will man daher dieſe Stadt ohne beſondere Gefahren beſuchen, ſo thut man wohl daran, eine der zwei oder dreimal des Jahres wiederkehrenden Gelegenheiten, wenn nämlich der engliſche Reſident zu irgend einem großen Feſte an den Hof des Nizam oder zu deſſen Miniſter eingeladen iſt, zu benutzen. Tritt dieſer Fall ein, ſo ermangelt die Behörde nicht, es zuvor bei allen ringsum wohnenden Europäern bekannt zu machen, damit ſolche ihre Neugierde an dem orientaliſchen Schaugepränge befriedigen können. Der engliſche Reſident, um deſſen Begleitung es ſich handelt, findet ebenfalls ſeinen Vortheil dabei; ſeine Eskorte wird dadurch zu einer durch den Reichthum der Uniformen und Waffen, den Federnſchmuck ihrer militäriſchen Kopfbedeckung ſich auszeichnenden glänzenden Schaar, die ihren mächtigen Eindruck auf eine aſiatiſche Bevölkerung, welche, wie die Kinder, ſtets alles Schimmernde anſtaunt, niemals verfehlt. Ein Beſuch in dem ehemaligen Golconda, dem Fabelland des Reichthums, dem Elborado der Alten, hat ſolche Reize, daß nicht leicht Jemand denſelben widerſtehen kann, und daß alle Diejenigen, welche eine einigermaßen hervorragende Stellung inne haben, ſich begierig hinzudrängen. So war es auch dießmal der Fall; das Feſt ſollte bei dem Miniſter des Nizams in ſeiner Sommerwohnung oder Baghaderi ſtatthaben; um jedoch dahin zu

gelangen, mußte man die Hauptſtadt in ihrer ganzen Länge durchſchreiten; an dem Palaſte des Miniſters ſollte einiger Halt gemacht werden. Beſtimmt wurde, daß ſich die ganze Geſellſchaft zu einem Frühſtücke in dem Palaſte des Reſidenten, welcher in der größern Vorſtadt, Chaderghat genannt, liegt, verſammle; dort fände man Elephanten, die der Miniſter zum Transport ſeiner Gäſte herſenden, wie auch die militäriſche Begleitung und die Ceremonienmeiſter, welche den Zug vervollſtändigen ſollten.

Um 11 Uhr des Morgens *) kündigte der Tſchobdar, eine Art Ceremonienmeiſter, die Stöcke mit ſilbernen Knöpfen tragen, von Seiten des Miniſters an, daß Alles zu unſerm Empfange bereit ſei, und zu gleicher Zeit, daß das Suwarri Seiner Excellenz des engliſchen Reſidenten uns im Hofe des Palaſtes erwarte; man nennt nämlich Suwarri (wörtlich Cavalcade) ein Gefolge von Reitern, Elephanten, Dienern aller Art, von denen ſich, nach Art der eingeborenen Fürſten, die europäiſchen Würdeträger bei feierlichen Gelegenheiten begleiten laſſen. Die oſtindiſche Compagnie trägt die Koſten des Suwarri: eine Anzahl Elephanten, eine Compagnie regelmäßige Kavallerie, welche eines der Regimenter der Garniſon von Sekunderabad ſtellt, hat den Dienſt bei der Reſidenz zu verſehen, ebenſo wie eine bedeutende Anzahl Diener, welche Abzeichen ihrer verſchiedenen Verrichtungen tragen. Nur durch Entfaltung eines bedeutenden Schaugepränges vermag man nämlich das indiſche Auge zu blenden. Die Thore öffneten ſich und wir ſahen wirklich in Schlachtordnung am Fuße der großen Treppe 15 — 20 Elephanten aufgeſtellt, welche prächtige goldgeſtickte Scharlachdecken und auf dem Rücken die einen eine Art Divan, die andern ein viereckiges Geſtell mit Polſtern, das ein kleiner chineſiſcher Pavillon krönte trugen. In dieſen ſitzt man mit übereinandergeſchlagenen Beinen nieder. Wieder andere, und zwar die bequemſten, waren mit einem Phaeton ohne Räder, in dem zwei Perſonen eine neben der andern ſitzen konnten, verſehen. Auf der hintern Seite dieſes Phaetons waren kleine Sitze für einen Diener angebracht, die jedoch in der Regel leer blieben. Bei allen feierlichen Zügen in Indien müſſen nothwendig, ſo will es der Brauch, Elephanten verwendet werden; gewöhnliche Reiſen macht man in Sänften, reiche Europäer machen ſie auf arabiſchen Pferden, während ihre Effecten von Kameelen oder Ochſen ihnen nachgetragen werden.

Die Geſellſchaft theilte ſich in Gruppen von zwei oder drei Perſonen, und jede ſolche Gruppe wählte ſich ihren Elephanten aus. Der unſrige, einer der größten anweſenden, trug einen Phaeton oder Handah, der ſich 14 Fuß über dem Boden erhob. Für mich war es das erſte Mal, daß ich eines dieſer ungeheuern, mit ſo großer Kraft ausgerüſteten und doch zugleich ſo milden Thiere beſteigen ſollte, und nicht ohne eine gewiſſe Aufregung, die theils Furcht, theils Vergnügen war, traf ich Anſtalten zu dieſer Luſtreiſe. Jeder Elephant hat ſeinen Führer oder Cornac, der über ſeinem Halſe auf einem Kiſſen ſitzt, und deſſen Beine hinter ſeinen großen Ohren herabhängen; ein anderer Diener folgt zu Fuß, der das Thier auf ſeinem Marſche unterhält, ihm den Weg zeigt, Vorſicht lehrt, ihm Muth zuſpricht, wenn es ermüdet iſt, ihm verbietet, mit ſeinem Rüſſel zu ſpielen, hauptſächlich aber nichts auf ſeinem Wege aus den Buden zu ſtehlen, ihm friſches Futter verſpricht, das er nach ſeiner Rückkehr haben ſoll, und darauf ſieht, daß an ſeiner Ausſtaffirung nichts mangelt. Damit der Elephant beſtiegen werden könne, läßt man ihn ſich auf den Bauch legen, während er mit den hintern Beinen niederkniet und die vordern gänzlich ausſtreckt. In dieſer Stellung, die ſehr unbequem zu ſein ſcheint, bleibt er unbeweglich, während der Diener eine ſtarke Leiter an ihn anlehnt, durch die man in die kleine, auf ihm befindliche Kutſche ſteigt, deren Schlag ſorgfältig verſchloſſen wird. Iſt dies geſchehen, ſo befeſtigt man die Leiter an einem ledernen Riemen, der von der linken Seite des Thieres herabhängt und der Führer ruft nun dem Thiere zu, ſich langſam zu erheben. (Uth! Haſte Tſchebe, haſte!) Geſchieht dieß, ſo glaubt man ſich in einer Barke zu befinden, die am Umſchlagen iſt; denn nur durch eine

*) Wir folgen in Nachſtehendem der Schilderung des berühmten franzöſiſchen Reiſenden Jaquemont, des feinſten Beobachters indiſcher Zuſtände.

ſtarke Anſtrengung iſt es dem Thiere mög-lich, auf die Beine, namentlich auf die vor-deren zu gelangen; übrigens iſt mit dieſem Flottwerden keine Gefahr verbunden. So beſtiegen, hat das Thier nur zweierlei Gang-weiſen: die eine, ein ſanftes, kurz bemeſſenes Schwanken, wobei man in einer Stunde eine Poſtmeile zurücklegt; die andere iſt eine Ver-einigung aller möglichen Unbequemlichkeiten, man ſchwankt, wird fortgewälzt, gerüttelt, um ſtündlich höchſtens 4 Stunden Weges zurückzulegen.

Als der Reſident und deſſen ganzes Gefolge die für dieſelben beſtimmten Thiere beſtiegen hatten, ſetzte ſich der Zug unter dem Schall von Tamtams und Cymbeln in Bewegung; zu beiden Seiten deſſelben liefen Tſchobdars und die Hausdiener des Miniſters, um bei dem großen Zudrang des Volkes Platz zu machen; eine Truppe Cavallerie bildete als Eskorte die Nachhut. So durchzogen wir, zur Schau für die Maſſe, welcher der unge-wohnte glänzende Anblick Achtung gebot, die Vorſtadt Chaderghat in ihrer ganzen Länge, an deren einem Ende ſich der Palaſt des Reſidenten befindet, während das andere durch eine Brücke über die Mouſſa begränzt iſt, einen kleinen Bach, der die Vorſtadt von der eigentlichen Stadt trennt.

Hyderabad iſt diejenige Stadt Indiens, in der die Franzoſen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allmächtig waren. In Folge von Intriguen, zu welchen die Erledigung des Throns Veranlaſſung gab, hatten ſie einen ihrer Schützlinge auf denſelben gehoben und beherrſchten in ſeinem Namen dieſes große Land; heute noch, demnach nach mehr als 100 Jahren, trifft man Spuren ihrer daſelbſt geübten Herrſchaft, ſo z. B. in der Nähe von Hyderabad eine jetzt in Ruinen verfallene große Kanonengießerei, welche ſie erbauen ließen.

So wie man die Brücke paſſirt hat, befindet man ſich am Fuße der Wälle, die einen mehr maleriſchen Anblick gewähren würden, wenn ſie großartiger aufgeführt wären. Man darf hier keine coloſſalen Steinmaſſen oder ſonſt Reſte von Mauerwerken ſuchen; es iſt alles mehr oder weniger löslicher Staub, den jeder Windzug zerſtreut, oder der im Regen-ſturme zu Koth wird. Man glaubt kaum in der Nähe einer Hauptſtadt zu ſein und doch zogen wir ſo eben durch deren Hauptthor, den Delhi-Derwazah (das Thor von Delhi) hindurch. Eine Truppe Sikhs und Araber, die mit Fetzen von allen Farben behangen, und mit einer überflüſſigen Maſſe von Waffen aller Art, Säbel, Dolche, Piſtolen beladen waren, bildeten, auf ihre langen Gewehre mit Luntenſchlöſſern gelehnt, die Thorwache.

Hyderabad iſt, wie die meiſten indiſchen Städte und Dörfer, in Kreuzesform gebaut; ſeine zwei Hauptſtraßen, gleichſam die Puls-adern der Blutcirculation, ſtoßen in faſt recht-winklichter Form auf einen großen Platz (die Tſchore), in deſſen Mittelpunkt ſich die zwei Hauptmonumente Hyderabads erheben: die Dſchema-Muſjid, oder große Moſchee, und der Tſcharminar, das Hauptcaravan-ſerai, das von vier Minarets umgeben iſt. Von der Plattform der Moſchee aus genießt man den vollſten Ueberblick über die ganze Stadt. In weiter Ausbreitung vor uns lie-gen terraſſenförmig die Dächer derſelben, deren einförmige weiße Farbe und geraden Linien auf bewunderungswürdige Weiſe von den leichten Spitzen der von den Straßen aus kaum bemerkbaren Bäume unterbrochen ſind, und ſo ein Bild von Eleganz und Schönheit gewähren. Man ſieht von hier aus keinen Ausgang aus den engen und krummen Stra-ßen; der Blick dringt bloß in die zwei großen Straßenrichtungen, die ſich zu unſern Füßen kreuzen, und ſchweift auf der Menge, die ſtets ſolche belebt. Ueberall ſieht man die reichſte Abwechslung orientaliſcher Architectur in Kuppeln, Balkonen, runden und ſpitzigen Domen u. ſ. w. Dieſer Anblick hat etwas ſo Neues und Fremdartiges für uns, daß man geneigt wäre, hier zu längerer Betrach-tung zu verweilen; übrigens iſt dieß ein Vergnügen, dem man ſich nur wenige Augen-blicke hingeben darf, weil man von hier aus das ſtets gefährliche Vorrecht des hinkenden Teufels *), nämlich das, ins Innere der Familien zu blicken, genießt. Die meiſten flachen Dächer der Häuſer ſind nämlich mit einer hinlänglich hohen Bruſtlehne verſehen, wodurch es den Frauen möglich iſt, friſche Luft daſelbſt zu ſchöpfen, und zwar ohne ſich

*) Siehe den claſſiſchen franzöſiſchen Roman: „Gilblas, von Leſage".

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Ein Staatsbeſuch zu Hyderabad.

(Schluß.)

verſchleiern oder überhaupt fürchten zu müſſen, geſehen zu werden, ſei es nun von Denen, die ſich in den Straßen zu ihren Füßen befinden, oder auf den Dächern der Nachbarſchaft; ſie ergehen ſich daher gewöhnlich daſelbſt. Sonderbarer Weiſe dienen häufig dieſe Dächer auch zu Abtritten. Die Muſelmänner ſind jedoch in dem Grade eiferſüchtig gegen alles unbeſcheidene und neugierige Eindringen in die Geheimniſſe ihres Haushalts, daß längeres Verweilen in dieſer beherrſchenden Region ihre Gefahren hätte: ein übellauniger Ehemann möchte ſonſt leicht eine Kugel an den Ohren Desjenigen vorbeipfeifen laſſen, der zu lange daſelbſt verweilen wollte.

Wir verlaſſen daher in aller Eile dieſen hohen Standpunkt, um in die Seitenſtraßen zu dringen. Bei dem erſten Schritte jedoch, den man in dieſelben thut, fühlt man ſich beklommen; die Luft, die man darin athmet, iſt eine ſchwere, und ein Eindruck von Traurigkeit, Uebelbefinden und Ekel macht dem angenehmen Erſtaunen Platz, das ſich kurz zuvor unſerer bemächtigt hatte. Die wirren Steinmaſſen, dicht aneinander gerückt in dieſer auf einander gehäuften Häuſermenge, mit ihren nackten und hohen Vorderſeiten, geben uns das Bild eines Gefängniſſes oder einer Feſtung; Sonne und Licht dringen nicht hinein. Die Häuſer haben zwei, drei bis vier Stockwerke; die Straßen ſind nicht allein ſehr enge, ſondern häufig in ihrer Breite von einer Häuſerreihe zur andern überwölbt und dadurch verbunden; hie und da iſt ſogar mitten in der Straße eine Mauer mit einem Durchgange aufgerichtet, den man nur zu ſchließen braucht, um das ganze Viertel in eine für ſich beſtehende Feſtung zu verwandeln. Man verliert ſich in Sackgaſſen, die das Elend und die Cholera beherbergen, und in deren Mitte eine tiefe Straßenrinne angebracht iſt, voll von einem ſchwarzen Schlamm, deſſen Ausdünſtung Krankheiten erzeugt. In der Tſchore dagegen, das heißt in den vier Straßen, welche auf den großen Platz ausmünden, iſt alles voller Bewegung und Heiterkeit. Die Menge, welche ſtets auf- und abwogt, iſt durch den Glanz und die Farbenpracht ihrer Trachten außerordentlich maleriſch, ihre langſame apathiſche Bewegung voll von Anmuth und Adel; man bemerkt ſelten etwas anderes daſelbſt, als die feinen Manieren, welche dem Indier ſo gewöhnlich ſind, nur hie und da das Gepräge des Stolzes. Die müßige Menge genießt der Ruhe als eines gewohnten Gutes und hat keine Gedanken für das äußerſte Elend, welches bei den Meiſten aus der Trägheit entſteht.

Frauensperſonen ſieht man ſehr wenige in den Straßen; iſt dieß der Fall, ſo ſind es Bajaderen der unterſten Claſſe oder Sclavinnen. Das Ausgehen iſt ihnen übrigens nicht verboten; ſie dürfen ihre Mütter, Schweſtern und Freundinnen beſuchen, Einkäufe machen; ſind ſie jedoch reich oder vornehm, ſo laſſen ſie ſich tief verſchleiert bloß in Sänften tragen oder bedienen ſich eines Häguerei, eines kleinen, mit Ochſen beſpannten, zeltartigen Fuhrwerks, das in den Städten Aſiens unſere Fiaker erſetzt.

In Hyderabad findet man heute noch die ſchönſten Schmuckſachen der Welt, Diamanten, Rubinen, Smaragden, Granaten und hauptſächlich Perlen; man muß ſich aber hierzu Zeit nehmen und ſie ſtückweiſe kaufen,

wie ſie der im Abſterben begriffene Adel des Landes nach und nach zum Verkaufe ſendet, um ſich Geld daraus zu machen. Hier iſt der Markt für die indiſchen Gewebe, welche feiner ſind, als die Flügel der Biene; für die Schärpen von Benares in Gold- und Silberſtoffen mit breiten Franzen; hier für alle anderen feineren Werke der indiſchen Induſtrie, hauptſächlich aber für die Sammtſtickereien, womit der Hindu ſeinen Turban zu zieren pflegt. Dieſer prachtvolle Kopfſchmuck nimmt ſich wie ein Strauß der koſtbarſten Steine aus. Iſt nun ein gut gewachſener Hindu von hübſchen Geſichtszügen mit einer Weſte und Hoſen von karmoiſinrothem Goldbrokat, einem Kaſchmirſhawl als Gürtelband, einem eben ſolchen Shawl, der über die Schulter geworfen wird, und einem Gewand und Pallaſch, die mit Diamanten verziert ſind, bekleidet, ſo kann eine ſolche Tracht an Pracht und Luxus mit den reichſten der Welt wetteifern.

Jetzt nähern wir uns der Stadt-Wohnung des allmächtigen Miniſters, die ſich äußerlich nur wenig von den übrigen Häuſern der Hauptſtraße unterſcheidet. Das Innere derſelben iſt geſchmacklos ausgeſtattet, namentlich was die Möblirung betrifft. Was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit beiträgt, iſt gänzlich vernachläßigt, ſtatt deſſen findet man Dinge, worüber man ſtaunen muß, z. B. ein Piano, während Niemand in der ganzen Stadt darauf zu ſpielen verſteht, franzöſiſche Stockuhren, die niemals aufgezogen werden, Kronleuchter in allen Zimmern, woran man mit dem Kopfe ſtößt, und farbige Bilder in Rahmen, wie man ſie nur in einer Dorfſchenke treffen kann u. ſ. w. Nachdem uns der Sohn des Miniſters hier empfangen hatte, ging es weiter zur Villa ſeines Vaters.

Dort angekommen, ſahen wir, unterſtützt von zwei Dienern, einen kleinen Greis auf uns zukommen, der anſcheinend bereits im höchſten Alter angelangt war. Er trug den Turban eines Brahmanen der Kaſte der Schreiber, um den Hals das Band des brahmaniſchen Ordens. Sonſt war er ſehr einfach gekleidet. Eine Tunika von weißem Muſſelin war mit Schnüren auf ſeiner Bruſt befeſtigt; ſeine Beine ſtacken in türkiſchen Hoſen von karmoiſinrother Seide, ſeine Füße waren blos mit Socken von weißer Seide (ſeine Pantoffeln hatte er uns zu Ehren ausgezogen) bekleidet; und als Gürtelband trug er einen ſehr ſchönen Kaſchmirſhawl. Ringe mit Diamanten, Smaragden und Rubinen zierten ſeine Finger.

Nachdem die erſte Begrüßung zwiſchen ihm und dem engliſchen Reſidenten vorüber war, die darin beſtand, daß er dreimal die ausgeſtreckte Hand vom Knie bis zur Stirne hob, und nachdem der indiſche Gruß, „Salam Aleikum“ (ſeid mir willkommen) geſprochen war, nahm der Miniſter den Reſidenten bei der Hand und führte ihn in den Empfangſaal. Ehe wir ebenfalls eintraten, mußten unſere Diener uns unſere Stiefeln oder Schuhe ausziehen, die wir hier eben ſo wenig tragen durften, als es in europäiſchen Salons anſtändig wäre, den Hut auf dem Kopfe zu haben. Die Eingeborenen gingen neben uns ebenfalls mit bloßen oder blos mit Socken bekleideten Füßen, worüber man ſich nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß die Orientalen ſich auf ihren Teppichen zur Ruhe begeben, ſowie ſtets zum Gebete ihre Hände und zuweilen auch ihre Stirne darauf legen. Dieſe Fußteppiche müſſen daher ſtets ganz rein erhalten werden. Sämmtliche Europäer ſetzten ſich nun auf Stühle im Halbkreiſe um den Reſidenten und den Miniſter herum, die ſich in perſiſcher Sprache miteinander unterhielten und hierauf ließ man uns zu Ehren in dem Garten die Waſſerkünſte ſpielen. Als dieſe zu Ende waren, traten Diener mit Halsſchnüren aus weißen Blumen (eine Art ſtarkriechenden Jasmins) auf uns zu, hingen einem jeden der Gäſte eine ſolche um den Hals und führten uns in den Speiſeſaal, wo eine ohrzerreißende Muſik aus allerlei barbariſchen Inſtrumenten laut wurde. Unſere eigenen Diener ſteckten uns hier ſilbernes Eßbeſteck zu, das jeder Gaſt mitbringen mußte, da dieſes Geräthe ſich in keiner indiſchen Wohnung, ſelbſt nicht in einem Palaſte vorfindet, indem alle Klaſſen der Geſellſchaft mit den bloßen Fingern eſſen. Der Miniſter ſelbſt und einige andere indiſche Große, welche anweſend waren, durften als Hindus, vermöge ihrer Kaſten, nicht mit uns eſſen, ſondern rauchten während deſſen ihre Hukahs.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, fanden die Bajaderentänze ſtatt, und auf dieſe

folgte ein Feuerwerk, worin bekanntlich die Hindus unerreicht ſind. Im Begriffe Abſchied zu nehmen, brachte man uns auf lackirten Tellern kleine Flakons, welche Sandalöl enthielten, und wovon jeder der Gäſte zwei Stücke erhielt, während ein anderer Diener unſere Kleider und Taſchentücher mit Roſenessenz beſprengte.

Reiſe eines Engländers in China im Spätſommer 1857.

Nur wenigen Europäern war es bis jetzt geſtattet, im Innern Chinas zu reiſen, oder in Booten eine beträchtliche Strecke die Flüſſe hinaufzufahren. Unzweifelhaft war die gelungenſte Reiſe in letzterer Beziehung diejenige, von welcher wir eben berichten werden. Dieſer Engländer beſuchte Theile von China, wohin vor ihm kein Europäer gedrungen war; der Friede von 1842 hatte den Europäern blos fünf Seehäfen Chinas geöffnet, über dieſe hinaus war der Beſuch des Innern verboten.

Den bedeutendſten dieſer Seeplätze, Shanghai, beſchreibt derſelbe wie folgt: Shanghai gehört zu dem fruchtbaren und dichtbevölkerten Tieflande an Chinas Oſtküſte, welches die Mündung des Yang-tſchi-Kiang und die große Bucht von Hangtſchau, einſt einer kaiſerlichen Reſidenz und jetzigen Hauptniederlage des Seidediſtrikts, umgibt. Dieſes Tiefland iſt zudem Hauptſitz der Baumwollen- und Reiskultur und einer der wichtigſten induſtriellen Bezirke des chineſiſchen Reiches. Shanghai liegt am Gwangpu, der hier ſo breit iſt, wie die Themſe bei London-Bridge, ſieben engliſche Meilen von der Mündung dieſes letzten Zufluſſes in den Yang-tſchi-Kiang. Dieſer letztere Strom iſt der reichſte der Welt, der reichſte an mächtigen Städten, an betriebſamen Anwohnern, an bedeutenden ſchiffbaren Zuflüſſen und ausgedehnten Thalgründen voll kultivirter Ländereien von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit. Alle Waſſeradern auf einem Gebiete von 600,000 Quadratmeilen rinnen in dieſes Strombett zuſammen. In dem ſtolzen Gefühle ſeiner Kraft ringt der Fluß eine Zeit lang ſelbſt mit dem Ocean um die Herrſchaft, er drängt deſſen ſalzige Wogen zurück und behauptet eine Süßwaſſer-Provinz auf dem eigentlichen Gebiete des Meeres. Die Chineſen lieben und ehren dieſen gewaltigen Strom, wie ein Sohn den Vater; Philoſophen entlehnen ihre Parabeln von ſeiner Größe und ſeinem wohlthätigen Einfluſſe; Hiſtoriker verzeichnen ſeine Ueberſchwemmungen und ſeinen Waſſermangel als Ereigniſſe, die eben ſo wichtig ſind, als der Sturz der Dinaſtien, und Dichter finden in ſeinem Lobe das populärſte Thema für ihre ſchwungvollen Geſänge. — Die engliſchen und amerikaniſchen Kriegsdampfer und eine Flotte von Handelsſchiffen zeigen, daß auf dem Gwangpufluſſe Leben und Geſchäftigkeit herrſcht. Bald erblickt man auch einen Maſtenwald von Dſchonken, und in der Ferne erſcheinen im Zwielicht, nur mit dunkeln Umriſſen, die Gebäude der europäiſchen Anſiedelung. Kommt man näher, ſo erweiſen ſie ſich als ſchöne Bauwerke, einige mit Säulen, wie griechiſche Tempel, andere maſſiv, wie italieniſche Paläſte, und Alles macht den Eindruck, daß Dürftigkeit ein den in China lebenden Engländern unbekanntes Unglück ſei. Die engliſche Anſiedlung liegt an einer Biegung des Gwangpu. Der in dieſen ſich ergießende Sutſchau bildet ihre Grenze auf der einen Seite, auf der andern trennt ſie ein Kanal von der franzöſiſchen Kolonie, die ſich bis an die Mauern der Stadt hinzieht; die Front erſtreckt ſich faſt eine engliſche Meile weit längs des Gwangpu zwiſchen dem Sutſchau und dem Kanal. So ſind die Grenzen der Anſiedelung zu gleicher Zeit ihre Befeſtigung. In den Stadtquartieren parallel mit dem Gwangpu liegen die Handelshäuſer, jedes von ſeinem Gärtchen umgeben. Dieß zur Schilderung des gegenwärtigen Hauptſitzes und der künftigen Hoffnung des engliſch-chineſiſchen Handels! Hier, wo noch vor Kurzem nur Reisfelder

und Baumwollenpflanzungen lagen, ſind im Jahre 1856 nicht weniger als 309 engliſche Schiffe von 92,943 Tonnen Gehalt befrachtet worden. Die Einfuhr aus allen Weltgegenden belief ſich, ſo weit ſie das Zollhaus paſſirte, auf 3,010,511 Pfund Sterling und dazu kam noch Opium im Werthe von 4,624,305 Pfund Sterling, welches auf dieſem Wege in das Innere Chinas ging. Nichts deſto weniger mußten noch 4,287,990 Pfd. Sterling baar eingeführt werden, um die Koſten der Ausfuhr zu decken, welche China namentlich in Thee und Seide nach Shanghai und von da aus in die weite Welt verſendet. In dem laufenden Jahr 1857 wird die Einfuhr von baarem Gelde vielleicht auf 9 Millionen Pfund Sterling geſteigert werden müſſen: wir wiſſen, daß die Chineſen eine außerordentlich gute Seidenernte gemacht haben und doch übermäßige Preiſe verlangen; manches unſerer Häuſer zögert, aber andere denken, daß das Produkt auch bei dieſen Preiſen noch mit Vortheil verſendet werden könne, und kaufen reichlich. In jedem andern Lande würde ſich bald von ſelbſt ein günſtigeres Verhältniß herſtellen, aber für China hat ſelbſt dieſe große Ausfuhr keine erhebliche Bedeutung; hier bleibt, wenn der auswärtige Käufer ſich den Forderungen nicht anbequemen will, noch ein innerer Markt für 360 Millionen Menſchen, und in den Städten hat faſt jeder Arbeiter ſein ſeidenes Feiertagskleid. Jenſeits der europäiſchen Anſiedelung dehnt ſich die fruchtbare Alluvial-Ebene, auf welcher Schanghai ſteht, etwa 20 Meilen weit aus, ohne auch nur von einem einzigen Hügel unterbrochen zu werden. Hier und auch aufwärts am Gwangpu bemerkt man in dem Pflaſter der Fußwege und in dem Ueberbrücken der Deiche mit Kalkſtein- oder Granitplatten dieſelbe Verſchwendung menſchlicher Arbeit. Jene Werke unermüdlicher Thätigkeit, jene Aufſchüttungen und labyrinthiſchen Wege des weithin ausgebreiteten Kanalnetzes, jene Maſſen enormer Steinblöcke, die aus weiter Ferne zur Ueberflattung ſchmalerer Gräben und zur Ueberbrückung größerer Waſſerläufe hieher gebracht wurden, noch mehr der praktiſche, auf das Concrete gerichtete, raſtloſe, geſchäftsfreudige und dem müßigen Genuß abholde Volkscharakter, der unter einer weniger verderbten und weniger drückenden Regierung auch jetzt noch die Bevölkerung zur Unterhaltung dieſer Werke und zur Anlage neuer anſpornen würde; ſeine Unempfänglichkeit für das Spiel der Phantaſie und ſeine Vorliebe für ſpitzfindige Gedanken und ſcharf ausgeprägte Antitheſen, ſeine Unempfindlichkeit für Grazie und Schönheit und ſein lebhafter Sinn für rein geometriſche Symmetrie, die vollſtändige Abgeſchloſſenheit gegen die Denkart, die Traditionen und den Glauben anderer Nationen — alles dieſes erweckt in uns eine Reihe träumeriſcher Gedanken und führt den Geiſt in Zeiten zurück, die faſt ſo alt ſind, wie dieſe untergehende Sonne. So erzählt Vieles in dieſem merkwürdigen Tiefſtande von vergangenen beſſeren Tagen. Aber wo freilich eine ununterbrochene Fürſorge von nöthen iſt, da bemerkt man überall deutliche Beweiſe einer unmächtigen Regierung und eines zerrütteten Staatsweſens, denn die Straßen ſind krumme Fußpfade und die Handelswege beſtehen aus Dämmen und Kanälen, die einem ſchnellen Verfalle entgegen gehen. Schilf und Bambusrohr verſperren die Waſſerläufe; einige, die noch vor fünf Jahren ſchiffbar waren, liegen jetzt trocken. Der Landmann freilich zeigt noch den alten Fleiß; der Boden iſt in kleine Baumwollenfelder parcellirt, und da die Stauden weit von einander ſtehen müſſen, ſo ſind die Zwiſchenräume mit Bohnen oder einem andern in Shanghai verkäuflichen Gemüſe bepflanzt. Offene Gruben mit ſorgfältig aufbewahrtem Dünger machen ſich der Naſe ſchon in der Ferne bemerklich; mit einem kleinen Waſſerkrug, der am Ende eines Bambusrohres befeſtigt iſt, ſchöpft der Landmann fleißig aus dem verfallenen Kanal, um ſein kleines Baumwollenfeld zu bewäſſern. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hat ſich die Regierung anheiſchig gemacht, den Kanal im Stande zu erhalten, aber der Mandarin hat drei Viertel der Summe unterſchlagen und der Unternehmer die eine Hälfte des Reſtes zu Beſtechungen verwendet, die andere in die eigene Taſche geſteckt. Die Felder ſind meiſtens mit Baumwolle (weißer und gelber) beſtellt. Die Blüthezeit der Pflanze beginnt bei Shanghai im Auguſt und dauert bis Oktober. Vierzehn Tage nach der Blüthe bilden und öffnen ſich die gelben Hülſen, aus deren Inhalt der Nanking fabricirt wird, und die ganze Be-

völkerung macht ſich an die Ernte. Die alten Frauen ſitzen vor ihren Hütten mit der Reinigung und Zurichtung der Baumwolle beſchäftigt, der jüngere Theil der Familie iſt bei der Gemüſeernte thätig, pflügt und bearbeitet den Boden entweder für den Waizen, oder öffnet, wenn die Lage günſtig iſt, den Damm und ſetzt das Feld unter Waſſer, um es mit Reis zu beſtellen. Der Weizen wird im Mai oder Juni geerntet, dann wieder Baumwolle geſäet, zuweilen ſchon in den Weizen hinein, wenn dieſer noch auf dem Halme ſteht. So gewinnt man dieſem angeſchwemmten Boden jährlich drei Ernten ab. Auf einem meiner Spaziergänge lernte ich auch den gräßlichen „Kleinen-Kinder-Thurm" kennen, nicht weit von den Mauern der chineſiſchen Stadt. Ein abſcheulicher Geruch kündigt ihn von ferne an, denn er iſt ein großes Grab. Arme Eltern, denen ein Sarg zu theuer iſt, wickeln die Leichname ihrer geſtorbenen Kinder in Bambus und ſchieben ſie durch eines der Fenſter in den Thurm. Einige Beamte müſſen dafür ſorgen, daß der Inhalt des Thurmes von Zeit zu Zeit verbrannt wird. Allerdings gibt es in der chineſiſchen Stadt ein Findelhaus, und bei der unumſchränkten Gewalt des Vaters über die Kinder, die ſo weit geht, daß er ſie verkaufen kann, bildet auch die Geldgier einen Damm gegen den Kindermord; aber ein ſolcher Thurm in der unmittelbaren Nähe einer volkreichen Stadt iſt doch eine gräßliche und gefährliche Einrichtung. Uebrigens werden ſonſt gewöhnlich die Leichen in China in wohlverſchloſſenen Särgen unter freiem Himmel zerſtreut an Plätzen ausgeſtellt, die von den Angehörigen meiſt auf ihren eigenen Beſitzungen ausgewählt und zum beſſeren Schutz gegen die Witterung nur mit etwas Stroh bedeckt ſind. Hier bleiben ſie ſtehen, bis der Sarg morſch wird und zuſammenbricht, wo dann die Gebeine zuweilen geſammelt und in irdenen Gefäßen über der Erde aufbewahrt werden. Gemeinſame Begräbnißſtätten gibt es nur in der Nähe der größeren Städte. Bei Shanghai exiſtiren mehrere ſteinerne Mauſoleen, meiſt mit Gruppen von Tannen und Trauercypreſſen umgeben. Sie enthalten außer den Särgen einen Altar, vor dem die religiöſen Ceremonien vollzogen werden.

Indem unſer Reiſender nun eine lebhafte Schilderung von dem Kaiſer-Kanal und dem auf demſelben herrſchenden großen Handelsverkehr gibt, fährt er fort:

Nachdem wir eine große Strecke deſſelben paſſirt hatten, befanden wir uns wieder unter mehr ländlichen Bildern, zwiſchen Maulbeerbäumen und Reisfeldern, ſahen um uns Tabakpflanzungen, Grabhügel mit den auf denſelben wogenden Bannern von Schilf, Kürbiſſe, die an Gittern aus Bambusſtäben hinaufgezogen waren, ſahen die ganze ländliche Bevölkerung an der Arbeit — Männer und Weiber, wie ſie mit ſtets gleicher Energie die Bewäſſerungsräder im Gange erhielten. Hierin liegt das Geheimniß der Fruchtbarkeit dieſes großen Deltas und alle paarhundert Schritte iſt ein kleines Familien-Waſſerrad über den Kanal geſpannt und das Waſſer dadurch aus demſelben emporgehoben, um die Maulbeerbäume zu erfriſchen oder den Reis zu zeitigen. Lernen einſt die Araber dieſe Arbeit, ſo wird die Ebene von Metidja ſo fruchtbar werden, wie das Delta dieſer zwei Ströme, die den Kaiſer-Kanal ſpeiſen. Wenigſtens 10,000 Menſchen ſahen wir an dieſem Tage mit der Bewäſſerung beſchäftigt.

So gelangte unſer Reiſender nach Kiahing. „Obgleich dieß nur eine Stadt dritten Rangs iſt, befinden wir uns doch ſchon über eine Stunde auf der Waſſerfahrt innerhalb ihrer Mauern. Es gibt daſelbſt große Lagervorräthe von der maſſiven Töpferarbeit, die man zu Shanghai zu Badwannen oder ſonſt zu Gefäßen geringen Gebrauchs verwendet, die aber meiſt hübſch verziert iſt. Es befinden ſich auch daſelbſt große Buden von Zimmerleuten, die den einfachen chineſiſchen Seidenhaſpel in jeder Stufe ſeiner Vollendung enthalten. Jetzt ſind wir ziemlich weit in dem Seidendiſtrikt vorgerückt. Es befindet ſich da eine große Fabrik zur Oelbereitung. Wir landen, um ſolche zu beſichtigen; ihr Eigenthümer iſt mit großer Höflichkeit bereit, uns ſolche zu zeigen und zu erklären. Theebuden ſind da über das Waſſer gebaut, deren Beſucher mit nacktem Oberleibe träg die Opiumpfeife im Munde herum lungern und aus kleinen Taſſen ein ſchwaches Theegetränke ohne Milch oder Zucker ſchlürfen. Die Häuſerreihen werden jetzt durch Reisfelder und Plantagen von Maulbeerbäumen unterbrochen, jedoch nicht die breiten Bäume mit runden

Kronen, wie man ſie in Frankreich oder Italien ſieht, ſondern Bäume, die man ohne Zucht wachſen läßt, und deren Blätter bis auf den Boden herabreichen. Dieſes Zwiſchenbild von Ländlichkeit innerhalb der Stadt entſchwindet raſch unſern Blicken und unſer Boot bewegt ſich ſchon wieder zwiſchen andern Häuſerreihen. Dem Anſchein nach befinden wir uns jetzt unter bloßen häuslichen Wohnungen. Die großen, mit ungeheuern chineſiſchen Buchſtaben bedeckten Ladenſchilde ſind jetzt weniger häufig. Wir gleiten vor einer dicken Dame vorüber, die mit ihrer netten kleinen runden Tochter Wäſche auf einem außerordentlich kleinen Trockengrunde, der ſich unter den Dachtraufen ihrer Wohnung hinzieht, auslegt. In einer andern Wohnung iſt eine andere Dame mit Stricken beſchäftigt; in einer dritten dient ein Fächer aus Palmblättern dazu, die Musquitos zu vertreiben. Dieſe kleinen Scenen des häuslichen Lebens erfolgen, während die Männer an der Arbeit ſind. Im ganzen Umfang von Kiahing, wie in jeder andern benachbarten Stadt, gibt es gut gemauerte Kais von Granit, von denen aus alle zwanzig Ellen breite ſteinerne Treppen ins Waſſer reichen; auf denſelben ſtehen die bezopften Bewohner, Männer wie Kinder, und fiſchen. Wir fuhren in Kiahing durch einen Bogengang ein, der in der Stadtmauer angebracht iſt, und verließen die Stadt auf ähnliche Weiſe "

„Endlich langten wir zu Ningpo an, nachdem wir manches Ungemach ausgeſtanden, aber eben ſo große geiſtige Genüſſe in Wahrnehmung des uns neuen chineſiſchen Lebens gehabt hatten. Wir hatten einen Weg von vier hundert engliſchen Meilen in einem Lande, das von Europäern zum Theil noch gar nicht betreten war, zurückgelegt. Wir hatten das Innere von vier chineſiſchen Städten erſten Rangs und viele von zweitem Range, die in andern Ländern für erſte gelten können, ſo wie zahlloſe kleine Städte und Ortſchaften geſehen."

Eine der wichtigſten Städte des Innern von China iſt Hangtſchau, einſt die Hauptſtadt von ganz China. Chineſiſcher Patriotismus und Vorurtheil betrachten daher auch dieſe Stadt mit eingebildeter Wichtigkeit und religiöſer Verehrung. Es iſt den Europäern ſtreng verboten, dieſe Stadt zu betreten, trotzdem unternahm unſer Reiſender dieſes Wagſtück. Derſelbe ſchreibt hierüber: „Mit einem Gefolge von zwölf Sänftenträgern und zehn Culies, die mit unſerm Gepäcke den Nachtrab bildeten, verließen wir gegen Mittag unſere Boote und kamen an die Stadtmauer. Wir waren angewieſen, ein gewiſſes Thor und den Theil der Stadt zu vermeiden, der der tartariſche heißt. Es war ein intereſſanter Moment, als die erſte Sänfte das Thor der Stadt paſſirte. Hinter meinem Fächer verſteckt konnte ich einen fetten chineſiſchen Beamten bemerken, der offenbar hier im Dienſte war, aber ſeinen Rücken gegen uns kehrte. Der Schelm gab ſpäter an, er habe uns gar nicht bemerkt, ich bin aber gewiß, daß er eben ſo gut als wir ſelbſt den Umſtand unſeres Durchpaſſirens kannte. Ich athmete freier auf, als wir das Thor hinter uns hatten, und die engen Straßen betraten. Man trug uns durch die ſchmutzigſten Stadttheile, an dem Jamun oder dem Polizeigebäude vorüber, deſſen Zweck man an dem furchtbaren Kaiſer-Löwen erkannte, der auf die gegenüber befindliche Mauer gemalt iſt. Das Volk begann bald zuſammenzulaufen, die Vorhänge der Sänften waren durchſichtig genug, um erkennen zu laſſen, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe; vielleicht erregte eben das Geſchloſſenſein der Sänften die öffentliche Neugierde. Jetzt wurden wir kühner und hoben die Vorhänge auf, ohne daß jedoch, obgleich das Gedränge immer ſtärker ward, irgend Jemand eine unfreundliche oder gar feindſelige Bewegung gegen uns gemacht hätte. Nach und nach näherten wir uns dem beſſern Theile der Stadt, wir verließen nun keck unſere Sänften und befanden uns jetzt auf unſern Füßen in den Straßen von Hangtſchau. Einer der Culies war bereit, uns den Weg nach dem oberen Theile der Stadt zu zeigen, während wir unſere Sänften folgen ließen. Auf unſerm Wege ſahen wir verſchiedene Läden mit intereſſanten Artikeln aller Art, und beim Beſteigen des Hügels ein Theehaus, das erſte in China, welches Anſpruch auf äußere Zierlichkeit machen konnte. Während dem war die Sänfte eines Mandarins uns näher gekommen und wir machten Platz, damit derſelbe vorüber könne. Allein, offenbar ſehr verlegen, ließ er halten und trat in einen der Tempel, wo er ohne Zweifel die

Gottheit anrief, daß ſie ihn von dieſen Barbaren befreie.„

„Es war gerade ein Feiertag zu Hangtſchau und Feſtlichkeiten aller Art im Gange. In dieſem Theile der Stadt war das Gedränge um uns herum weniger groß, als in allen andern chineſiſchen Städten, die wir geſehen hatten. Dem Anſchein nach konnten wir überall hingehen und thun was wir wollten. Wir wagten uns jedoch nicht ins Theater, denn wir wußten aus Erfahrung, daß bei unſerm Anblick die chineſiſchen Damen erſchrocken aus ihren Logen ſpringen, das Volk ſich um uns drängen, die Schauſpieler innehalten und uns ebenſo wie das Publikum anglotzen würden. Da ich von der Hitze etwas ermüdet war, ſo begab ich mich von meinen Gefährten weg zu einem Theehauſe, und ſetzte mich daſelbſt gerade ſo wohlgefällig nieder, als wenn ich mich auf einem der Pariſer Boulevards befände. Der Thee, den ich daſelbſt genoß, nämlich das ſchwach getrocknete, ſchmale grüne Blatt, das man in Europa niemals zu koſten bekommt, war ausgezeichnet, denn der Thee hält die Reiſe nicht aus, außer wenn er zuvor durch Erhitzung den größeren Theil ſeiner edleren Beſtandtheile verloren hat. Ich ſchlürfte ihn zu meiner Erfriſchung, aber ſüße Ruhe war mir nicht beſchieden. Neugierde verſammelte alle anweſenden Theetrinker um mich, überdieß quälte mich ein Kellner, der ſtets mit einer Kanne ſiedenden Waſſers herumlief und ſich fortwährend ein Geſchäft daraus machte, meine Taſſe friſch zu füllen, wenn das Getränke drei Grad unter dem Siedpunkte und dadurch trinkbar geworden war. Die Leute waren ſehr gutmüthig, aber ſie umſtanden mich etwas dicht und der Tag war ſehr heiß. Die chineſiſche Tracht, welche ich trug, konnte nichts beſonders Auffallendes für ſie haben, um ſo mehr aber meine europäiſchen Züge und mein etwas eigenthümlicher Hut, dieſen ſtaunten ſie daher auch an. Wäre ich in europäiſchem Gewande unter ihnen erſchienen, ich glaube, ſie hätten mich in ihrer lebhaften Neugierde bis aufs Hemde entkleidet. Während deſſen waren die Laſtträger unſers Gepäckes an dem Thore, was ſie zu paſſiren hatten, angehalten worden. Die Beamten ließen uns ſagen, wir hätten die Polizeivorſchriften dadurch verletzt, daß wir unſere Päſſe nicht vorgezeigt hätten; die Fremdenpolizei läge aber nicht in ihrer, ſondern in der Befugniß eines andern Beamten. Offenbar war aber dieſe Beläſtigung nicht ernſtlich gemeint; die Behörden wußten recht gut, daß ſie drei Engländer vor ſich hatten, und ließen uns ohne weiteres Hinderniß unſere Wege ziehen.“

Die Landgränzen des himmliſchen Reiches.

Bei den großen Ereigniſſen, welche ſich in Hinter-Indien entwickeln, jetzt, wo durch ſo eben geſchloſſene Staats-Verträge zwiſchen China und den drei occidentaliſchen Mächten: Rußland, Frankreich und England der Impuls dazu gegeben iſt, während Rebellenheere an der innern Auflöſung des himmliſchen Reiches arbeiten, muß es vom größten Intereſſe ſein, von ſeinen Landgränzen ſich ein möglichſt genaues Bild zu machen. Wir geben es in Folgendem:

Jenſeits der Gränzen des eigentlichen Chinas ſind noch ungeheure Landſtriche der kaiſerlichen Herrſchaft unterworfen. Nördlich derſelben liegt die Mongolei, deren hervorſtechendſte Eigenthümlichkeit die große Wüſte Zobi iſt, (das mongoliſche Wort Zobi bezeichnet eine nackte Wüſte). Dieſe Wüſte dehnt ſich vom Urſprung des Fluſſes Amur an durch die Mongolei nach Klein-Bothara und Tibet, von Nordoſt nach Südweſt aus. Sie hat eine Länge von nahezu 2000 engliſchen Meilen; ihre durchſchnittliche Breite iſt unter 500 Meilen Dieſer große Landſtrich ſcheint nicht richtig benannt zu ſein, denn er iſt nicht in der That „Zobi“ oder eine nackte Wüſte, es gibt auch gute Weideplätze darauf. Andere Theile derſelben enthalten Sandflächen, die theils ſpär-

lich, theils aber auch reichlich mit Gras bedeckt sind. Es gibt viele Salzseen darauf. Der Mittelpunkt dieser Fläche Landes ist die wahre Wüste, deren Umfang ziemlich groß ist. Der ganze Distrikt liegt durchschnittlich 2000 Fuß über der Meeresfläche. Theile desselben erreichen das Doppelte dieser Höhe, über diese hinweg liegt die Karavanenstraße von und nach Rußland. Diese Karavanen haben eine Wüste von Flugsand auf höchst mühsame Weise zu passiren, hie und da ereignen sich Unglücksfälle; Blindheit, gänzliche oder nur theilweise, ist häufig ein Resultat der Wanderung durch diese wirthlosen Steppen.

Die Mongolen sind ein Wandervolk; es ist daher schwierig, eine zuverläßige Nachricht über ihre Zahl zu geben. Ihre Religion ist die buddhistische und viele derselben sind Bekenner des großen Lama von Tibet. Die verschiedenen Stämme werden von Häuptlingen regiert; außerdem stehen sie unter der geistigen Obergewalt des Lama, und politisch unter dem Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten zu Peking. Die Hauptstadt der Mongoley ist Urga, die an einem Arme des Selingaflusses liegt. Karakaum war die Hauptstadt des Landes, als die Nachfolger von Genghis-Khan noch ihren Hof hielten und über ein großes Reich herrschten. Als Kohlai-Khan um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts China eroberte, ließ man diese Stadt in Trümmer fallen.

Maimachu, an der Grenze des asiatischen Rußlands gelegen, ist ein wichtiger Platz; hier machen die Russen und Chinesen ihre Tauschgeschäfte ab. Die Stadt ist nicht groß, aber reinlich und regelmäßig gebaut. Der Gränzpunkt zwischen den zwei Reichen ist durch einen großen Schuppen bezeichnet, innerhalb dessen die Handelsgeschäfte abgeschlossen werden. Von diesem Schuppen öffnet sich nordwärts ein Thor gegen das russische Reich, südwärts ebenfalls ein solches gegen das chinesische. Unter diesem Schuppen werden die Theesorten und die Rhabarber Chinas gegen polnisches Leinen, wollene Tücher und Pelzwerke getauscht.

Oestlich von der Mongoley und nordöstlich von China ist die Mantschurey, ein bergiges, fast ganz mit Wäldern bedecktes Land. Der mächtige Amurfluß bewässert diese Gegend. Ihre Bevölkerung ist nur schwach, dagegen sind die Mantschus civilisirter als die benachbarten Stämme. Hauptstadt ist Kiriapula, wo der Vizekönig residirt. Die nördliche Hälfte der großen Insel Saghalian, an der nordöstlichen Küste, ist unter seiner Herrschaft. Die regierende Kaiserfamilie in China ist Mantschu; der Scepter des Kaiserreiches seit 200 Jahren in ihrem Besitze.

Südlich von der Mantschurey liegt die Halbinsel Korea. Dieß ist so zu sagen ein unabhängiges Königreich, da der Kaiser von China sich niemals in dessen Regierung mischt, sondern bloß einen Tribut erhält. Korea verfährt gegen Fremde weit ausschließender als China. Seine Hauptstadt, die in Mitte der Halbinsel liegt, ist King-ki-tu.

Westlich von der Mongoley und nordwestlich von China sind die Länder der Himmelsgebirge Thian-schan-pi-lu oder das Nordland, Thian-schan-nan-lu oder das Südland geheißen. Die nördliche Seite heißt man zuweilen Sangaria, die südliche Klein-Bokhara; häufig begreift man auch beide Reiche unter dem Namen: chinesisch Turkistan. Das Land zu beiden Seiten dieser Gebirgszüge ist gut bewässert und fruchtbar. Die Chinesen halten Besatzungen darin und erheben Steuern, überlassen aber dem Volke, das von derselben Race und Religion wie die europäischen und kleinasiatischen Türken ist, seine eigenen Angelegenheiten.

Nördlich der Himmelsgebirge liegt die bedeutende Stadt und der Hauptort der Provinz Gaulscha; südlich gibt es ebenfalls mehrere bedeutende Städte. Die Hauptstadt und der Sitz der chinesischen Regierungsbehörden heißt Aksu. Yarkand besitzt eine bedeutende Bevölkerung und wichtigen Handel. In der Grenzstadt Kaschgar liegt eine starke chinesische Besatzung. Alle diese Orte liegen am Arme des großen Yarkandflusses.

Westlich von der Mongoley liegt Tibet, das sich bis zu denjenigen Hindustaaten ausdehnt, welche Vasallenstaaten von Britisch-Indien sind oder jüngst mit dessen Gebiet vereinigt wurden. Die Chinesen gaben dem ganzen westlichen Theil der Mongoley den Namen Tschinghai, was wahrscheinlich so viel heißen will, als China und die Chinesen. Die Mongolen des Koka-nor und andere Stämme bewohnen Theile dieser weiten Gefilde, alle aber sind der Regierung von Peking

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Die Landgränzen des himmliſchen Reiches.

(Schluß.)

unterworfen, vor der ſie mehr Furcht haben, als man vor ihr im eigentlichen China oder in Peking ſelbſt fühlt. Geographen und Geſchichtsſchreiber von China nennen meiſt Ladakh, das an der nördlichen Grenze von Hindoſtan liegt, unabhängig von Peking; doch beſteht dieſe Unabhängigkeit nur dem Namen nach.

Die weiter weſtlich von der Mongolei gelegenen Gefilde ſind durch die Kumlun- und Himalaya-Gebirgszüge begrenzt, und beſtehen aus Hochebenen. Die Abhänge der Himalayas ſind Tibet zu weniger ſteil, während dieß Hinduſtan zu bekanntlich in ſo hohem Grade der Fall iſt. Man weiß ſehr wenig von dieſen Gegenden; der Pekinger Hof iſt gegen Fremde, welche von der Landſeite einzudringen verſuchen möchten, noch ſtrenger, als gegen die, welche es von der Seeſeite aus thun.

Viele der mächtigen Ströme, die das öſtliche und ſüdliche Aſien bewäſſern, nehmen in dieſen Gegenden ihren Urſprung. Es iſt von Intereſſe zu wiſſen, daß der Ganges, Indus, Brahmaputra, Sutledſch und Iravabdi ihre Waſſer von Zuflüſſen der Nordſeite des Himalaya empfangen; dieſe Ströme fließen in gewundenem Laufe längs der ſüdlichen Abhänge dahin, um ihre ſtets ſich vermehrenden Waſſermaſſen durch die heißen Gefilde von Indien zu ergießen. Die großen Flüſſe Yang-tſchi-Kiang, Hoangho und Cambadia, welche ihren Lauf oſtwärts nehmen, haben eben ſo in den großen weſtlich gelegenen mongoliſchen Hochlanden ihren Urſprung.

Die Religion von Tibet und der Mongolei iſt der Buddhismus. Der große Lama iſt die geiſtige Obergewalt von Tibet. Das Volk iſt des Glaubens, daß dieſelbe ihren Hauptſitz ſtets von einem Zeitpunkte an, der mit dem Urſprung der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammenfällt, in derſelben Stadt gehabt habe. Man nimmt an, daß dieſer Prozeß durch eine Seelenwanderung in der Art ſtattfindet, daß bei dem Tode eines Lama die Seele des Buddha Lakya in einen andern Körper verpflanzt werde. Dieß geſchieht durch eine Reihe von Offenbarungen, die durch verſchiedene hohe Würdenträger der Kirche ſtatthaben, und während die geheiligten Werkzeuge dieſer Offenbarungen in einen Zuſtand von Berauſchung durch ein beſonderes geiſtiges Getränke verſetzt ſind. Der Kaiſer von China hat ſich jedoch die Genehmigung der jedesmaligen Wahl vorbehalten, damit ſolche auf keine ſeiner Regierung feindſelige Perſon falle. Hat ſeine himmliſche Majeſtät nichts einzuwenden, ſo wird die neue Menſchwerdung Buddhas in ihr hohes Amt eingeführt und heißt jetzt Dalai Lama. Die allgemeine Annahme in Europa iſt die, daß dieß der einzige Beamte dieſer Art in der Welt ſei, was jedoch unrichtig iſt. Es gibt deren in Bhôtan drei, welche weiße Kleidung tragen, und drei in der Mongolei und Tibet, wovon der Dalai Lama einer iſt und zwar in gelber Tracht; die letztere iſt die ächte Farbe und zwar die des chineſiſchen Kaiſers. Der große Mongol-Lama iſt von noch höherem Range als der Dalai Lama, ſcheint denſelben aber nur der Politik des chineſiſchen Kaiſers zu verdanken; der Dalai Lama iſt durch ganz Tibet verehrt und wird als Gott angebetet. Jedes Haupt eines großen buddhiſtiſchen Kloſters ſcheint den Titel Lama zu erhalten; aber der Groß-Lama von Laſſa und der

Lama von Tohu-Lumbu sind die obersten Würdenträger des buddhistischen Glaubens.

Der Verkehr zwischen Tibet und Britisch-Indien ist ein bedeutender, was nämlich die Tibetaner betrifft, die zu den heiligen Plätzen Bengalens, wie Orissa, Gaya, Benares, Allahabad zu wandern pflegen.

Lassa ist die Hauptstadt von Tibet; es liegt fünf und vierzig Tagreisen von Peking und zweihundert Meilen nördlich von der europäischen Grenze von Assam, unter 29° 30′ nördlicher Breite, und 90° 6′ östlicher Länge. Die Stadt zieht sich am nördlichen Ufer eines kleinen Flusses hin und ist oval gebaut, vier Meilen lang und eine breit. Im Mittelpunkt derselben steht der große Tempel, das Heiligthum des Buddhismus. Jedes der vielen hier gesammelten Götzenbilder hat seinen besondern, an diesen Tempel angebauten Platz und um das Ganze läuft eine Straße, die diesen Tempel von der übrigen Stadt trennt. Es befinden sich daselbst, außer den Eingeborenen, stets gegen 2000 Chinesen, 3000 Nepalesen und mehrere Hundert Caschmiraner, ohne daß man jedoch irgend die eingeborene Bevölkerung zu schätzen im Stande ist, da Pilger aus allen Theilen von Tibet und zahlreiche Andächtige aus der ganzen Mongolei, China und dem ganzen Gebiet des Buddhismus sich hier versammeln.

In ganz Tibet, Klein-Tibet und Ladakh ist die Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster, denen der buddhistische Cultus obliegt, erstaunlich groß; wie überhaupt die Tibetaner eines der am meisten götzendienerischen Völker der Welt sind. Es war so von je her; denn nichts ist in diesem Lande der Veränderung unterworfen, außer daß die Götzen und Klöster stets in der Zahl und das Volk im Aberglauben zunimmt.

Ein Einfall, den die britische Macht in Tibet zu machen sich versucht fühlen möchte, würde die leichte Unterwerfung des ganzen Gebiets zur Folge haben; denn wenn auch lange Märsche daselbst ihre unbequeme und gefährliche Seite haben, so würde die Leichtigkeit der Eroberung in der Thatsache bestehen, daß, wer einmal im Besitz der heiligen Städte und der Personen der Lamas sich befindet, als Herr des ganzen Landes zu betrachten ist.

Weltumseglungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

Die österreichische Regierung ließ bekanntlich vor 2 Jahren die Fregatte Novara zu einer Weltumseglungstour ausrüsten und lud hervorragende Männer der Wissenschaft ein, die Reise mitzumachen.

Dr. Ferdinand Hochstetter, einer derselben, der die Expedition als Naturforscher begleitet, schreibt hierüber:

Simonsbai am Kap der guten Hoffnung, den 2. Oktober 1857.

Ich bin, da ich dieß schreibe, noch nicht am Lande gewesen, obgleich es schon seit 6 Stunden nur wenige Kabellängen von mir liegt. Wie von Madeira nach Rio haben wir auch von Rio nach dem Kap eine lange Fahrt gehabt, vom 3. April bis 2. Oktober. Doch beinahe wären wir ziemlich schnell da gewesen, denn schon am 25. September waren wir wenige Meilen vom Tafelberg weg, als auf einmal ein Sturmwind herangebraust kam, vor dem, wie wir hörten, alle Schiffe, die ausgelaufen waren, sich wieder in sichere Häfen flüchteten; wir aber wurden hinausgetrieben auf hohe See 200 Meilen weg vom Land. Vier ganze Tage raste der Wind und warf auf 30 Fuß hohen Wellen unsere Novara entsetzlich hin und her, daß Alles zitterte und krachte. Mir war das Schauspiel neu und fesselnd. Da es eben nur Wind war, der Himmel aber fast rein, nur mit leichtem Schleier bedeckt, so daß Sonne und Mond durchschienen, brachte ich fast die ganze Zeit auf dem Verdecke zu mit dem Chronometer in der Hand und mit anderen Werkzeugen, um den Wellen zu Leibe zu steigen, d. h. ihre Höhe, Länge, Schwingungsraum u. s. w. zu bestimmen. Das Resultat war befriedigend und lehrte mich, daß diese Wellen, die wir zu bestehen hatten, schon zu den größten gehören, die man erleben kann. Während des ganzen Sturmes hatte ich beobachtet und in meiner Kabine die Beobachtungen fertig

gearbeitet, und war faſt ſo guter Dinge, wie die Albatroſſe und Sturmvögel, die, als es am heftigſten ſauste und brauste, am gierigſten nach der Angel mit Speck jagten, die wir ihnen ausgeworfen. Mehrere wurden ſo gefangen.

Simonsbai, den 23. Oktober 1857.

Samſtag, den 24. Oktober iſt beſtimmt, daß wir wieder in See gehen nach den einſamen Eilanden Paul und Amſterdam im indiſchen Ocean, wo keine Menſchen ſind, und keine größeren Thiere, wohl aber herrliche Schlangen und eine intereſſante vulkaniſche Natur. Aber auch in Südafrika, wo ich hoffte Leoparden, Löwen und Elephanten zu ſehen, habe ich nichts dergleichen getroffen, wohl aber gaſtfreie freundliche Farmer, geiſtreiche Frauen und liebenswürdige Mädchen. Ich konnte von Capetown (Capſtadt) aus eine Tour ins Land unternehmen 150 bis 200 engl. Meilen landeinwärts über Stollenbosch, Paarl, Wellington, Bainscloof, Worceſter, Brandvalley, Gnadenthal, Caledow, Hottentotten-Holland. Wir kamen durch Strauſſen-, Leoparden-, Springböcke-, Zebra- und Affengegenden, haben aber kein einziges dieſer Thiere zu Geſicht bekommen. So ſcheu ziehen ſie ſich überall vor dem Menſchen zurück. Unſere Tour (zwei meiner Kameraden waren mit) war vom herrlichſten Maiwetter begünſtigt; Berg und Thal waren im vollſten Sinne des Worts die ſchönſten üppigſten Blumengärten, dazu eine angenehme warme Frühlingsluft, während auf den hohen, zackigen Felsgipfeln der Gebirge, die wir theils zu überſchreiten hatten, theils rechts und links zur Seite ließen, noch Schnee lag. Das Reiſen in Südafrika iſt ſehr bequem. Entweder hat man einen großen, bequem eingerichteten mit Bett, Speiſekammer, Küche u. ſ. f. verſehenen Wagen, vor den 20 Ochſen geſpannt ſind, oder man reist, wenn es nicht weit ins Innere geht, mit einem bedeckten Karren mit 4 oder 6 Pferden. Wir fuhren vierſpännig durchs Land. Die guten Straßen, welche die Engländer in den letzten Jahren angelegt haben, machen das Reiſen mit Pferden weit ins Land möglich, und prachtvolle Kunſtſtraßen führen hoch über die 4—5000 Fuß hohen Gebirge weg von der Kaphalbinſel in das Innere des Landes. Man hat wohl volle Tagreiſen von einem Ort zum andern, und bisweilen ſtellte ſich ein Fluß ohne Brücke hindernd in den Weg, aber all das ließ ſich überwinden und wir genoſſen in vollen Zügen die herrliche Natur Südafrikas. Die Dörfer und Städtchen hier ſind die ſchönſten, die ich je geſehen. Stellenbosch iſt eine wahre Stadt-Idylle, wie ſie nur der Phantaſie eines Dichters entſpringen kann. Dieſer Eindruck mußte uns dieſe älteſte Niederlaſſung in der Kapkolonie machen. Niedliche, faſt übertrieben rein gehaltene, im Innern mit allem europäiſchen Comfort eingerichtete Häuschen im holländiſchen Styl gebaut, von großen Gärten umgeben, liegen faſt verſteckt hinter den prachtvollſten Eichenalleen, die jede Straße der Stadt einfaſſen. Wir waren gerade bei einem Volksfeſte, einer Revüe der Nationalgarde in Stellenbosch. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen im beſten Putz, und wahrhaftig, wenn man auf ſchönem Wiesplatz unter dem Schatten der herrlichen Eichen lange Tafeln aufgeſchlagen ſieht, reich beſetzt mit dem Beſten, was ein fruchtbares Land und fleißige Menſchen produziren, wenn man dabei die heiteren kräftigen Männergeſtalten und einen Kranz der ſchönſten blühendſten Damen mit dem reinſten faſt durchſichtigen weißen Teint, wie ihn nur eine Europäerin hat, in elegantеſter Toilette, wenn man das Alles ſieht, wenn Toaſt über Toaſt erklingt, wahrhaftig dann ſich zu überreden, daß man in Afrika iſt, das iſt eine ſchwere Sache.

Auf dem Ocean, den 25—26 Dezember 1857, Nachts.

Ich bin im indiſchen Ocean, 800 Meilen von der nächſten Küſte entfernt, alſo auf offenem Weltmeer, noch auf der ſüdlichen Hemiſphäre, in einem irdiſchen Paradieſe, auf Ceylon unter Cocospalmen, zwiſchen Zimmtgärten. Der Zeit ſegelt unſer braves Schiff ruhig auf 6° ſüdlicher Breite, 83° öſtlicher Länge von Greenwich. In Europa iſt Winter, ich lebe im heißeſten Sommer, unter einem Himmelsſtrich, wo der Thermometer Tag und Nacht auf 28° Celſius bleibt, und hätte ich nicht die treffliche Cabine, durch die, wenn ich Fenſter und Thüre öffne, ein kühlender Luftzug ſtreicht, ſo weiß ich nicht, ob es möglich ſein würde, zu ſchreiben, da die 28° Celſius ſelbſt einem Tag und Nacht die Schweißtropfen auspreſſen. Wir ſind auf

der Fahrt von der einſamen Inſel St. Paul nach Point de Galle auf Ceylon. Die Fahrt nach jener Inſel war eine ſehr ſtürmiſche, aber deßhalb auch raſche, wir haben 3000 Meilen in 24 Tagen gemacht, und ankerten am 19. November vor St. Paul. Da wurden auf dieſem kleinen Flecke der Erde, einem Vulkangipfel mit immenſem Krater, der über das Meer hervorragt, ſämmtliche Naturforſcher ausgeſchifft, und da Sturm über Sturm kam, war die Fregatte genöthigt, von dem unſichern Ankerplatz weg unter Segel zu gehen. Alle 6 Tage kam ſie wieder, und verſah uns mit Lebensmitteln, und ſo brachten wir volle 17 Tage auf der Inſel zu. Wir trafen ſie zu unſerem Glücke bei dem ſtürmiſchen regneriſchen Wetter, das uns in unſern Arbeiten ſehr ſtörte, von drei franzöſiſchen Fiſchern aus St. Denis auf der Inſel Bourbon bewohnt, und fanden in den Hütten dieſer Leute ein Obdach, wenn auch Regen und Wind durch alle Fugen und Ritzen durchdrang, immerhin ein Obdach, und trotz mancher weniger angenehmer Momente rechne ich den Aufenthalt auf dieſer Inſel zu dem intereſſantеſten Stück unſerer Reiſe bis heute. Am 6. Dezember verließen wir die Inſel und waren am 7. vor der nördlicher gelegenen Schwefelinſel Amſterdam. Ein völlig windſtiller Tag begünſtigte uns, ſo daß wir mit Booten an die ſteile Inſel fahren konnten und dieſelbe erklommen; aber mannshohes Gras verhinderte jedes weitere Vorwärtsſchreiten auf ihrer Oberfläche. Einer unſerer Matroſen zündete das dürre Gras an, und in der Nacht, als wir wieder an Bord und unter Segel waren, hatten wir den großartigen Anblick eines ungeheuren Brandes. Ich glaube, die ganze von keiner menſchlichen Seele bewohnte Inſel muß abgebrannt ſein. Von da ſteuerten wir nördlich, mit jedem Tag in wärmere Zonen eintretend. So ſtürmiſch es nach St. Paul und bei St. Paul geweſen war, ſo ruhig war unſere Fahrt durch die Südoſtpaſſatzone. Immer heiterer Himmel, reine Luft und ruhige See, daß man glauben ſollte, ein Kind könnte in kleinem Boote durch dieſen Ocean rudern. Und doch iſt gerade der indiſche Ocean durch ſeine furchtbaren Cyclone berüchtigt. Wir haben die Regionen dieſer Orkane bereits überſchritten und ſind glücklicherweiſe ganz verſchont geblieben. In den Breiten, in denen wir uns jetzt befinden, kommen ſie nie vor, und ſo hoffe ich, werden wir in zehn bis zwölf Tagen auch glücklich in Ceylon ankommen. Wir werden die erſten Tage des neuen Jahres noch in See zubringen. Ich bin immer geſund und guter Dinge. Mit jeder neuen Station bin ich mehr befriedigt von der Reiſe, die jetzt, wenn wir dieſe lange Seefahrt hinter uns haben, eigentlich erſt recht beginnt. Denn dann folgt Station auf Station immer Neues, immer Fremderes. Schon jetzt iſt meine Cabine ſo vollgepfropft von Raritäten aller Art, daß ich nicht recht abſehe, wie das werden wird, wenn immer Neues und Neues dazu kommt.

Vom 8. Januar 1858, Mittags 12 Uhr. Zu meinem Brief vom 25—26 Dezember nur noch einige Zeilen auf der Rhede von Point de Galle auf der Südweſtſpitze von Ceylon, wo wir ſo eben, nachdem wir vier lange Tage wie der fliegende Holländer hin und her getrieben wurden, in der Coromandelſtrömung glücklich bei herrlichſtem Wetter geankert haben. Ganz umringt ſind wir von den ſeltſamen Booten der Eingeborenen, kaſtanienbraune halbnackte Männer, wie Damen friſirt, mit den feinſten Schildpattkämmen und, als wären ſie Weiber, ein Stück Tuch wie einen Unterrock um die Hüften gebunden, das iſt der ganze Anzug. Und von dieſen Kerlen, denen man keinen Kupferkreuzer im Sack zutrauen ſollte, ſieht man den einen eine koſtbare Perlſchnur, den andern ein Goldbracelet mit Edelſteinen, den dritten ein mit verſchiedenen Holzarten prachtvoll eingelegtes Käſtchen in die Höhe heben, dann Ananas, Bananentrauben mit 170 bis 200 Früchten daran, Bataten u. ſ. w.

Madras, den 1. Februar 1858.

Die Novara kam am 30. Januar in Madras an, ich war ſchon 8 Tage früher da, weil mir und meinem Kollegen der Commodore erlaubt hatte, mit dem Poſtdampfer von Galle nach Madras zu fahren. Die Fregatte hielt ſich in Galle nur 6 Tage auf; da wäre wenig Möglichkeit für mich geweſen, etwas zu ſehen und in das Innere von Ceylon zu kommen; ſo aber hatte ich für Ceylon 10 Tage und war oben auf dem Adamspick, fuhr dann mit dem prachtvollen Schraubendampfer Nubia in 47 Stunden nach Madras und war hier 8 Tage, ehe die

Fregatte ankam. So war auch für Madras mehr Zeit gewonnen; denn auch hier wollte ſich die Fregatte nur 8 Tage aufhalten, da der Kommodore ſehr eilt, um nach den Nicobaren zu kommen. Ich habe nun von meinen Erlebniſſen auf Ceylon viel zu erzählen. Ceylon war für uns der erſte Punkt, wo uns ein ganz fremdes neues Leben entgegentrat, nicht mehr das europäiſche, wie in Rio und am Kap. Dazu die herrlichſte Temperatur, ein faſt immer wolkenloſer Himmel während unſeres Aufenthalts, die üppigſte Vegetation, ganz anders in der Ebene, ganz anders in den Gebirgen und in den höchſten Gipfeln. Ceylon muß einen gewaltigen Eindruck auf Jeden machen, der zum erſtenmal dieſes Paradies ſieht. Galle mit ſeinem lebendigen Hafen, den ſchattigen Kokoswäldern ringsum, macht den lieblichſten Eindruck. Schwärmeriſch geſtimmt betrachtete ich an einem herrlichen Abend vom Leuchtthurm herab das prachtvolle Bild. Könnte man Jemand mit verbundenen Augen auf die Höhe des Leuchtthurms führen und ihm hier die Augen öffnen, Ueberraſchung und Entzücken müßte ſich in noch weit höherem Grade in ſeinen Mienen und Ausrufungen ausdrücken, als wenn vor einem Bauernburſchen aus einer ungariſchen Gegend zum erſtenmal der Vorhang eines großen Theaters aufgeht. Geankerte, auslaufende, einlaufende Schiffe vom prachtvollen engliſchen Dampfer bis zur erbärmlichen chineſiſchen Dſchonke, kleine Felsinſeln mit einigen Kokospalmen und Pandanusgebüſch, darunter Korallengärten, durch welche wundervolle rothe und blaue Fiſche ſchwimmen, Haifiſche, an einem todten Hund zerrend, Krabben, auf ſteilen Felſen heraufkletternd bis zu der Plattform, auf der die ſchlanke Säule des eiſernen Leuchtthurms ſich erhebt. Am Meer und am Hafen die prachtvolle Scenerie der Kokoswälder, in denen unzählige Häuſer verſteckt liegen, über dem Kokoswalde in immer höheren Stufen dunkle Waldberge hinauf bis zu dem ſpitzen Felſenkegel des Adamspicks in blauer Ferne. Unter den Füßen in Vogelperſpektive die Feſtungswälle und die ganze Stadt mit ihren reinlichen Straßen und netten Häuſern, Gärten dazwiſchen, weidende Zebuochſen, ſchwarze Schildwachen, Kanonen, luſtwandelnde Ladys, durchſichtig weiße engliſche Kinder mit braunen ſinghaleſiſchen Ammen, im Feſtungsgraben die ſinghaleſiſche Jugend ſpielend und rauchend, kaſtanienbraune Knaben mit rabenſchwarzen Lockenhaaren, deren einzige Bekleidung in einem Bindfaden oder einem Stück rothen Zeugs um die Hüften beſteht, behäbige, ſtolz einherſchreitende Muſelmänner, die Juden von Ceylon ſchachernd, Edelſteine, Ringe, Schmuck und aller Welts Dinge anbietend, daneben die weibiſch ausſehenden Singhaleſen mit Zopf und Kamm am Kopfe, den Oberkörper nackt, von den Hüften bis zu den Knöcheln ein weißes Tuch, wie ein Weiberunterrock, häßliche Betel kauende Singhaleſinnen, Buddhapriester in langem ſchwefelgelben Gewand, Kopf und Bart nackt abgeſchoren, engliſche Midſhipmen in rother Jacke mit ſchwerem Säbel komiſch einherſchreitend, Perſer mit langem Barte und hoher Mütze, kokette, maleriſch ſchöne Hindumädchen, Naſe, Ohren, Stirne, Arme und Beine behangen mit Gold und Edelſteinen — das ſind die bunten Elemente des Bildes, das man vom Leuchtthurm von Galle aus überblickt. Jedoch ich war damit nicht zufrieden, ſchon der dritte Tag nach unſerer Ankunft brachte mich nach Colombo. Ich weiß nicht, bin ich die 72 Meilen nach Colombo durch einen Palmenwald, oder durch einen Garten, oder durch ein 72 Meilen langes Dorf gefahren. Die Straße iſt ſehr gut, man fährt im Schatten der Palmen durch den herrlichſten Park, in dem die bunte Menge der Eingeborenen die Staffage bildet. In Colombo blieb ich einen Tag. Da die Royal-Mail-Coach nach Kandy für viele Tage gänzlich beſetzt war, ſo mußte ich den Plan, über Kandy nach dem Adamspick zu gehen, leider aufgeben. Die alte berühmte Königsſtadt habe ich alſo nicht geſehen, dafür habe ich aber den berühmteſten Berggipfel der ganzen Welt, als heilige Burg verehrt von den Millionen und Millionen, die ſich zu Buddhas und Mahomeds Religion bekennen, nach welchem aus dem fernſten Oſten und Weſten Tauſend und aber Tauſend ſeit Jahrtauſenden wallfahrten, beſtiegen, ich bin 7200 Fuß über dem Meere in Adams, oder wie die Buddhiſten ſagen, in Buddhas Fußſpur geſtanden, und habe auf dem gewaltigen Felskegel eine herrliche Mondnacht zugebracht, die Sonne unter uns aufgehen geſehen. Die Reiſe dahin wurde

kurz ſo ausgeführt: von Colombo bis Ratnapura (Stadt der Edelſteine) ganz bequem in einem Wagen mit unterlegten Pferden zwei Tage; von Ratnapura zu Fuß über Gilimali und Palabatula. Von Palabatula, dem letzten Bergdorf, hat man 6000 Fuß faſt ſenkrecht auf in Felſen gehauenen Treppen zu ſteigen, bei der Temperatur unter 6° Breite ein außerordentlich beſchwerliches und anſtrengendes Geſchäft, das aber gänzlich ohne Gefahr und ſehr belohnend iſt, fort und fort im tiefſten Schatten der herrlichſten Urwälder, in denen es von Elephanten im eigentlichen Sinne des Wortes wimmelt. Man muß auf dem ſchmalen Fußſteig oft tief durch Elephantenmiſt ſich durcharbeiten und ſieht an abgeriſſenen Zweigen des niedergetretenen Bambus, der ganz friſch und unverwelkt da liegt, die friſchen Spuren der Elephanten, jedoch ohne dieſe ſelbſt zu Geſicht zu bekommen, da ſie, wie alle andern Thiere, dem Menſchen ſcheu aus dem Wege laufen. Wir erreichten nach eintägigem Steigen, das ſehr viel Schweiß gekoſtet, gerade im Moment des Sonnenuntergangs die höchſte Felsſpitze, auf jener Fußſpur. Ein Tempel iſt darüber gebaut und neben dem Tempel ein kleines Häuschen für den Buddhapriester während der Wallfahrtszeit, das uns gaſtlich aufnahm. Man muß die letzte etwa 300 Fuß hohe Felsſpitze an eiſernen Ketten und auf eiſernen Leitern erklimmen. Der herrlichſte Abend belohnte unſere Mühe. Wir thaten uns gemüthlich beim Thee, Bier und Wein und Eßwaaren, die unſere Träger mitgebracht, als gegen 10 Uhr Nachts ein Höllenlärm, ein Geſchrei hörbar wurde, und Männer mit Fackeln ſichtbar wurden, die an den Ketten zu uns heraufkletterten. Ich wußte, daß man von den Eingeborenen durchaus nichts zu fürchten hat, zumal an ſo geweihter Stelle, die ſie abergläubiſch verehren, war aber immer begieriger auf das, was da kommen ſollte. Siehe da, der Erſte, der durch die Mauereinfaſſung der höchſten nur 40—50 Fuß durchmeſſenden Spitze hereintrat, übergab mir mit tiefem Selam einen Brief, addreſſirt an Dr. Hochſtetter auf dem Adamspick, ihm folgten vier andere, die einen ſchweren Korb ſchleppten mit den feinſten Weinen und allen Delikateſſen, die man ſich nur denken konnte, dazu ſilbernes Beſteck und feinſtes Porzellan. Des Nachts 10 Uhr auf einem einſamen 7000 Fuß hoch aus einer Elephantenwildniß ſich erhebenden Berggipfel! Es war der Agent der Regierung in Ratnapura, der uns dieſe angenehme Ueberraſchung bereitete, der gehört, daß zwei Deutſche zum Adamspick wallfahrten und ſie für unpraktiſch genug hielt, ſich mit nichts zu verſehen. Nun ſchwelgten wir im Ueberfluß, und eine Tafel wurde hergerichtet, wie man ſie in einem Wiener Hotel kaum findet. Es wurde kühl in der Nacht, die Temperatur fiel auf 11° Celſius, aber der ſprudelnde Theetopf, der famoſe Portwein und die windbichte Mauer der buddhiſtiſchen Prieſterwohnung ließen uns nichts davon merken. Wir hatten den herrlichſten Sonnenaufgang, der Pick warf ſeinen Rieſenſchatten bis weit hinaus über das Meer, die Gebirge von Ceylon lagen klar um uns in der Morgenſonne, im Vordergrund die Rhododendronbäume mit ihren purpurrothen Blüthen, die die Spitze des Picks bewalden. Unſer Rückzug nach Ratnapura war ein wahrer Triumphzug. Alle Häuptlinge der Bergdörfer waren angewieſen, uns alle in ihren Kräften ſtehenden Dienſte zu leiſten. Sie fanden ſich am Wege ein mit ihren Leuten und brachten Kokosnüſſe zur Labung, hier Geflügel, wir fanden ganze Tafeln aufgeſchlagen, Zelte bereitet, und in Talabatula waren Palankinträger und Fackeln bereit, und gefolgt von 50—60 Menſchen, hochthronend auf bequemem Tragſeſſel, beleuchtet von einem Dutzend Fackeln, zogen wir durch die Wälder des niedern Landes in der Nacht von Gilimali und Ratnapura. So reist man in Ceylon. Von Ratnapura fuhren wir auf einem Boot auf dem Kulu-Gange einen ganzen Tag und eine halbe Nacht nach Caltura und kehrten von da ſehr befriedigt nach Galle zurück.

Auch in Madras wurden wir mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen. Madras iſt eine Stadt von immenſer Ausdehnung mit höchſt eigenthümlichem Leben und Treiben der Eingeborenen; man bekommt wenigſtens eine Vorſtellung von dem, was Indien iſt.

Madras, den 6. Februar.

Nachdem ich ſo eben von einem ſehr hübſchen Ausflug nach Velore (80 Meilen von Madras) auf der Eiſenbahn zurückgekehrt

bin, mache ich mich noch heute Abend auf den Weg nach den berühmten 7 Pagoden, ſüdlich von Madras 40 Meilen, uralte Felſentempel, das Merkwürdigſte, was in der Nähe zu ſehen iſt. Nächſten Montag bin ich wieder zurück. Vorgeſtern waren wir alle beim Gouverneur, Lord Harris, zu einem Feſte geladen, das er in ſeinem Sommerpalaſt gab. Da war Alles, was man ſich nur denken kann, Muſik, indiſche Gaukler, Schlangenzauberer, Taſchenſpieler, Tänzerinnen, Feuerwerk, glänzendes Souper und Ball. So lebt man in Indien!

Singapore, den 15. April, auf der Rhede an Bord.

Um 2 Uhr heute Nachmittag fiel der Anker auf der Rhede von Indiens Alexandrien nach einer glücklichen Fahrt durch die Malakkaſtraße nach intereſſanten merkwürdigen Tagen unter den Wilden der Nikobariſchen Inſeln. Ich bin geſund und guten Muthes wie immer, und Gott ſei es gedankt, das unheilvolle Klima dieſer Inſeln hat mir, da ich alle möglichen Vorſichtsmaßregeln getroffen, nicht geſchadet, ich blieb hierbei frei und kräftig trotz der 29 und 30° Celſius, die nun ſeit Monaten unſere conſtante Temperatur. Mehrere meiner Kollegen hatten leichte Fieberanfälle durchzumachen, auch in der Mannſchaft fehlten ſie nicht; aber Alles hat ſich wieder erholt, und die Novara erfreut ſich eines außerordentlich guten Geſundheitszuſtandes. Wenn auch die Luft, namentlich vor Gewittern, die ſeit den Nikobaren täglich mit furchtbarer Macht über uns wegziehen, blitzend, donnernd und Sündfluthſtröme ergießend, drückend ſchwül iſt, ſo iſt mir dieſe Temperatur doch lieber, als Kälte. Unſer Aufenthalt in dem einſamen Archipel der Nikobaren war ſehr abgekürzt, im Ganzen 1 Monat, davon nur 16 Mal am Lande, ganze Tage oder einige Tagesſtunden. Menſchenfreſſer, wie uns in Madras prophezeit worden war, haben wir nicht getroffen. Die Eingeborenen hatten ſchreckliche Angſt vor unſern Kanonen, alle Weiber und Kinder waren in die Urwälder entflohen und ließen ſich nicht ſehen, auch die meiſten Männer; nur die Beherzteſten verkehrten mit uns. Ich hatte mannigfache Erlebniſſe mit den komiſchen Kauzen, die nackt gehen und nur einen alten ſchäbigen Cilinderhut, der bei ihnen im Werth von 1500—1600 Kokosnüſſen ſteht, als ihr vornehmſtes und faſt einziges Toilettestück halten.

Singapore, Stadt, Hôtel de l'Espérance, den 17. April.

Ich habe mich nun für unſern kurzen Aufenthalt hier in einem komfortablen Hotel einlogirt, und es iſt mir nach dem halbwilden Kokosnußleben, das wir auf den Nikobaren führten, nach den Schweißbädern, die unſer Aufenthalt daſelbſt koſtete, wahrhaft erquickend, wieder in einer Stadt mit europäiſchem Comfort zu ſein. Das Hotel, das ich bewohne, iſt ganz europäiſch eingerichtet, ſo gut, als irgend ein Hotel in Wien, aber theuerer, da jeder Tag für Logis und Koſt zuſammen 10 — 12 fl. C. M. koſtet. Die Bedienung lauter Chineſen, Singapore mehr eine chineſiſche, als eine europäiſche Stadt. Die langzöpfigen Söhne des himmliſchen Reiches mit ihren ſchiefen, geſchlitzten Augen belagern fortwährend meine Thüre, der eine will mir Schuhe, der andere Rock und Hoſen anmeſſen, der dritte das, der vierte jenes. Nur Kutſcher und Barbiere ſind auch hier Hindus von der Koromandelküſte; die ſchönen braunen Geſtalten in weißer Kleidung mit weißem Turban thun dem Auge wohl neben den gelben Chineſen, die alle wie Weiber ausſehen. Außer Chineſen und Hindus ſind hier aber noch Malayen, Eingeborene von den Philippinen, Sumatresen, Japaneſen, ein Völkergewirr, ein babyloniſches Sprachgemiſch, das nicht zu beſchreiben. Man rechnet bereits 70,000 Einwohner für Singapore, das vor 35 Jahren noch ein Piratenneſt war und jetzt der erſte und wichtigſte Handelsplatz des Oſtens iſt, wo jährlich 8 — 900 große europäiſche Schiffe ein- und ebenſo viel auslaufen, nebſt 2—3000 chineſiſchen und andern Fahrzeugen. Die Rhede, die ich von dem Platze, auf dem ich ſchreibe, überblicke, iſt das Bunteſte, was ich je geſehen, namentlich durch die buntbemalten chineſiſchen Dſchonken. An größern Ausflügen in der Umgegend von Singapore iſt man beſonders durch die vielen Königstiger verhindert, die auf der Inſel ihr Unweſen treiben, ſeit ſie bevölkert worden. Es iſt dieß eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, denn früher ſollen dieſe Thiere hier gar nicht vorgekommen ſein.

Batavia, den 5. Mai 1858.

Nach glücklicher vierzehntägiger Fahrt von

Singapore weg laufen wir ſo eben auf der Rhede von Batavia ein. Daß wir Singapore ſo ſchnell nach 5 Tagen Aufenthalt ſchon wieder verlaſſen haben, geſchah der Cholera halber, die, wenn auch nur ſchwach, ſo doch am Lande und auf der Rhede ſich zeigte. Wir ſind glücklich durchgekommen ohne Kranke; nur einen Schiffsjungen haben wir unterwegs verloren an einem choleraartigen Anfall, der in Typhus ausartete; ſonſt blieben alle wohl und geſund. Es iſt ein ſeltenes Glück, unter einer Mannſchaft von über 300 Köpfen in einem ganzen Jahr nur einen durch Krankheit zu verlieren, davongelaufen ſind mehrere. Am 30. April in der Gasparſtraße zwiſchen Borneo und Banka feierten wir den Abfahrtstag unſerer Fregatte von Trieſt. Ich ſehe im Ganzen ſehr befriedigt auf das verfloſſene Jahr zurück, wiewohl die Bilanz ergibt, daß wir volle ⅔ des Jahres auf dem Waſſer und nur ⅓ am Lande zugebracht haben. Es ſind jetzt 20,000 Seemeilen von uns zurückgelegt, nach beiläufiger Schätzung ⅔ unſeres ganzen Weges; Hongkong dürfte Halbwegs für uns werden. Wir ſegeln von Batavia, wo wir wenigſtens 14 Tage verweilen werden, direct nach Manilla (die herrliche Inſel Borneo iſt leider aufgegeben) und dann nach Hongkong. Die Rhede von Batavia ſieht düſter und trübe aus, man muß ſehr weit vom Lande weg aufern, wir ſind noch volle 2½ Meilen in See; man ſieht alſo nur Schiffe um ſich, dann in weiter Ferne einen niedern bewachſenen Saum Feſtland, und dahinter in blauer Ferne ſchwach den Umriß von gewaltigen Bergkegeln, deren Gipfel aber in ſchwere Gewitterwolken gehüllt ſind. Ich verſpreche mir viel von Java, namentlich von einer Tour nach dem 9326 Pariſer Fuß hohen ausgebrannten Kegel des Mandalawangi (oder Pangerango), von dem man in den thätigen Krater des Gede (9230 Pariſer Fuß) hinabſieht.

Batavia, den 28. Mai 1858.

Vor zwei Tagen bin ich glücklich von einer großen Tour, die ich ins Innere von Java unternahm, wieder hierher zurückgekehrt. Ich habe drei gewaltig dampfende Krater geſehen, und bin in zweien hinabgeklettert bis in die Tiefe ihres Bodens, habe außerdem den ſchönſten Theil der Inſel durchreist und kam zurück, reich beladen mit geſammelten Schätzen, reich an Anſchauungen, Erfahrungen und geologiſchen Reſultaten, und das Alles in der kürzeſten Friſt. Die großartigſten Anordnungen der holländiſchen Regierung machten Erfolge möglich, zu denen ein Fremder, dem das nicht zur Diſpoſition geſtellt wird, tauſende von Gulden in der Taſche mitbringen und Monate Zeit haben müßte. Die ganze Tour konnte ich, ſo unterſtützt, koſtenfrei machen. Das erſte war ein Ausflug von Batavia nach dem 80 Meilen entfernten, faſt 10,000 Fuß hohen Pangerango (ausgebrannter Kegel) in Gemeinſchaft mit dem Commodore und meinen Kollegen. Wir haben die Nacht oben auf dem Gipfel, wo ein Haus ſteht, am helllodernden Ofenfeuer uns erwärmend, zugebracht; welcher Contraſt gegen die Glühhitze von Batavia! Vom Pangerango ab trennte ich mich von der großen Geſellſchaft, um ungeſtört wiſſenſchaftlichen Zwecken nachgehen zu können. Ich beſuchte den thätigen Krater des Gede, fuhr dann weiter nach Tjandjur und nach Bandong. Das Hochplateau von Bandong gilt für den ſchönſten Theil von Java Hier am Fuße des Tanguban Prahu wohnt der deutſche Landsmann Jungh uhn, der große Mann von Java und dieſem galt meine ſchnelle Reiſe, ſechsſpännig mit friſchgewechſelten Pferden auf jeder Poſt, nach Bandong und von da nach Lembong. Da war ich im Herzen von Java und am Fuße jenes merkwürdigen Berges mit ſeinem berühmten thätigen Zwillingskrater, und bei dem Mann, der der gründlichſte Kenner von Java und ſeinem Vulkane iſt. Ich hatte mich nicht verrechnet, Junghuhn nahm mich mit offenen Armen auf, und orientirt über die Zeit, welche mir zu Gebot ſtand, entwarf er für mich einen Reiſeplan, der alsbald dem eingeborenen Regenten von Bandong mitgetheilt wurde, mit der Bitte, für die Möglichkeit der Ausführung zu ſorgen. Ich beſtieg von Lembong aus den Tanguban Prahu, und ſtieg hinab 1000 Fuß tief in ſeinen dampfenden Krater, ein Anblick, wie ich ihn nie gehabt. Ein voller Tag war dem großartigen Schauſpiel gewidmet. In der Nacht fuhr ich dann nach Bandong. Mein Abſteigquartier war das luxuriöſe Palais des malawiſchen Fürſten. Ich wurde mit den größten Ehren empfangen; nach einem feinen europäiſchen Gaſtmahl Tanz von Bajaderen

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Weltumſeglungsreiſe der k. k. öſterreichiſchen Fregatte Novara.

(Schluß.)

mit der eigenthümlichen einheimiſchen Muſik. Den andern Morgen mit Tagesanbruch ſtand der ſechsſpännige Reiſewagen wieder beſpannt; der Bruder des Fürſten ſelbſt hatte den Auftrag, mich auf meiner Tour zu begleiten, und ein Holländer, der Malayiſch und Sundaneſiſch verſtand, Dr. de Fry, war als Dollmetſcher mein zweiter Begleiter. Wir fuhren, ſo weit man fahren konnte, aber bald war Poſtſtraße und Seitenwege verlaſſen, und die Gegend erreicht, wo in tiefen Gebirgsſchluchten recht im innern Eingeweide der Erde die geologiſchen Aufſchlüſſe zu finden ſind. Da war nicht mehr zu fahren, da fand ich aber bereits die Pferde geſattelt, prächtige Pferde von ächter Makaſſarraçe, die wie Gemſen die ſteilſten Berge hinauf und herab klettern mit vollſter Sicherheit. Und nun erſt entwickelte ſich das Eigenthümliche orientaliſchen Lebens. Mein Gefolge beſtand aus nicht weniger als 38 Reitern, alles eingeborene Häuptlinge mit ihren Dienern, und dann noch ein langer Zug von 20—30 Kulies. So ging es 5 Tage lang über Berg und Thal auf Wegen und Stegen, die außer Junghuhn nie ein Europäer betreten. Die Wege hatte der Regent von Bandong eigens herrichten laſſen, neue Brücken waren geſchlagen, Hütten errichtet (Alles aus Bambus) und an den bezeichneten geologiſch merkwürdigen Punkten fand ich vorausgeſchickte Kulis beſchäftigt mit Abräumen und Graben; für Mittag und Abend war in einer ebenfalls dazu neu gebauten Hütte ein prächtiges Speiſe- und Schlafzimmer eingerichtet, überall traf ich die Tafel ſchon gedeckt, es wurde auf Silber ſervirt mitten in Urwäldern, tief unten in fürchterlichen Schluchten, hoch oben auf Bergen. Wahrhaftig; ich kam mir wie verzaubert vor, ich habe ſo etwas nie erlebt und werde es nie mehr erleben. Viermal des Tages wurden die Pferde gewechſelt, und wenn wir auf die Nacht in ein Dorf kamen, ſo wurden da die üblichen Volksſpiele, Muſik und Tänzerinnen, Marionettentheater u. ſ. w. gehalten. So habe ich wilde Gebirgsgegenden, in denen es noch von Tigern und Rhinocerossen wimmelt, durchreist mit allem Comfort, wie man ihn nur an europäiſchen Hauptſtraßen findet, und zugleich mit allem orientaliſchen Luxus. Es war ein großartiger Anblick, wenn der ganze faſt unüberſehbare Zug durch Lalang-Grasflächen in vollem Galopp dahinſprengte, voran die Wedanah des Bezirks, und dann wir zwei Europäer, dann der Prinz und das ganze Gefolge, und wenn wir dann wieder im Zickzack an einer ſteilen Felſenmauer hinaufkletterten. Ich habe nur eine ſchwache Skizze gegeben, aber zu mehr reicht mir die Zeit vor unſerer Abfahrt nicht.

Das Königreich Birma.

Das Königreich Ava begreift mehrere Gebiete in ſich, die urſprünglich nicht dazu gehörten, jetzt aber unter dem mehr allgemeinen Namen Birma gekannt ſind. Die Birmanen führten heftige Kriege mit Cochin-China, Siam, Laos, Pegu und andern benachbarten Völkern, wodurch ſie ihre Herrſchaft nach und nach über die ganze Oberfläche der indiſch-chineſiſchen Halbinſel ausdehnten. Im Laufe dieſer Eroberung erlitten ſie jedoch manche Niederlagen, namentlich von den Peguanern, die einſtmals die Hauptſtadt von Ava plünderten. Noch verderblicher waren aber die gegen England geführten, indem dieſelben für ſie mit dem Verluſte ihrer ſchönſten Gebiete, dem ganzen öſtlichen Ufer der Bai von Bengalen, endigten.

Das birmaniſche Reich, wenn man davon abrechnet, was dieſelben zuletzt an die Engländer verloren haben, umfaßt den Theil der indiſch-chineſiſchen Halbinſel, der die britiſchen Beſitzungen vom eigentlichen China und Siam trennt. Nördlich gränzt es an Aſſam und Tibet; öſtlich an China und Siam, weſtlich an einige indiſche Staaten, welche an die engliſch-oſtindiſche Compagnie Tribut zahlen, und an die britiſche Provinz Arracan; ſüdlich an China, Siam und Pegu. Es iſt unmöglich, ſeine öſtlichen und ſüdöſtlichen Gränzen genau zu beſtimmen, da ſolche ſtets wechſeln, was von fortdauernden Kämpfen mit Laos, Lachtho, Camboſia und Siam herrührt. Es ſind dieß zwar im Ganzen friedliche Völker, allein vermöge der den Orientalen inwohnenden Luſt, die Gränzen ihrer Länder ſtets zu erweitern, in beſtändigen Zwiſtigkeiten mit den Birmanen, die aber meiſt ſelbſt die Angreifer ſind. Seit dem Verluſt von Teneſſerim, Pegu und den andern nördlich vom letzteren abgetretenen Gebieten ſoll das Reich, das ſonſt 200000 Quadratmeilen umfaßte, gegenwärtig nur noch die Hälfte dieſes Umfangs zählen.

Wie groß die Bevölkerung deſſelben ſei, iſt ſchwer zu ſagen; die höchſte Schätzung derſelben iſt 16 Millionen. Der alte Theil des Reiches, derjenige, worin der Herrſcherſtamm wohnt, heißt Ava, und iſt von anſehnlichem Umfange; daher gibt man auch dem geſammten birmaniſchen Reiche hie und da dieſen Namen. Andere Schriftſteller leiten ihn von der Stadt dieſes Namens her, die auf dem rechten Ufer des Irrawaddy im Mittelpunkte des Reiches liegt.

Das Clima iſt eines der ſchönſten von Indien, namentlich in den nördlichen Theilen von Ava, die an Tibet gränzen. Die große Hitze, der man in den britiſchen Provinzen Teneſſerim, Pegu und Araccan ausgeſetzt iſt, tritt in Ava nur für eine kurze Zeit der Sommermitte ein; ſonſt iſt das Clima in jedem Theil des Reiches ſehr warm. Die Erzeugniſſe ſeines Bodens ſind die der Tropen. Die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten erleichtert den Anbau, da man ſtets mit Sicherheit den ungefähren Ertrag vorausberechnen kann und nicht nöthig hat, zu überlegen, was man zweckmäßiger pflanzt oder ſäet. Ava enthält ſehr wenige Niederungen, und es kommen daher, trotz ſeiner ſüdlichen Lage, alle Gemüſe- und Fruchtgattungen des ſüdlichen Europas daſelbſt fort. Die meiſten Erzeugniſſe Hindoſtans und Chinas gedeihen innerhalb der Gränzen des alten birmaniſchen Reiches, wie überhaupt alle Früchte der tropiſchen Zonen in Ava heimiſch ſind.

Die Mineralien Birmas kommen eben ſo oft vor, als ſie ſehr verſchieden ſind. Berühmt ſind die Gold- und Silberminen an der chineſiſchen Gränze; die von Wubulutan zählen zu den intereſſanteſten der Welt; ſie erſtrecken ſich längs der Hügelreihe des Fluſſes Kindum und geben Gold, Silber, Saphire und Rubinen. Bei der Stadt Ava, zu Kiummivum, ſind die Minen noch reichhaltiger, und die Vielartigkeit der Schätze, welche man daſelbſt findet, übertrifft wahrſcheinlich die aller andern Minen der Welt. Auch iſt Ava berühmt wegen ſeiner ſchönen Chryſolithen, Amethyſten und Granaten.

In ihrem Handelsverkehre mit Fremden oder unter ſich bedienen ſich die Birmanen keiner geſchlagenen Metallmünzen, ſondern Silber- oder Bleibarren.

Die Birmanen ſind muskulös und lebhaften Benehmens, aber nicht hochgewachſen. Ihre Hautfarbe iſt viel reiner als die der

Chineſen, und viel ſchöner als die der Eingebornen von Bengalen, da ſowohl Züge als Geſtalt mehr denen der Chineſen gleich kommen. Die birmaniſchen Weiber ſind ſchöner als die Männer, und in den nördlichen Gegenden des Landes hie und da ſogar noch ſchöner als die Bewohnerinnen des ſüdlichen Europas.

Die Regierungsform iſt der Despotismus, und der König nimmt wie ſein Bruder, der Kaiſer von China, die pomphafteſten und zugleich lächerlichſten Titel an. In einem Staatsdokument vom Jahre 1810 wird der König von England ſein Vaſalle genannt. Es gibt in dieſem Lande keine erblichen Aemter oder Titel; nach dem Ableben deſſen, der ſie bekleidete oder führte, werden ſie wieder zur Verfügung der Krone geſtellt. Die Würdenträger und vornehmen Klaſſen ſind höflich und zugänglich, aber verſchlagen und raubſüchtig. Dieß rührt zum Theil von der großen Unterdrückung her, welcher ſie von Seiten der Krone ausgeſetzt ſind, um die bereits ungeheuern Reichthümer des regierenden Hauſes zu vermehren, das Schätze von koſtbaren Metallen und Steinen, die prachtvollſten chineſiſchen Seidenſtoffe, Arbeiten in Elfenbein, Tiſchgeräthe und andere theure Artikel chineſiſcher Arbeit vom größten Werthe beſitzt.

Die Birmanen waren ſtets ſehr kriegeriſcher Natur, auch zeigten ſie ſtets eine große Vorliebe für Seekriege. Ihre Seeſchiffe waren noch in einer nicht ſehr fernen Zeit der Schrecken der Bai von Bengalen und der öſtlichen Seeen. Das geſammte Volk kann zu den Waffen gerufen werden; ihre ſtehende Armee iſt jedoch nicht ſehr zahlreich und beſteht zum größten Theile aus eingebornen Chriſten. Beides, Disciplin und Waffen derſelben ſind ſchlecht. Im Kampfe mit Leuten, deren Waffen den ihrigen nicht nachſtehen, entwickeln die Birmanen viel Muth und Gewandtheit. Die Henza oder brahmaniſche Gans iſt das königliche Banner, wie der Adler das gewiſſer europäiſcher Armeeen von früher und jetzt.

Ihre Religion iſt die buddhiſtiſche; ſie haben jedoch keine Kaſten und erbliche Handels- oder Gewerbszweige. Eine ganz beſondere Eigenthümlichkeit des birmaniſchen Volks iſt die abgöttiſche Verehrung, welche der weiße Elephant bei ihm genießt. Die Birmanen, welche an Seelenwanderung glauben, nehmen an, daß der weiße Elephant eine menſchliche Seele enthält, nachdem er bereits viele Millionen Seelenwanderungen durchgemacht habe, und daß er ſchließlich in der Gottheit aufgehe. In Folge dieſes Aberglaubens wird ſtets ein weißer Elephant für den höchſten Würdepoſten des Königreichs, der dem des Königs am nächſten iſt, auserwählt, und hat ſogar Vorrang vor der Königin. Wir geben hier im Auszug eine Schilderung, welche Kapitän Canning bei Gelegenheit eines Beſuches der Stadt Ava im Jahr 1812 hiervon entwirft:

Die Reſidenz des weißen Elephanten ſtößt dicht an den königlichen Palaſt, mit dem ſie durch eine lange offene Gallerie von zahlreichen hölzernen Säulen verbunden iſt, an deren letztem Ende ein Vorhang von ſchwarzem Sammt, der mit Gold eingefaßt iſt, das erhabene Thier vor den Augen des Pöbels verbirgt. Vor dieſem Vorhange geht die dem Thiere gewidmete Verehrung vor ſich. Seine Wohnung iſt eine hohe Halle, die innen und außen reich mit Gold verziert iſt, und welche eine Anzahl eleganter Säulen ſtützen; ſein Geſchirr iſt wahrhaft prachtvoll, indem es von Gold mit großen Diamanten, Perlen, Saphiren, Rubinen und andern koſtbaren Steinen ſtrotzt. Die Gefäße, aus denen es ſeine Nahrung erhält, ſind ebenfalls von Gold mit eingelegten koſtbaren Steinen; ſein Gefolge und ſeine Wache beträgt gegen 1000 Perſonen. Das ſo genährte, geſchmückte und von Gefolg umgebene Thier, das offenbar von der ihm beigelegten Wichtigkeit keine Notiz nimmt, empfängt aus einer großen Entfernung die Huldigungen ſeiner Anbeter, die in tiefſter Demuth ihre Häupter vor ihm zur Erde beugen. Wie alle Potentaten Europas und Aſiens, beſitzt das Thier ein Kabinet, das aus einem Ringhi, oder erſten Miniſter, einem Staatsſekretär, einem Unterſtaatsſekretär, einem Staatsbooten und ſonſtigen verſchiedenen untergeordneten Beamten, die aber nichtsdeſtoweniger hohe Würdenträger ſind, beſteht. Ihm gehören große Gründe in verſchiedenen Theilen des Landes, deren Ertrag die großen Koſten ſeines Hofſtaates decken ſoll. Bei einem religiöſen Zuſtande, wie der eben geſchilderte, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß das

moraliſche und ſociale Leben des birmaniſchen Volkes ſehr weit davon entfernt iſt, rein und glücklich zu ſein.

Wie in China, beweiſen auch die in Birma geltenden, außerordentlich ins Kleinliche ausgearbeiteten Vorſchriften für die Beſtrafung von Vergehen und die große Anzahl von Verbrechen aller Art, die der birmaniſche Strafcodex behandelt, die Verdorbenheit des Volks und die Strenge ſeiner Regierung.

Die Behandlung des Weibes iſt einer der ſchlimmſten Züge des geſellſchaftlichen birmaniſchen Lebens. Sie ſind jeder Art von harter Behandlung ausgeſetzt, werden aber nicht eingeſchloſſen wie in Hinduſtan, im Gegentheil, ſie bewegen ſich öffentlich ſo frei, wie in Europa. Birma beſitzt hinſichtlich des weiblichen Geſchlechts eine Inſtitution, die man das Ausleihen von Frauen nennen kann, und die ein jedes Land, wo ein ſolches Geſetz gültig und in Uebung wäre, zu demoraliſiren vermöchte. Perſonen weiblichen Geſchlechts, verheirathet oder ledig, werden für eine beſtimmte Zeit hauptſächlich an Fremde ausgeliehen, um ihnen als Weiber zu dienen. Verläßt der Fremde das Land, ſo hört die Gültigkeit des Vertrags auf. Beide Theile ſind alsdann wieder frei. Uebrigens ſind ſelbſt ſo angeliehene Frauen ſelten untreu. Eine birmaniſche Frau betrügt ſelten ihren Ehemann, ſelbſt nicht, wenn er ihr noch ſo ſchlimm begegnet iſt. Keine andere Frauen des Orients, oder vielmehr der ganzen übrigen Welt, haben von Natur ſo wenig Neigung zur Intrigue, wie die Birmaninnen. Selbſt wenn ſie einem Fremden geliehen ſind, beobachten ſie dieſen Vertrag und benehmen ſich liebreich gegen die Früchte dieſes Zuſammenlebens. Alle Kinder, welche von Europäern in Birma geboren werden, gelten geſetzlich als Unterthanen des Königs, und können nicht ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß aus dem Lande entfernt werden. Sucht jedoch ein britiſcher Unterthan eine ſolche nach, ſo wird der König ihm ſolche ſchwerlich vorenthalten. Uebrigens ſind mit Berufung auf dieſes Geſetz Weib und Kind öfter auf's Schändlichſte verlaſſen worden. Im britiſchen Birma beſteht in Betreff der Weiber ein ähnlicher Gebrauch, jedoch, wie man ſich denken kann, nicht in geſetzlicher Weiſe. Den Berichten von amerikaniſchen Miſſionären zufolge machen viele Europäer von dieſer Unſitte Gebrauch, und haben oft ganze Familien von eingebornen Frauen, die ſie alsdann gänzlich im Mangel laſſen, ſo daß die Kinder als Heiden aufwachſen, mit weniger Bildung als die von birmaniſchen Vätern. Dieſelben belegen dieß unter anderm mit folgenden Beiſpielen:

„Vor drei Jahren, genau in demſelben Monate wie heute, hörte ich von einem Birmanen, daß ein junger Engländer in ein Kloſter der buddhiſtiſchen Prieſter eingetreten ſei und ſich in deren Religion habe aufnehmen laſſen. Ich konnte ſo etwas nicht glauben, und gab mir viele Mühe, das Nähere zu erfahren. So fand ich denn zu meiner unausſprechlichen Betrübniß, daß der verlaſſene Sohn eines Engländers von Stand ſein Haupt geſchoren, und in den gelben Kleidern der buddhiſtiſchen Prieſter ſich in ein Kloſter als ein ſolcher habe aufnehmen laſſen, wo er täglich vor den Götzen von Gotama ſich verneige und von dem Volke ſelbſt als Gott angebetet werde. Wo ſein Vater ſich befand, wußte er nicht. Während ich nun um dieſelbe Zeit fern von einer Stadt in den Dſchungeln reiste, ward in einem kleinen Dorfe meine Aufmerkſamkeit auf einen Knaben von ungefähr 12 Jahren gelenkt, der ſich in der Obhut eines Prieſters befand, zu deſſen Stande er erzogen ward. Er hatte die große römiſche Naſe, eine Stirn mit ausgeprägter Intelligenz und braunes Haar, und jeder Zug in ſeinem Antlitze zeigte an, daß ein guter Theil engliſches Blut in ſeinen Adern fließe. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß er der Sohn eines engliſchen Offiziers ſei, aber niemals ſeinen Vater gekannt habe. Seine Mutter ſtarb, als er noch ein Knabe war und er wäre ohne die Pflege der Heiden vor Mangel umgekommen. Sein Schickſal ſchmerzte mich tief. Ich hätte ihn gern an Kindes Statt angenommen, aber er war den Prieſtern geſchenkt worden, die begreiflicher Weiſe nicht geneigt waren, eine ſo werthvolle Beute herauszugeben. Ich ſah und hörte nichts weiter von ihm.“

So bewirken ſchlechte Inſtitutionen der Staaten das Verderben der Individuen.

Das Königreich Ava hat wenige Städte; das Volk lebt wie in Hinduſtan in Dörfern.

Es gibt darin zwei Hauptſtädte: Ava und Ommerapur, und dieß ſind auch die einzigen Städte von Bedeutung in dem ganzen Lande; erſtere heiß eigentlich Aingwa, woraus die Europäer Ava gemacht haben. Es liegt unter 21° 51′ nördlicher Breite, und 98° 58′ weſtlicher Länge. Ommerapur iſt nur 4 (engliſche) Meilen davon entfernt, ſo daß beide eigentlich mehr nur eine einzige Stadt bilden, nach dem häufigen Verkehr, den beide Plätze mit einander unterhalten, und da ſie ſo nahe aneinander gränzen. Ava beſteht aus zwei befeſtigten Stadttheilen; der eine hat eine Meile im Umfang, der andere deren vier. Die Stadt iſt faſt ganz mit Tempeln angefüllt, von denen die meiſten in Trümmer zu fallen beginnen; aber das abergläubige Volk, das gern neue bauen laſſen will, betrachtet es als einen Frevel, die alten wieder herzuſtellen. In dem Tempel von Logathero Praw befindet ſich ein rieſiges buddhiſtiſches Götzenbild, das aus einem ungeheuern Block des reinſten Marmors beſteht. Das Götzenbild iſt ſitzender Geſtalt und von dem Fußgeſtell an, worauf es ruht, bis zu ſeinem Haupte mißt es 34 Fuß. Um die Bruſt iſt es 10 Fuß breiter, und der Durchmeſſer des Kopfes iſt 8 Fuß. Oberſt Symes war der Meinung, daß der Tempel über die koloſſale Figur gebaut worden ſei, da das Thor deſſelben zu ſchmal, um ſogar den Kopf einzulaſſen. Ommerapur (die Stadt der Unſterblichen) liegt an den Ufern eines umfangreichen Sees, der 7 Meilen lang und anderthalb breit iſt. So weit birmaniſche Kenntniſſe der Befeſtigungskunſt reichen, iſt es wohl befeſtigt. Die Privatgebäude in Ommerapur und Ava ſind meiſt aus Holz gebaut, daher häufige Brände ſtatthaben. Aus demſelben Material beſtehen auch die Tempel der erſtern Stadt, die übrigens innen und außen reich vergoldet ſind. Der Goldwerth, der ſo verſchwendet iſt, iſt ſehr beträchtlich. Das beſte Gebäude iſt das der königlichen Bibliothek, die von großem Werth, da die Bücher meiſt in koſtbare reich vergoldete Holzſorten gebunden ſind.

Die Kämpfe mit England haben dieſes Reich ſehr gedemüthigt. Mit Anmaßung von Seiten des Königs von Birma begonnen, endigten ſie mit Niederlagen und ſchweren Verluſten an Land und Geld.

Das Königreich Perſien.

Perſien iſt vor Kurzem (1857) der Schauplatz eines zwiſchen dieſem Lande und England geführten Krieges geweſen.

Von Intereſſe iſt die Wahrnehmung, daß, Calcutta als Mittelpunkt angenommen, das Schwert von England die ganze aſiatiſche Welt ſeine Wucht fühlen ließ. Von den öſtlichen Seegränzen Chinas an bis zu den Ufern des perſiſchen Meerbuſens und des rothen Meeres hat ſein ſiegreicher Arm zur Schlacht ausgeholt. Längs der geſammten Gränzen von Indien, von Oſten nach Weſten zu, von den Vorgebirgen der indiſch-chineſiſchen Halbinſel durch Bhotan, Nepaul, die Gränzen von Tibet, Afghaniſtan, Beluſtſchiſtan, bis nach Mohammerah (in Perſien) hat die Fahne von England in der freien Luft geflattert, haben die Hörner ſeiner leichten Infanterie in tauſend Thälern ihren Wiederhall gefunden, ſind die wilden Reiter ſeines indiſchen Reiches über tauſend Ebenen dahingejagt. Vergebens ſind große feindliche Heere gegen ſeine Uebermacht aufgerufen worden. Der Donner ſeiner Kanonen und das Blitzen ſeiner Stahlklingen hat ſie zerſtieben machen. Eine Stadt nach der andern öffnete ihre Thore ſeinen ſiegreichen Vicekönigen, und die Flagge, die ſo lange über allen Meeren wehte, hat alle andern auf den ſchönſten Gebieten der aſiatiſchen Welt verdrängt.

Auch Perſien, eines der größten Reiche des Alterthums, hat wiederholt die Seeſchiffe Englands in ſeinen Gewäſſern und ſeine „rothen“ Soldaten an ſeinen Ufern geſehen.

Die Gränzen von Perſien haben ſich wahrſcheinlich ſo oft verändert, wie die irgend eines andern Landes. Dieſes Land hat Nationen unterjocht und iſt ſelbſt unterjocht worden. In der älteſten Zeit der Geſchichte finden wir es als ein großes Königreich, von deſſen Umfang und Ruhm die jüdiſchen Geſchichtſchreiber erzählen. In den Tagen Königs Cyrus erreichte es die Höhe ſeines kriegeriſchen Glanzes, obgleich ſeine Reichthümer und die

Anzahl seiner Heere in einer spätern Periode mehr hervortreten, wo es die Hülfsmittel der von ihm unterjochten Nationen zu den Kriegen gegen Griechenland aufrief, in denen seine rohe Kraft griechischer Kriegskunst und griechischem Heroismus unterlag. Griechen, Parther, Römer, Saracenen, Tartaren und Affghanen haben das Land abwechselnd geplündert und verwüstet, noch aber behauptet es eine verhältnißmäßig große Macht für ein asiatisches Reich der Neuzeit. Die heutigen Bewohner von Persien haben noch dasselbe Land inne, das man als das Urland des alten persischen Reiches zu betrachten hat, obgleich nur ein kleiner Theil desselben von dem Stamme jener Hirten eingenommen ward, aus dem die persischen Eroberer entsprungen sind.

Das heutige Persien liegt innerhalb der Gränzen des alten. Die Russen haben sich seiner nördlichen Gränzen bemächtigt, indem sie es seiner ältesten berühmtesten Gränzen beraubten. Man nimmt an, daß das von dem Schah beherrschte Reich 500000 Quadratmeilen umfaßt, und sich über 700 Meilen vom Norden nach Süden erstreckt.

Ein großer Theil von Persien besteht aus einer Bergfläche, die sich 3000 bis 4000 Fuß über dem Niveau des Meeres erhebt. Aus dieser großen Ebene steigen Bergketten auf, zwischen denen unfruchtbare Ebenen, Salzseen und Salz- und Sandwüsten liegen. Elbruz ist die Hauptbergkette, die parallel mit dem kaspischen Meere läuft. Zwischen derselben und diesem Binnenmeer liegt eine der herrlichsten Gegenden der Welt, was die Scenerie betrifft, sie ist aber sumpfig und voll von ungesunden Ausdünstungen. In der Provinz Khuzistan, ist in Folge der zahlreichen Ströme, die sich in den Shat-el-Arab oder die Tigris ergießen, das Land schön und üppig, und bringt sowohl die Erzeugnisse Europas als der Tropen hervor. Diese Gegend ist eines der prachtvollen Blumenländer, die man in vielen Theilen Asiens trifft. Sie ist fast, wenn nicht ganz, so berühmt wegen der Rosen, welche sie hervorbringt, als Caschmir, und berühmter wegen ihres Tulpenflors als jeder andere Theil Asiens. Veilchen, Jasmine, Nelken, Ranunkeln, Hyacinthen und Anemonen blühen in den Gärten, sogar auf den Feldern.

Der allgemeine Anblick des Landes ist dürr und wüste, und war von jeher so, trotz der glänzenden Beschreibung, welche persische Dichter aller Zeiten davon machten. Nur wenige Gegenden des Landes verdienen diese Lobsprüche des Reichthums und der Schönheit.

Der Mineralreichthum des Landes in einigen seiner am meisten felsigen und verlassenen Distrikte ist, Mineralogen und Geologen zufolge, sehr groß; aber es geschah nur an wenigen Stellen etwas dafür, solchen zu gewinnen. Europäer schreckt die von dem persischen Volke und dessen Regierung ihnen kundgegebene Abneigung von deren Ausbeutung zurück.

Ein Engländer, der lange Gesandter seiner Regierung in Persien war (Sir John Malcolm) schreibt: „Die Thäler der innern Provinzen Persiens haben Ueberfluß an den seltensten und werthvollsten Vegetabilien und sind im höchsten Grade anbaufähig. Die Weideplätze dieses Landes sind unübertroffen von der ganzen übrigen Welt. Bäume sind selten, ausgenommen in der Nähe von Städten oder Dörfern; nach dem Gedeihen derselben aber zu urtheilen, kommen sie in diesem Lande vorzüglich fort."

Die Thiere in diesem Lande sind so verschieden wie das meiste Andere daselbst. Auf den reichen Weidegründen sieht man vorzügliches Hornvieh und Schafe in großen Heerden; in den sandigen und felsigen Distrikten sind Thiergattungen heimisch, wie sie das übrige Asien kennt. Die persischen Hunde sind, wie die von Affghanistan, ausgezeichnet durch ihre Kraft, Schönheit und Gelehrigkeit. Pferde sind die schönsten persischen Thiere; sie sind von verschiedenen Racen, die eine berühmt wegen ihrer Stärke, die andere wegen ihrer Schnelligkeit und Schönheit. Zu kriegerischen Zwecken sind sie besonders geeignet.

Die Bevölkerung des Königreichs kann füglich in zwei bestimmte Classen getheilt werden, wovon die eine einen festen Wohnsitz in den Städten hat, oder in den fruchtbareren Provinzen das Land bebaut; die andere begreift verschiedene wandernde Stämme in sich, die in Zelten wohnen, und oft dem Throne gefährlich, aber eben so oft seine tüchtigsten Vertheidiger sind. Die der ersten Classe heißen die eigentlichen Perser; im Orient kennt man sie jedoch unter dem Namen Tan-

chiks. Das Land wird von dem geſammten Volk Iran geheißen.

Das regierende Königshaus ſtammt aus einem der Wanderſtämme, der ſich in Teheran und ſeiner Nachbarſchaft feſtgeſetzt hatte. Der Monarch hat auf dieſe Stämme, hauptſächlich die der ruſſiſchen Gränze nahe wohnenden, ſeine Hoffnung gegen die Ausſchreitungen dieſer Macht geſetzt. Die Wanderſtämme umfaſſen eine Bevölkerung von gegen 2½ Millionen Köpfen und ſind, während ſie die Obergewalt des Schahs anerkennen, von ihren eigenen Geſetzen regiert und unter der unmittelbaren Herrſchaft ihrer Häuptlinge. Die Regierungsform des Schahs iſt die despotiſchſte von der Welt und die einzige, die dem Volke Gehorſam einflößt, die Verwaltung iſt ungerecht und bedrückend.

Die alte Hauptſtadt iſt Iſpahan und in einem weiten und fruchtbaren, wegen ſeiner Schönheit berühmten Thale gelegen. Sie war einſt ſehr bevölkert, und ihre öffentlichen Gebäude und herrlichen Gärten das Thema perſiſchen Geſangs; jetzt iſt ſie öde, wenn ſie auch vor nicht länger als 150 Jahren eine Stadt von großem Reichthum und der Sitz der Regierung war. Im Herbſte des Jahres 1715 kam ein Abgeſandter Peters des Großen von Rußland nach Iſpahan; in ſeinem Gefolge befand ſich ein engliſcher Edelmann, der die Eindrücke, welche der Platz auf ihn machte, zu Papier brachte, und im Jahr 1762 veröffentlichte. Obgleich ſo viele Jahre zwiſchen ſeinem Beſuche und der Veröffentlichung ſeines Buches lagen, ſo geht doch aus demſelben hervor, daß er ſich ſelbſt noch in der letztern Zeit die perſiſche Hauptſtadt als einen Ort von großer Bedeutung dachte. Er beſchreibt die engliſchen und holländiſchen Factoreien als in blühendem Zuſtande befindlich, namentlich die erſtere; die engliſche habe ſich mitten in der Stadt befunden und ſei von einer Mauer umgeben geweſen. Der nachfolgende kurze Bericht, den er von ihrer Lage und den Verhältniſſen gibt, wie er ſie kennen lernte, beweiſt, wenn verglichen mit dem jetzigen Zuſtande des Verfalls und der Entvölkerung, wie ſchnell eine orientaliſche und namentlich eine perſiſche Stadt alles einbüßen kann, was vorher ihre Größe ausmachte.

„Iſpahan iſt ungefähr im 32ſten Grad nördlicher Breite in einer fruchtbaren Ebene in der Provinz Hierack, die einſt das Reich der Parther war, gelegen. Ungefähr drei oder vier engliſche Meilen von der Stadt entfernt, dem Süden zu, läuft eine hohe Bergkette von Oſten nach Weſten. Schah Abbas der Große verlegte den Sitz der perſiſchen Regierung von Casbin hierher. Die Stadt iſt ſehr bevölkert, und zugleich ſehr ausgedehnt. Da die meiſten Häuſer der Einwohner einzeln ſtehen und von Fruchtgärten umgeben ſind, ſo ſieht die Stadt von Weitem wie ein Wald aus, und gewährt einen ſehr angenehmen Anblick. Die Straßen ſind meiſt ſehr enge und unregelmäßig, die einzige ausgenommen, welche auf die große Brücke zuführt. Dieſe ſchöne Straße iſt ſehr breit und gerade, und hat eine Länge von nahzu einer engliſchen Meile. Auf jeder Seite derſelben ſind die Paläſte des Königs, Gerichtshöfe und die Academie für die Erziehung der Jugend, mit zwei Reihen ſchlanker Tſchinarbäumen, die tiefen Schatten gewähren. Dieſe Baumſorte hat ein zartes weißliches Holz und breite Blätter, wie die Platane. In gewiſſen Zwiſchenräumen ſind Fontänen angebracht, um welche Teppiche gebreitet ſind. Hieher begeben ſich die Perſer, um Caffee zu trinken, Tabak zu rauchen und Neuigkeiten zu hören, was alles bei heißem Wetter ſehr angenehm ſein muß.“

Die gegenwärtige Hauptſtadt iſt Teheran, mit vier Meilen Umfang und einer Bevölkerung von gegen 150000 Seelen, welche Zahl jedoch in der heißen Jahreszeit Schwankungen unterworfen iſt, da ſich alsdann ein Theil der Bewohner an kühlere Orte begibt. Im Sommer iſt die Hitze dieſer Stadt faſt unerträglich.

Die Staatsreligion, wie die des Volks überhaupt, iſt die mohamedaniſche. Außerdem gibt es in Perſien noch einige wenige Parſis (Ghibers oder Feueranbeter), da dieſe Secte durch die furchtbaren Verfolgungen, denen ſie ausgeſetzt war, nahezu aufgerieben wurde. Soſism oder Scepticism iſt der Grundzug der religiöſen perſiſchen Anſchauung, und entſpricht dem ſchnellen, wenig überlegenden Weſen des Perſers am eheſten, wenn es auch dem eigentlichen Mohamedanismus entgegengeſetzt iſt; doch nehmen die perſiſchen Soſiſten ſo viel von dem Geiſte ihrer Nationalreligion auf, um verfolgungsſüchtig zu werden, und feindſelig gegen die übrigen

Secten des Mohamedanismus, namentlich gegen die Türken, aufzutreten.

Die religiöse Geſchichte Perſiens iſt von Intereſſe. Wenn wir ihren Philoſophen glauben dürfen, ſo war die anfängliche Religion Irans das, was Gibbon die älteſte aller Religionen nennt, nämlich: „der feſte Glaube, daß ein höchſter Gott die Welt aus ſich erſchuf, und ſie fortwährend durch ſeine Weisheit lenke; fromme Furcht, Liebe und Anbetung Seiner; ſchuldige Achtung vor den Eltern und überhaupt allen bejahrten Perſonen; Bruderliebe gegen das menſchliche Geſchlecht und ſogar Wohlwollen für die Thiere.“

Die älteſte Religion des Volkes ward bald verderbt, hier wie anderswo, und auf die gleiche Weiſe. Aus den Werken der Natur machte man Gegenſtände der Ehrfurcht, des Schreckens, der Anbetung, nach und nach Sinnbilder guter oder böſer Ideen. Die unſichtbare Welt ward mit Helden, Halbgöttern und Dämonen bevölkert, die man aus Furcht oder Bewunderung anbetete, denen man auf die eine oder andere Weiſe huldigte. Perſien oder Iran ſcheint in der That von den früheſten Zeiten an der große claſſiſche Boden orientaliſcher Mythologie und Romantik geweſen zu ſein, die ſich von da aus mit ihren Wanderſtämmen, den Palis und Pelasgern u. ſ. w. zu den meiſten nahe und fern wohnenden Völkern, ſowohl des Oſtens als Weſtens verbreitete. Die fabelhaften Kriege der Götter und Rieſen, die in der griechiſchen und lateiniſchen Mythologie ihre Rollen ſpielen, entſtanden wahrſcheinlich aus den Kriegen ihrer Helden oder alten Könige mit den Dives oder böſen Geiſtern, bei welchen Kämpfen ſie von den Peris oder Feen, den guten Geiſtern und Schutzengeln der Menſchheit, unterſtützt werden, indem gute wie böſe Geiſter nach dem Willen des höchſten Weſens handeln. Später verdrängte die Religion Zoroaſters (Feuer- oder Sonneanbetung) alle andern Religionen in Perſien. Herodot ſchreibt hierüber: Dieſes Volk verwirft alle Tempel, Altäre und Statuen, und belächelt den Wahnglauben derjenigen Nationen, die ſich einbilden, daß die Gottheit in der menſchlichen Natur ihren Urſprung habe oder mit ihr verwandt ſei. Die Spitzen der höchſten Berge ſind die Plätze ihrer Anbetung. Hymnen und Gebet iſt der Hauptheil derſelben, der höchſte Gott, der den weiten Kreis des Himmels ausfüllt, iſt der Gegenſtand ihres Gebets oder ihrer Lobgeſänge.

Später, nachdem Mohamed ſeine Laufbahn als Prophet begonnen hatte, kam Perſien unter das Joch der Saracenen, und der Mohamedanismus ward wie anderwärts mit dem Schwerte eingeführt.

Der moraliſche Charakter des Volks iſt ein ſolcher, wie ihn die mohamedaniſche Religion überall ſchafft. Während aber die Perſer den blutigen Lehren derſelben huldigen, und, wie die Bekenner des Propheten anderwärts, allem Wiſſen feindſelig ſind, das über den Koran hinausreicht, bringt der feine bewegliche Geiſt des Volkes und der Einfluß des Sofismus eine Mäßigung der gewöhnlichen mohamedaniſchen Richtung hervor. In den heutigen Perſern ſteckt ſehr wenig Aufrichtigkeit und Wahrheit, und ihre Anmaßung und Selbſtgenügſamkeit übertreffen die aller andern Völker. Die Politik des perſiſchen Hofes verdient nicht das mindeſte Vertrauen.

Der Handel von Perſien liegt ſehr darnieder und geht noch einem größeren Verfalle entgegen. Die Perlfiſcherei liefert einen Artikel, der anderwärts, hauptſächlich aber im Orient, ſehr geſchätzt iſt. Die Caravanen verführen verſchiedene Handelsartikel nach und von Rußland, der Türkey, der unabhängigen Tartarei, Beludſchiſtan, Afghaniſtan und Caſchmir. Ueber den perſiſchen Meerbuſen erſtreckt ſich der Seeverkehr nach Karratſchi und Bombay und in geringerem Grade nach den öſtlichen Häfen von Indien und China.

Im Oſten genießen die Perſer noch einigen Ruf für leichte und geſchmackvolle Manufakturen, wie z. B. Juwelirarbeit, worin ſie jedoch von den Bengaleſen und Chineſen übertroffen werden; für Töpferarbeit, worin die Chineſen ebenfalls ihre Meiſter ſind, ebenſo wie in Gold- und Silberbrocat, und in Seidenſtoffen. Die Perſer ſind berühmt wegen der Shawls aus der Wolle von Tibet und Caſchmir, die ſie fertigen; perſiſche Teppiche haben lange Zeit einen verdienten Ruf behauptet.

(Schluß folgt.)

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Das Königreich Perſien.

(Schluß.)

Die Abſichten, die Rußland bezüglich Hinduſtans und Chinas, überhaupt der ganzen aſiatiſchen Welt hegt, ſind heut zu Tage kein Geheimniß mehr; ſie tragen mehr als alles Andere zu den politiſchen Verwicklungen Europas bei. Obgleich die Wirkung der ruſſiſchen Politik ſich nicht unmittelbar auf Hinduſtan äußert, iſt ſie doch von entſchiedenem und ausgedehntem Einfluß auf deſſen Nachbarländer. Perſien fühlt in jeder ſeiner Fibern die Berührung der Koſackenlanze; auch hat Rußland im Laufe dieſes Jahres (1858) die Linie ſeiner Herrſchaft weit ins chineſiſche Gebiet hineingezogen.

Es genüge an dieſem Orte die Andeutung, daß ſich die Beſchaffenheit und Ausſichten der britiſchen Herrſchaft in Hinduſtan und dem Orient überhaupt nur dann vollſtändig überblicken oder im hiſtoriſchen Zuſammenhang und mit Staatsklugheit berechnen laſſen, wenn man die augenblickliche Lage, in der ſich Rußland befindet, und ſeine Hülfsmittel ins Auge faßt. Im Beſitz der Ufer des Amur, ſo wie guter Häfen und Buchten im ſtillen Meere, von Feſtungen, die an der chineſiſchen Gränze liegen, und einem bedeutenden Theile des ehemaligen chineſiſchen Gebiets, iſt es in der Lage, dem chineſiſchen Reiche und den Nationen Weſteuropas, die mit demſelben Handel treiben, ſeine Macht und Größe fühlen zu laſſen. Auf der entgegengeſetzten Seite Aſiens kann die Ruhe, welche an der affghaniſchen Gränze von Britiſch-Indien herrſcht, jeden Augenblick durch ruſſiſche Intriguen, die ſich am perſiſchen Hofe geltend machen, geſtört werden. Das letztere Land iſt alsdann durch ſeine örtlichen und religiöſen Beziehungen zu Affghaniſtan und den Nationen Centralaſiens im Stande, längs der ganzen Linie von Britiſch-Indien zahlreiche Schwärme wilder und verwegener Reiter in Bewegung zu ſetzen; wie es ſicher iſt, daß Rußland einen vorwiegenden Einfluß am perſiſchen Hofe genießt, der die Unabhängigkeit dieſes Landes und den Frieden von Britiſch-Indien gefährdet. Zwar kann England durch Entfaltung ſeiner Streitkräfte zu Lande, und im perſiſchen Meerbuſen zur See, Perſien alsdann ſchrecken und beugen; allein vielleicht nicht mit ſo ſchneller Wirkung, daß nicht zuvor manches Unheil geſchehen iſt. Eine Eroberung Perſiens durch Rußland kann nicht ſo fern ſein, außer Frankreich und England ſchützen die Integrität Perſiens, wie ſie die der Türkei geſchützt haben. Iſt einmal Rußland im Beſitz des perſiſchen Reiches in ſeiner heutigen Ausdehnung, ſo kann es von den Ufern des rothen Meeres und den Gränzen von Affghaniſtan aus Indien ſtets bedrohen. Zwiſchen den beiden Mächten Rußland und Großbritanien entſtünde dann um der Herrſchaft über Aſien willen ein Krieg auf Leben und Tod, in den die ganze übrige Welt verwickelt würde.

Daß Rußland zugleich nach Peking und Teheran ſeine Arme ausſtreckt, unterliegt keinem Zweifel, wenn ihm nicht England an beiden Punkten zuvorkommt. Wie auch der Staatsmann oder Politiker von der Zukunft der britiſchen Macht in Hinduſtan und dem Orient überhaupt denken mag, niemals darf das Maaß, in welchem die ruſſiſche Macht und der ruſſiſche Einfluß im nordöſtlichen und nordweſtlichen Aſien ſich ausdehnen, in ſeinen Berechnungen fehlen. Werden dieſelben nicht in beiden Richtungen gehemmt, ſo wird, nach menſchlicher Vorausſicht, nichts Rußland in ſeiner Erobererlaufbahn aufhalten, bis es den ganzen Continent Aſiens in ſeine Gewalt gebracht hat.

Affghaniſtan.

Das eigentliche Affghaniſtan erſtreckt ſich vom 61. bis zum 70. Längengrade und vom 30. bis zum 35. Grade nördlicher Breite. Nördlich gränzt es an Klein-Tibet, nordöſtlich an den indiſchen Kaukaſus und Klein-Tibet, öſtlich an das Pandſchab und die Linie des Indus, ſüdöſtlich an Scinde, ſüdlich an Beludſchiſtan und weſtlich an Perſien. Es iſt unmöglich, den Umfang ſeines Gebiets und die Größe ſeiner Bevölkerung genau zu beſtimmen; erſterer mag dem von Frankreich, Belgien und Holland gleichkommen; die Bevölkerung gegen 6 Millionen betragen. Die zwei Hauptſtaaten Affghaniſtans ſind die Königreiche Kabul und Kandahar; die Städte, welche dieſen Königreichen den Namen gaben, ſind die Hauptverkehrsſtraßen zwiſchen Hinduſtan, Perſien und Hochaſien. Seit den früheſten Zeiten der Geſchichte werden Kabul und Kandahar als die Thore von Hinduſtan betrachtet; durch das eine findet man Eingang in daſſelbe aus Turan, durch das andere aus Iran; ſind daher dieſe beiden Plätze gehörig bewacht, ſo iſt das große Reich Hinduſtan vor fremden Angriffen geſichert.

In Beherzigung dieſer Wahrheit waren die Könige von Perſien in ſteten Kriegen mit Hinduſtan; von Affghaniſtan aus erfolgten ſtets alle Invaſionen Hinduſtans, und erſt ſeitdem die engliſche Herrſchaft in Hinduſtan ihr Uebergewicht erlangte, iſt der Friede von dieſer Seite, wenn auch nach vielen blutigen Kämpfen, geſichert.

Die äußere Erſcheinung der Affghanen ſtimmt den Reiſenden günſtig für ſie. Sie haben regelmäßige Geſichtszüge, ſind ſchlank und kräftig, und ſcheinen einer guten Geſundheit zu genießen, Epidemien abgerechnet, die häufig ſind und große Verheerungen unter ihnen anrichten. Der Winter war manchmal den Europäern in dieſem Lande ſo gefährlich wie der ſibiriſche; im Januar 1842 litt davon die britiſche Armee auf ihrem Rückzuge von Kabul in hohem Grade. In manchen Theilen Affghaniſtans iſt das Clima äußerſt angenehm. Alte Traditionen des weſtlichen Aſiens beſagen, daß hier das eigentliche Land des Paradieſes geweſen, während der Volksglaube im ſüdlichen und öſtlichen Aſien Ceylon als die Gegend bezeichnet, wo die erſten Eltern die verbotene Frucht koſteten.

Die Sitten dieſes Volks und ſeine Lebensweiſe ſind verſchieden, je nach der phyſiſchen Beſchaffenheit des Bodens, den ſie bewohnen. Während in den fruchtbareren Theilen des Landes Obſtzucht und Ackerbau eine verhältnißmäßig ruhige Bevölkerung ernähren, ſind große Strecken von Stämmen bewohnt, die ihre Heerden mit dem wilden Gras und den Kräutern der Steppen füttern, indem ſie wie das wandernde Schäfervolk der Urzeit umherziehen, und ihre Zelte da aufſtellen, wo guter Weidegrund iſt oder das Waſſer von Bächen ihnen und ihren Heerden Erfriſchung gewährt. Im Kriege ſind ſie das, was man ſich unter Koſakenſtämmen der Steppen vorſtellt. Es iſt allgemeiner Volksglaube unter ihnen, daß ſie in einer kommenden Zeit Perſien erobern und ſich in dem alten Lande der Iſraeliten, deren Abkömmlinge ſie ſeien, wieder anſiedeln werden. Eine ſolche Hoffnung, die ſie ſich machen, iſt um ſo auffallender, da ſie, mit Ausnahme weniger halbheidniſcher Stämme, welche die Gränze bewohnen, eifrige Mohamedaner ſind. Dieſer Volksglaube entſpringt zugleich in ihrer Religion, welche lehrt, daß die ganze Erde eines Tages dem Propheten unterworfen ſein wird; daß alle Nationen derſelben einſt ihre Kniee vor ihm beugen, und alle Dinge in ihm ihren Abſchluß finden werden.

Was hauptſächlich die Affghanen auszeichnet, iſt ihre große Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, welches Gefühl ihrem Charakter eine große Beſonderheit gegeben hat. Elphinſtone ſagt in dieſer Beziehung, daß ihr militäriſches Syſtem, ihre Cavallerie, ihre Geſetzgebung und ihre Regierung etwas ihnen Eigenthümliches haben. Sie gehorchen blind ihren Häuptlingen, weil ſie in ihnen die Verkörperung der Stärke und des Glanzes ihrer Stämme erblicken; weil in ihrer Größe und in ihrer Macht jeder Affghane die Macht ſeines Stammes ſieht. Sie begleiten dieſelben in den Krieg mit der blinden Unterwürfigkeit und Ergebenheit, welche das Kind ſeinem Vater zollt. Im Allge-

meinen iſt ihre Regierung der Selbſtſucht fremd, gefällt ſich aber dagegen in einer ſtrengen, unerbittlichen Kriegszucht. Von der Freiheit ihrer ſtaatlichen Einrichtungen ſprechen die Affghanen mit großer Vorliebe; ſie ſtellen ſtets den Satz auf, daß alle Affghanen gleiche Rechte haben, was wenigſtens die natürliche Anlage und beſtändige Richtung ihrer Ideen beweiſt. Elphinſtone gab ſich eines Tages Mühe, einen ſehr intelligenten Greis aus ihren Stämmen von den Vorzügen des civiliſirten Zuſtandes unter den großen europäiſchen Monarchien im Vergleich zu den ewigen Blutfehden ihrer Stämme zu überzeugen. Unwillig gab der Greis die ſtolze Antwort: „Wir lieben die Zwietracht, wir lieben den Kampf und ſein Blutvergießen, niemals aber werden wir einen Herrn lieben.“

Indem die Affghanen den Krieg, den Raub und die Plünderung einem geordneten ſtaatlichen Leben vorziehen, behaupten ſie, die wahre Kraft beſtehe in der Uebung der Gerechtigkeit. Dabei ſind ſie aber gerecht in ihrer Weiſe; die Gaſtfreundſchaft iſt zwar eine ihrer Tugenden, nur reicht ſolche nicht über die Gränzen ihres Dorfes oder Kreiſes hinaus. Jenſeits derſelben gilt wieder das Recht der Beraubung und ſie verſchonen Niemand. Freund und Feind ſind demſelben Geſetze unterworfen. Dieß ſind hauptſächlich die Sitten der Bewohner der Soliimangebirge und Beludſchiſtans.

Die Poeſie iſt in großer Verehrung in Affghaniſtan; und überall, wo dieß der Fall iſt, wird über die Liebe zwiſchen den Geſchlechtern eine höhere Weihe ausgegoſſen, trotz den Inſtitutionen, die das Weib zur Sklavin herabwürdigen, und ihr nicht geſtatten, die Gränzen der Häuslichkeit zu verlaſſen. Die Liebe iſt ein Gefühl, das häufig die wandernden und kriegeriſchen Stämme Affghaniſtans empfinden, und das bei ihnen bald das edle Gepräge erhält, welches ihm bei uns Europäern eigen iſt. Im Allgemeinen iſt trotz der Beſchränkungen, welchen ſie vermöge der muſelmänniſchen Gebräuche unterworfen ſind, die Lebensſtellung des affghaniſchen Weibes eine glückliche, und der Einfluß des ſchönen Geſchlechts äußert ſich häufig in den Ereigniſſen, die das Schickſal der Familien, ja ſogar des Staats beſtimmen. Niemals ruft ein Weib den Schutz eines Affghanen vergebens an, und ſelbſt die Form dieſer Anrufung hat etwas Einfaches, Edles und Rührendes, wie das Vertrauen, das ſie beweiſt. So ſandte bei dem Tode Timur-Shahs ſeine Wittwe, die Mutter des Thronerben, ihren Schleier an Sarfraz-Khan, den Häuptling des Stammes der Barak-Zais, und ſetzte ihn ſolchergeſtalt, indem ſie ſich und ihren Sohn in ſeinen Schutz begab, in die Nothwendigkeit, deſſen Anſprüche auf den Thron zu unterſtützen

Sämmtliche Häuptlinge der Affghanen, mögen ſie nun an der britiſchen Grenze oder derjenigen der Beludſchen, Tibets oder Perſiens wohnen, ſind dem Könige unterworfen, der zu Kabul reſidirt. Er beſitzt das Recht von Krieg und Frieden, darf aber kein Gebiet abtreten. Sein Großvezier iſt der verantwortliche Miniſter. Vor den Einfällen der Sikhs und der Briten war das Königreich in 27 Provinzen vertheilt, wovon 18 beſondere Gouverneure hatten. Es waren dieß folgende: Herat, Furrah, Kandahar, Ghiznee, Peſchawar, Dera Ismail Khan, Kabul, Bamian, Ghonbond, Shikarpur, Sebee, Scinde, Kaſchmir, Hafara, Seia, Multan, Dſchellabad, Lughman. Mehrere dieſer Provinzen waren in die Gewalt Rundſchitt Singhs gefallen, von deſſen Nachfolger Dhuleep-Singh die Briten dieſelben eroberten. Herat war noch vor wenigen Jahren die Urſache eines Krieges zwiſchen Perſien und England, da dieſe Provinz dem perſiſchen Gebiete nahe genug liegt, um ſtets den Ehrgeiz und die Begehrlichkeit der erſtern Macht zu reizen. Durch einen Traktat, den die Höfe von St. James, Teheran und Kabul abſchloſſen, iſt es jetzt als unabhängiges Gebiet anerkannt.

Die Literatur von Affghaniſtan iſt die perſiſche; in religiöſer Beziehung gehören die Affghanen dem großen mohamedaniſchen Zweige der Suniten an.

Wenige Länder der Welt ſind in dem Grade wie Affghaniſtan zur Vertheidigung ausgerüſtet. Auf der Seite von Hindoſtan iſt es nur durch Engpäſſe zugänglich, die durch wenige entſchloſſene und gutbewaffnete Männer gegen Armeen vertheidigt werden können. Der berühmte Bolanpaß, auf dem Wege von Scinde nach Kandahar und der

Kheyberpaß, der aus dem Pandſchab nach Kabul führt, ſind die natürlichen Bollwerke des Landes. Von Turkiſtan her ſind die Päſſe des Parapamiſan und Hindukuſch noch weit furchtbarer, indem ſie ſich bis zu einer Höhe von elf- bis zwölftauſend Fuß erheben. Herat iſt der Schlüſſel von Affghaniſtan von Perſien her; man hat es auch ſchon den Schlüſſel von Britiſch-Indien genannt.

Der herrſchende Stamm von Affghaniſtan (der duraniſche) bewohnt die Provinz Kabul. Den Thron nimmt die duraniſche Dynaſtie ein, welche von einem Offiziere Nadirſchahs gegründet ward, als dieſer im Jahr 1747 ſtarb. Schah Lutfchah, ein Abkömmling deſſelben, ward 1810 vom Volke abgeſetzt, da andere ehrgeizige Häuptlinge mit Erfolg gegen ſeine Perſon und Dynaſtie intriguirt hatten. Der Schah floh zu dem berühmten Rundſchitt-Singh mit dem glänzendſten und werthvollſten Diamant, den man kennt, Koh-i-Noor oder Berg des Lichts genannt. Rundſchitt-Singh war gewiſſenlos genug, den Flüchtling ſeines Schatzes zu berauben; allein die Vergeltung folgte auf dem Fuße nach und Rundſchitt erlag ſeinerſeits einem Gegner, der mächtiger als er war, den Briten. Der Diamant ward deren Kriegsbeute und ſtrahlt jetzt ſein Licht in der engliſchen Schatzkammer aus.

Der erſte Beſuch einer europäiſchen (engliſchen) Geſandtſchaft in Jeddo, der Hauptſtadt von Japan im Auguſt 1858.

Ein Mitglied dieſer Geſandtſchaft führte über dieſen Beſuch ein Tagebuch, in dem über denſelben wie folgt berichtet wird:

Wir kamen am 3. Auguſt zu Nangaſaki an, und unſere Flotte, die aus den Linienſchiffen und Fregatten Furious, Retribution, Calcutta, Inſterible, Lee und Emperor beſtand, ging in dem innern Hafen, bei dem niedrigen Felſen Decima, von dem aus eine kleine Brücke nach dem Feſtlande führt, vor Anker. Auf dieſem ſchmalen Fleck hatten die holländiſchen Handelsleute, die von der Erlaubniß, mit Japan Handel zu treiben, Gebrauch machten, zweihundert Jahre lang wohnen müſſen. Dieſer Zwang iſt heutigen Tags beſeitigt; die Fremden haben in der Stadt Nangaſaki Zutritt und wir ſelbſt machten von dieſer Erlaubniß Gebrauch, um dieſe hübſche Stadt zu beſehen, und Einkäufe in japaniſchen Schmuckſachen u. ſ. w. zu machen.

Dieſe Stadt hat breite, in der Mitte gepflaſterte und gut erhaltene Straßen. Die zu beiden Seiten derſelben gelegenen Magazine ſind von dem einen Ende bis zum andern durchſichtig, in der Art, daß man den Garten, der hinten an jedes ſtößt, von der Straße aus ſehen kann. Was aber am meiſten Staunen erregt, iſt die Ordnung und Reinlichkeit, welche überall herrſcht.

Die Umgebung iſt von großer Schönheit. Hinter der Stadt erheben ſich hohe Berge, aber ſie ſind von einer reichen Vegetation bedeckt und bieten einen ebenſo vielartigen als maleriſchen Anblick dar.

Lord Elgin erkundigte ſich bei den Holländern, wie wohl die Japaneſen ſeine Miſſion aufnehmen würden; da er aber nichts als ausweichende Antworten erhielt, ſo verzichtete er darauf, mit den Ortsbehörden darüber zu verkehren und zwei Tage darauf dampften wir nach dem Hafen Simoda, wo wir den Generalconſul der vereinigten Staaten von Nordamerika zu treffen hofften. Unſere Ueberfahrt dauerte fünf Tage, war aber ſehr gefahrvoll, da uns in einer Meerenge ein heftiger Sturm überfiel, der uns Angeſichts eines Vulkans, der gerade Feuer auswarf, faſt auf die Küſte geworfen hätte. Endlich kamen wir am 10. Auguſt wohlbehalten mit einem Dampfſchiffe, welches Lord Elgin dem Kaiſer von Japan als Geſchenk der Königin von England darzubringen hatte, zu Simoda an.

Dort trafen wir dem Generalconſul Town-

ſend-Harris, der uns den tiefen Eindruck, den der Abſchluß des Tractats von Tienſin auf die Japaneſen hervorgebracht habe, ſchilderte, uns von dem Handelsvertrage, den er ſelbſt ſo eben mit dem Hofe von Jeddo abgeſchloſſen hatte, und von der günſtigen Stimmung, in der wir dieſen Hof ſeiner Meinung nach finden würden, Nachricht gab. Er ging ſogar ſo weit, daß er uns ſeinen Secretär zur Verfügung ſtellte, der, als genauer Kenner der Landesſprache, uns weſentliche Dienſte werde leiſten können.

Wir brachten zwei Tage zu Simoda, einer kleinen, ungleich weniger bedeutenden Stadt als Nangaſaki zu, die aber einen viel reicheren Bazar von lakirten Waaren hat. Der Hafen derſelben iſt ziemlich hübſch, und am Eingange durch einen Wellenbrecher geſchützt, der großen Schiffen es möglich macht, trotz der ſtärkſten Brandungen, dort vor Anker zu bleiben; ſchwerlich wird dieſer Ort aber für Europäer jemals eine große Bedeutung als Seeplatz erlangen.

Ermuthigt durch den Erfolg der Amerikaner, entſchloß ſich Lord Elgin, den Meerbuſen nach der Stadt Jeddo hinaufzufahren, oberhalb Kanagawa, das die äußerſte Gränze der Schifffahrt vorſtellt, und worüber hinaus weder Commodore Perry, noch Harris oder Admiral Putiatine ſich gewagt hatten. Die Japaneſen ſuchten uns allerdings aufzuhalten und behaupteten, daß weiter oben verſenkte Felſen, Strudel und tauſend andere Gefahren die Schifffahrt unmöglich machten. Allein Kapitän Osborn verſchloß ſein Ohr allen dieſen Einflüſterungen der japaneſiſchen Piloten, und ließ uns, angeregt wie wir durch den majeſtätiſchen Anblick der ungeheuren Hauptſtadt, welche ſich vor unſern Blicken entfaltete, waren, mit voller Kraft derſelben entgegendampfen. Es dauerte nicht lange, da warfen wir kühn unſere Anker mitten unter japaneſiſchen Kriegsſchiffen, und eine Viertelmeile von den Batterien entfernt, welche die Stadt vertheidigen, aus.

In der Nähe von uns lag ein Räderdampfſchiff, das die Holländer dem Kaiſer zum Geſchenke gemacht hatten, vor Anker. Am großen Maſte trug es die Flagge von Japan: weiß, mit einer rothen Erdkugel in der Mitte. Etwas entfernt davon ſah man mehrere Schiffe von hohen Borden, und im ganzen ſehr häßlicher Form, die nach holländiſchen Muſtern, welche offenbar aus der Zeit Van Tromps datirten, in Japan gebaut waren.

Die Stadt erſtreckt ſich im Halbkreiſe längs des Meerbuſens in der Länge mehrerer Meilen. Man hält ſie für die größte Stadt der Welt, da ſie London an Umfang übertrifft und nicht weniger als 2½ Millionen Einwohner hat.

Kaum lagen wir vor Anker, ſo kamen in Kähnen, welche die kaiſerlichen Farben: eine weiße Fahne und Wimpel mit einem ſchwarzen Kleeblatt in der Mitte trugen, hohe Angeſtellte an Bord. Dort verlangten ſie den Geſandten zu ſprechen, und luden ihn, nachdem ſie ihm ihr Willkommen dargebracht hatten, von Seiten ihres Souveräns ein, auf dem Lande eine Wohnung zu beziehen, wo es leichter ſei, die Verhandlungen zu pflegen, als in einer ſolchen Enfernung des Ankergrundes, die nicht ohne Gefahren ſei.

Lord Elgin nahm die Einladung an, und am 17. ſchiffte ſich ſein Gefolge, die höhern Flottenoffiziere und eine Ehrengarde mit der Muſikbande des Furious aus. Die japaneſiſchen Behörden erwarteten uns am Landungsplatze in Staatsgewändern und luden uns ein, uns in Sänften zu ſetzen, die uns raſch in die Wohnung brachten, welche ſchon Tags zuvor zu unſerm Empfange hergerichtet worden war.

Ein Teich, der ſich mitten in dem großen Hofraume befand, wo der Zug anhielt, machte uns ſofort klar, daß wir in einem buddhiſtiſchen Kloſter einquartirt waren. In der That war auch das erſte Gemach, welches man uns betreten ließ, nichts als ein kleiner Tempel, worin ſich große vergoldete Götzenbilder und ein Altar mit metallenen Leuchtern, Trommeln, Papierlampen und andere religiöſe Geräthe befanden. Nicht weit davon enthielt eine Art Kloſter mehrere Wohnungen, die nichts beſonders Prachtvolles boten, aber ſehr reinlich gehalten waren, da man ihre Böden den Tag zuvor mit friſchen Matten belegt und ſie überhaupt mit dem nöthigen Hausgeräthe verſehen hatte.

Der Kaiſer ſandte uns ſofort aus ſeinem Palaſte ein üppiges Mittagsmahl, das viele Aehnlichkeit mit der chineſiſchen Küche hatte, wobei aber für jeden Anweſenden ein beſonderer Tiſch gedeckt war. Ohne Zweifel hatte man dieſe Bedienungsweiſe gewählt,

um allen Weitläufigkeiten der Etiquette zu begegnen.

Vom andern Tage an begannen die ſechs Prinzen des kaiſerlichen Hauſes, welche der Kaiſer mit den Verhandlungen beauftragt hatte, ihr Geſchäft, und Lord Elgin begab ſich zu dieſem Zwecke in den Palaſt des Kaiſers, wo er vom Miniſter des Auswärtigen empfangen wurde. Beim Eintreten wurden wir erſucht, unſere Schuhe auszuziehen, da es in Japan üblich iſt, daß man die reinlichen Matten, womit alle Fußböden bedeckt ſind, nicht mit der Fußbekleidung betritt, welche man in den Straßen getragen hat; als aber die Diener ſahen, mit welcher Schwierigkeit wir uns unſerer Stiefeln entledigten, zogen ſie uns als Auskunftsmittel Pantoffeln über dieſelben an.

Während der Verhandlungen trug man Tabak, Eingemachtes, Kuchen und eine Art Thee auf, den man ſchäumen macht, indem man ihn peitſcht, der aber für uns, als zu ſtark, nicht trinkbar war.

Alle Hofleute tragen ſtets den Säbel; ſetzen ſie Erfriſchungen vor, ſo machen ſie eine leichte Verbeugung, dann ziehen ſie ſich zurück, indem ſie die Hände flach an die Hüften ſtemmen. Beim Abtragen der Speiſen bedienen ſie ſich hübſcher Käſtchen und ſchreiben die Namen einer jeden Perſon darauf, um derſelben die Reſte der Mahlzeit, welche ſie übrig gelaſſen hat, von neuem vorſetzen zu können.

Während der acht Tage, welche wir auf dem Lande verweilten, durften wir mehrere Meilen weit die Stadt und ihre Umgebung beſichtigen. Meinem Urtheil zu Folge iſt Jeddo eine der ſchönſten Städte der ganzen Welt, wenigſtens von keiner, ohne alle Ausnahme, übertroffen. Das Ungeheure ihres Umfangs, die Großartigkeit ihrer Straßen und öffentlichen Gebäude, das höfliche Weſen ihrer großen Bevölkerung ſtellen ſie in eine Linie mit London und Paris und in mancher Beziehung noch über beide Städte. Hauptſächlich ein Viertel, das von den Feudalprinzen und andern Vornehmen bewohnt wird, macht größeren Eindruck als Weſtend und die elyſäiſchen Felder.

Die Straßen der Stadt ſind den ganzen Tag über gedrängt voll von gut gekleideten Menſchen, die zufrieden und geſchäftig ausſehen. Unſere Anweſenheit erregte wohl einige Neugierde, ohne daß man uns jedoch irgend unhöflich begegnet wäre. Uebrigens iſt die Polizei zu Jeddo ſehr ſtreng. Eines Tages verweilten wir in der Nähe eines künſtlichen Waſſerfalls, wo unter einem geſchmackvollen Schutzdache Frauensperſonen Thee und andere Erfriſchungen verkauften. Es fiel uns auf, daß einige dieſer Japaneſerinnen ſchöne weiſe Zähne und ſchwarze gewölbte Augenbrauen hatten, während die Zähne Anderer ſchwarz wie Ebenholz waren und die Augenbrauen gänzlich fehlten. Woher kam wohl dieſer Gegenſatz der Toilette? Die erſten waren junge Mädchen, während die andern verheirathete Frauen waren.

In den Waaren-Magazinen Jeddos wird eine große Pracht entfaltet, und ſind dieſelben reich an den mannigfaltigſten lakirten Gegenſtänden, wie an ſolchen aus Elfenbein, Glas, Porzellan u. ſ. w. Namentlich ſieht man daſelbſt außerordentlich reiche Seidenzeuge, die für die Großen des Reiches beſtimmt ſind.

Nach Anleitung der Holländer beſitzen die Japaneſen bereits einen elektriſchen Telegraphen und Werkſtätten für Dampfmaſchinen, und ſollen bereits im Innern ihres Landes eine Eiſenbahn haben. Ihre Kriegsmarine zählt bereits drei Dampfſchiffe, welche von Eingeborenen beſehligt werden, und zwei weitere ſind im Bau begriffen. Ermuntert man die Japaneſen nur einigermaßen hierin, ſo werden ſie ſich bald den Völkern des europäiſchen Weſtens an die Seite ſtellen können.

Als beim Abſchluſſe des Vertrags das zum Geſchenk beſtimmte Dampfſchiff den Commiſſären des Kaiſers übergeben werden ſollte, baten dieſe, deſſen Namen „the Emperor“ (der Kaiſer), der ihren Ideen zufolge etwas für dieſen Kränkendes enthalte, in den „der Drache“ umändern zu dürfen, da dieſe Benennung nach hinterindiſchen Begriffen ein mythologiſches Weſen vorausſetzt, dem übernatürliche Eigenſchaften beigelegt werden.

Der heilige Buddhazahn der Insel Ceylon.

Die Verehrung, welche die Bewohner von Ceylon für Buddha hegen, iſt eine ſehr hohe; nirgends ſonſt ſind die Jünger dieſer Religion ſo glaubenseifrig; nicht einmal im Königreich Birma; und ſelbſt auf Ceylon zeichnet ſich die Hauptſtadt Kandy in dieſer Beziehung aus. Dieſe Stadt iſt das Mekka der Buddhiſten. Hier befindet ſich der Haupttempel, die großen Götzen und die heiligſten Reliquien. Unter den letzteren iſt der angebliche Zahn Buddhas, für den ſiameſiſche Prieſter ungeheure Summen, jedoch ohne Erfolg, boten. Man nennt ihn die Dalada-Reliquie; er fiel während des Aufruhrs der Kandianer im Jahre 1818 in die Hände der Engländer. Der engliſche Reiſende Dr. Davy ſchreibt hierüber: In Folge der Erlaubniß des Gouverneurs war es mir vergönnt, dieſe berühmte Reliquie zu ſehen, als ſolche nach Beendigung des Aufruhrs wieder in den Händen der Engländer, und in die Dalada-Maligawa, oder den Tempel, aus dem ſie heimlicher Weiſe entfernt worden war, wieder zurückgebracht war.... Ich muß hierbei erwähnen, daß, als die Reliquie wieder in den Beſitz der Engländer kam, die Wirkung hiervon eine außerordentliche und für verſtändige Menſchen kaum begreifliche war. Denn jetzt erſt, ſagten die Kandianer, ſeien die Engländer wirkliche Herren des Landes; nur der, welcher die Reliquie beſitze, habe das Recht, vier Königreiche zu regieren; zum erſten Mal ſeit 2000 Jahren ſei ihnen die Reliquie genommen geweſen. Als die Engländer Kandy zum erſten Mal erobert hätten (1815), ſei die Reliquie nicht an dieſelben abgeliefert worden; jetzt erſt ſei ſolche durch die Gewalt der Waffen an dieſelben übergegangen. Der erſte Adikar (Häuptling) fügte noch hinzu: was auch die Engländer der Gefangennehmung der Häupter des Aufſtands für eine Bedeutung beilegten, ſo ſei doch in ſeiner und des ganzen Volkes Meinung die Beſitzergreifung der Reliquie ungleich wichtiger.

Von 1818 bis 1847 war die Reliquie in der Verwahrung der engliſchen Regierung Ceylons und ward auf ihre Anordnung den Prieſtern und dem Volke als Gegenſtand der Anbetung hingeſtellt. Am 28. Mai 1828 ließ die Regierung die Dalada mit großer Pracht außerhalb ihres gewöhnlichen Bewahrungsortes öffentlich zur Schau ſtellen. Gleiches geſchah am 27. März 1846, als einige ſiameſiſche Prieſter ſolche zu ſehen wünſchten. Im Jahre 1847 ſandte die Regierung des Mutterlandes den Befehl, den Zahn der Prieſterſchaft zu übergeben, was ein höchſt unpolitiſcher Akt war, da er ſogleich eine aufrühreriſche Bewegung zur Folge hatte. Im darauf folgenden Jahre ſandte daher der Gouverneur, Lord Torrington, eine Depeſche nach London ab, die wörtlich wie folgt lautete:

„Da die Kandianer den Beſitz der buddhiſtiſchen Reliquie oder des Buddhazahnes ſtets als ein Hoheitszeichen über ihr Land anſehen, und da dieſe Reliquie im Jahre 1818 heimlich entfernt ward, um als Signal des Aufruhrs zu dienen, welcher erſt mit deſſen Wiederergreifung endigte, ſo hat der militäriſche Befehlshaber es für angemeſſen erachtet, die Schlüſſel zu dem Tempel und dem Altare, der die Reliquie bewahrt, wieder zurück zu verlangen. Er überzeugte ſich bei dieſer Gelegenheit, daß dieſer Gegenſtand der Verehrung nicht von ſeinem bisherigen Bewahrungsorte entfernt worden war, um etwa zu einem Symbol des Aufruhrs zu dienen. Da man ſich aber in dieſer Beziehung nicht länger auf die letzten Bewahrer der Reliquie verließ, ſo hat man, um allem Mißbrauche, der damit getrieben werden könnte, vorzubeugen, die Schlüſſel zu derſelben in den Händen des militäriſchen Befehlshabers gelaſſen.“

Man ſchreibt nun hierüber aus Kandy vom 12. Oktober dieſes Jahrs (1858):

„Das etwas einförmige Leben in dieſem herrlichen Lande iſt ſo eben durch eines der großen Feſte unterbrochen worden, wie ſolche nur ſehr ſelten auf der Inſel ſtattfinden, nämlich die öffentliche Ausſtellung des heiligen Buddhazahnes.“

„Die ſchöne und geräumige Pagode Maligawa, wo dieſe Reliquie bewahrt wird, iſt einer der berühmteſten Tempel der buddhiſtiſchen Religion, und eine große Menge Pilger

vereinigt sich jedes Jahr in seiner Nähe bei Gelegenheit gewisser religiöser Feste; es geschieht aber nur höchst selten, daß der heilige Zahn seinen Schrein verläßt, worin er in 9 concentrischen Kästchen ruht, die mit Diamanten, Rubinen und Perlen ausgeschmückt sind; es ist hierzu die Ankunft irgend einer namhaften Person von weither und die durch dieselbe erlangte Erlaubniß der englischen Regierung nöthig, ehe derselbe der öffentlichen Verehrung preisgegeben werden darf.

Der Anlaß hierzu bot sich am 9. dieses Monats durch die Ankunft zweier Oberpriester des birmanischen Reiches, die mit der Erlaubniß des englischen Gouverneurs, sich den Schrein öffnen lassen zu dürfen, hierher kamen. Was diese vornehmen Reisenden hierher führte, ist in der That von Interesse. Der Buddhismus von Ceylon hat nämlich zwei Classen von Bonzen oder Priestern: die von Siam und die von Ommeraþur, der Hauptstadt des birmanischen Reiches. Erstere ist die zahlreichere und gebietet über größere Mittel; sie verfügt über die schönsten Pagoden und geräumigsten Klöster der Insel, in denen sie ihre Brüder von Siam, die häufig als Pilger hierher kommen, aufnimmt, und mit Aufwand beherbergt. Ihrerseits sendet sie ihre Novizen nach Siam aus, um sich in diesem Lande in dem Studium der Palisprache zu vervollkommnen, und zugleich die geheimnißvollen Wandlungen Buddhas zu studiren.

Als Folge hiervon sind die Beziehungen der Bonzen beider Länder sehr häufige und vertraute. Die zweite Classe dagegen zählt wenige Jünger; da sie sich aber durch große Sittenstrenge und Glaubenseifer auszeichnet, so genießt sie bei den Gläubigen größere Verehrung. Eine Reise dieser Priesterklasse nach Birma gehört zu den Seltenheiten, weil es ihnen an Mitteln hierzu gebricht. Trotzdem kamen zwei derselben vor wenigen Jahren nach Ava, wo sie der Kaiser dieses Landes mit großer Auszeichnung aufnahm und sie zu ihrem großen Erstaunen vernahmen, daß diese Stadt einen Zahn Buddhas beherberge, der acht Zoll lang und der Gegenstand allgemeiner Verehrung sei.

Die zwei Priester hegten sogleich Zweifel über die Aechtheit dieser Reliquie und äußerten sie dem Kaiser. Dieser befahl sofort, daß alle Bonzen seiner Hauptstadt und deren Umgebung sich in einem Concil versammeln sollten, um über die wichtige Frage in Gegenwart der Fremden, welche solche veranlaßt hatten, zu verhandeln. Das Hauptargument, was die Ceyloner Gäste vorbrachten, beruhte auf der unmäßigen Länge dieses birmanischen Zahns, der den von Ceylon, welchen alle wahren Buddhisten für unbestreitbar ächt erklärten, um das Doppelte übertreffe. Sie forderten das versammelte Concil auf, aus irgend einem heiligen Buche den Beweis zu liefern, daß Buddha einen seiner Zähne für das Reich Birma bestimmt habe, und schlossen damit, daß sie auf eine Stelle des heiligen Buches Dhatavanse verwiesen, wo es ausdrücklich heiße, daß Gotama Buddha keine andere Reliquie auf Erden zurückgelassen habe, als die sich heut zu Tage zu Dalada bei Kandy befinde.

Angesichts solch entscheidenden Beweises verfügte der Kaiser von Birma, daß zwei der unterrichtetsten Bonzen seines Landes sich nach Ceylon begeben sollten, um die geheiligte Reliquie dort zu untersuchen und über deren Eigenschaften Bericht zu erstatten.

Die birmanischen Bonzen waren daher zur Entscheidung einer sehr wichtigen Frage nach Kandy gekommen; da sie überdieß noch von ihrem Souverän empfohlen waren, so konnte die englische Regierung ihnen nicht wohl die Untersuchung der heiligen Reliquie verweigern; der englische Gouverneur setzte daher den Tag der Ausstellung derselben auf den 9. Oktober fest. Sobald als sich die Nachricht hiervon auf der Insel verbreitete, bemächtigte sich eine tiefe Erregung der ganzen Bevölkerung; in Schwärmen strömte sie nach Kandy, kochte und schlief im Freien, alles in Erwartung des bevorstehenden hohen Festes.

Die englische Polizei hatte für alle Fälle Maßregeln getroffen, allein alles verlief in der größten Ordnung, obgleich das Zuströmen des Volkes wahrhaft erstaunlich war.

Aeußerlich war die Pagode von Maligawa mit großen und kleinen Fahnen und Wimpeln verziert, die auf dem dunkelgrünen Grunde des Banianenbaums einen wunderbaren Effekt hervorbrachten. Im Innern war der ganze Tempel mit Tüchern in den sieben Farben des Regenbogens behangen, die Borten und Fransen von Gold hatten; zahllose Lampen

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Der heilige Buddhazahn der Inſel Ceylon.

(Schluß.)

und Candalaber ſtrömten ein Lichtmeer aus, obgleich es ganz heller Tag war; ſchließlich hatte man auf dem etwas erhöhten Grunde des Mittelpunkts eine Art Altar errichtet, der von Gold und Edelſteinen glänzte, und über demſelben einen breiten Traghimmel angebracht, der auf's Geſchmackvollſte mit Federbüſchen ausgeſchmückt war.

Um die Mittagszeit begab ſich der engliſche Gouverneur mit den zwei birmaniſchen Pilgern, ſeinem Gefolge und einer Anzahl engliſcher Damen, welche die Neugierde von weither zu dieſem Feſte gelockt hatte, in die Pagode und nahm auf einer Erhöhung, die für ihn nahe bei dem Altare hergerichtet war, Platz. Allein die jetzt beginnenden, vorbereitenden Ceremonien erforderten nicht weniger als zwei Stunden, was die Zuſchauer etwas ungeduldig machte.

Endlich erfolgte ein Trompetenſchall. Die Thüre des Heiligthums öffnete ſich und man ſah einen langen Zug von Bonzen daraus hervorgehen, ihnen voraus den Hoheprieſter von Malagawa mit dem Zahne Buddhas in einem cryſtallenen Käſtchen.

Als die Menge die Reliquie anſichtig ward, fiel ſie auf die Kniee nieder und es erſcholl aus tauſenden von Kehlen der Ruf: Sadu! Sadu! während Tamtams, Trompeten und Flöten das ungeheure Gewölbe der Pagoden mit einem unbeſchreiblichen Gewirr von Tönen erfüllten.

Die Reliquie ward unter dem Traghimmel auf dem Altare niedergelegt, wo ſie die Birmanen nach Muße unterſuchen durften. Nach ihnen ergoß ſich die Menge in den die Reliquie umgebenden Raum bis in die ſpäte Nacht, und Jeder konnte ſeiner Neugierde bezüglich derſelben nach Herzensluſt genügen.

Das Stückchen Elfenbein, das einſt die Kinnlade Buddhas geziert haben ſoll, hat den ungefähren Durchmeſſer eines kleinen Fingers, iſt von ſchöner dunkelgelber Farbe, um die Mitte etwas gekrümmt und an dem einen Ende dicker als am andern. Am großen Ende, das man für den Kopf des Zahnes hält, bemerkt man ein kleines Loch, gerade groß genug, um eine Nadel einzulaſſen; das andere Ende, die Zahnwurzel, läßt ſeiner Beſchaffenheit nach errathen, daß man ein Stück der Reliquie herausgebrochen hat.

Nach der Beſchaffenheit der Adern des Elfenbeins zu ſchließen, hat man bloß ein Stück des Zahnes, keineswegs den ganzen Zahn vor ſich, aber man muß ſich natürlich hüten, dergleichen Wahrnehmungen in Kandy zur Sprache zu bringen.

Zu welchem Reſultate der Unterſuchung die beiden birmaniſchen Prieſter gelangten, iſt nicht bekannt geworden.

Weltumſegelungs-Reiſe der k. k. öſterreichiſchen Fregatte Novara.

(Aus einem Privatbriefe des auf der Fregatte befindlichen Naturforſchers Dr. Ferdinand Hochſtetter.)

In See den 4. November 1858.

Noch 200 Seemeilen entfernt von Sydnei nach langer, mehr als 80 Tage langer Seereiſe, 6000 Seemeilen hinter uns, 200 noch übrig, das iſt ſo gut wie vor dem Hafen. Wie ſehne ich mich wieder nach feſtem Boden, nachdem man ſo lange herumgeſchaukelt wurde. Wir ahnten, als wir von Shanghai abfuhren, Alle eine lange beſchwerliche Seereiſe und ſagten ſchon damals: ſind wir erſt in Sydnei, ſo ſind wir ſo gut wie zu Hauſe. Die Reiſe war in der That eine der unangenehmſten, ich hoffe, die unangenehmſte aller unſerer Fahrten durch die Oceane, und wir werden uns Alle glücklich preiſen, wenn wir, wie ich hoffe, ſchon in drei Tagen wieder im Hafen liegen. Die Novara fuhr von Shanghai mit überfülltem Spital ab; die Fieber waren zwar ſchnell wieder verſchwunden auf hoher See, aber wir hatten ſowohl bei der Mannſchaft wie beim Stabe mehrere ſchwer Kranke, hauptſächlich Dyſenteriefälle in Folge der übermäßigen Hitze in Shanghai. Zwei Matroſen erlagen; ſie wurden auf hoher See feierlich in ein feuchtes Grab geſenkt; aber unſre übrigen Kranken haben ſich alle wieder erholt und werden in Sydnei wieder zur alten Kraft gelangen. Nur das empfinde ich, als vollkommen geſund Gebliebener, mit Andern, daß wir ſchon bei 15—16 Gr. N., wie wir es nun haben, es kühl finden und alle nach warmen Tuchkleidern gegriffen haben. Der November von Auſtralien entſpricht unſerem Mai, und ich glaube, am Lande werden wir es bedeutend wärmer finden, als zur See. — Aber zurück zu unſerer Seefahrt! Den Anfang im chineſiſchen Meere bildete ein furchtbarer Orkan, einer jener gefürchteten chineſiſchen Tiefune, dem wir aber, da das Geſetz dieſer Orkane, d. h. die Bahn, welche ſie beſchreiben, bekannt iſt, ſo weit ausweichen konnten, daß wir nur in den Rand des fürchterlichen Windwirbels kamen, vielleicht 100 und mehr Seemeilen von ſeinem Centrum entfernt. Trotzdem wurden wir fürchterlich herumgeſchüttelt und die Tage des 18. und 19. Auguſt waren ſehr beängſtigend für uns. Wir können von Glück ſagen, daß wir unbeſchädigt davon kamen. Im Centrum dieſer Orkane wüthet es ſo, daß die geſchloſſenen Segel von den Raaen weggeblaſſen werden, daß die Seitenboote wegfliegen und die Augen kaum die furchtbare Stärke des Windes aushalten. Der Orkan hat uns bei der Seetüchtigkeit der Novara nicht nur nichts geſchadet, ſondern ſogar genützt, indem er uns zu einer raſchen Fahrt nach den Marianen verhalf. Doch ſchmerzte es mich, daß wir bei Guajane ſo ohne Weiteres vorbeifuhren; ich hatte ſchon ſicher auf dieſe intereſſante Inſel gerechnet; als wir ankamen, hatten wir gerade ungünſtigen Wind, um in den Hafen einzulaufen, und Zeit ſollte nicht verloren werden. Wie viele Tage mußten wir deſſen ungeachtet nun verlieren! Von den Marianen weg, bis wir über die Salomonsinſeln hinaus waren, in den äquitorialen Gegenden von 10 Gr. nördl. bis 10 Gr. ſüdl. Breite, trafen wir ſo hartnäckige Windſtille, ſo ungünſtigen Wind, wenn einmal eine Briſe aufſprang, daß wir nicht vom Flecke kamen. Zwei volle Monate ſind darüber hinweggegangen; damit gingen denn auch alle Pläne und Abſichten von dem Beſuche der Carolinen- und Salomonsinſeln verloren. Man kann die Paar Stunden, die wir auf Paynipet und dem Stewartstoll am Lande waren, nicht rechnen; es war nur um einige friſche Lebensmittel einzunehmen; es handelte ſich darum, ſich nicht aufzuhalten, um noch nach Sydnei zu kommen, ehe Waſſer und Lebensmittel ganz ausgingen. Von den Salomonsinſeln weg hatten wir wieder friſchen Wind, mitunter mehr als friſch, aber wir lebten förmlich auf, als es wieder vorwärts ging. So ſind wir heute bis auf 31 Gr. ſüdl. Breite gekommen und um Mittag trat die Küſte von Auſtralien in Sicht, die Berge bei Smoky Cap, ſo daß wir hoffen können, übermorgen, wenn es gut geht, in Port Jackſon einzulaufen.

Sydnei, den 11. November — Weit

ſchneller noch, als ich's gedacht, ſind wir hier angekommen. Schon am 5. November Abends hat die Fregatte in Port Jackſon gelandet. Ich jubelte auf, nach 84tägiger Seefahrt glücklich wieder am Lande zu ſein. Und wie freundlich und nett ſah da Alles aus: der Hafen, die Schiffe, Gärten, Landhäuſer, überall die herrlichen Pyramiden der Araucaria excelsa (der berühmten neuholländiſchen Tanne); eine große Stadt, Sydnei, in der That ein kleines London, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, aller Comfort, aller Glanz und Luxus einer europäiſchen Stadt! Die erſte Stadt auf unſerer ganzen Reiſe, wo man wieder nur weiße Geſichter ſieht, alle ſo friſch und geſund, als gäbe es hier keinen Kranken. Ich ſtieg im Hotel Royal ab, werde aber in einigen Tagen im deutſchen Clubhaus wohnen. Sehr viele Deutſche hier! Die Ankunft der Novara hat ungeheure Senſation erregt; alle Zeitungen ſind davon voll. Die Photographen laufen einem in's Haus und bitten, daß man ihnen ſitze, und verſprechen noch unentgeldlich Abdrücke. Feſtlichkeiten aller Art ſind vorbereitet; morgen werden die Deutſchen feierlichſt eine Adreſſe an die Expedition übergeben. Ein großer Dampfer und Muſikbanden ſind dazu gemiethet; der Dampfer wird mit den Sydneideutſchen an Bord zur Fregatte fahren. Unter Muſik und Feuerwerk ſoll die Adreſſe übergeben werden. Die Engländer, neugierig, dieſes Feſt mit anzuſehen, haben alle Boote gemiethet. Aber für alle dieſe Feſtlichkeiten ſieht die Novara aus, als hätte ſie eben einen fürchterlichen Sturm mitgemacht, denn ſie iſt ganz in Reparatur; die Maſten und Segel herab, 70 Kalfaterer hämmern und klopfen den ganzen Tag, daß es an Bord nicht auszuhalten ſein ſoll. Dann, wenn die Kalfaterung, Segel und Maſten wieder in Ordnung, wird ſie in die Docks gebracht, um neu gekupfert zu werden, kurz, das Schiff wird in Allem wieder ganz hergerichtet und wird uns dann ſo in weniger als einem Jahr nach Europa zurückführen.

Am 8. und 9. November beſuchte ich die Kohlenbergwerke bei New-Caſtle, und kam geſtern mit drei großen Kiſten voll foſſilen Pflanzen und Petrefacten außerordentlich befriedigt wieder hier an. Nun denke ich acht Tage hier zu bleiben, um ſodann einen Ausflug in die Golddiſtrikte von Bathurſt zu machen, wo laut telegraphiſcher Nachricht von geſtern eben ein Goldklumpen von 1800 Unzen = 6000 Pfd. Sterling (rh. 72,000 fl.) gefunden wurde. Ich treffe hier eine Menge Würtemberger auf den Farmen. — In Neuſeeland ſind Kohlenlager entdeckt worden; die engliſche Regierung wünſchte eine Unterſuchung derſelben durch einen Geologen; der Gouverneur hat ſich deßhalb an den Kommodore gewendet, daß ich den Auftrag der Unterſuchung unternehmen möge. Ich fand hier ein vortreffliches, naturhiſtoriſches Muſeum, und bin nun damit beſchäftigt, Duplicate einzutauſchen. Am Sonntag will ich nach Botanybay, um eine dortige Menagerie, Eigenthum eines Privaten, zu ſehen. Das Klima iſt hier zum Entzücken; man kann doch wieder Tage lang Excurſionen zu Fuß machen, ohne ſchon nach der erſten halben Stunde an Körper und Geiſt erſchöpft zu ſein, wie unter den Tropen, und alles Unangenehme der langen Seereiſe iſt längſt wieder vergeſſen. Von hier dann nach Neuſeeland, dem paradieſiſchen Tahiti und Valparaiſo!

Die neue Welt im innern Afrika.

Im Süden der Wüſte Sahara zieht ſich in einer Ausdehnung von mehr als 700 geographiſchen Meilen vom atlantiſchen zum indiſchen Ocean eine Reihe volkreicher Staaten, in welchen bei tropiſcher Fruchtbarkeit und unerſchöpflichem Reichthum des Pflanzen- und Thierlebens eine der gebildeten Welt noch faſt fremde ſchwarze Bevölkerung, theils dem Islam, größtentheils noch dem Heidenthum angehörig, die auffallendſten Gegenſätze vorangeſchrittenen Gewerbfleißes und faſt thieriſcher Rohheit, eines menſchlichen,

freundlichen Sinnes und einer Entsetzen erregenden Wildheit und Grausamkeit aufweist.

Noch vor einigen Jahren gehörten alle diese Länder in's Reich der Fabel. Das Land der Schwarzen, gewöhnlich der Sudan genannt, erscheint auf älteren Karten von Afrika fast unbekannt. Flüsse mit unsicherem Laufe, Namen mit noch unbestimmterer Bedeutung sind, oft auf's Gerathewohl, in die weiße Fläche gezeichnet, welche sich fast bis zum Caplande hinzieht. Es ist nicht zu verwundern, wenn hieraus vielfach das Vorurtheil entstanden ist, als sei das ganze innere Afrika eine einzige, große, undurchdringliche, ja unzugängliche Wüste. Und was erfuhr man von den Negerländern? Man holte Gold, Pfeffer, Palmöl, Elfenbein und schwarze Sclaven von den Guineaküsten her, und wenn die Sage ging, daß es im Innern des Festlandes mächtige Reiche mit blühenden goldreichen Städten gebe, so konnte man diese Erzählungen kaum für mehr als die gewöhnlichen Mährchen vom gepriesenen Eldorado halten.

Aber der gewaltige Nigerstrom, welcher schon von den Alten genannt und für einen riesigen Quellfluß des Nils gehalten wurde, und die an seinen Ufern gelegene Handelsstadt Timbuctu, die Königin der Wüste, von welcher der vortreffliche maurische Geograph Leo den Afrikanern vor drei Jahrhunderten eine so lebendige Schilderung entwarf — sie mußten endlich thatkräftige Naturen zur Lösung des Räthsels auffordern.

Mit dem Schotten Mungo Park beginnt die Reihe der Tapfern, welche für die Bereicherung der Wissenschaft, welche für die Entdeckung und Erforschung eines der größten und fruchtbarsten Länder der Welt Kraft und Leben in die Schanze schlugen. Er fand, vom Westen her eindringend, zum Entzücken des gebildeten Europa, den ostwärts strömenden Niger (20. Juli 1796) und besuchte auch auf einer zweiten Reise Timbuctu; aber im Vordringen nach der Mündung des Stromes hin ward er erschlagen.

Mitten im Festlande, wo man die Mündung des Niger vermuthete, fanden die Engländer Denham, Oudney und Clapperton den jetzt wohlbekannten Thadsee (4. Februar 1823), in welchen wohl der sogenannte Yeou, nicht aber der Niger seine Gewässer ergoß. Dagegen erfuhren sie, daß dieser Strom nach einer starken Krümmung in's atlantische Meer fließe, und so wurde auf einer neuen, also von Süden her unternommenen Reise durch Clapperton der Niger an derjenigen Stelle seines unteren Laufes, wo einst Mungo Park gefallen war, wieder aufgefunden (30. März 1826) und später durch die beiden Länder von hier aus nach unsäglichen Leiden der offene Ocean erreicht (18. November 1830).

Fast noch zwanzig Jahre aber sollte es dauern, bis endlich eine gründliche Erforschung jene vorläufigen Ermittlungen ergänzen und nutzbar machen konnte. Und zwar geschah dieß erst, seit deutsche Wissenschaft und deutsche Ausdauer sich mit dem britischen Unternehmungsgeiste verband. Die erfolgreichen Anregungen eines Bunsen und Petermann, die jahrelange rastlose Hingebung, der bis zum Aeußersten ausdauernde Muth und Fleiß der Reisenden Overweg, Barth und Vogel machen die im Jahre 1849 begonnene Entdeckungsreise zu einem Triumphe des deutschen Geistes. Durch sie wurde der große westliche Theil des Südens in helles Licht gestellt; ein bis in's Herz von Afrika führender schiffbarer Nebenfluß des Kowara-Niger, der Benue, entdeckt, welcher bereits von Dampfschiffen befahren worden ist, und die Erforschung der östlichen Länder, welche den Thadsee von dem Gebiete des obern Nil trennen, angebahnt.

Nachdem Barth seine fünfjährige Reise in Inner-Afrika beendigt und die Resultate derselben in seinem größeren Reisewerke veröffentlicht hat, während das Schicksal Vogels noch unentschieden ist, ist der Engländer Livingstone so eben mit großartiger Unterstützung der englischen Regierung auf einer zweiten Reise im Innern dieses Welttheils begriffen. Wir hoffen, in den nächsten Bänden die wichtigeren Resultate derselben zusammenstellen zu können.

Annam, oder das Kaiserreich Cochinchina.

Die neueste, von Seite Frankreichs und Spaniens nach diesem Lande gemachte Expedition hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt; es ist daher von großem Interesse, etwas über ein bisher so fremd gebliebenes Gebiet zu erfahren.

Die Geographen muthmaßen, daß die Benennung Cochinchina von den Portugiesen herrühret, welche dem Lande dieselbe gegeben hätten. Thatsache ist, daß die Eingeborenen und die Chinesen es nur unter dem Namen Annam, oder Land des Südens kennen.

Das Kaiserreich Annam besteht aus drei großen Ländertheilen: Tong-King, Cambodsche und dem eigentlichen Cochinchina.

Dem englischen Gesandten Crawford zu Folge, der Annam im Jahre 1822 im Auftrag der obersten Regierung von Hindustan bereiste, hat dieses Reich eine Länge von 900 geographischen Meilen; seine Breite beträgt nach ihm 60 bis 180 Meilen; die gesammte Fläche des Landes soll 98,000 Quadratmeilen betragen. Derselbe Schriftsteller schätzt die Bevölkerung auf 5,200,000 Seelen.

Ueber die ältere Geschichte dieses Landes ist nur bekannt, was chinesische Annalen darüber berichten. Ihnen zu Folge ward Annam 214 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung von den Chinesen erobert. Von dieser Zeit an gründeten die Chinesen Colonien in diesem Lande, und verpflanzten Sprache und Sitten ihres Heimathlandes dahin. Die chinesische Herrschaft war jedoch nur kurze Zeit im Stande, sich in ihrer neuen Eroberung zu behaupten. Im Jahre 263 der christlichen Zeitrechnung gelang es Cochinchina, sich unabhängig von China zu machen, jedoch nur gegen die Verpflichtung, Tribut an dasselbe zu bezahlen. Später wiederholten die Chinesen mehrmals ihren Versuch, das Land zu unterjochen; allein mit nicht besserem Erfolge, als das erstemal. Seitdem ist Annam von einheimischen Fürsten beherrscht.

Zunächst von Interesse ist, wie Annam in Verbindung mit Frankreich trat.

Ein französischer Missionär, Bischof Pigneau von Audran, nahm unter den innern Verwicklungen, zu welchen der Kampf mehrerer einheimischen Fürsten um den Thron von Annam führte, Partei für einen derselben, und hatte die Idee gefaßt, daß derselbe mit Hülfe von Frankreich auf den Thron gehoben werden könne. Es war dieß zur Zeit der Regierung Ludwig XVI. Um diesem Schritt ein feierlicheres, entschiedeneres Gepräge zu verleihen, wollte der Bischof den ältesten Sohn des Königs, einen Knaben von 6 bis 7 Jahren, mit sich nach Frankreich nehmen und ihn dem Herrscher dieses Landes als eine Garantie der Absichten und des Vertrauens, mit dem sich dessen Vater an die französische Nation wende, vorstellen. In Frankreich angelangt, kam bald zwischen dem Bevollmächtigten des annamitischen Fürsten und dem Hofe von Frankreich ein Vertrag zu Stande, durch welchen sich der König von Frankreich verbindlich machte, seinem neuen Alliirten ein Geschwader mit vielem Kriegsmaterial zur Hülfe zu senden. Der amerikanische Fürst trat seiner Seits eine Strecke Landes an Frankreich ab, und versprach, gemeinschaftlich mit Frankreich zu operiren und im Fall des Bedürfnisses 60,000 Mann Truppen zu dessen Verfügung zu stellen, falls die Franzosen von irgend einer andern Macht in Annam angegriffen würden. Mit einem Wort, es ward ein vollständiger Offensiv- und Defensiv-Tractat zwischen beiden Reichen abgeschlossen.

Allein in Folge mehrerer Intriguen erfolgte die Hülfe der Franzosen nicht, oder beschränkte sich vielmehr bloß auf die Zusendung von 14 oder 15 Offizieren, welche die Flotte und das Heer des mittlerweile durch eigene Bemühungen über seine Feinde Herr gewordenen Fürsten organisiren halfen, Befestigungen anlegten u. s. w. Dieser Fürst war der unter seinem spätern Namen Gia-Long bekannt gewordene Kaiser von Annam.

Die unter seinem Schutze zahlreich gewordenen Christen Annams hatten dagegen nach seinem Tode die ärgsten Verfolgungen zu erdulden. Der gegenwärtige Herrscher Annams, Tu-Duc, soll sich als einer der erbit-

terſten Feinde des Chriſtenthums zeigen; wenigſtens haben, offiziellen Erklärungen zu Folge, die unter ſeiner Herrſchaft an einer großen Zahl Chriſten, ja ſogar an Biſchöfen vollzogenen Hinrichtungen das Einſchreiten Frankreichs und Spaniens veranlaßt. Nicht minder iſt überhaupt ſeit dem Tode Kaiſer Gia-Longs der franzöſiſche Einfluß in Annam gänzlich geſchwunden, und hat von beiden Seiten verübten Feindſeligkeiten Platz gemacht.

Der Boden Annams bringt alle Erzeugniſſe Hinterindiens hervor, obgleich der Ackerbau nicht ſehr bei dieſem Volk entwickelt iſt. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ergiebigkeit dieſes Landes an Exportartikeln durch eine vernünftige Verwaltung ſehr geſteigert werden müßte.

Es mag hier der Bericht am Platze ſein, der über einen im Jahre 1845 in der Bay von Turan abgeſtatteten Beſuch der franzöſiſchen Kriegscorvette Alcmene vorliegt:

„Kaum hatten wir“, ſchreibt ein Mitglied der betreffenden Expedition, „die Mündung des Fluſſes paſſirt, ſo ſah man deutlich die Garniſon von Yan (Iman) in großer Aufregung durcheinander laufen. Jeder ergriff mit kriegeriſcher Miene ſeine Hellebarde oder ſein verroſtetes Gewehr, und ſuchte uns damit den Weg zu verlegen. Als unſere Landungs-Schaluppe in der Nähe des Ufers ſichtbar wurde, erhoben alle die verſchiedenen Bedienſteten der annamitiſchen Polizei ein großes Geſchrei mit Bitten und Befehlen, keine weitere Annäherung zu verſuchen, da das kaiſerliche Gebot dieß allen Barbaren ſtreng unterſage. Vergebens hatten wir gehofft, dadurch, daß wir uns dicht am rechten Ufer hielten, ihre Wachſamkeit zu täuſchen; allein alle unſere Bewegungen waren beobachtet, und bald ſollte den Zurufen die Entfaltung ernſtlicherer Maßregeln folgen. Drei mit Soldaten bemannte und von Offizieren befehligte Dſchonken machten ſich zu unſrer Verfolgung auf den Weg; andere Soldaten liefen längs der beiden Ufer, und waren mit ihren rothen Röcken und langen Hellebarden weithin durch die Reisfelder ſichtbar.

Da dieſe leichten Fahrzeuge geſchickte Ruderer hatten, ſo waren wir bald von ihnen erreicht; allein unſer ganzes Benehmen konnte ihnen ſagen, daß wir uns durch bloße Worte oder Geſten nicht aufhalten laſſen würden. Vergebens gab uns der oberſte Polizeirichter von Turan durch eine ſehr bezeichnende Pantomime zu verſtehen, daß es ſich dabei um ſeinen Kopf handeln würde; von uns erhielt er nichts als den Ausdruck unſeres Unglaubens und eine Cigarre zum Troſte, die er auch annahm; dann aber, gleichſam um ſeiner Verantwortlichkeit dadurch los zu werden, ließ er mit allen Zeichen einer anſcheinenden Verzweiflung ſein Boot an den Vordertheil unſerer Schaluppe rudern; allein kurz darauf ergriff er, gleichſam erſchreckt durch dieſes kühne Wagſtück, die Flucht und ließ uns, ſtolz über den errungenen Sieg, auf das Land der Wunder zuſteuern. Noch waren wir jedoch nicht ganz wegen des Weitern beruhigt, denn ohne die Gefahren des Scheiterns in Gewäſſern, die uns gänzlich unbekannt waren und diejenigen, welche uns etwa von den beiden verfolgenden Kriegsdſchonken drohten, zu rechnen, konnte nicht der Widerſtand der Menge Soldaten, die längs dem Fluſſe hinliefen, ſich bei unſrer Landung verhängnißvoll erweiſen? Allein wir vertrauten darauf, daß es nicht zur Anwendung von Waffengewalt von Seiten der Annamiten kommen werde, und ließen uns daher von unſerem Vorhaben nicht abwendig machen.

Endlich landen wir. Nicht weit vom Landungsplatze ſtoßen wir, während wir in geſchloſſenen Gliedern marſchiren, auf die Rothröcke, die an einem Punkte Poſto gefaßt haben, der auf unſerem Wege liegt. Unſer zuverſichtliches Auftreten und einige Kllbogenſtöße, die wir austheilten, haben jedoch bald, wie ſtets in ſolchen Fällen, über den paſſiven Widerſtand dieſer Automaten geſiegt und es öffnet ſich vor uns eine Ebene von weißem Sand, die von ſechs Kalkbergen eingeſchloſſen iſt. Die dadurch zurückgeſtrahlte Sonne wirft ihre verſengenden Strahlen; wir eilen, aus dieſer Glühhitze zu kommen. Der Gong (die amerikaniſche Trommel) ſchlägt uns hierzu den Takt. An jenem Tage war er am lauteſten, um die Bevölkerung zur Vertheidigung ihrer Heiligthümer zu den Waffen zu rufen. Beim Lärm dieſer Sturmglocke kamen überall mit hölzernen Stäben bewaffnete Landleute zum Vorſchein.

Keck lenken wir jedoch unſere Schritte

vorwärts, und gelangen endlich an die große Treppe der Pagode, deren Zugang von 50 Soldaten, die Hellbarde im Arm, vertheidigt wird. Wir ſchieben ſie auf die Seite und Sieger wie Beſiegte eilen nun über die Treppenſtufen des Tempels hinweg. Auf der Seite des Felſens, auf dem er erbaut iſt, leſen wir die chineſiſchen Worte: Ti pi thian toung, d. h. Grotte des Himmels, des Meeres und der Erde.

Es galt jetzt ein letztes Hinderniß zu überwinden. Die drei Eingangsthore der erſten äußern Pagode waren verſperrt. Drei von uns erkletterten ihre Einfaſſungsmauer und machen die eine Eingangsthüre frei. Sie trägt die Inſchrift: Mon tai-san, oder dritte Eingangsthüre zum Heiligthum. Wir ſtürzen jetzt alle in die beiden Gebäude, wovon das eine den Hof ſchließt, das andere links von ihm liegt. Sie ſind beide der Verehrung des Gottes Foo geweiht. Die äußere Ausſtattung wie die innere Ausſchmückung derſelben ſind von geringer Bedeutung. Am Hauptaltar des Tempels befindet ſich die vergoldete Statue des Gottes der Luſt. Derſelbe iſt, wie in China, als ſitzender Greis dargeſtellt, deſſen Mienen die größte Heiterkeit ausdrücken; Alles an dieſem Symbol der Luſt lacht, ſelbſt deſſen dicker, nackter Bauch, deſſen krampfhafte Zuckungen man zu ſehen glaubt. Blumen ſchmücken den Altar; die Trägheit der Bonzen hat künſtliche angewandt, in einem Lande, wo Blumen das ganze Jahr hindurch blühen. Am vorderen Altar befinden ſich ſechs Schirme mit Malereien, welche Jungfrauen darſtellen, die auf fabelhaften Thieren ſitzen; rechts ſieht man die Glocke, die zum Gebete geläutet wird, links die große Trommel, welche daſſelbe begleitet. Auf einem kleinen Seitenaltar ſind die verſchiedenen Gegenſtände niedergelegt, die zur Erforſchung des Schickſals dienen, wie z. B. die gebogene Wurzel des entzweigeſpaltenen Bambus und die numerirten Stäbe, mittelſt derer der Gott Foo den Gläubigen die Zukunft enthüllt.

Weiterhin, durch hunderte von Grotten, die in den Felſen gehauen ſind, mit Fernſichten auf das weite Meer, gelangten wir endlich in die Wohnung der Bonzen, die den Dienſt dieſes Tempels haben und fanden dort für einen Augenblick eine gaſtfreundliche Aufnahme. Und damit ſchloß ſich dieſer anſcheinend von ſo vielen Gefahren begleitete Ausflug, der in keckem Uebermuth bloß unternommen ward, um einen Tempel zu beſuchen, der zu den Wundern Hinterindiens gezählt wird."

Man unterlegt Frankreich bekanntlich die Abſicht, auf Grund des in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwiſchen ihm und dem Kaiſerreich Annam abgeſchloſſenen Vertrags ſich auf der ihm abgetretenen Strecke Landes feſtzuſetzen, und ſo die Stützpunkte zu gewinnen, von denen aus das ganze Kaiſerreich Annam bewegt werden ſoll. Ob die gegenwärtige Regierung Frankreichs wirklich dieſe Abſicht hegt, und ob es den auf die Größe des engliſch-indiſchen Reiches eiferſüchtigen Franzoſen nochmals und zwar dießmal mit entſcheidendem Erfolg gelingt, ſich in Aſien in größerer Niederlaſſung feſtzuſetzen, wird die Zukunft lehren.

Beſuch eines Reiſenden in Bangkok, der Hauptſtadt von Siam.

Derſelbe ſchreibt: „Kurze Zeit nach Aufgang der Sonne begaben wir uns in unſerem Sampan (Kahn) nach dem Bazar. Auf unſrer Waſſerfahrt begegneten wir einer Anzahl Prieſter, je zwei oder drei in kleinen Kähnen. Sie waren gerade im Almoſenſammeln begriffen, und erinnerten mich lebhaft an die Bettler, welche ich anderwärts an den Eingängen der Küchen vornehmer Häuſer geſehen, wie ſie die „Brocken von der Herren Tiſche" einſammelten. Um dieſe frühe Stunde des Tages iſt die Flußſcene nicht ſo belebt, wie ſpäter. Die Siameſen finden es wegen der Hitze des Climas be-

quemer, während der Nacht oder eines Theils derſelben, Beſuche zu machen und Geſchäfte zu beſorgen. Auch der König verſammelt ſeine Räthe erſt zwiſchen Sonnenuntergang und Mitternacht um ſich.

Wir wandten uns nach einem mit Schiffen angefüllten Kanal, durch den unſere Gondoliere mit einer Geſchicklichkeit ſich den Weg bahnten, die uns in Erſtaunen verſetzte und zugleich unterhaltend war. Es iſt nicht möglich, eine klare Idee von dem fremdartigen Bild zu geben, das ſich vor unſern Blicken entrollte. Wir ſtiegen endlich vor dem Vordertheil eines Wats (einer Pagode), deſſen emaillirtes Dach und vergoldete Spirale in der Morgenſonne glänzten, an's Land. Die Bauart dieſer Pagoden iſt eine eigenthümliche, namentlich die des Daches; man kann ſie drei Sätteln vergleichen, die man den einen über den andern ſtellt, und wovon der obere immer kleiner als der untere iſt. Die Wirkung, die dieß macht, iſt eine angenehmere, als man anzunehmen geneigt iſt, ohne es geſehen zu haben. Aus der Pracht dieſes Baues ließ ſich abnehmen, daß die Siameſen ein ſehr religiöſes Volk ſein müſſen.

Der Weg, den wir längs eines Kanals zurücklegten, endigte in einer ungefähr zwanzig Fuß breiten Straße, die den ungefähr eine engliſche Meile langen Bazar bildete. Derſelbe iſt mit großen viereckigen Ziegeln gepflaſtert, die in dieſem Augenblick mit einem klebrigen Kothe bedeckt waren. Zu jeder Seite dieſer Straße befanden ſich Buden und Fleiſchbänke, abwechſelnd ſtets fünf und ſechs gleiche auf jeder Seite. So z. B. ſah man fünf oder ſechs Schneiderbuden und nebenan eben ſo viele Fleiſchbänke, welche Schweinefleiſch zu verkaufen hatten; gegenüber waren Paſtetenbäcker und nebenan Geflügelhändler. Der Lärm, den die Menge machte, ſtieg in die ruhige Luft empor; wo wir aber auch gingen, unterbrach Hundegebell die Einförmigkeit der Scene.

In Zwiſchenräumen von einigen hundert Schritten war der Bazar theilweiſe von einer Art acht bis zehn Schuh hoher Schaubuden unterbrochen, die zu dramatiſchen Darſtellungen dienten.

Nachdem uns die Neugierde verleitet hatte, den Bazar während des Tages zu ſehen, wollten wir es auch während der Nacht thun. Allein es war um dieſe Zeit weniger Volks darin. Gruppen deſſelben drängten ſich um die Schaubuden, um die Marionetten und um eine Art Diorama zu ſehen, das von Chineſen gezeigt wurde. Die Spielhäuſer waren offen. Vor denſelben ſtanden Tiſche aufgerichtet mit Würfelſpiel und Karten, um den Spielluſtigen bei einer Beleuchtung von kupfernen Lampen mit Cocusnußöl Gelegenheit zu geben, ihre Cauris (das bekannte Muſchelgeld der Orientalen), ihre Fuangs und Ticals los zu werden.

Nach dem Bazar beabſichtigten wir, der Reſidenz des Königs, welche etwa zwei engliſche Meilen von unſerm Ankerplatz lag, einen Beſuch zu machen. Auf dem Wege, den wir dahin zurücklegten, ſahen wir auf dem Waſſer verſchiedene kleine Gegenſtände ſchwimmen. Auf Befragen vernahmen wir, daß dieß Opfergaben für die Seelen Verſtorbener ſeien. Nachdem wir außerhalb der Mauer, die den Palaſt und die Stadt umgibt, gelandet waren, ließ man uns einen großen weißen Elephanten ſehen. Wir fanden ihn ſchmutzig und wild; da er noch nicht gezähmt war, ſo hieß er nur der wilde Elephant. Die Iris ſeiner Augen war weiß.

Wir gingen alsdann durch eine Thür hindurch, die man ſorgfältig hinter uns ſchloß und befanden uns in einer Straße, die aus elenden Häuſern beſtand. Es war dieß Sia-Muthia, die Hauptſtadt des Reiches. Wir traten in einen Hofraum, der eine Anzahl äußerlich nichts weniger als reinlicher Gebäude enthält. Das anſehnlichſte derſelben iſt mitten in einem offenen Hofe gelegen; man nannte es den Gerichtsſaal. Es glich einem alten Magazin.

Wir ſuchten in dieſem Gebäude Schutz vor der großen Hitze, welche herrſchte. Kaum hatten wir etwas daſelbſt verweilt, ſo verſammelte ſich eine beträchtliche Menge Siameſen um den Saal; und es erſchien ſeine Hoheit Prinz Mouſanoi, in einer Sänfte mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſitzend. Bei ſeiner Annäherung fiel die Menge auf ihre Ellenbogen und Knie. Uns winkte der Prinz freundlich mit der Hand zu. Die Hunderte, welche vor ihm lagen, würdigte er dagegen keines Blickes. Ihn begleitete ſein Lieblingsdiener

(Fortſetzung folgt.)

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Beſuch eines Reiſenden in Bangkok, der Hauptſtadt von Siam.

(Schluß.)

mit dem goldenen Theekeſſel und dem Tſchunamkäſtchen (Zeichen hoher Würde in Siam). Ein zweiter Diener trug ſeinen Degen. Obgleich er ſich ſchnell in einen andern Raum begab, ſo blieb doch die Menge fortwährend auf dem Boden liegen. Ich folgte Sr. Hoheit dahin nach und fand ihn in Geſellſchaft von zwei oder drei Vornehmen unter einem Baldachin von grobem Zeuge, der von einem ſchlechten Dache aus Bambus und den Zweigen eines ſchattenreichen Baumes überragt war. In luſtigem Tone rief er uns zu: „Hier iſt ein angenehmerer Ort, als ihn der Kaiſer zu ſeiner Verfügung hat; denn wir athmen hier wenigſtens kühle Luft ein". Auch lud er uns zum Niederſitzen und zu einer Taſſe Thee ein, wozu er Cigarren hernmreichen ließ.

Bald darauf kündigte Lärm von Hoboen einen herannahenden Zug an. Ein Dutzend roth und grün uniformirter Muſiker, deren Backen von der Anſtrengung aufgeblaſen waren, mit der ſie ihre Inſtrumente ſpielten, gingen ſieben Elephanten voraus. Zuerſt kam ein ſchwarzer vierzehn (engliſche) Fuß hoher Elephant*), dann ein großer weißer, und nach dieſem ein dritter viel kleinerer; vier andere gewöhnlicher Größe, die aber gefleckt waren, machten den Schluß. Zur Seite eines jeden dieſer Elephanten ging ein Wächter und einige Sklaven, welche Schüſſeln mit enthülstem Zuckerrohr und ſüßen Bananen trugen. Der Cornac hielt ſich über dem Halſe des Thieres und hatte den Haudah oder das golddurchwirkte Zeltdach hinter ſich. Große goldene Ringe umgaben die kräftigen Beine dieſer Thiere. Andere dergleichen, mit koſtbaren Steinen beſetzte Ringe faßten die Zähne der weißen Elephanten ein, und ſchöne Schweife von weißen Roßhaaren hingen von ihren Ohren herab.

Es wurde ein Umzug und, als dieſer vorüber war, an einer der Seiten des Gebäudes ſtill gehalten. Jeder Sklave ſchob alsdann dem Elephanten, den er zu beaufſichtigen hatte, eine Schüſſel hin, und wir wurden eingeladen, dieſe Thiere zu bewundern und ſie freſſen zu ſehen. Bekanntlich gibt ihr Beſitz, in der Meinung der Siameſen, dem Kaiſer dieſes Landes den Vorrang vor allen andern Monarchen des Orients.

Als dieß vorüber war, folgten wir der Einladung unſeres Führers und betraten, nicht gar weit davon entfernt, indem wir durch ein großes Thor hindurchgingen, den Watphra-ſi-Ratanat, oder großen Tempel des Königs. Wir wurden geblendet und waren faſt ſtumm vor Erſtaunen von dem Glanze der vergoldeten Obelisken und im Sonnenglanze leuchtenden Säulen. Wir befanden uns in einem großen Vorſaal, der das ganze Gebäude umgibt und deſſen Seiten nicht weniger als 100 Metres lang ſind. Die Wände ſind mit zahlreichen Darſtellungen und glänzenden Farben bedeckt. Sie handeln von der Geſchichte des Gottes Godama und dem

*) Alle Elephanten, die dieſe ſeltene Größe haben, gehören von Rechtswegen dem Kaiſer.

mächtigen Kaiserreiche Thai (so heißen die Siamesen ihr Land). Was hätten diese Wände uns nicht alles sagen können, wenn wir die Sprache des Landes verstanden hätten!

Man führte uns nun zu einem großen innern Tempel, der in der Mitte des Hofraums lag. Dessen Wände waren kunstvoll mit kostbaren Steinen eingelegt; Dach und Karniese enthielten Schmuck von Gold und Email. Ueber ein halbes Dutzend Treppenstufen hinweg gelangten wir in eine Vorhalle. Eine Thür von Ebenholz mit eingelegtem Elfenbein war offen; eine Art prachtvoller spanischer Wände verbarg noch das Allerheiligste unsern Blicken. Wir traten hinein und waren nicht weniger von dem Innern geblendet, als wir es bereits von dem Aeußern waren. Die Decke des Tempels war hoch und kunstreich ausgearbeitet. Ein großer krystallener Leuchter hing von der Mitte herab; rund herum an den Wänden sah man eine große Anzahl Gemälde und chinesische Lampen. Bei dem matt eindringenden Tageslicht konnten wir den in der Mitte des Tempels sich befindenden großen Altar Buddhas bewundern. Das Ganze hatte eine pyramidale Form von ungefähr 30 Fuß Höhe. Zwei oder drei Kerzen brannten vor ihm. Eine wenigstens 5 Fuß hohe Lotuspflanze von massivem Golde befand sich links. Zahlreiche kleinere Figuren Buddhas schmückten die Seiten des reich gemeiselten Altars, dessen Hauptzierde eine zwei Fuß hohe Statue des Gottes ausmachte, welche aus einem einzigen Schmaragde bestehen soll. Die Augen des Götzenbildes bildeten zwei Brillanten, die ein helles Licht in dem Tempel verbreiteten und in Brasilien 20,000 Piaster gekostet haben sollen. Was den Werth des ganzen Götzenbildes betrifft, so erschien er uns unschätzbar.

Aus diesem Tempel gingen wir in einen andern, weniger großen, der, wenn ich recht verstanden habe, der Wat der Königin heißt. Auf dem Wege dahin sahen wir eine große Zahl kleiner Figuren, welche Elephanten, Pferde u. s. w. darstellten, in Beeten von Blumen und Lotuspflanzen. Der Wat ist weiß und von reiner Bauart. Drei Statuen Buddhas von weißem Marmor befinden sich darin als Symbole der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; eine derselben, höher als die andere, ist umgekehrt. Sie sind mit Diamanten und andern kostbaren Steinen bedeckt.

Zwischen diesen beiden Wats befindet sich die Bibliothek der heiligen Bücher. Es ist auffallend, daß in den meisten Religionen die Priester derselben den Geist und Buchstaben ihres Glaubens in einer fremden, vergessenen Sprache festhalten, um so zu dem Geheimnißvollen, was die Menge stets reizt, ein weiteres Geheimniß zu fügen. Unter einem Netz von Silberstangen sahen wir hier das prachtvolle Kästchen, was die Glaubensdogmen von so vielen Millionen enthalten soll.

Von da irrten wir wie verzaubert unter Blumenbeeten und reich geschmückten Obelisken herum. Fürwahr, niemals hat die Zauberlampe Aladdins etwas geschaffen, was dem Wat-phra-si-Ratanat in der Pracht seiner Ausschmückung, der dabei angewendeten Kunst und Verschwendung von Gold und kostbaren Steinen gleichkommt. Selbst diejenigen von uns, welche am Weitesten gereist waren, gestanden, niemals in der übrigen Welt etwas Aehnliches gesehen zu haben. In der That, der Gesammteffekt ist hinreißend! Wer so etwas niemals gesehen hat, sollte es nicht für möglich halten! In seinen Einzelheiten betrachtet imponirt nichts durch seine Großartigkeit, nichts davon trägt den Stempel des Genies; und doch ist nichts davon gemein oder entbehrt der Eleganz und des Geschmackes. Man findet dort Gemälde, welche die ersten Meister chinesischer Schulen geschaffen haben, Blumenbeete, Teiche mit steinerner Einfassung, worin die geheiligte Lotuspflanze blüht, kostbare Steine aller Art und vom größten Werthe, Gold im Ueberfluß, Arbeiten von Ebenholz, Elfenbein und Schildkrotschalen.

Der Eindruck, den das Ganze auf uns macht, ist der eines Chaos von niedlichen Dingen. Um sich eine Idee von diesem Tempel machen zu können, muß man ihn gesehen haben; um alle seine Einzelheiten kennen zu lernen, müßte man sich einen Monat hindurch darin einsperren lassen. Wer sich diese wunderbare Schöpfung erklären will, darf nicht vergessen, daß die Siamesen den Glauben haben, ihr Heil in der andern Welt sei von den Ehren bedingt, welche sie ihrem Gotte in dieser erweisen; ferner, daß dieser Tempel das Werk mehrerer glaubenseifriger

Monarchen ist, die sich auf dem Throne dieses Landes folgten, und daß dieselben auf die Errichtung dieses Glaubens-Denkmals alles Gold ihrer Völker, wie alle eigene Willenskraft und Intelligenz verwandt haben.

Eine Aufwartung der holländischen Mission zu Nangasaki bei dem Kaiser von Japan.

Es ist bekannt, daß die Holländer seit 150 Jahren bis vor Kurzem das ausschließliche Recht besaßen, eine Handels-Niederlassung zu Nangasaki, einem japanesischen Hafen, inne zu haben.

Während dieser ganzen Zeit bestand der Gebrauch, daß der Vorstand dieser holländischen Factorei sich jedes Jahr mit zahlreichem Gefolge nach Jeddo begab, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeugen und die Geschenke der Handelsgesellschaft an den Stufen des Thrones niederzulegen. Da aber der Handelsverkehr zwischen Batavia und Japan sich bedeutend vermindert hatte, so mußte die holländische Regierung die damit verknüpften Ausgaben als eine schwere Last ansehen. Diese Aufwartungen hatten daher von da an nur in längeren Zwischenräumen statt, bis endlich (1792) das Uebereinkommen getroffen ward, daß der Vorstand der Factorei bloß alle vier Jahre am Hofe des Kaisers seine Aufwartung machen solle. In dieses Uebereinkommen wurden jedoch die Geschenke der Holländer nicht mit eingeschlossen, da die Japanesen sie als eine Art zu entrichtenden Tributs ansahen; sie wurden daher fortwährend regelmäßig durch Vermittlung der Dollmetscher dem Kaiser übersandt, allerdings unter möglichster Ersparung der Kosten im Vergleich gegen früher. Da der Handel seitdem jedoch wieder zugenommen hatte, so suchte der Vorstand der Factorei Ausgangs des vorigen Jahrhunderts die Erlaubniß nach, die Hauptstadt alle zwei Jahre besuchen zu dürfen; allein seine Bitte ward von dem kaiserlichen Rathe zurückgewiesen.

Die Zurüstungen zu einer Reise nach Jeddo erfordern lange Zeit und große Förmlichkeiten. Rückt die Zeit heran, wo die Reise dahin stattfinden soll, so erkundigt sich der Vorstand offiziell bei dem Gouverneur von Nangasaki in der vorgeschriebenen Form, ob er sich schmeicheln dürfe, in Jeddo günstig aufgenommen zu werden. Der Gouverneur antwortet, daß derselbe zur Bezeugung seiner Verehrung zugelassen werde, und fordert ihn auf, während seiner Abwesenheit für die Erhaltung der guten Ordnung in der Factorei zu sorgen. Der Magazinsverwalter, der das wichtigste Amt nach dem Vorstande versieht, wird auch stets dazu bestimmt, die Stelle des letzteren während dessen Abwesenheit zu vertreten, und der Vorstand stellt ihn bei seinem Abschiedsbesuch als zeitweisen Vorstand der Factorei dem Gouverneur vor.

Früher ward der Vorstand stets von zwanzig seiner Landsleute nach Jeddo begleitet; allein im Verhältniß, als die Handelslage weniger günstig geworden, hat auch dieses glänzende Gefolge sich vermindert. Seitdem für diese feierliche Deputation vollends das 4. Jahr zur Aufwartung bestimmt wurde, ist auch die Zahl der Holländer, welche die Reise nach Jeddo machen dürfen, auf drei herabgesetzt worden, nämlich: den Vorstand, dessen Secretär und den Arzt oder Chirurgen der Factorei.

Die Zahl der Japanesen, die den Vorstand begleiten, ist dagegen weniger beschränkt. In seinem Gefolge zählt man zum wenigsten fünfunddreißig Offiziere verschiedener Grade und eine viel größere Zahl Diener, die den Dienst sowohl bei den Holländern als bei den japanesischen Offizieren haben. An der Spitze dieser steht eine Art Reisemarschall, auf japanesisch Gobanyosi geheißen. Allein nicht er, sondern der erste Dolmetscher ist mit dem Finanziellen der Reise beauftragt; letzterer erhält zu diesem Behufe eine gewisse Summe Geldes, welche die holländische Regierung

aus dem Ertrag der jährlichen Verkäufe oder vielmehr aus dem einer gewiſſen Parthie Waaren vorſtreckt, der aber ſich ſtets als unzulänglich erweist. Das daran Fehlende legt der kaiſerliche Schatz zu, was auch, beiläufig bemerkt, wahrſcheinlich einer der Gründe ſein mag, weßhalb die Zahl der Aufwartungen ſo ſehr geſchmälert wurde.

Die Holländer laſſen ſich, um bei Hofe vorgeſtellt zu werden, eine eigene Feſtkleidung machen. Die des Vorſtands iſt von Sammet, die des Secretärs und Arztes dagegen von ſchwarzer Seide mit Franſen und Stickereien in Gold oder Silber. Alle drei tragen den kleinen Mantel (der für den Vorſtand von Sammet, für die beiden andern von ſchwarzer Seide iſt), aber erſt nachdem ſie den Palaſt betreten haben. Der Vorſtand allein darf ſich ſeinen Degen in einer ſchwarzſammetnen Scheide nachtragen laſſen; kein anderer Fremder genießt auf Japan dieſes Vorrecht. Man darf nicht einmal den Degen an der Seite behalten. Wir begaben uns daher, ſchreibt der Vorſtand der Miſſion, in unſern Feſtgewändern Morgens um 6 Uhr in den kaiſerlichen Palaſt, um vor den Staatsräthen daſelbſt anzukommen; die Sänften, in welchen wir uns tragen ließen, brachten uns bis an das Palaſtthor, wo ſelbſt Fürſten ausſteigen müſſen, mit Ausnahme dreier, die, als Fürſten von kaiſerlichem Geblüte, ſich bis an diejenige Thüre tragen laſſen dürfen, die derjenigen der 100 Wachen gegenüber iſt. Wir begaben uns dahin zu Fuß und erwarteten die Ankunft der Räthe. Man hieß uns daſelbſt auf roth gepolſterten Bänken niederſitzen und bot uns Thee und Pfeifen an. Dort ſahen wir den Gouverneur von Nangaſaki und einen der erſten Hofſpione (gleichſam Oberaufſeher der Fremdenpolizei), die uns dazu Glück wünſchten, daß wir bald ihren erhabenen Kaiſer zu ſehen bekommen ſollten, und ſich dann in's Innere des Palaſtes begaben. Hierauf kam der Wachkommandant des Palaſtes, um mir, als dem Vorſtande, ſeinen Beſuch zu machen; allein es entſtand hierbei eine wichtige Etiquettefrage: der Commandant wünſchte nämlich, daß ich ihm aus dem innern Saale, wo ich mich gerade befand, in den äußern Saal entgegenkäme, da ihm ſein untergeordneter Rang nicht erlaube, den innern zu betreten. Ich erklärte dagegen, daß es mir unmöglich ſei, den Ehrenpoſten zu verlaſſen, den man mir angewieſen habe. Endlich entſchloß ſich der Commandant, mir bis auf die Entfernung zweier Matten *) entgegenzukommen, von wo aus er mir ſeine Verbeugung machte. Indem ich ſo entſchloſſen meinen Platz behauptete (was man auf Japan immer thun muß, wenn man ſich in ſeinem Rechte befindet), beobachtete ich den alten Gebrauch, zu dem ich nur ſehr ſchwer hätte zurückkehren können, wenn ich nachgegeben hätte. Als alle Räthe angekommen waren, lud man uns ein, durch mehrere Höfe hindurch den eigentlichen Palaſt zu betreten, wo wir von Perſonen empfangen wurden, die man, wäre nicht ihr Haupthaar vollſtändig raſirt geweſen, mit unſern Pagen hätte vergleichen können. Dieſe führten uns in den Wartſaal, wo wir uns auf dem Fußboden in ſchräger Richtung niederließen und unſere Füße mit unſern Mänteln bedeckten, wie es die japaneſiſche Etiquette vorſchreibt **).

Nach Verfluß einiger Zeit führten mich der Gouverneur von Nangaſaki und der Oberaufſeher der Fremdenpolizei in den Audienzſaal, und ließen mich da alles das wiederholen, was mir während meiner Vorſtellung vor dem Kaiſer zu thun oblag, da er (der Gouverneur) unfehlbar wegen eines jeden noch ſo kleinen Fehlers geſtraft würde, den ich allenfalls dabei begehen könnte. Man führte mich hierauf in den Wartſaal zurück, von wo aus ich mich nach kurzem Zeitzwiſchenraum mit dem Gouverneur zur wirklichen Audienz vor dem Kaiſer begab. Auf dem Wege dahin begegneten wir verſchiedenen Großen des Reiches, die von da kamen. Man hieß mich über einen Gang in den Saal der 100 Matten

*) In dieſem Lande, in dem Alles durch unveränderliche Geſetze geordnet iſt, iſt auch die Größe der Matten durch Verordnungen geregelt.

**) Unter Gebildeten gilt es in Japan als unverzeihliche Unart, ſeine Füße ſehen zu laſſen. In Hinduſtan muß man dagegen bei allen feierlichen Anläſſen, wo ein höher Geſtellter anweſend iſt, ſorgfältig ſeine Hände verſtecken.

treten, der seinen Namen davon hat, daß er wirklich mit 100 Matten belegt ist. Diese Matten sind aus Reisstroh gemacht, einige Zoll dick und mit andern reich gestickten Matten feinerer Arbeit bedeckt. Alle Empfangsäle Japans enthalten dergleichen Matten. Hier ließ ich den obersten Dolmetscher zurück und betrat allein mit dem Gouverneur den Audienzsaal, wo ich links am Eingange die Geschenke aufgestellt fand. Vor mir sah ich den Kaiser (japanesisch: Siogun), dessen Kleidung in nichts von der seiner Unterthanen abwich. Ich brachte Seiner Majestät dieselbe Begrüßung dar, wie die anwesenden Großen des Reiches, während einer der Staatsräthe mit lauter Stimme rief: „Capitän Horanda!“ (der holländische Capitän). Diese Begrüßung besteht darin, daß solche genau an der bezeichneten Stelle stattfindet, indem man sich so zu Boden wirft, daß der Kopf mehrere Sekunden lang die Matte und zwar genau in dem Momente, wo der Name ausgerufen wird, berührt. Das Schweigen des Todes, was während dessen im Saale herrscht, wird bloß durch ein leichtes Summen oder Gemurmel unterbrochen, wodurch die Japanesen ihre hohe Verehrung an den Tag legen. Nachdem dieß geschehen war, zog mich der Gouverneur von Nangasaki, der einen oder zwei Schritte hinter mir stand, am Mantel, zum Zeichen, daß die Audienz vorüber sei. Die ganze Feierlichkeit dauerte nicht länger als eine Minute.

Indem sie den kaiserlichen Palast verlassen, bleiben den Holländern noch andere Pflichten zu erfüllen übrig. Die Mission begibt sich alsdann zuerst zu dem Nisi-no-maru, oder kaiserlichen Prinzen, dessen Palast auf einer Höhe liegt, von wo aus man den großen Umfang der kaiserlichen Residenz und der ungeheueren Stadt beurtheilen kann, deren Grenzen nach keiner Seite sichtbar sind. Der Prinz wird niemals zu Hause angetroffen, da seine Pflicht ihn ohne Zweifel in die Nähe seines Vaters ruft. Staatsräthe empfangen die Mission in seinem Namen. Die Einzelnheiten der übrigen Besuche, die übrigens stets von Geschenken begleitet sind, verdienen nur geringe Erwähnung. Zuerst begibt sie sich zu den ordentlichen und außerordentlichen Räthen, allein trifft keinen derselben zu Hause. Die Holländer werden nebst den Geschenken, welche für diese Großen bestimmt sind, von Sekretären empfangen und mit Thee und Eingemachtem bewirthet. Diese Erfrischungen werden auf Platten hereingetragen, allein der Gebrauch will es, daß man sie unberührt lasse. Man schlägt sie vielmehr sauber in Papier ein, das mit Gold- oder Silberfäden verschnürt wird, und läßt sie sich durch den Unterdolmetscher und den Haushofmeister in die Wohnung der Mission nachtragen. Während dieser Besuche kann man die Damen und Kinder hinter Schirmen hören, von wo aus sie die Fremdlinge neugierig betrachten. Aus dem Umstande, daß sich die Damen nicht sehen lassen, darf man nicht schließen, daß die Sitte dieß verbietet; vermuthlich will man jede sich etwa mit den Europäern entspinnende Vertraulichkeit verhüten, oder nimmt an, daß es dem Range so vornehmer Damen nicht zieme, sich vor fremden Kaufleuten zu zeigen. Man bietet uns übrigens überall Pfeifen und Tabak an. In einigen Häusern bat man uns um die Erlaubniß, unsere Uhren, wie meinen Hut und Degen untersuchen zu dürfen. Was aber am langweiligsten für mich war, bestund darin, daß ich in jedem Hause, was wir besuchten, einige Zeilen oder wenigstens einige Worte mit rother Kreide auf Papier zu schreiben hatte. Es war 9½ Uhr des Abends, als wir nach allen diesen Ceremonien wieder in unsere Wohnung traten, wo wir noch eine Menge Besuche zu empfangen hatten, so daß wir fast glauben mußten, diese Höflichkeiten hätten keinen andern Zweck, als uns zu ermüden; in der That war auch mit Ende dieses Tages unsere Nervenaufregung so groß, daß wir uns unwohl befanden.

Vorstehendes enthält den Bericht, mit welchen Feierlichkeiten diese Aufwartung heute stattfindet; solche sind nicht sehr verschieden von denen, wie sie vor 150 Jahren im Gebrauche waren. Es liegt indeß ein solcher Bericht aus älterer Zeit (aus der ersten Zeit der holländischen Niederlassung) vor, und derselbe enthält so viel Interessantes, daß wir es uns nicht versagen können, solchen hier einzuschalten.

„Also am 29. März, an einem Donnerstage, sollte die Aufwartung stattfinden. Die

für ſeine kaiſerliche Majeſtät beſtimmten Geſchenke waren bereits an den Hof geſandt. Dieſelben ſollten in dem Saal der 1000 Matten aufgeſtellt werden, wo ſie der Kaiſer beſichtigen wollte. Wir folgten ihnen bald darauf in Mänteln aus ſchwarzer Seide, ganz wie es der europäiſche Gebrauch bei Aufwartungen vorſchreibt. Unſer Gefolge beſtand aus den drei Haushofmeiſtern der beiden Gouverneure von Nangaſaki, unſerm Doſen oder Handelscommis von Buggio, zwei Boten von Nangaſaki und dem Sohne eines Dolmetſchers, ſämmtlich zu Fuß. Unſerer vier waren beritten, nämlich drei Holländer und ein Dolmetſcher. Ein jedes unſerer Pferde war von einem Diener, der ihm zur Rechten ging, am Zaume geführt. Von dieſer Seite ſteigt man auf Japan auf und ab vom Pferde. Sonſt hatten wir zwei Pferdeknechte; allein dieſer Gebrauch, der unnütze Koſten verurſachte, war abgekommen. Unſer Vorſtand oder Capitän, wie ihn die Japaneſen nennen, kam in einer Sänfte hinter uns; ihm folgte unſer erſter früherer Dolmetſcher, jedoch in einer geringeren Sänfte. Den Zug ſchloſſen der Reſt unſerer Dienerſchaft und unſeres Fußgefolges, und zwar in der geeigneten, ihnen vorgeſchriebenen Entfernung. So bewegten wir uns auf das Schloß zu; nachdem wir eine halbe Stunde marſchirt waren, gelangten wir an deſſen erſte Einſchließungsmauer, die mit Mauern und Wällen befeſtigt war. Wir zogen hindurch über eine große Brücke, deren Geländer am oberen Theile mit kupfernen Kugeln geſchmückt war. Der Fluß, der unten durchfließt, iſt breit und ſcheint gegen Norden um den Palaſt zu fließen; wir ſahen damals eine große Zahl Schiffe auf demſelben. Man tritt durch zwei befeſtigte Thore ein, zwiſchen denen ſich eine Wache befindet. Kaum waren wir über die zweite Brücke hinaus, ſo traten wir auf einen großen Platz, wo wir zur Rechten eine noch weit zahlreichere Wache ſahen, die übrigens mehr zur Parade als zur Vertheidigung da zu ſein ſchien. Der Saal der Garden war mit Tüchern ausgeſchlagen; nahe am Eingang ſtanden die Piken mit der Spitze nach unten. Das Innere war mit vergoldeten Waffen, lackirten Flinten, Piken, Schilden, Bogen, Pfeilen und Köchern, die mit großer Geſchicklichkeit und auf eigenthümliche Weiſe zuſammengeſtellt waren, geſchmückt. Die Soldaten ſaßen in guter Ordnung mit gekreuzten Beinen auf dem Boden; jeder derſelben war in ſchwarze Seide gekleidet und trug zwei Säbel an ſeinem Gehänge. Nachdem wir die erſte Einſchließungsmauer zwiſchen den Paläſten und Wohnungen der Fürſten und Großen des Reichs, die im Innern des erſten Schloßraumes ſtehen, paſſirt hatten, kamen wir an die zweite Einſchließungsmauer, die wir ungefähr wie die erſte befeſtigt fanden. Der ganze in die Augen fallende Unterſchied beſtund darin, daß die Brücke, die Thore, das innere Wachgebäude, wie die Paläſte von einer ſchöneren Bauart und prachtvoller waren. Dort ließen wir unſere Sänften und unſere Pferde und nun führte man uns an der zweiten Einſchließungsmauer vorüber und über eine ſteinerne Brücke hinweg nach Fumats, der eigentlichen Wohnung des Kaiſers. Nachdem wir über eine doppelte Baſtion, und, zwanzig Schritte davon entfernt, durch zwei befeſtigte Thore hindurchgegangen waren, führte uns unſer Weg auf eine unebene Straße, die zu beiden Seiten von außerordentlich hohen Mauern umgeben war. So kamen wir endlich an den Fakninban, oder die Schloßwache, welche ſich am obern Ende der ebengenannten Straße befand, nicht weit von dem letzten Thore, das zum Palaſt des Kaiſers führt. Dort hieß man uns warten, bis man uns zur Audienz führen werde, was ſobald geſchehen ſolle, als der große Staatsrath ſich im Palaſte verſammelt haben werde. Die zwei Wachcapitäne empfingen uns ſehr höflich und boten uns Thee und Rauchtabak an. Bald darauf kamen einige uns bekannte Hofleute herzu, um uns gemeinſchaftlich mit den beiden Wachcommandanten Geſellſchaft zu leiſten. Nachdem wir ungefähr eine Stunde gewartet hatten, während welcher Zeit mehrere junge und alte Staatsräthe den Palaſt betraten, die einen zu Fuße, die andern in Sänften herbeigetragen, führte man uns durch zwei prachtvolle Thore hindurch, die durch einen großen viereckigen Platz von einander getrennt waren, bis an den Palaſt ſelbſt, wohin man von dem zweiten Thore aus vermittelſt einiger Treppenſtufen gelangt. Der Platz, der zwiſchen dem zweiten Thore und der Fronte des

Palaſtes liegt, iſt zwar nur einige Schritte breit; allein es herrſchte daſelbſt ein großes Gedränge von Hofleuten und Wachen; von da ſteigt man zwei andere Treppen hinauf, um zum Palaſt zu gelangen. Wir traten zuerſt rechts vom Eingange in einen großen Saal, in dem alle Perſonen, welche zur Audienz zugelaſſen werden, den Moment der Einführung abwarten müſſen. Nachdem wir daſelbſt über eine Stunde gewartet hatten, traten einige Hofleute mit dem Bemerken auf uns zu, daß ſich der Kaiſer jetzt im Audienzſaale befinde und führten unſern Vorſtand vor den Kaiſer; wir aber mußten zurückbleiben. Die Begrüßung beſteht darin, daß man auf Händen und Füßen bis zu einer bezeichneten Stelle und ebenſo wieder zurück kriecht. Als dieſe Audienz vorüber war, zog ſich der Kaiſer in ſeine Gemächer zurück, und ließ uns kurz darauf mit unſerem Vorſtand rufen. Man führte uns durch mehrere Zimmer in eine reich mit Gold geſchmückte Gallerie. Dort warteten wir eine Viertelſtunde und begaben uns alsdann über mehrere Gänge und Gallerien in ein großes Zimmer, wo man uns niederſitzen hieß, und wo mehrere vollſtändig ihrer Haupthaare entledigte Hofleute, die die Aerzte des Kaiſers waren, Küchenbeamte und einige Geiſtliche uns um unſere Namen, unſer Alter u. ſ. w. befragten; bald aber ſtellte man vergoldete Schirme vor uns und befreite uns dadurch von ihnen. Wir warteten hier ungefähr eine halbe Stunde, bis der Hof ſich in den Gemächern des Kaiſers verſammelt habe, wo wir unſere zweite Audienz erhalten ſollten und wohin man uns über mehrere dunkle Gallerien führte. Auf der ganzen Länge dieſer Gallerien waren ohne Unterbrechung Wachen aufgeſtellt und, nach ihnen, dem Gemache des Kaiſers zu, ſchloß eine Anzahl Großoffiziere der Krone, ihr Antlitz dem Gemache zugekehrt, die Reihe. Sie trugen ihre Hofkleider, bückten ihre Häupter und ſaßen auf ihren Fersen. Der Audienzſaal beſtund aus mehreren Gemächern mit Gitterfenſtern, die alle auf den Mittelpunkt des Saales gingen, und je nach dem Range desjenigen, für den dieſelben beſtimmt waren, mit einer größeren oder kleineren Zahl Matten bedeckt waren. Der Mittelpunkt des Saales war gänzlich ohne Matten, der Fußboden deſſelben war bloß lakirt und dort hieß man uns niederſitzen. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſaßen hinter Gitterfenſtern zu unſerer Rechten. Während ich, ſchreibt der die Miſſion begleitende Arzt, nach dem Befehl des Kaiſers tanzte, hatte ich zweimal Gelegenheit, die Kaiſerin hinter ihrem Gitter zu ſehen; ſie war ſchön und hatte braune Geſichtsfarbe und ſchöne ſchwarze Augen, wie eine Europäerin; die letzteren waren voller Feuer, und ich ſchloß aus der Größe ihres Kopfes, daß ſie hoch gewachſen ſein müſſe; ſie ſchien mir 36 Jahre alt zu ſein. Unter dieſen Gitterfenſtern verſtehe ich ſolche aus fein geſpaltenem Roſenholz, die von hinten mit feinem durchſichtigem Seidenſtoff überzogen waren, und handgroße Oeffnungen hatten, durch welche die dahinter ſitzenden Perſonen ſchauen konnten. Der Kaiſer ſelbſt befand ſich an einem ſolch dunkeln Orte, daß wir Mühe gehabt hätten, ihn zu ſehen, wenn ſeine Stimme ihn uns nicht verrathen hätte; er ſprach übrigens gerade vor uns ſo leiſe, daß er gänzlich unerkannt bleiben zu wollen ſchien. Hinter andern Gitterfenſtern befanden ſich die Prinzen von Geblüt und die Hofdamen der Kaiſerin; ich bemerkte, daß man Papierbüten zwiſchen die Gitter geſteckt hatte, um ſie ſo für den Beſchauer weiter zu machen. Der Kaiſer ſchien von ſeinem ganzen Hofſtaat wie in einem Theater umgeben zu ſein.

Nachdem die Beamten, welchen die Beſorgung der auswärtigen Angelegenheiten obliegt, uns in die Seitengallerie des Audienzſaales geführt hatten, nahm uns ein anderer Rath zweiten Rangs in Empfang und führte uns in die oben beſchriebene Saalmitte. Dort hieß man uns niederſitzen, nachdem wir uns nach japaneſiſchem Hofſtyl vor den Gitterfenſtern des Kaiſers zu Boden geworfen hatten. Unſer erſter Dollmetſcher ſetzte ſich an unſere Spitze, um deutlicher zu hören, und wir in einer Reihe hinter ihm. Der Kaiſer ließ uns nun ſagen, wir ſeien ihm willkommen. Unſer Vorſtand drückte ihm durch den erſten Dolmetſcher ſeinen Dank für dieſe hohe Gnade und dafür aus, daß er den Holländern das Recht des Handels nach ſeinen Landen gewährt habe. Der erſte Dolmetſcher trug ihm dieß auf japaneſiſch vor, nachdem er ſich vorher zu Boden geworfen hatte; er ſprach laut genug, um vom

Kaiſer gehört zu werden. Die Antwort des Kaiſers erfolgte nicht unmittelbar an uns, ſondern durch einen ſeiner Hofleute, der ſie unſerem Dolmetſcher und dieſer uns mittheilte. Vermuthlich betrachtet man die Worte, die aus dem kaiſerlichen Munde kommen, als zu koſtbar und heilig, als daß ſie eine Perſon niedern Rangs unmittelbar vernehmen dürfe. Nach den erſten Begrüßungen ward aus dem ganzen feierlichen Akte ein Luſtſpiel. Man ſtellte uns viele lächerliche und unhöfliche Fragen; z. B. man wollte zuerſt den Namen und das Alter eines jeden von uns wiſſen und lud uns ein, ſolche auf ein Papier zu ſchreiben, zu welchem Zwecke wir ein europäiſches Dintenzeug bei uns trugen. Man hieß uns dieſes Papier und Dintenzeug einem Hofdiener zuſtellen, der ſie durch ein Loch des Gitters in die Hand des Kaiſers gab. Unſern Vorſtand fragte man, wie weit es von Holland nach Batavia und von Nangaſaki nach Batavia ſei; wer von den beiden, der Generaldirector der holländiſchen Compagnie oder der Fürſt von Holland, mächtiger ſei. Mir ſelbſt ſtellte man folgende Fragen: Welches die innerlichen und äußerlichen Krankheiten ſeien, deren Behandlung ich am ſchwierigſten erachte; worin meine Kurmethode von Krebsgeſchwüren u. dergl. beſtehe; ob unſere europäiſchen Aerzte nicht ein Mittel ſuchten, das Leben unbegränzt zu verlängern, wie es die chineſiſchen ſchon ſeit vielen Jahrhunderten zu finden bemüht ſeien; ob man bereits Erfolge damit erzielt habe und wie das neueſte, in Europa entdeckte derartige Mittel heiße. Ich antwortete hierauf: ein großer Theil europäiſcher Aerzte habe ſeit Jahren Forſchungen nach einem ſolchen Mittel angeſtellt, das das Leben verlängere und die Leute bis in's höchſte Alter geſund erhalte. Man wollte nun wiſſen, worin das beſte, derartige in Europa erfundene Mittel beſtehe. Ich erwiederte, daß ich dasjenige, welches zuletzt erfunden worden, für das beſte hielte, bis die Erfahrung uns ein beſſeres gelehrt haben werde. Man fragte weiter, worin denn eben dieſes Mittel beſtehe. Ich antwortete: daſſelbe beſtehe in einer gewiſſen geiſtigen Flüſſigkeit, die vortheilhaft auf den menſchlichen Körper wirke und die Lebensgeiſter thätig erhalte. Dieſe ſo allgemein gehaltene Auskunft befriedigte ſie nur wenig; man wollte die Benennung dieſes koſtbaren Mittels von mir wiſſen. Da mir nun bekannt war, daß die Japaneſen lange und ſonderbar klingende Worte lieben, ſo ſagte ich ihnen, daſſelbe heiße: Sal volatile oleosum Sylvii. Man ſchrieb nun dieſe Benennung hinter dem Gitter nieder, daher ich die Worte mehrmals wiederholen mußte. Die folgende Frage beſtund darin: wer der erſte europäiſche Erfinder dieſes Mittels geweſen ſei, und welchem Lande er angehöre. Ich gab zur Antwort: es ſei der holländiſche Profeſſor Sylvius. Nun wurde ich gefragt, ob ich dieſes Mittel bereiten könne. Der Vorſtand der Miſſion flüſterte mir jetzt zu, ich ſolle Nein ſagen; allein ich antwortete: Ja! aber in Japan könne ich es nicht bereiten. Man wollte alsdann wiſſen, ob es zu Batavia zu haben ſei, was ich bejahte. Der Kaiſer erließ hierauf den Befehl, daß man es mit dem erſten Schiffe, das von Batavia abſegle, bringen laſſen ſolle. Derſelbe war bis jetzt mit den Damen gleichſam uns gegenüber in einiger Entfernung geſeſſen; allein jetzt kam er näher, und ſetzte ſich uns zur Rechten hinter die Gitter, ſo nahe es ihm möglich war. Er befahl uns jetzt, unſere Mäntel, worin unſere Feſtkleidung beſtand, abzulegen, aufrecht ſtehen zu bleiben, damit er uns recht betrachten könne, uns zu bewegen, ſtille zu ſtehen, uns gegenſeitig zu begrüßen, Luftſprünge zu machen, uns betrunken zu ſtellen, das Japaneſiſche zu radebrechen, holländiſch zu leſen, zu malen, zu ſingen, unſere Mäntel aus- und anzuziehen. Während wir, ſo gut es ging, ſeinen Befehlen gehorchten, ſang ich zum Tanze ein deutſches Liebeslied. Auf dieſe meiſt ſehr drollige Weiſe ſuchten wir den Kaiſer und ſeinen Hof zu beluſtigen. Unſer Vorſtand war jedoch in dieſen Befehlen nicht mitinbegriffen; ſein Amt, das darin beſteht, den Fürſten ſeines Landes zu vertreten, duldet nicht, daß derartige Zumuthungen, die ſeine Würde verletzen, an ihn gerichtet werden. Er trug überdieß in ſeinen Zügen wie in ſeinem ganzen Benehmen einen ſolchen Ernſt zur Schau, daß dieß den Japaneſen genügte, ihn mit derartigen Zumuthungen zu verſchonen. Nachdem man uns

(Fortſetzung folgt.)

Das Neueſte

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Eine Aufwartung der holländiſchen Miſſion zu Nangaſaki bei dem Kaiſer von Japan.

(Schluß.)

während zwei Stunden, obgleich mit aller äußern Höflichkeit, ſolche Dinge hatte verrichten laſſen, traten die ihres Haarſchmucks beraubten Pagen herzu und ſetzten vor jeden von uns einen kleinen Tiſch mit japaneſiſch zubereiteten Fleiſchſpeiſen und einem Paar kleiner elfenbeinerner Eßſtäbe; wir bedienten uns derſelben und aßen ein wenig, hießen aber unſern alten erſten Dolmetſcher, der kaum gehen konnte, den Ueberreſt mit ſich nehmen. Man ſagte uns jetzt, wir ſollten unſere Mäntel wieder anziehen und Abſchied nehmen, was wir mit vielem Vergnügen thaten. So endigte unſere zweite Audienz.

Eine Reiſe in den Ländern Laos.

Die Länder Schan oder Laos nehmen einen ſolch bedeutenden, noch theilweiſe unerforſchten Raum ein, daß es ſchwierig iſt, ihre Gränzen mit einiger Beſtimmtheit zu bezeichnen; man kann jedoch mit Gewißheit annehmen, daß die Nordgränze des Volkes Schan an die chineſiſche Provinz Yunnan, die Südgränze an Siam ſtößt; daß die nordöſtliche Gränze, jenſeits des May-Kong oder des Cambodſchefluſſes, die Bergkette, welche das annamitiſche Reich durchzieht, berührt, während die weſtliche Gränze über den Salwaen hinausreicht.

Die Nachbarſchaft der großen Völkerſchaften, die ſich um die Länder Laos gruppirten und zu mächtigen Monarchien bildeten, hatte die Wirkung, die Länder Laos der einen oder andern dieſer Monarchien, oder zeitweiſe allen, aber in verſchiedenen Graden, tributpflichtig zu machen.

Diejenigen dieſer Länder, welche in unſern Tagen von Reiſenden beſucht werden konnten, ſind die gegen Norden und Oſten gelegenen. Was die letzteren betrifft, müſſen wir uns bezüglich derſelben auf einige allgemeine Bemerkungen beſchränken. Da ſie feindlichen Einfällen der unabhängigen Kariaiſchen Stämme, der geſchworenen Feinde der Birmanen, ausgeſetzt, überdieß nur einer ſchwachen Vertheidigung durch ſich ſelbſt und ihre Souveräne fähig ſind, ſo haben ſie ſich unter die Oberherrſchaft der Birmanen begeben. Die Fürſtenthümer des Nordens und Südens (oder vielmehr Südweſtens), ſind ſtets von Siam abhängig geblieben.

Man zählt im Ganzen in Laos ſechs Fürſtenthümer, welche Siam Tribut zahlen. Die erwähnenswerthen Hauptſtädte derſelben ſind Lagon, Zim-May und Labong.

In dieſen, durch innere Fehden und mehr noch durch fremde Einfälle, deren Hauptzweck der geweſen zu ſein ſcheint, ſo viel wie möglich

Sklaven aus den Bewohnern zu machen, verwüsteten Ländern, iſt der größte Theil der eingeborenen unteren Claſſen von ſeinem Heimathsboden verſchwunden. Mehr als zwei Drittel der Bewohner der drei oben genannten Hauptſtädte beſtehen aus eingewanderten Birmanen. Es ſcheint erwieſen, daß die Siameſen aus Laos ſtammen, und daß die Bewohner von Laos ſelbſt aus Aſſam und dem benachbarten Birma eingewandert ſind. So viel iſt gewiß, daß alle Sprachen, welche man zwiſchen dem Brahmaputra und der Mündung des May-Nam ſpricht, nichts als Dialecte einer allen gemeinſamen Hauptſprache ſind.

Aus den Zeugniſſen aller derer, welche dieſe heute noch ziemlich unbekannten Landſtriche erforſchten, geht hervor, daß die Raçe Schan oder Laos trotz ihrer politiſchen Abhängigkeit in ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit den Siameſen, deren Joch ſie trägt, weit überlegen iſt und denſelben in geiſtiger Beziehung, namentlich in ihrer Befähigung zu allen Künſten des Ackerbaues und der Induſtrie, wenigſtens gleichkommt. Ein engliſcher Reiſender, dem zu Ehren in Labong ein Feſt gegeben wurde, ſchreibt: die Frauen der Häuptlinge könnten für aſiatiſche Schönheiten gelten; ihre ſchönen, großen und ausdrucksvollen Augen hätten nichts von der mongoliſchen Schiefheit; die Form ihrer Köpfe ſei eine feine, ihr Teint ein reiner; und wäre nicht die kleine birmaniſche Naſe, ſo würden viele derſelben überall durch die Schönheit ihrer Züge auffallen. Sieben dieſer Laoſſer Damen führten vor dem einen der Reiſenden einen Charaktertanz auf. Derſelbe Reiſende hielt ſich auf der Reiſe nach Lagon einen Tag, ehe er dieſe Stadt erreichte, in einem Dorfe auf, und die Bewohner deſſelben, welche den Befehl erhalten hatten, die Reiſenden mit allem Nöthigen zu verſehen, hielten ein Mahl bereit, zu dem nach der Sitte des Landes ein jeder Bewohner ſeinen Beitrag geliefert hatte. Dieſes Mahl ward von den Frauen des Orts, jungen wie alten, hereingetragen; die jungen waren, wie gewöhnlich, nackt bis an den Gürtel, und der Reiſende erklärt, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, in der ganzen Welt vollkommenere Schönheiten aufzuſuchen, und daß ein großer Theil dieſer Dorfſchönheiten eine ganz europäiſche Hautfarbe beſaßen.

Nachdem wir dieſe kurzen Notizen vorausgeſchickt haben, laſſen wir den intereſſanten Bericht eines franzöſiſchen Reiſenden folgen, der zuletzt dieſe Länderſtriche beſuchte:

„Ich verließ Bangkok am 5. Dezember mit einem Collegen in einem Boote, welches mit vier Ruderern bemannt war.

Von Bangkok an bis nach Latteon-Lavan, einer Stadt, welche wir am 16. Dezember erreichten, ſind die Ufer des May-Nam ziemlich bevölkert; man trifft hie und da am Ufer zerſtreute Wohnungen; von Zeit zu Zeit ſtellen ſich dem Blicke große Dörfer dar, und faſt jeden Tag trifft man eine Stadt, wo ein Gouverneur reſidirt. Bis dahin hat der Fluß noch keine ſo raſche Strömung, und die Fahrt iſt nicht ohne Annehmlichkeit. So wie man aber Latteon-Lavan vorbei iſt, wird der Horizont immer enger und verdüſtert ſich; rechts und links ſieht man Berge, zwiſchen denen ſich der May-Nam mit der ganzen Wucht eines Bergſtromes durchwälzt, indem er dicke, in der Regenzeit entwurzelte Baumſtämme mit ſich führt, die er alsdann mehr oder weniger im Sande ſtecken läßt. Hat die Ueberſchwemmung durch den Regen nachgelaſſen, ſo hindert dieß am Weiterreiſen, namentlich während der Nacht; denn die Barke ſtößt häufig an dieſe Baumſtämme an, die halb aus dem Waſſer ſtehen und die man nicht zeitig genug erblickt, um ihnen auszuweichen.

Die Ufer des Fluſſes beſtehen aus nichts als aus großen faſt undurchdringlichen Wäldern, die mit Tigern und andern wilden Thieren angefüllt ſind, aus Furcht vor denen man es nicht wagt, nahe am Ufer zu ſchlafen; man iſt vielmehr gezwungen, ſeine Barke weit von dieſen gefährlichen Ufern anzulegen. Nur alle zwei, drei oder vier Tage trifft man ein ſchlechtes Dorf an, in dem ſich nichts zu kaufen findet. Die Städte ſind noch in längerem Zwiſchenraume angelegt; ſeit Latteon-Lavan, das wir, wie oben bemerkt, am 16. Dezember berührt hatten, waren wir am 31. Dezember in keine andere Stadt, als nach Rahang gekommen.

In allen dieſen Länderſtrichen herrſchte eine ſo große Hungersnoth, daß wir kaum uns den nöthigen Reis verſchaffen konnten; glücklicherweiſe hatten wir von Bangkok einen ziemlich großen Vorrath getrockneter Fiſche

mitgebracht, und ſchoſſen unſere Leute von Zeit zu Zeit einige Pelikane oder einige große Reiher; ſonſt hätten wir uns oft mit bloßem Reis begnügen müſſen.

Uebrigens verlief dieſer Monat ohne alles unangenehme Zwiſchenſpiel und ohne daß man uns irgend aufhielt; denn, da wir uns auf Barken befanden, die man anamitiſche heißt, deren ſich die Sendboten des Königs gewöhnlich bedienen, ſo ſah man uns überall für Abgeſandte des Kaiſers an, ſo daß weder Gouverneur noch Zollbeamte uns zu fragen wagten, wer wir wären oder wohin wir gingen. Als wir jedoch nach Nahang, einer ziemlich bedeutenden, bloß 20 oder 30 Meilen von Maulmein gelegenen Stadt (die den Engländern gehört) am Meerbuſen von Bengalen angekommen waren, trafen wir dort ein ſehr ſtrenges Zollamt, das keine Barke ohne Paß vorüberläßt; wir machten daher auch keinen Verſuch, an deſſen Hafen vorüberzufahren, wie wir es ſonſt gethan hatten, ſondern hielten es für klüger, uns geradezu und am hellen Tage zum Gouverneur zu begeben, um zu hören, ob es nicht möglich wäre, denſelben durch kleine Geſchenke für uns zu gewinnen, ſchlüge dieß aber fehl, und verweigerte er uns die Erlaubniß zur Weiterreiſe, ſolche auf andere Weiſe zu verſuchen.

Ich ſteckte daher eine Flaſche kölniſch Waſſer, ein kleines Paket Thee und eine Scheere zu mir, ſtellte mich ihm damit vor und erklärte, wir ſeien Bad-Luang (Prieſter) von Bangkok, hätten die Abſicht, uns nach Zim-May, der Hauptſtadt des weſtlichen Laos, zu begeben und wollten nicht vorüberfahren, ohne ihn zu beſuchen und ihm ein Zeichen unſerer Freundſchaft darzubringen. Mit dieſem Eingang, und ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu laſſen, fragte ich ihn, welchen der beiden Wege dahin er für den leichteſten halte, den unſere Reiſe in Barken fortzuſetzen oder landeinwärts mit Elephanten zu reiſen.

Ich hoffte ihn durch dieſen zuverſichtlichen, von mir angenommenen Ton glauben zu machen, daß unſere Papiere in Ordnung, und daß es überflüſſig ſei, ſich ſolche vorzeigen zu laſſen; allein meine Liſt gelang nicht; denn ſein erſtes Wort war, daß er unſere Päſſe zu ſehen verlangte. Wir beſaßen in der That den nichtsſagenden Brief eines chriſtlichen Mandarinen *), wodurch allen Gouverneuren der Städte, den Dorfvorſtehern und Zollbeamten im Namen eines Fürſten geboten war, die benannten Bad-Luang, welche die ſich im Königreiche befindenden chineſiſchen und anamitiſchen Chriſten beſuchen wollten, frei paſſiren zu laſſen; allein es hieß darin nicht, daß uns erlaubt ſei, den Heiden zu predigen, noch weniger, die Gränze zu überſchreiten.

Da er dieſe Päſſe zu ſehen verlangte, ſo mußte ich ihm nothwendiger Weiſe dieſen Brief, auf den ich keine Hoffnung ſetzte, den herauszugeben aber mich ſolchergeſtalt die Nothwendigkeit zwang, übergeben. Dem Himmel ſei Dank, er verſtand ihn falſch, und ſah ihn ſogar als eine ausdrückliche Empfehlung des darin genannten Fürſten an; enthielt ſich daher auch aller Schritte, uns aufzuhalten. Der Gouverneur ſagte uns im Gegentheil, wir ſeien frei, dahin zu gehen, wohin wir wollten. Was meine Frage betreffe, ob es rathſam ſei, der Flußſtraße zu folgen, ſo könnten wir das nicht wegen der vielen Waſſerfälle, die man auf dem Fluſſe treffe. Wir könnten zwar zu Lande uns der Elephanten bedienen, allein die Wege ſeien ſehr ſchlecht. Am rathſamſten ſei es, uns auf einem Fluſſe einzuſchiffen, den er uns bezeichnete; von da würden wir in eine Stadt Namens Thoen und von dieſer leicht nach Zim-May mit Elephanten gelangen. Ich erwiederte ihm, wir würden ſeinem Rathe folgen.

Nachdem ich von ihm einen Brief erhalten hatte, der ein Paß in beſter Form war, um in Laos zu reiſen, ſo ſetzten wir unſere Reiſe nach der uns benannten Stadt fort, wo wir in ſieben Tagen ankamen.

Daſelbſt angelangt, gaben wir unſere Barken in die Obhut des Gouverneurs derſelben und nahmen Elephanten, um über die ungeheuren Berge zu gelangen, die vor uns lagen. Sie bilden zwar keine ſehr hohe

*) Im Orient wird das Wort Mandarine von Chriſten häufig gebraucht, obgleich es bei den Völkern des Orients nicht im Gebrauche iſt; daſſelbe kommt vom portugieſiſchen „Mandar", Befehlen.

Kette; allein ſie ſind mit wilden Elephanten, Tigern und Panthern angefüllt, die die Reiſe über dieſelben ſehr gefährlich machen. Wir brauchten fünf Tage, um über dieſelben zu gelangen und brachten während dieſer Zeit die Nächte im freien Felde zu, indem die Dichtigkeit der Bäume allein uns Schutz gegen den Thau, und große Feuer, die wir um unſer Lager anzündeten, vor wilden Thieren boten. Dieſe Feuer, welche wir die ganze Nacht über unterhielten, dienten auch dazu, uns zu erwärmen; denn man wird leicht begreifen, daß im Januar mitten in Wäldern und unter dem zwanzigſten Breitegrad, namentlich in der Finſterniß, die Luft ziemlich friſch ſein mußte.

Als wir auf der höchſten Spitze dieſer Berge ankamen und zu unſern Füßen dieſes arme Laos ſahen, das vor uns niemals ein Miſſionär betreten hatte, fühlte ich mich tief erregt; tauſende von Gedanken ſtiegen in mir auf; unfähig, die Bewegung zu unterdrücken, von der meine Seele ergriffen war, ſtimmte ich laut ein Te Deum an.

Als wir in die Ebene niederſtiegen, wanderten wir zwei Tage lang durch ein großes und ziemlich angenehmes Feld, das vor Kurzem eine ſchöne Reis-Ernte gegeben zu haben ſchien. Endlich kamen wir in Zim-May den 18. Januar an.

Der franzöſiſche Miſſionär hielt ſich zwei und einen halben Monat in Zim-May auf und ſchildert dieſe Stadt als eine ſehr ausgedehnte, die jedoch, vermöge der indiſchen Art, ihre Wohnungen mit Bäumen und Gärten zu umgeben, nur etwa 20,000 Einwohner habe. Er ſagt weiter hierüber: „Das ganze Volk lebt faſt von nichts als Reis; einen Ausfuhrhandel gibt es kaum. Sobald die Bewohner des Landes ihre Ernten eingethan haben, leben ſie vollkommen müßig bis in den Monat Juni oder Juli, wo ſie von Neuem ihre Felder zu bebauen anfangen. Sie haben daher auch wenig Geld, und die meiſten Geſchäfte werden durch Waarentauſch gemacht. Namentlich das Salz ſpielt hierbei eine große Rolle; vermittelſt des Salzes kann man ſich alles verſchaffen, was man will; es kommt von Bangkok und wird in Zim-May ſehr theuer verkauft.

In Zim-May gibt es faſt eben ſo viele Pagoden als Häuſer; man kann kaum einen Schritt gehen, ohne rechts und links auf eine ſolche zu ſtoßen. In der Stadt allein zählt man zum wenigſten an hundert ſolcher Pagoden, deren jede von zehn, zwanzig oder dreißig Talapoins (Prieſter) bewohnt wird, ohne einer ebenſo großen Zahl zu erwähnen, die in Trümmern liegen, und die man nicht mehr aufbaut. Was dieſe Talapoins betrifft, ſo ſind dieß meiſt junge Leute, die kaum leſen können, und ihre Zeit mit Eſſen, Schlafen, Spielen oder noch Schlimmerem verbringen. Sie haben mir wohl ſelbſt hie und da ihren ſchlimmen Lebenswandel eingeſtanden; hätten ſie uns aber auch nichts davon geſagt, ſo waren wir doch durch das, was unſere eigenen Augen ſahen, belehrt, daß ihre Tempel nichts als Schulen der Unmoralität ſind.

Als wir in Zim-May ankamen, logirten wir uns, da wir Niemand daſelbſt kannten und von Niemand gekannt waren, in einem Hauſe ein, das der Kaiſer des Landes zum allgemeinen Gebrauche der Reiſenden hatte erbauen laſſen *). Dieſe Wohnung, in der wir die erſten 14 Tage zubrachten, hat nichts als das Dach und den Fußboden, und iſt ſonſt ganz den Winden offen; die Nächte über hatten wir daher auch ziemlich kalt, und den Tag über waren wir ſtets von einem Schwarm Neugieriger umlagert, deren wir uns kaum zu erwehren wußten, wenn wir unſere Mahlzeit genießen oder unſer Gebet verrichten wollten. Zehn Tagreiſen weit kamen Leute herbei, um die franzöſiſchen Prieſter zu ſehen, die man ihnen als ſechs Fuß hohe Rieſen beſchrieben hatte.

Kurz nachdem wir in dieſem Bungalo abgeſtiegen waren, beſuchten wir einen Großen des Reiches, deſſen Amt darin beſteht, die Fremden bei dem Herrſcher des Landes einzuführen, und baten ihn, für uns eine Audienz nachzuſuchen. Des andern Tages kam derſelbe, um uns zu wiſſen zu thun, daß ſein Gebieter zu unſerm Empfange bereit ſei; daß wir uns aber zuvor auf das Rathhaus be-

*) Es ſind dieß die im arabiſchen Morgenlande Caravanſerai, in Indien Bungalos geheißen werden.

geben müßten, wo man unſere Papiere unterſuchen werde, um darüber an den Herrſcher des Landes zu berichten. Wir begaben uns dahin, wo man uns in einen großen, ſchmutzigen Saal führte, in dem acht oder zehn ziemlich alt und ehrwürdig ausſehende Mandarinen mit ernſten Mienen verſammelt waren, und uns erwarteten. Da ſich daſelbſt weder Bänke noch Stühle befanden, ſo blieb uns nichts übrig, als uns unter den Weiſen auf den Fußboden niederzuſetzen. Sie verlangten unſere Päſſe zu ſehen, die ſie vollkommen in Ordnung fanden. Dann fragten ſie uns nach dem Zweck unſerer Reiſe.

Wir erklärten ihnen rund heraus, wir ſeien Prieſter aus Europa, die zuletzt von Siam kämen, um die Religion des wahren Gottes zu lehren, und ihnen den einzigen Weg zu zeigen, der zum Seelenheile führe. Dieß veranlaßte einen ziemlich lebhaften Streit, der durch die Nachricht unterbrochen ward, der Herrſcher erwarte uns in ſeinem Palaſte. Derſelbe empfing uns ziemlich freundlich und fragte uns auf ſtameſiſch über die chriſtliche Religion aus. Wir boten ihm unſere Geſchenke dar, die in einer Vogelorgel, einer Flaſche Kölniſchen Waſſers, einem hohl- und einem glattgeſchliffenen Spiegel und zwei Cryſtallgläſern beſtanden, und baten um die Erlaubniß, in ſeinem Reiche verweilen zu dürfen. Er ſprach uns ſeine Einwilligung hierzu aus, und daß er uns eine paſſende Wohnung bauen laſſen werde; bis dieſe fertig ſei, könnten wir fortfahren, den Bungalo zu bewohnen.

Des andern Tages erfuhren wir, daß der Beherrſcher in der Nacht ſeine erſten Mandarinen zuſammenberufen habe, daß er ſie wegen unſrer um Rath gefragt und daß mehrere derſelben geantwortet hätten: „Wir haben bereits einen Gott und auch Prieſter; was ſoll uns dieſe Lehre einer fremden Religion? Wollen ſie unter uns bleiben, ſo verweiſe man ſie außerhalb der Stadtmauern zu den Fremden.“ Einige Tage darauf forderte ich eine neue Audienz, unter dem Vorwande, daß ich dem Könige einige ſeltene Dinge zeigen wolle; ich bot auch dieſe ihm zum Geſchenke an, und drang, trotz dem Abrathen ſeiner Miniſter, damit durch, daß man unſer Haus innerhalb der Stadt errichte; allein dieſe Wohnung war ſo ärmlich, daß wir ſogleich vorausſahen, was auch ſpäter wirklich geſchah: es war nichts weiter, als eine Barrake aus Bambus, die höchſtens vierzig Franken gekoſtet haben konnte. Obgleich ſie weder Fenſter noch Luftlöcher hatte, ſo war ſie doch von allen Seiten ſo offen, daß man hell darin ſehen konnte, und zwar ganz ſo hell, als wenn wir unter bloßem Himmelsdache uns befunden hätten.

Einſt beſuchte uns ein Fürſt mit einem ſeiner jüngſten Söhne, und es kam mir der Gedanke, ihm ein paar Hoſen aus Baumwollezeug als Geſchenk für denſelben anzubieten. Während ich nämlich in Bangkok mich befand, hatte ich zwanzig ſolcher Kleidungsſtücke machen laſſen, die ich für arme Familien als Geſchenke beſtimmte. Ein jedes Paar ſtand mich auf 7½ Sous (10½ kr. rhn.). Ich durfte mir daher kaum eine Hoffnung machen, mit einem ſo unbedeutenden Geſchenke einen ſo vornehmen Sprößling zu erfreuen; allein er hatte ſie nicht ſobald erhalten, als er ſie auch anzog und ſtolz damit in den Palaſt zurückkehrte.

Tags darauf kam die Kaiſerin ſelbſt mit einer ganzen Schaar Neffen und Enkel in ein uns benachbartes Haus und ſandte uns von da aus eine Silberbarre mit der Bitte zu, ihr dafür zehn paar Hoſen zu verkaufen. Ich bot ſie ihr ohne alle Vergütung an, und konnte mich von da an kaum der Prinzen und Prinzeſſinen erwehren, welche alle Hoſen haben wollten.

Da wir in unſern Beſtrebungen mancherlei Hinderniſſen begegneten, ſo ſuchte ich bei dem Kaiſer (Tſoboa) um eine neue Audienz nach, die ich auch erhielt, und worin er mir erklärte: „Ich habe Niemand die Annahme Eurer Religion verboten; mehr kann und will ich nicht thun“.

Dieß reifte in uns den Entſchluß, abzureiſen. Wir verließen Zim-May bald darauf und erreichten noch denſelben Tag ſüdlich von Zim-May ein Reich, Namens Lapun. Sogleich nach unſerer Ankunft begaben wir uns an den Sitz der Regierung, nämlich auf das Stadthaus, wo wir 6 bis 8 Mandarinen trafen, die ſich dort alle Tage verſammeln, um die Beſchwerden des Volks anzuhören, die Streite zu ſchlichten und das öffentliche Regiment zu beſorgen, das ganz in ihren Händen liegt. Sie fragten uns,

wer wir ſeien, woher wir kämen und was uns in ihr Land führe. Allein ſie wußten dieß ſchon; denn mehrere von ihnen hatten uns in Zim-May geſehen; dieß ſollte nur den Eingang der Unterhaltung bilden. Wir ſagten ihnen, wir brächten die gute Botſchaft von Jeſus Chriſtus; allein ein ſpöttiſches Lächeln war alles, was wir von ihnen zur Antwort erhielten. Man erlaubte uns jedoch, uns in einer Art Saal vor der Stadt einzurichten, wo wir von Morgens bis Abends den Neugierigen predigten, welche ſich um uns verſammelten. Wir blieben jedoch nicht unbeunruhigt. Während der Nächte waren ſtets 40 bis 50 Talapoins in der Nähe unſeres Zufluchtsortes mit Geſchrei und Lärm aller Art, der uns nicht ſchlafen ließ; hie und da warfen ſie ſogar Steine gegen unſere Wohnung, ohne jedoch ihre Feindſeligkeiten weiter zu treiben.

Nachdem ich gänzlich ohne Erfolg Klage auf dem Stadthaus hierüber geführt hatte, entſchloß ich mich, den König allein aufzuſuchen; ich trat in ſein Gemach, ohne mich zuvor melden zu laſſen, und ſprach ſo keck mit ihm, daß er Angſt bekam und ſogleich den Talapoins verbot, uns fernerhin zu beläſtigen. Man befolgte zwar ſeinen Befehl, allein da nichts deſtoweniger ſein Volk keine Luſt bezeigte, das Wort Gottes zu hören, ſo ſchüttelten wir den Staub von unſern Füßen, und zogen weiter. Nach einem Marſche von vierzig Tagen über Berge, wo wir nichts als Reis und Eier zu eſſen bekamen, gelangten wir endlich in ein anderes Reich, Lagon genannt; wir blieben zwölf Tage daſelbſt, ernteten aber als Lohn für unſere Mühe nichts als Hohn und Schimpf jeder Art. Hätten wir nicht den Brief von Bangkok gehabt, den ſie als eine beſondere Empfehlung eines Höchſtgeſtellten anſahen, ſo wäre es uns ſchlimm ergangen. Es war daher auch hier unſeres Bleibens nicht und wir ſetzten unſere Reiſe in der Richtung gegen Südweſten und über Berge fort, die kein End zu nehmen ſchienen.

Bis dahin war ich auf dem Rücken eines Elephanten gereist, und obgleich die Bewegung dieſes Thieres nichts weniger als angenehm iſt, befand ich mich doch ziemlich gut dabei; allein da wir uns auf dieſer letzten Station bloß die zum Transport unſerer Effecten nöthigen Elephanten hatten verſchaffen können, ſo mußten wir uns fortan zum Fußreiſen bequemen. Es war im Monat April; die ganze Atmoſphäre ſchien ein Glühmeer zu ſein; die Hitze hatte die Baumblätter getrocknet und abfallen machen; alle Waſſerquellen waren verſiegt und die Pfade, welche wir verfolgten, waren nichts als geſpitzte Felſenmaſſen oder ein brennender Sand. Vom erſten Tage an litten meine Füße ſo, daß, als wir da ankamen, wo wir unſer Lager aufſchlagen wollten, ſich die Haut davon ablöſen ließ.

Um die große Tageshitze zu vermeiden, begab ich mich am andern Morgen ſehr frühe mit einem Führer auf den Weg, um vorauszugehen und um ſpäter an einem Ruhepunkte die nachfolgende Caravane abzuwarten.

Da jedoch ſolche nicht nachkam, ſo fing ich an zu fürchten, die Caravane werde ermüdet an einem andern Orte Halt gemacht haben. Was nun thun? Die Sonne war im Untergehen begriffen, und wir kamen faſt vor Hunger um. Umzukehren, ohne zu wiſſen, wie weit es nöthig wäre zurückzugehen, war unmöglich; wir waren erſchöpft. Die Nacht ohne Feuer mitten unter Tigern zuzubringen, war eben ſo wenig rathſam. Was war alſo zu thun? Da man uns geſagt hatte, es befinde ſich nicht weit von da ein kleines Dorf, ſo ſammelten wir unſere Kräfte, und entſchloſſen uns, daſelbſt Gaſtfreundſchaft nachzuſuchen und unſere Elephanten zu erwarten, die des andern Tags jedenfalls vorbeikommen mußten. Unſere Gaſtfreunde theilten das ärmlichſte Mahl, was man genießen kann, eine Schüſſel wilder Erdäpfel, mit uns; und am zweiten Tage ſtieß unſere Caravane wieder zu uns.

Es war jetzt um die Zeit der Paſſatwinde und wir mußten daher an unſern Heimweg denken. In weiteren zwölf Tagen langten wir wieder wohlbehalten zu Bangkok an.

Weltumsegelungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

(Aus einem Privatbriefe des auf der Fregatte befindlichen Naturforschers Dr. Ferdinand Hochstetter.)

Sydney, den 3. Dezember 1858.

Mit unserem Aufenthalt in Sydney bin ich sehr zufrieden; er ist länger geworden, als ursprünglich beabsichtigt war; denn die Reparaturen an der Fregatte nahmen mehr Zeit weg, als man anfänglich glaubte. Dann kamen Festlichkeiten über Festlichkeiten; und jetzt werden Lebensmittel auf sechs Monate eingeschifft. Ende dieser Woche sind wir segelfertig, und wahrscheinlich am 7. Dezember geht es wieder in See nach Auckland (Neuseeland), wohl nur eine kurze Ueberfahrt von 10 Tagen. Es wird in Sydney ein Humbug mit uns getrieben, wie wir's noch nie erlebt. Die Theater reißen sich um die Ehre, auf ihren Zetteln mit riesigen Buchstaben zu drucken, daß heute Abend unter Patronage des Commodore und der Offiziere Sr. k. k. Majestät Fregatte Novara gespielt wird; wir bekommen dann jedes Mal Freibillets in die erste Loge, und man ist sicher, Abends neben der Loge voll österreichischer Uniformen die Logen voll der schönsten Damen von Sydney zu sehen. Bei Allem, was jetzt in Sydney vorgeht, spielt die Novara eine Hauptrolle: bei Bällen, Festessen, Familiendiners — und die sonst so stolzen Engländerinnen erscheinen in österreichischen Landesfarben. Merkwürdigerweise ist die Novara das größte Kriegsschiff, das je Port Jackson besucht hat, das größte Schiff, das je in den Regierungsdocks lag, das einzige deutsche Kriegsschiff, das hier war, unsere Musikbande die beste, die je in Sydney gehört wurde, der Ball, der vor einigen Tagen an Bord der Novara stattfand, der glänzendste, den die Sydneyer schöne Welt auf den Wassern des Port Jackson erlebte; Alles Gründe genug, um die Novara in Australien unsterblich zu machen. Ich glaube aber, wir dürfen uns Naturforschern auch ein gut Theil dieser Ehre zuschreiben, denn man schildert uns als Männer der Wissenschaft, die der Nation von Humboldts und Liebigs angehören, als Landsleute von Dr. Leichhardt, dem berühmten deutschen Reisenden in Australien; man wundert sich, daß wir alle englisch sprechen u. s. w., und thut Alles, was denkbar ist, um unsere Zwecke zu unterstützen. Ich habe verhältnißmäßig am Lande selbst wenig sehen können; um so reicher sind aber die Sammlungen ausgefallen, mineralogische, paläontologische und Berichte und Schriften über die Colonie von New-South-Wales, die ich hier zusammengebracht. Ich schickte 7 ansehnliche Kisten, angefüllt mit diesen Sammlungen, von hier an die Akademie ab und glaube in meinen Sammlungen geologisch wenigstens die ganze Colonie repräsentirt zu haben. Kupfererze und Versteinerungen sind mitunter prachtvoll, nur Gold bringe ich keines mit, ein theurer Artikel, von dem wir vielmehr eine ansehnliche Partie zurücklassen mußten.

Auckland in Neuseeland, den 27. Dezember 1858. Das herrlichste Sommerwetter begünstigt unsern Aufenthalt auf dem merkwürdigen Neuseeland; es ist gerade Heuzeit und die Kirschen hängen an den Bäumen. Da die Gegend von Auckland ringsum auf 4—5 Meilen vollkommen kultivirtes Land ist, prächtige Aecker, Kartoffelfelder, Wiesen und Viehherden, so kann man sich, wenn gleich die Verhältnisse in einem äußerst primitiven Zustande sind, doch ganz behaglich hier fühlen. Freilich, geht man nur einen Schritt über die Gränzen der Kulturen, so weiß man, wo man ist, und dann und wann begegnet einem auch ein branner Kerl mit wunderschön tatowirtem Gesicht und erinnert an die Zeiten der Menschenfresser hier zu Lande. Diese ehemaligen Menschenfresser, der kriegerischste und wildeste, zugleich der intelligenteste aller Südseestämme, sind jetzt alle Christen, gute, gastfreundliche Leute, unter denen man sicherer lebt und reist als in manchen Theilen von Europa. Daß das Erscheinen der Novara, des größten Kriegsschiffes, das je in den Hafen von Auckland eingelaufen, auch hier das größte Aufsehen erregt, ist begreiflich. Einladungen über Einladungen zu Beamten und Farmern nach allen Richtungen. Die Leute wollen einmal wieder gebildete Menschen sehen und nehmen

daher uns Fremde überall mit den offenſten Armen wie uralte Freunde auf. Oeſterreich, Deutſchland, England, Frankreich, alle dieſe Staaten ſind hier zu einem Lande, zu Europa, zuſammengeſchmolzen, und man denkt gar nicht daran, daß unſere Flagge andere Farben hat, als engliſche. Bis jetzt bin ich nur in der nächſten Umgegend von Auckland herumgekommen, wo es an zahlloſen vulkaniſchen Eruptionskegeln und andern intereſſanten Formationen für den Geologen ſehr viel, für den Zoologen und Botaniker aber faſt gar nichts gibt. Außer den Farrenkräutern ſind faſt alle Pflanzen, die man bei Auckland ſieht, eingewandert.

Das nördliche Polarmeer.

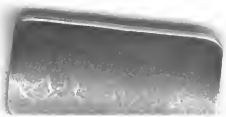
Lieutenant Maury ſchreibt über die wahrſcheinliche Exiſtenz einer offenen nördlichen Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Ocean:

Ganz abgeſehen von jeder directen Nachſuchung geben doch gewiſſe Beobachtungen über die Wallfiſche den Beweis, daß irgendwo im Norden der Continente eine offene Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Ocean vorhanden iſt. Die Wallfiſche gehören verſchiedenen Arten an, je nachdem ſie im Norden oder Süden leben; die einer Hemiſphäre angehörenden Arten finden ſich nie in der andern, während man die nördlichen Arten ſowohl unweit der Behringsſtraße wie auch in der Baffinsbay und in der Nähe von Grönland antrifft; das allein würde ſchon ſehr zu Gunſten einer Verbindung zwiſchen den beiden Meeren ſprechen. Es ſind nun noch andere Gründe vorhanden, und der poſitive Beweis für eine ſolche Verbindung wurde dadurch erlangt, daß die Wallfiſchjäger die Gewohnheit haben, ihre Harpunen mit einer beſtimmten Marke und einem Datum zu bezeichnen. Der Doctor Scoresby citirt in ſeinem Werke über die Polarexpeditionen mehrere Beiſpiele von Wallfiſchen, die in der Nähe der Behringsſtraße erlegt wurden und in ihrem Speck noch Harpunen mit ſich ſchleppten, welche in der Baffinsbay auf ſie geſchleudert worden waren Bei einer oder zwei Gelegenheiten war der verfloſſene Zeitraum zwiſchen den beiden Angriffen auf den Wallfiſch ſo kurz, daß man unmöglich annehmen konnte, er ſei um das Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung herumgeſchwommen. Uebrigens wäre eine ſolche Hypotheſe auch ohnedem nicht zuläſſig, denn die tropiſchen Gegenden des Oceans ſind für die Wallfiſche der Polarmeere ganz unzugänglich. Alle dieſe Gründe laſſen keinen Zweifel über die wenigſtens zeitweiſe Exiſtenz einer offenen Durchfahrt zwiſchen den beiden Meeren. Dr. Kane ſtieß auf ein offenes Meer im Norden des 82. Parallelkreiſes. Um dahin zu gelangen, mußte er mit ſeinen Gefährten über eine Eisdecke von 80—100 Meilen (engl.) Breite, wobei das Thermometer auf 51° Celſius ſtand. Im Norden des Eisfeldes befand er ſich am Rande eines ganz offenen Meeres, das ſich in unbegränzter Ferne nach Norden erſtreckte; die Strömungen in fortſchreitender Richtung und die Schwankungen der Ebbe und Fluth waren ſehr merklich, und die Wellen der hohlen See, welche nur in weiteren offenen Meeren vorkommen, brachen ſich zu den Füßen der kühnen Reiſenden. Es iſt aber nicht anzunehmen, daß die Ebbe und Fluth des atlantiſchen Oceans ſich hätte durch Schwingungen fortſetzen können. Die Bewegungen des letzteren werden in den obern Waſſerſchichten von dem ungeheueren Eisfelde ſo ſicher aufgehoben, daß ſie ihm auch nicht die leiſeſte Schwankung mittheilen. Wenn dieſe Thatſachen genau und die Schlußfolgerungen richtig ſind, ſo müſſen die noch unerforſchten Gegenden um den Pol herum von einem tiefen Meere gebildet ſein. Dieſe Gegenden nehmen einen Flächenraum von 1½ Millionen Quadratmeilen ein, auf welchem man nirgends Ebbe und Fluth finden würde, wenn ſich ſtellenweiſe Land oder Unterſeen befänden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dahe
Arm
Deu
Sta
zufa
nicht
hat,
der

E
ſchei
Ver
dem
G
ſuch
über
im
bind
ſtill
gehö
ſie i
Hen
nie
liche
ſtra
Näl
ſcho
ſche
nun
poſi
wu
jäg
mit
tun
citi
diti
die
wu
mit
auf
ode
Zei
der
an
ode
ſch

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

MÜNCHEN